Karajábootsmann.

/Frontispiece facing the title page./

In den Wildniſſen Braſiliens

Bericht und Ergebniſſe der Leipziger Araguaya-Expedition 1908

Von Dr. Fritz Krauſe

Direktorial-Aſſiſtent am Städtiſchen Muſeum für Völkerkunde in Leipzig

Mit 517 Textabbildungen, 337 photographiſchen Abbildungen auf 69 Tafeln und 2 Karten

[title page]

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

[p. I]

Vorwort.

Im Jahre 1908 unternahm ich im Auftrage der Stadt Leipzig eine ethnographiſche Forſchungsexpedition ins zentrale Braſilien, die die wiſſenſchaftliche Erforſchung der zu beſuchenden Indianerſtämme mit den modernſten Methoden und Inſtrumenten, ſowie die Bergung der ſichtbaren Belege ihres kulturellen Lebens für das Leipziger Muſeum für Völkerkunde zum Zwecke hatte. Ihr Ziel war das Gebiet des mittleren Araguaya, zwiſchen 15. und 9.° ſüdlicher Breite, mit den Indianerſtämmen der Karajá, Šavajé, Tapirapé und Kayapó.

Die Expedition nahm ihren Anfang am 29. Januar 1908 und kehrte am 7. Februar 1909 nach Leipzig zurück. Das Programm wurde im allgemeinen durchgeführt; nur der geplante Vorſtoß nach Weſten mußte wegen unüberwindlicher geographiſcher Schwierigkeiten vorzeitig abgebrochen werden.

Es wurde ein reichhaltiges Material an Beobachtungen aller Art, photographiſcher und phonographiſcher Aufnahmen, Skizzenbuchzeichnungen uſw. mitgebracht. Die über 1100 Stück umfaſſende ethnographiſche Sammlung iſt in den Beſitz des Muſeums für Völkerkunde zu Leipzig übergegangen. Veröffentlicht habe ich bisher von meinen Ergebniſſen nur die Nachbildungen von Tanzmasken der Karajáindianer im Zuſammenhang mit einer Darſtellung des Maskenweſens dieſes Stammes (im Jahrbuch des Muſeums für Völkerkunde zu Leipzig, 3. Band, Leipzig 1910), ſodann eine Studie über die Kunſt der Karajáindianer (im Bäßler-Archiv Band 2, Heft 1, Berlin 1911), in der das von mir geſammelte Material an plaſtiſcher und zeichneriſcher Kunſtbetätigung der Indianer wiedergegeben iſt.

Hier nun ſoll das geſamte übrige Material der Öffentlichkeit übergeben werden.

Den eigentlichen Ergebniſſen ſchicke ich als erſten Teil einen Bericht über die Expedition voraus. Ich halte das für ſehr wichtig; denn die Ergebniſſe der Expedition können erſt dann richtig eingeſchätzt werden, wenn die Art ihrer Gewinnung bekannt iſt, alſo die Bedingungen, unter denen die Studien erfolgten. Der Reiſebericht bringt daher den äußeren Verlauf

[p. II not processed]

der Reiſe, und behandelt dabei vor allem ausführlich das Leben mit den Indianern, da nur aus dieſer Darſtellung die Forſchungsmöglichkeiten, beſonders die mannigfaltigen Beſchränkungen, denen man draußen ſehr gegen ſeinen Willen unterworfen iſt, zu erſehen ſind. Dabei iſt ein kurzer kultureller Überblick über die einzelnen Indianerſtämme gegeben, ſowie mancherlei pſychologiſches und ſonſt allgemein intereſſantes Material mitgeteilt, das im zweiten Teil nicht in dieſer ausführlichen und direkt wirkenden Weiſe hätte verwertet werden können. Ich hoffe, daß es mir dadurch gelungen iſt, ein möglichſt getreues Bild von dem Leben und den Anſchauungen dieſer Indianer zu zeichnen. Sodann umfaßt der Bericht in kurzen Zügen einen Überblick über die geographiſchen Verhältniſſe der durchreiſten Gebiete, über die Art des Reiſens, den kulturellen Zuſtand des Landes, und wird damit wohl manches Neue bieten und künftigen Reiſenden wichtige Fingerzeige geben können.

Der zweite Teil, der die Ergebniſſe behandelt, iſt mehr als Nachſchlagewerk gedacht. Für das wichtigſte halte ich die Veröffentlichung des Materials durch Abbildungen und Beigabe der nötigen Notizen, geſichtet und überarbeitet nach wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkten und verglichen mit dem bisher vorliegenden Material aus dieſer Gegend. Dabei iſt eine ſtrenge Scheidung in ſolche Punkte, die ſelbſt mehrmals oder nur einmal beobachtet wurden und in ſolche, die nur erkundet wurden, eingetreten. Dieſe Scheidung kann meiner Meinung nach nicht ſtreng genug gehandhabt werden, wenn ſich nicht Fehler einſtellen ſollen, die ſich dann immer weiter vererben. Einige Nachrichten, die mir ſehr unſicher erſchienen, habe ich in Anmerkungen behandelt, um ſpäteren Forſchern Hinweiſe auf deren Nachprüfung zu geben. Ich glaube damit der Wiſſenſchaft den beſten Dienſt zu erweiſen, indem ich das Material für ſich und nur als ſolches veröffentliche. Denn ſo bleibt es dauernd verwertbar. Zwar wird dieſe Methode, die ſich fern hält von dem Beſtreben, Probleme zu löſen und weitreichende Beziehungen nachzuweiſen, von manchen Leuten als „veraltet" angeſehen, doch halte ich ſie für die einzig richtige, um den wiſſenſchaftlichen Wert jeder Mitteilung feſtzuſtellen und damit geſichertes Material zu beſchaffen, das allein uns in unſerer Wiſſenſchaft weiter bringen kann. Daher habe ich auch die Frage nach der Stellung der Karajá zu den übrigen Indianerſtämmen nur geſtreift; dies Hauptproblem zu löſen, dazu ſind weitumfaſſende Vorſtudien nötig, da faſt alle vergleichenden Arbeiten in der ſüdamerikaniſchen Völkerkunde noch fehlen. Sie wird deshalb einer ſpäteren Publikation vorbehalten bleiben. Ich weiß, daß ich mit dieſer Art der Selbſtbeſchränkung der Zuſtimmung vieler meiner Fachgenoſſen ſicher bin.

Die Expedition hat überall, wohin ich kam, hier zu Haus wie drüben in Braſilien, weitgehende Förderung und Unterſtützung hilfsbereiter Menſchen gefunden, und ich möchte nicht verfehlen, allen dieſen hierdurch meinen wärmſten Dank auszuſprechen. Dieſer Dank gebührt in erſter Linie dem Rat der Stadt Leipzig und dem Leipziger Stadtverordnetenkollegium für die Bereitwilligkeit, mit der ſie die Mittel für die Expedition zur Verfügung ſtellten, ſowie Herrn Konſul Dr. Herrmann Meyer, der die Liebenswürdigkeit hatte, ſofort eine große Summe für das Unternehmen bereit zu ſtellen, ihm ſpäterhin einen guten Abſchluß zu ſichern und mir bei der Ausrüſtung mit Rat und Tat zur Seite zu ſtehen. Gleichen Dank ſchulde ich Herrn Prof. Dr. Weule und Herrn W. v. d. Steinen für Unterſtützung und Rat bei Ausarbeitung des Planes und Zuſammenſtellung der wiſſenſchaftlichen und perſönlichen Ausrüſtung, desgleichen Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Hans Meyer für Überlaſſung von Inſtrumenten und Gewehren. Nicht minder kräftig war die Förderung, die meine Expedition in Braſilien ſelbſt fand. An erſter Stelle gebührt der Dank den kaiſerlich deutſchen Behörden, vor allem dem Herrn Geſandten Freiherrn v. Reichenau, ſodann den Herren des Konſulats in Rio de Janeiro und Herrn Legationsrat Flügel in S. Paulo. Sie alle haben mir ihren Beiſtand gewährt und mir von der braſilianiſchen Zentralregierung wie den Regierungen der einzelnen Staaten weitgehendſte Vergünſtigungen erwirkt, für die ich dieſen Regierungen auch hier meinen ergebenſten Dank ausſprechen möchte. Gleicher Dank gebührt unſeren deutſchen Landsleuten, Herrn Marxſen in Rio, Herrn Naſchold in S. Paulo und Herrn Öckinghaus in Goyaz, die in ſelbſtloſer, aufopfernder Weiſe mich auf alle Art unterſtützten und mir die wertvollſten Fingerzeige gaben, durch die mir erſt die programmäßige Erledigung der ganzen Reiſe ermöglicht wurde. Und zum Schluß, aber nicht minder herzlich habe ich zu danken meinen Camaradas, die ſo willig alle Anſtrengungen und Mühen auf ſich genommen haben, dem Deutſchen Adam, dem Braſilianer Antonio, den Indianern Pedro dem Getreuen, Benedicto dem Luſtigen und den vielen anderen Indianern, die mir gern und willig halfen, als das anfängliche Mißtrauen geſchwunden war, und die mir, da ich mich als ihresgleichen gab, mein in ſie geſetztes Vertrauen mit gleichem Vertrauen lohnten.

Die Koſten des Druckes ſind zum Teil aus dem Etat des Muſeums für Völkerkunde beſtritten worden unter Beteiligung des Vereins für Völkerkunde zu Leipzig. Beiden Körperſchaften möchte ich auch hier meinen Dank für dieſe Unterſtützung ausſprechen.

Leipzig, im Mai 1911.

Der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichnis.

Seite
Vorwort III
Inhaltsverzeichnis VI

Erſter Teil.

Reiſebericht . . . . 1—169
1. Zweck und Ziel der Expedition, Plan und Ausrüſtung . . . . . 1—10
2. Zum Endpunkt der Bahn . . . . 10—17
3. Zum Araguaya 17-35
4. Aufenthalt in Leopoldina . . . . 35—43
5. Flußfahrt durchs Gebiet der Karajá bis Conceição . . . . . 43—86
6. In Conceição und bei den Kayapó . . . . 86—103
7. Zum Rio Tapirapé . . . . 104—114
8. Erforſchung des Rio Tapirapé . . . . 114—129
9. Zu den Šavajé . . . . 129—146
10. Rückfahrt nach Leopoldina . . . . 147—161
11. Heim . . . . 161—169

Zweiter Teil.

Wiſſenſchaftliche Ergebniſſe . . . . 171—411
Geſchichtlicher Rückblick . . . . 173—180
I. Die Karajá . . . . 180—350
1. Anthropologiſches . . . . 180—185
2. Wohnſitz, Gliederung, Zahl . . . . 186—194
3. Haus und Dorf . . . . 194—204
4. Die Kleidung . . . . 204—209
5. Der Schmuck . . . . 209—240
A. Schmuck am Körper ſelbſt: a. Haartracht und -pflege; b. Körperhaar; c. Körperbemalung; d. Tätowieren; e. Körperpflege . . 209—220
B. Nach Geſchlecht und Alter verſchiedener Schmuck (Abzeichenſchmuck): a. Lippen-, b. Ohr-, c. Arm- und Beinſchmuck . . . . 220—227
C. Übriger Schmuck: a. Baumwollſchmuck; b. Feder- und ſonſtiger Schmuck . . . . 227—240
6. Die Nahrung . . . . 240—261
A. Der Erwerb der pflanzlichen Nahrungsmittel . . . . . 241—244
B. Der Erwerb der tieriſchen Nahrungsmittel . . . . . 244—251
C. Aufbewahrung und Zubereitung der Nahrungsmittel . . . . . 251—255
D. Eſſen . . . . 255—257
E. Getränke . . . . 257—258
F. Speiſeverbote 258
G. Die Genußmittel . . . . 258—261

Seite
7. Waffen für Krieg, Jagd, Fiſchfang . . . . . 261—275
8. Transport- und Verkehrsmittel . . . . . 275—278
9. Handel, Geld, Maſſe . . . . . 278—280
10. Die Technik . . . . . 280—305
   A. Arbeitsteilung 280
   B. Werkzeuge . . . . . 280—281
   C. Ausnützung des Naturreiches . . . . . 281—282
   D. Steinbearbeitung 282
   E. Töpferei . . . . . 282—284
   F. Knochen- und Muſchelbearbeitung . . . . . 284—285
   G. Holz-, Frucht- und Rindenbearbeitung . . . . . 285—287
   H. Blattſtreifen- und Baſtverarbeitung: Seilerei, Knüpfen, Flechten . 287—293
   I. Baumwollverarbeitung: Spinnen, Flechten, Häkeln, Knüpfen . . 293—298
   K. Kammfabrikation . . . . . 298—299
   L. Federtechnik . . . . . 299—304
   M. Farb- und Klebſtoffe 305
11. Spiel und Sport . . . . . 305—315
   Kinderſpielzeug . . . . . 305—313
   Sport und körperliche Fähigkeiten . . . . . 313—315
12. Muſik . . . . . 315—320
13. Politiſche Verhältniſſe: Krieg, Häuptlinge, Fremde, Rechtsverhältniſſe, ſoziales Leben, Grußformen . . . . . 320—324
14. Ehe, Geburt, Erziehung, Tod . . . . . 324—331
15. Religion, Maskenweſen, Zauberei, Medizin . . . . . 331—339
16. Kenntniſſe in Rechnen, Aſtronomie und Geographie. Mit Anhang: Was ſich die Karajá über die benachbarten Indianerſtämme erzählen 339—342
17. Die Sprache . . . . . 342—344
18. Sagen . . . . . 344—350
II. Die Šavajé . . . . . 351—367
1. Hiſtoriſches . . . . . 351—352
2. Wohnſitze . . . . . 352—353
3. Anthropologiſches . . . . . 353—354
4. Haus und Dorf 354
5. Kleidung und Schmuck . . . . . 354—358
6. Nahrung . . . . . 358—360
7. Waffen . . . . . 360—362
8. Transport- und Verkehrsmittel 362
9. Technik . . . . . 362—364
10. Kinderſpielzeug . . . . . 364—365
11. Muſikinſtrumente 365
12. Politiſches und Soziales . . . . . 365—367
III. Die Kayapó . . . . . 368—402
1. Hiſtoriſches . . . . . 368—369
2. Wohnſitze . . . . . 369—370
3. Anthropologiſches . . . . . 370—372
4. Haus und Dorf . . . . . 372—376
5. Kleidung und Schmuck (Schmuck, Haartracht, Körperpflege) . . . . 376—386
6. Die Nahrung . . . . . 386—390
7. Hausgerät und Waffen . . . . . 390—393
8. Verkehrs- und Transportmittel . . . . . 393—395
9. Technik . . . . . 395—400
10. Kinderſpielzeug . . . . . 400—401
11. Kunſt 401
12. Politiſches und Soziales . . . . . 401—402

Seite

IV. Die Tapirapé . . . . 403—411
  1. Hiſtoriſches . . . . 403—404
  2. Erdkunde 404
  3. Beobachtungen in Karajádörfern . . . . 405—406
  4. Beobachtungen im Tapirapégebiet . . . . 406—411

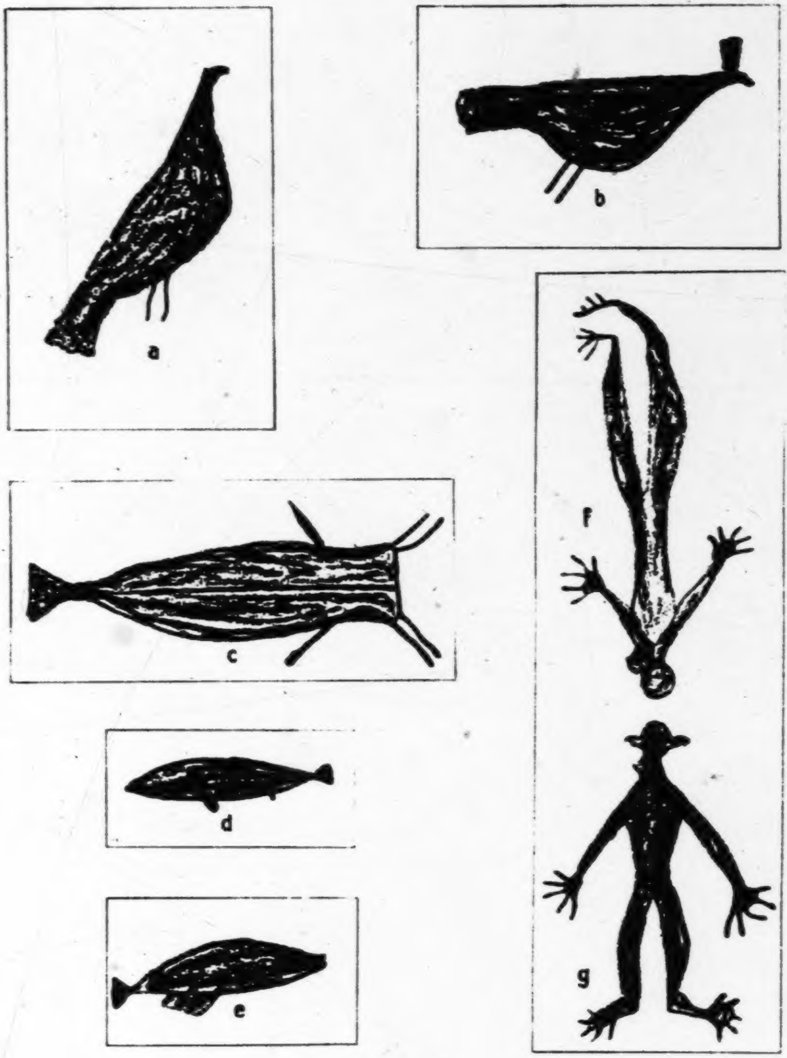
Anhang.

Wörterverzeichniſſe und Texte . . . . 413—482
  I. Wörterverzeichniſſe . . . . 415—469
    A. Karajá . . . . 416—457
    B. Šavajé . . . . 458—460
    C. Kayapó . . . . 461—469
    D. Tapirapé 469
  II. Texte . . . . 471—482
    A. Texte . . . . 471—473
    B. Erklärungen und Anmerkungen zu den Texten . . . 473—478
    C. Deutſche Überſetzung der Texte . . . . 478—481
Verzeichnis der Tafeln und Textabbildungen . . . . 483—495
Regiſter . . . . 496—512

[pp. 1 - 170 of text not processed]

5: Krause SP9 Caraja

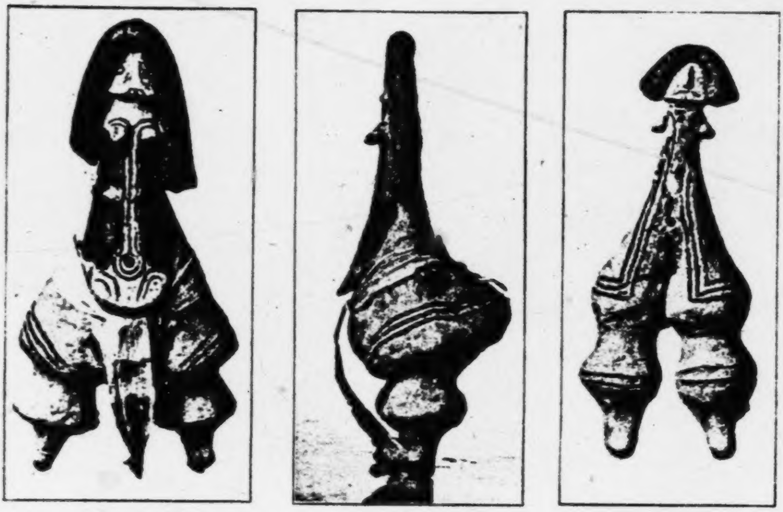
Tafel 7.



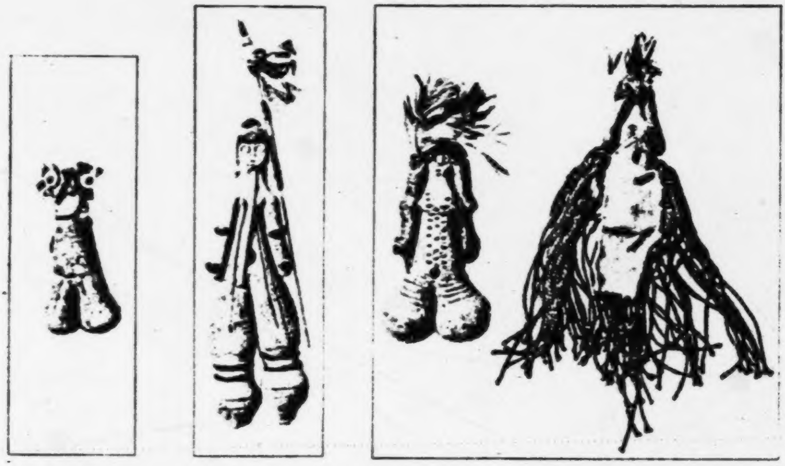
Skizzenbuchzeichnungen der Karajá:
a. Jacu. b. Mutum. c. Pirarara.
d. Hundsfiſch. e. Tokunaré. f. Adam. g. Dr. Krauſe.

/Pl. 7 faces p. 40./

Tafel 8.



a. Frau von vorn. b. Frau von Seite. c. Mann.



d. Knabe mit Ohrroſetten. e. Jüngling mit Lanze. f. Knabe mit Federſchmuck. g. Mädchen mit Schnurrock.

Tonpuppen der Karajá.

/Pl. 8 precedes p. 41./

5:Krause

SP9 Caraja

1. Mauzi und Maudihi, mit Netzdecken.

2. Camarada Antonio.

/Pl. 9 faces p. 44./

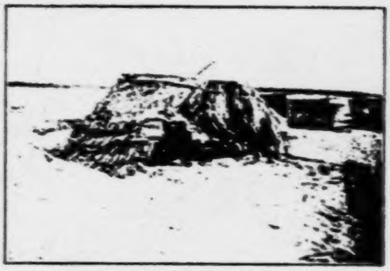
1. Karajáfamilie unter Mattenſchutz.
Bei Leopoldina.

2. Steilufer mit Buſchwald.
Rio Araguaya.

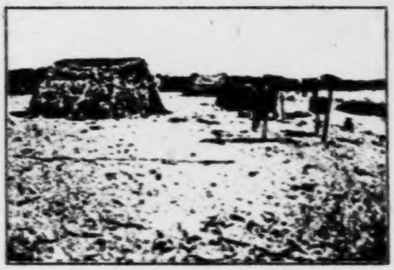
3. Sumpfiges Waldufer.

4. Palmengruppe am Ufer.

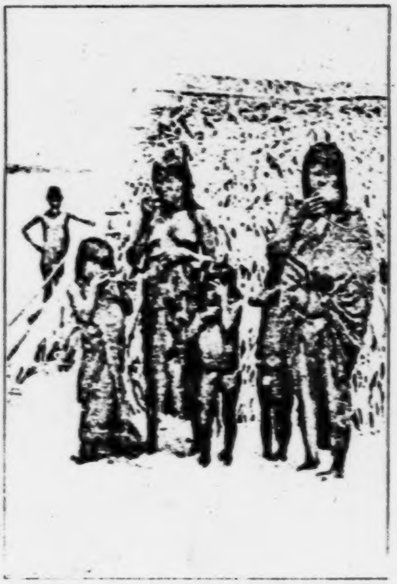
/Pl. 10 faces p.48. /



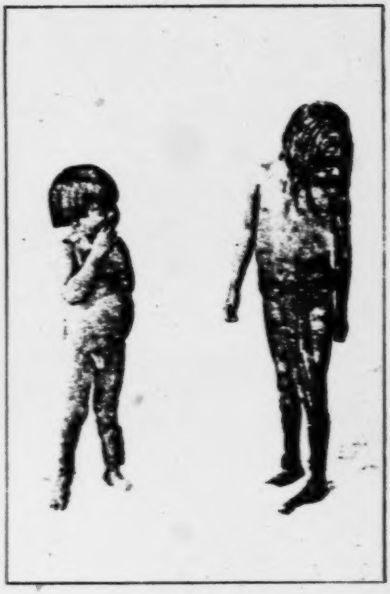
1. Trockenzeithütte der Karajá.



2. Karajádorf.



3. Rauchende Karajáfrauen.

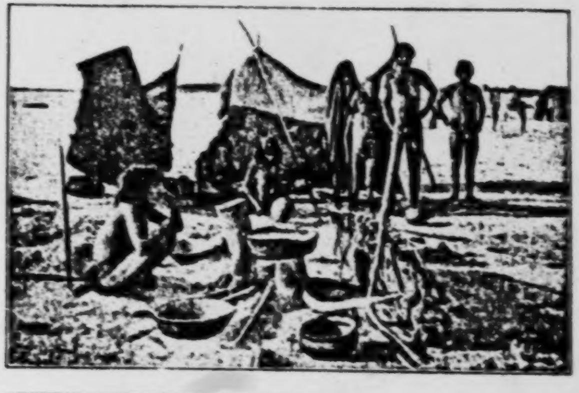


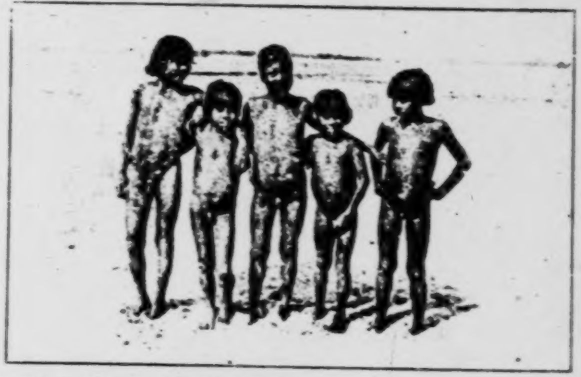
4. Karajágeſchwiſter.

/Pl. 11 faces p. 52./

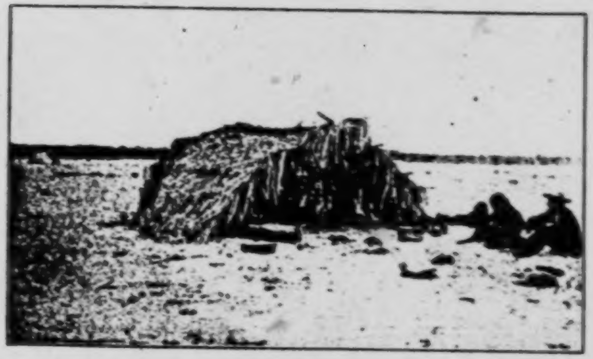
Tafel 12.

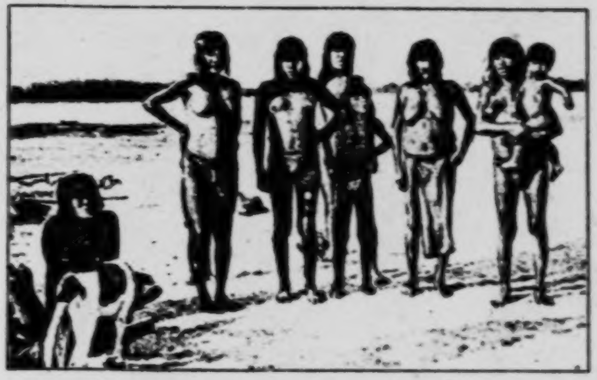
5: Krause





1. oben: Kochplatz der Karajaindianer.
2. unten: Karajaknaben.





3. oben: Maskenhütte in Dorf 7 (Südhorde).
4. unten: Frauen und Mädchen der Karajá.

SP9 Caraja

/Pl. 12 faces p. 56./

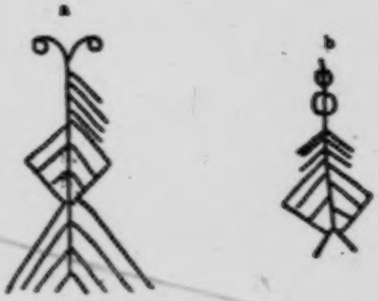
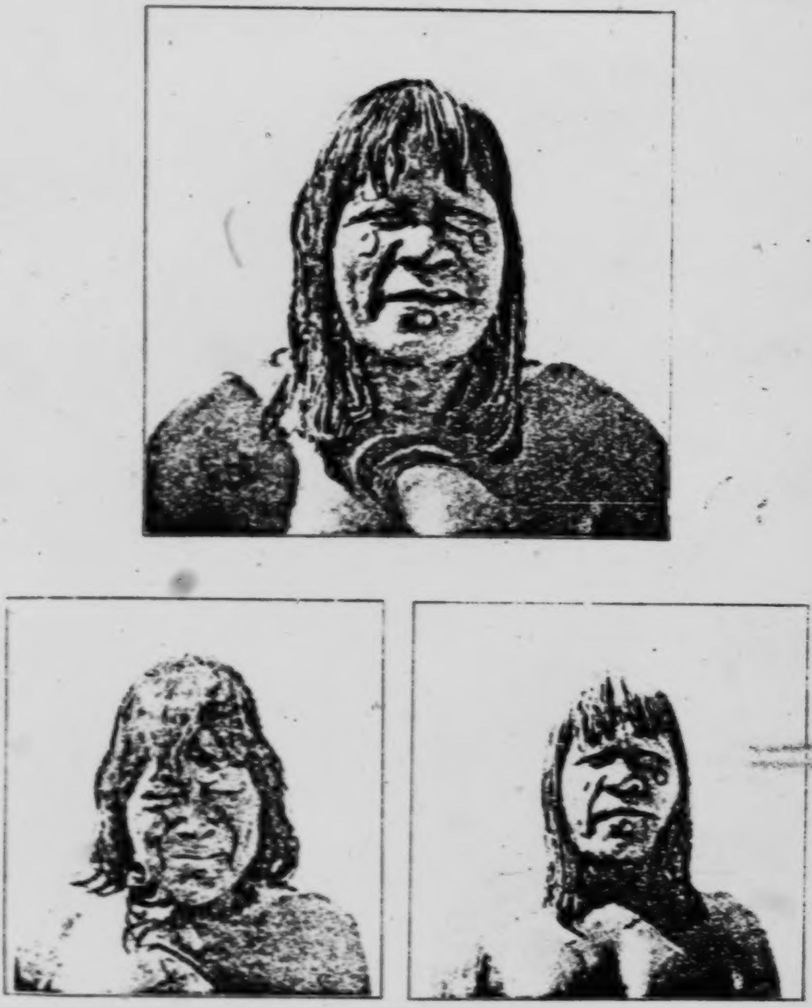


Abb. 1.
Sandzeichnungen von Tanzmasken.
a) idjag̱o-Maske. b) ladení-Maske.

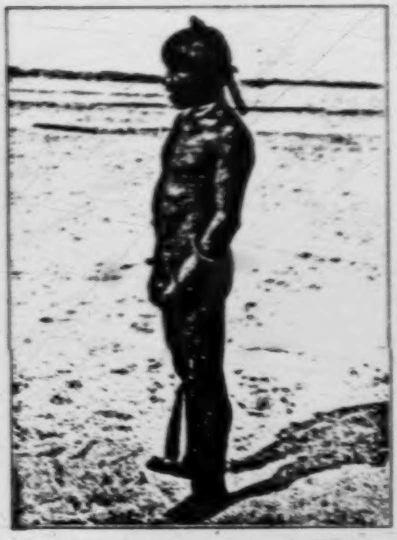
[p. 57]

Tafel 14.

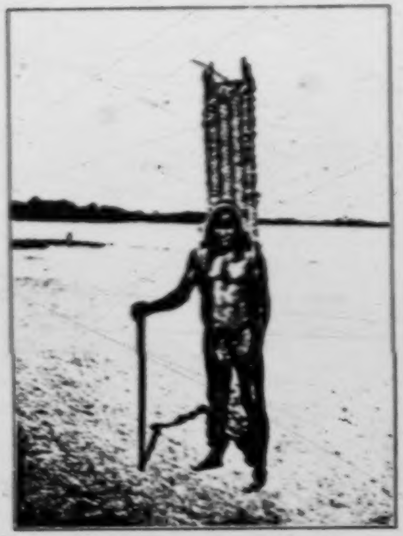


Geſichtsausdrücke des Häuptlings Ilt.

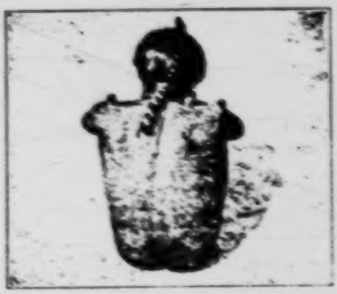
/Pl. 14 faces p. 64. /



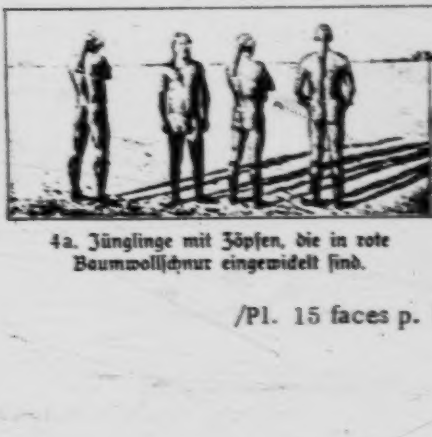
1. Jüngling in vollem Schmuck. Karajá.



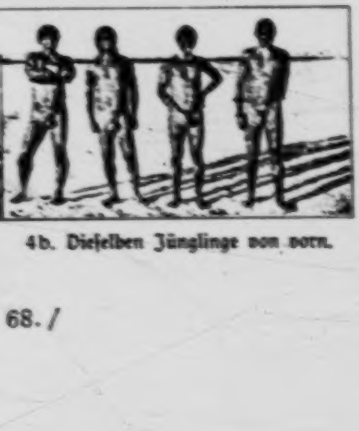
3. Kiepenträger. Karajá.



2. In Baſt eingewickelter Zopf eines Karajájünglings.



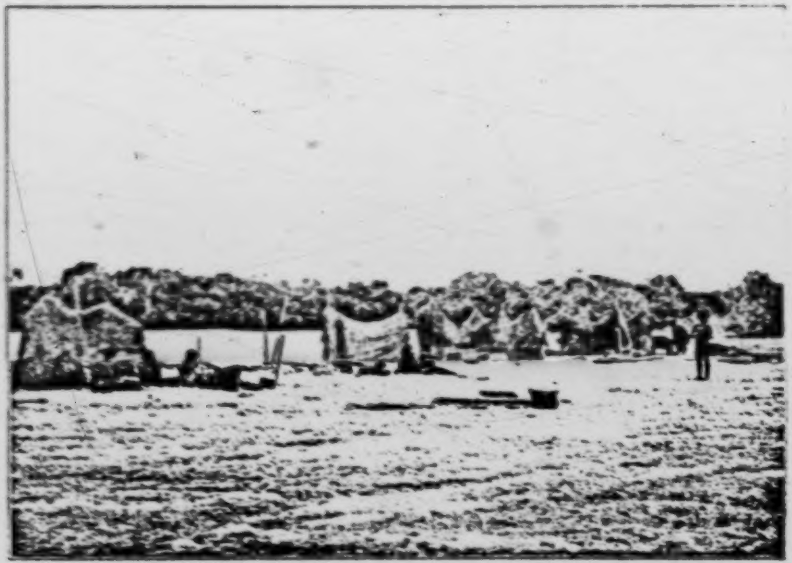
4a. Jünglinge mit Zöpfen, die in rote Baumwollſchnur eingewickelt ſind.



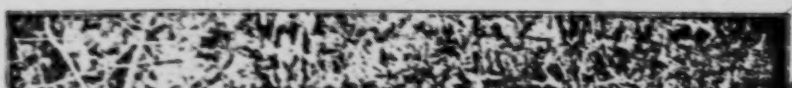
4b. Dieſelben Jünglinge von vorn.

/Pl. 15 faces p. 68./

Tafel 13.



1. Mattenlager wandernder Karajáindianer.

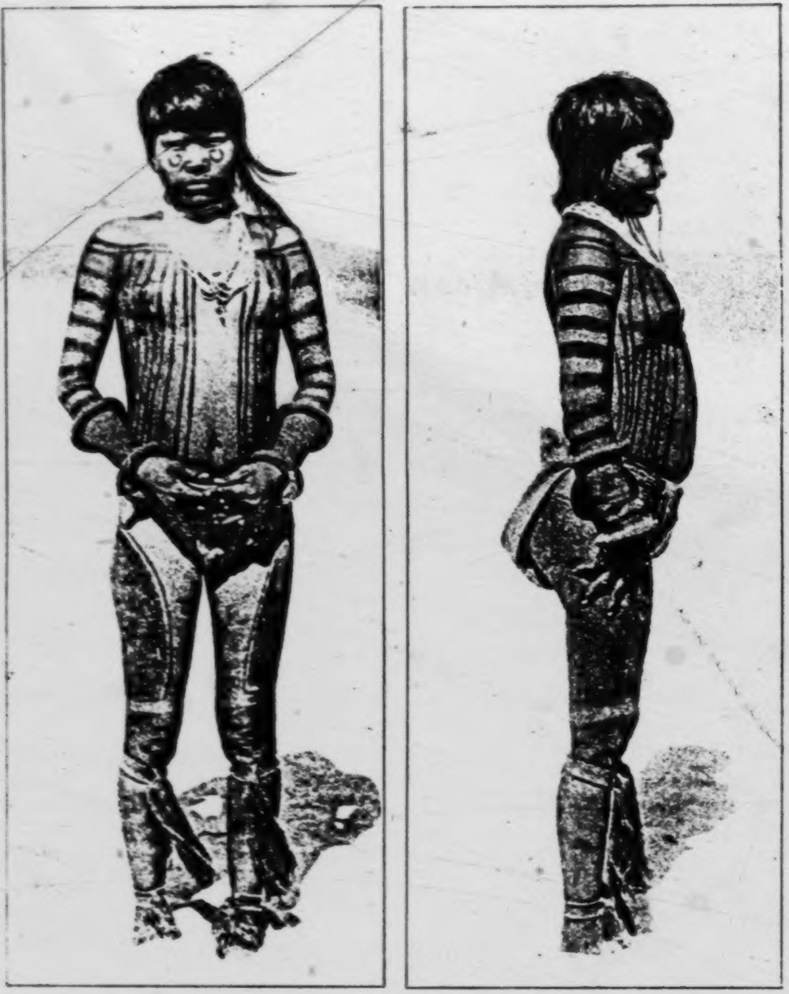


2. Totenurne auf dem Karajáfriedhof S. Izabel do Morro.

/Pl. 13 faces p. 60./

5: Krause SP9 Caraja

Tafel 16.

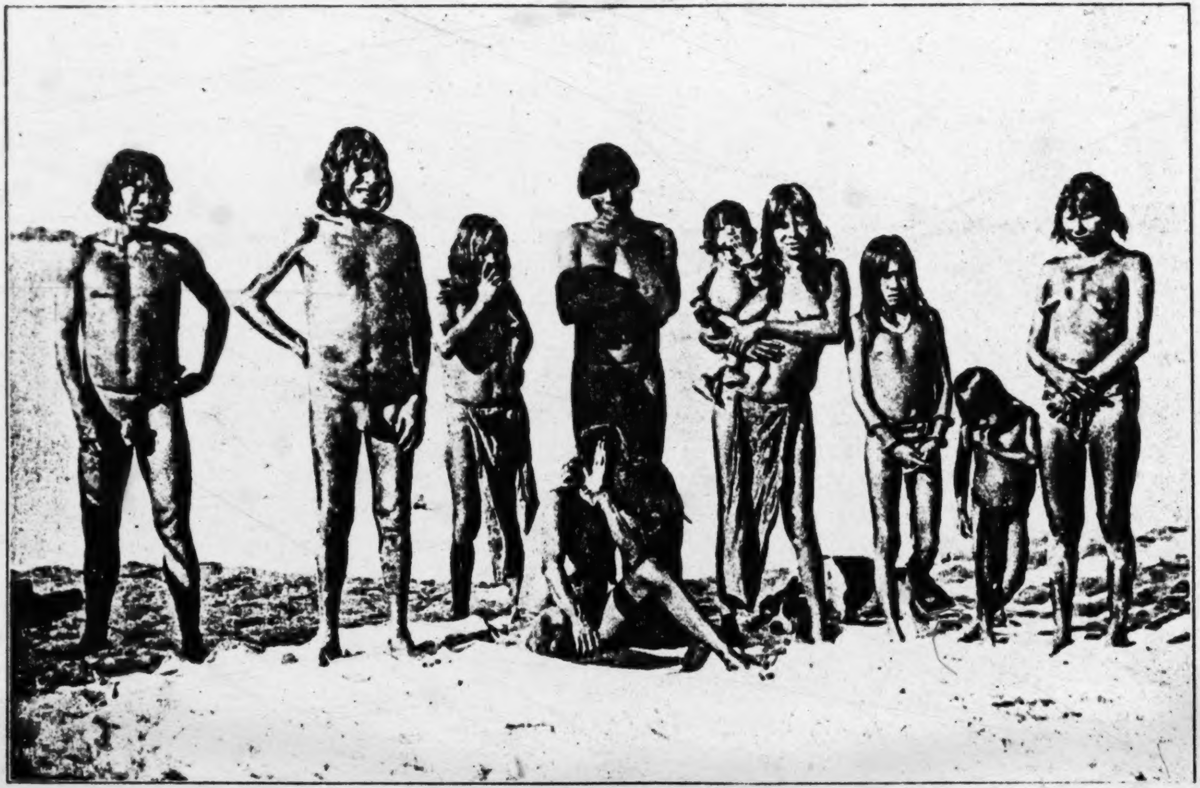


Bemalte Karajájungfrau.

/Pl. 16 faces p. 72./

5: Krause

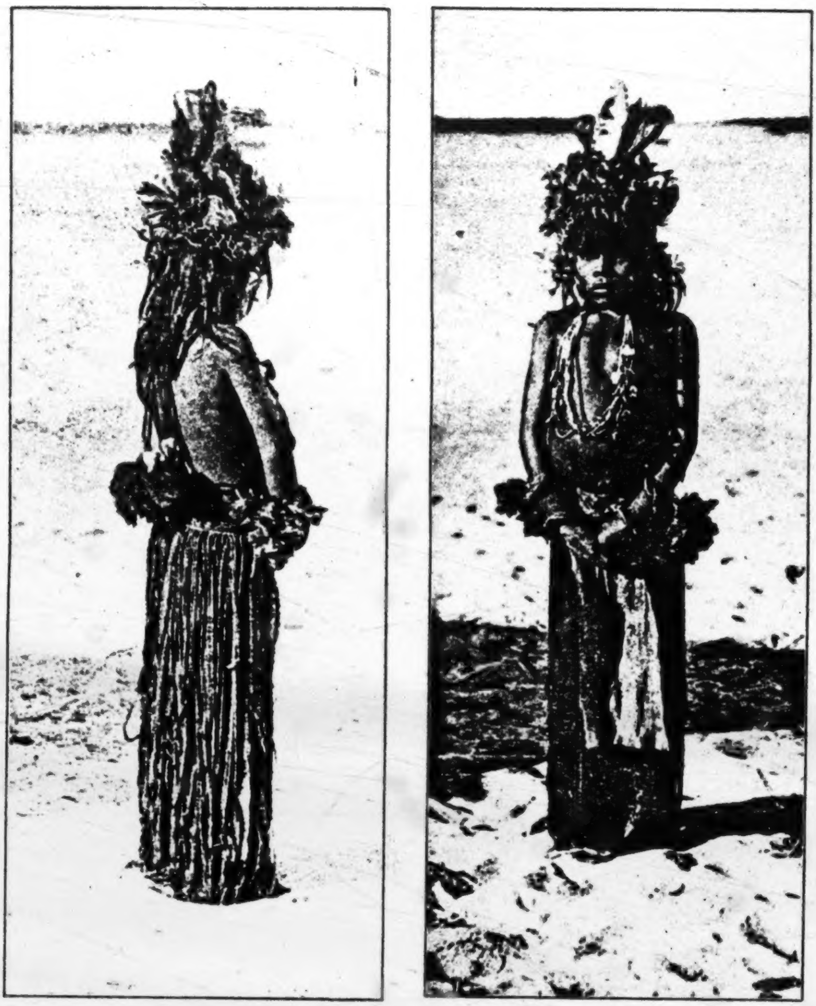
SP9 Caraja



Karajáindianer.

/Pl. 17 faces p. 76./

Tafel 18.



Karajámädchen in vollem Schmuck.

/Pl. 18 precedes p. 77./

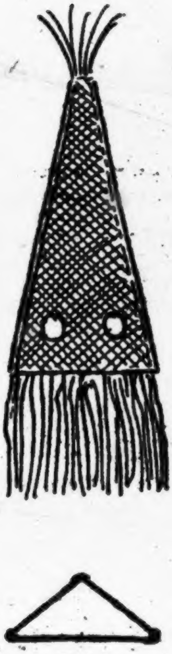
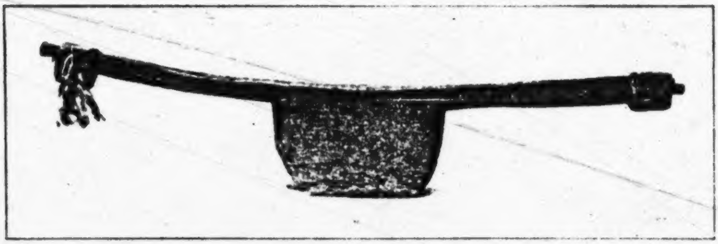
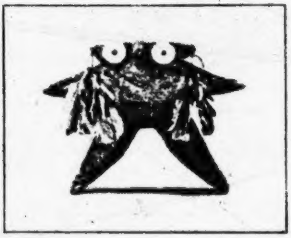


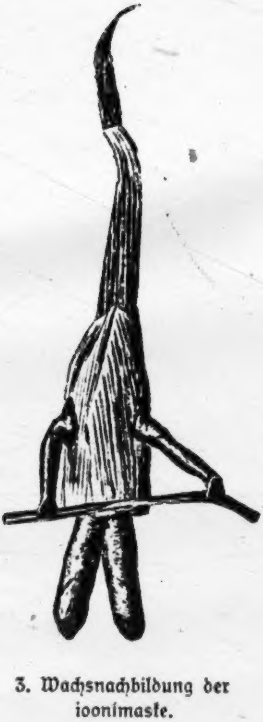
Abb. 2.
iooní-Maske.
Nach Skizze.



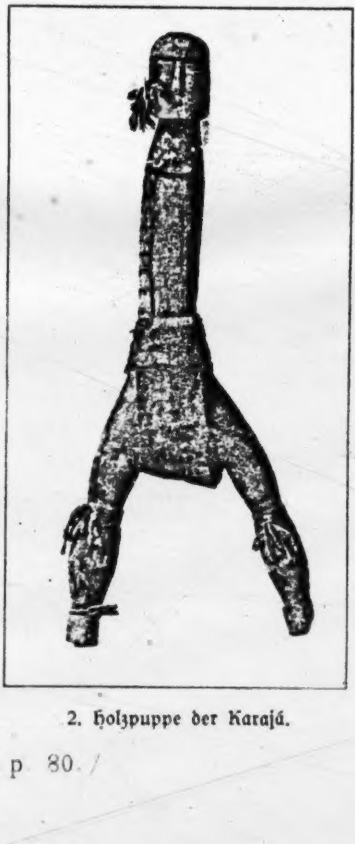
1a. Häuptlingsſchemel der Karajá.



1b. Vorderanſicht des Schemels.

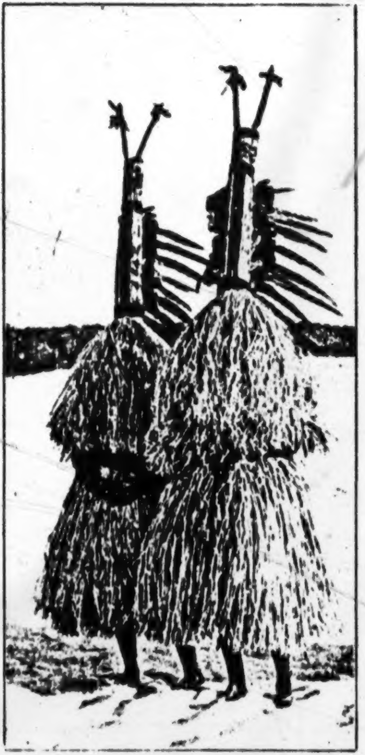


3. Wachsnachbildung der ioonimaske.

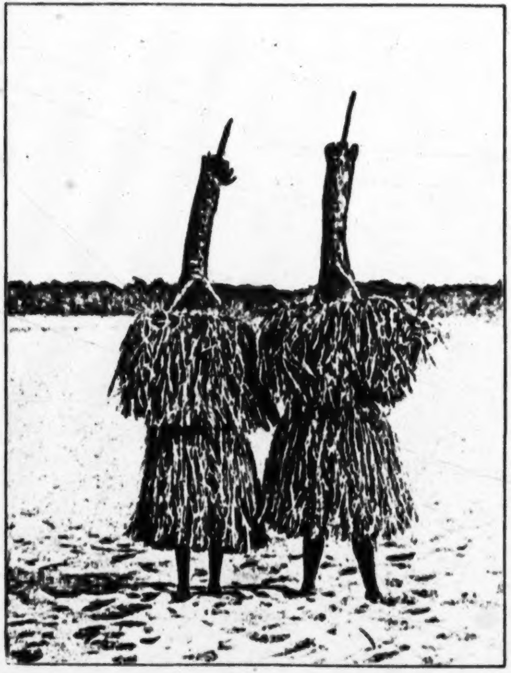


2. Holzpuppe der Karajá.

/Pl. 19 faces p. 80./

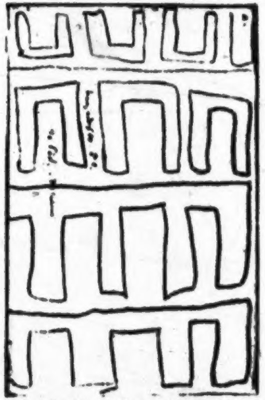


1. Koduni-Maskentänzer.

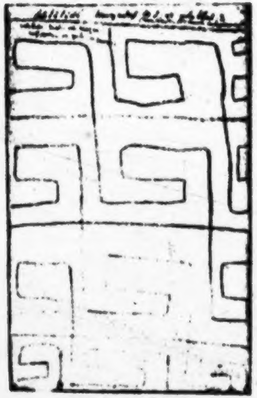


2. Ladeni-Maskentänzer.

/Pl. 20 precedes p. 81./

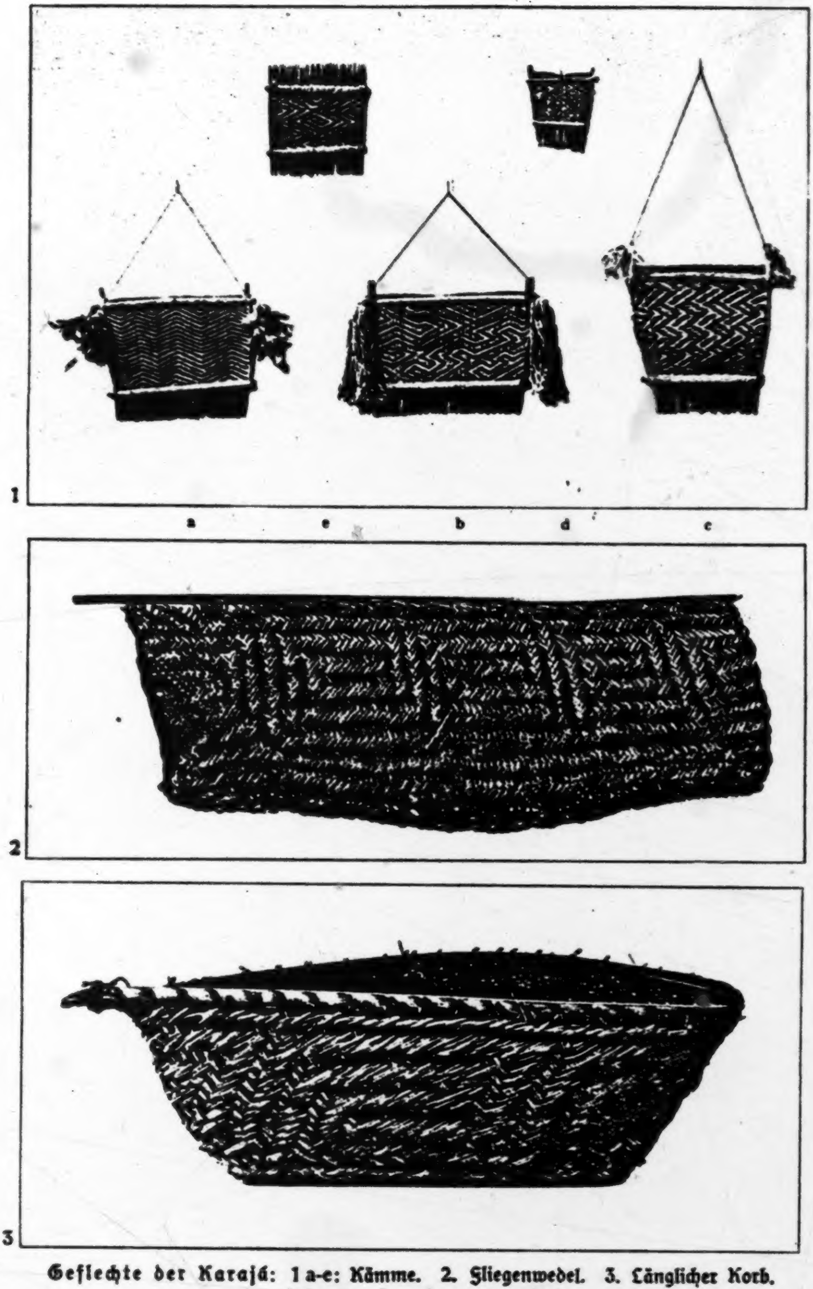


3. Flechtmuſter: Hundsfiſch.



4. Flechtmuſter.

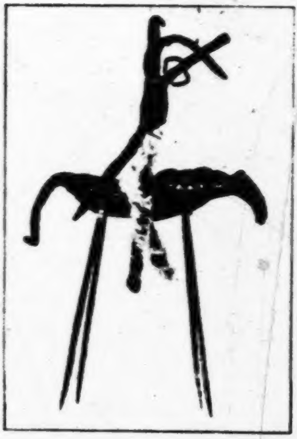
5: Krause
SP9 Caraja



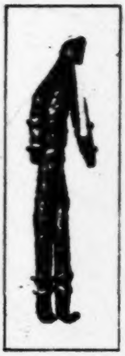
Geflechte der Karajá: 1 a-e: Kämme. 2. Fliegenwedel. 3. Länglicher Korb.

/Pl. 21 faces p. 84./

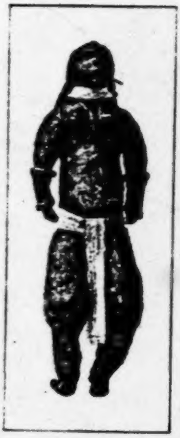
Tafel 22.



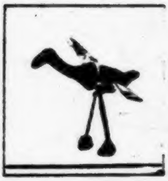
a. Reiter mit Gewehr.



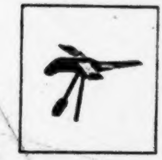
b. Jüngling.



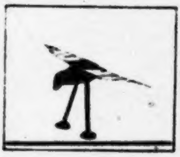
c. Jungfrau.



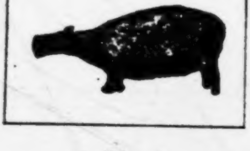
d. Jaburu.



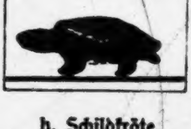
e. Caracara.



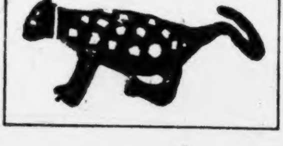
f. Caracara.



g. Schwein.



h. Schildkröte.



i. Jaguar.

Wachsfiguren: Alle außer c (Šavajé) von den Karajá.

/Pl. 22 precedes p. 85./

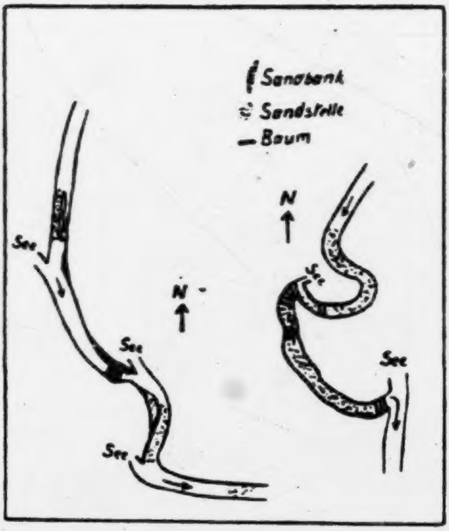

Sandbank
Sandstelle
Baum
N
N
See
See
See
See
See

Abb. 4.

Trockene Flußſtrecken neben und unterhalb von Seen. Tapirapéfluß.

/Ill. 4 appears on p. 117. /

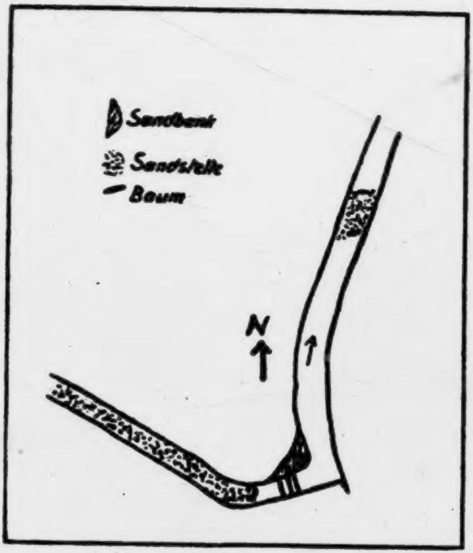

Sandbank
Sandstelle
Baum
N

Abb. 5.
Kartenſkizze des verlorenen Winkels.
Tapirapéfluß.

/Ill. 5 appears on p. 118./

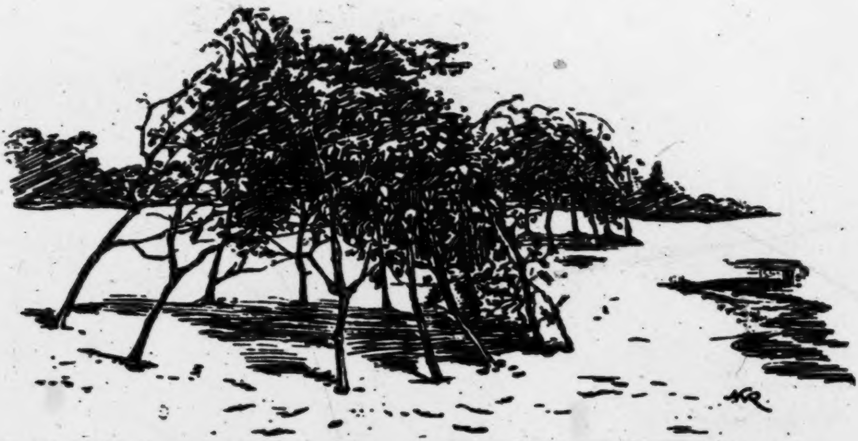
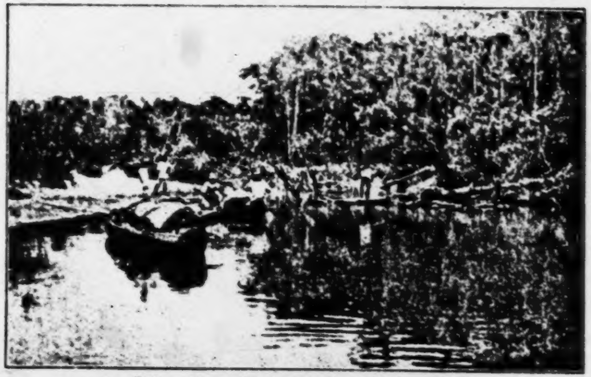


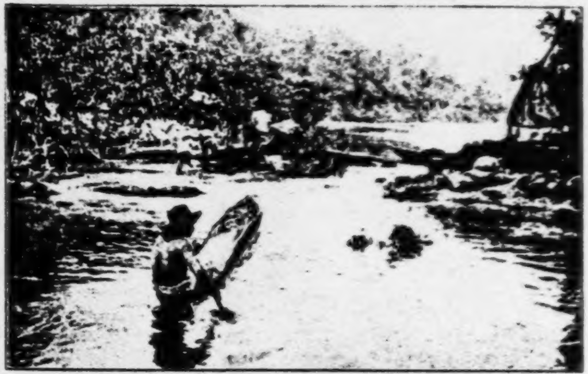
Abb. 6.
Schildkrötenkäfige der Karajá. Rio Tapirapé. (Nach Photographie gezeichnet.)

[p. 119]

Tafel 28.



1. Erſtes Baumhindernis im Tapirapéfluß.



2. Überwindung des Waſſerfalles im Tapirapéfluß.

3. „Glattes" Fahrwaſſer im Oberlauf des Tapirapéfluſſes.

4. Meine Leute auf dem Marſche zu den Dörfern der Tapirapé.

/Pl. 28 faces p. 120./

5: Krause

SP9 Caraja

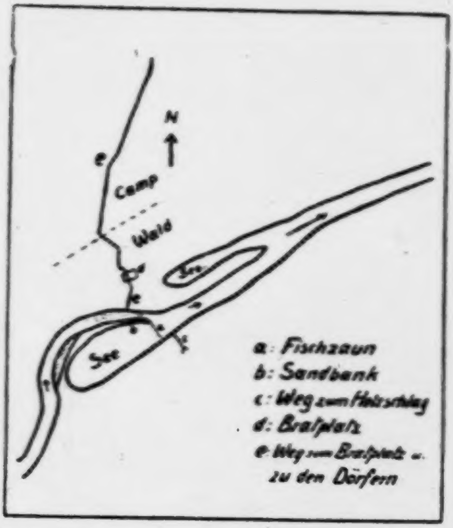
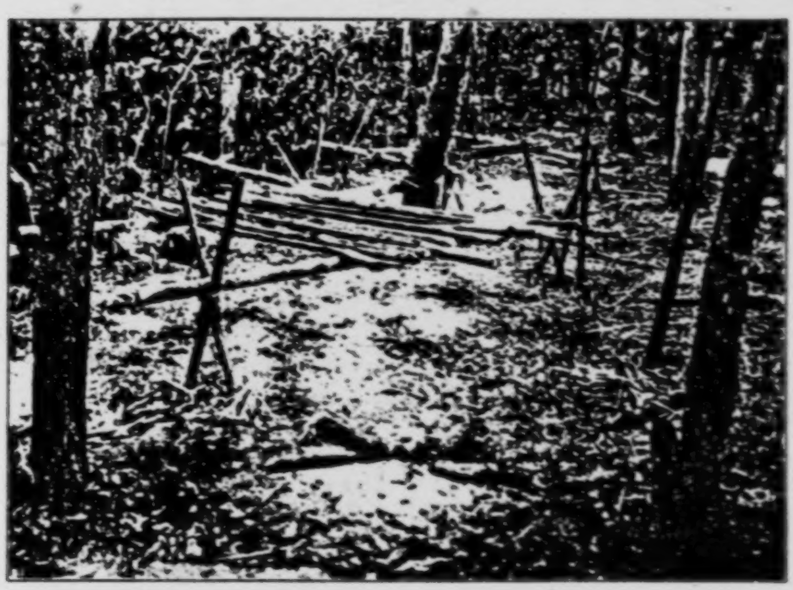

N
e
Camp
Wald
d
c
See
See
b
a
c
f
a: Fischzaun
b: Sandbank
c: Weg zum Holzschlag
d: Bratplatz
e: Weg zum Bratplatz u.
zu den Dörfern

Abb. 7.
Kartenſkizze des Fiſchſees im Tapirap fluß.

/Ill. 7 appears on p. 122./

Tafel 29.

1. Durch Zaun abgeſperrter See am Tapirapéfluß. Blick vom Seeende aus.



2. Bratroſte der Tapirapé im Walde.

/Pl. 29 faces p. 124./

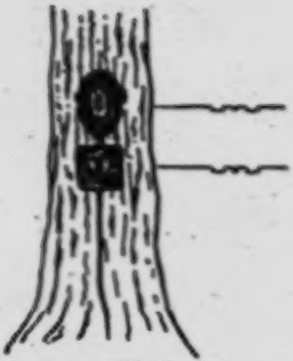
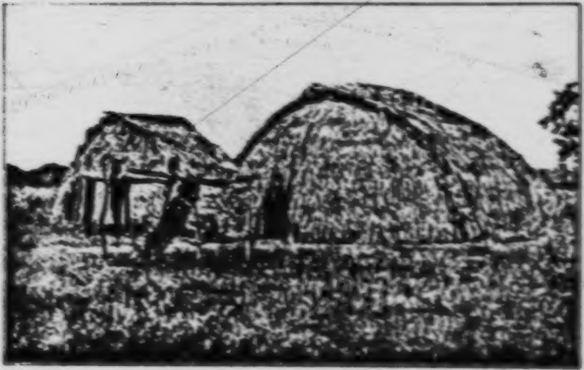


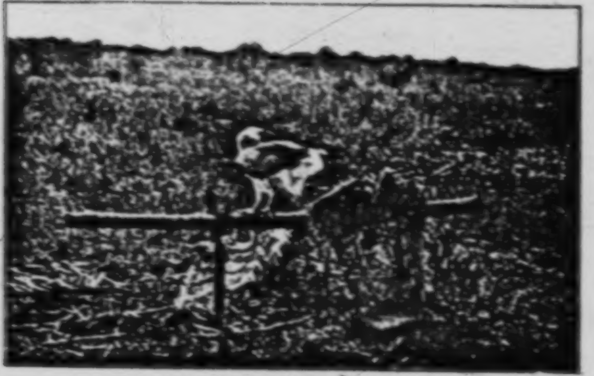
Abb. 8.
Baumfigur. Stellt die weiblichen Geſchlechtsorgane dar. Karajá.

[p. 135]

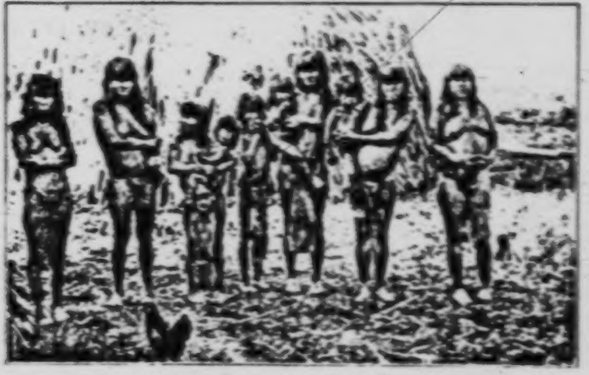
Tafel 30.



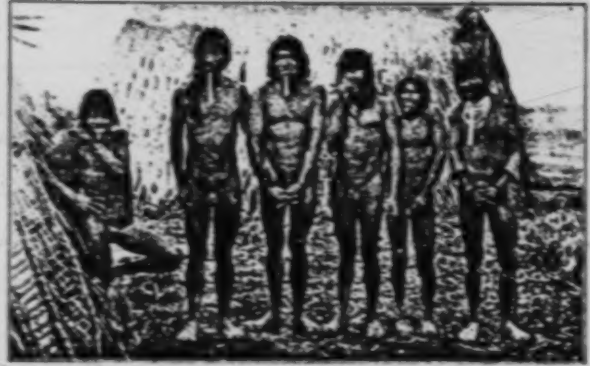
1. Häuſer der Šavajé auf Bananal.



2. Dorfvogel der Šavajé.



3. Frauen und Kinder der Šavajé.



4. Männer und Jünglinge der Šavajé.

/Pl. 30 faces p. 136./

5: Krause

SP9 Caraja

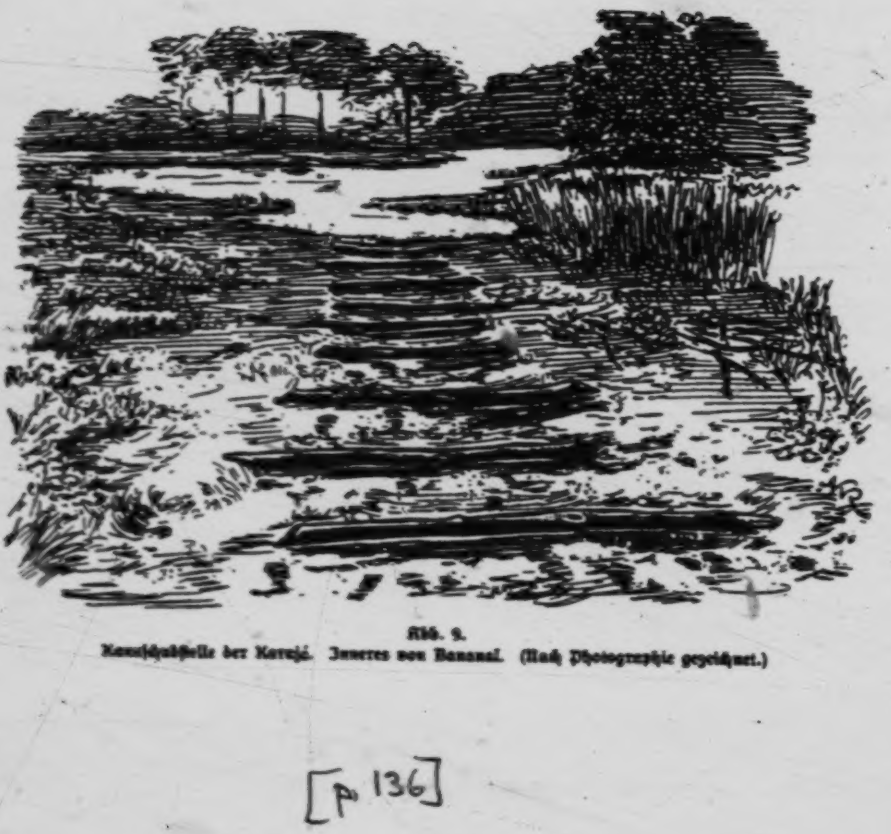


Abb. 9.
Kanuſchutzſtelle der Karajá. Inneres von Bananal. (Nach Photographie gezeichnet.)

[p. 136]

[p. 138]

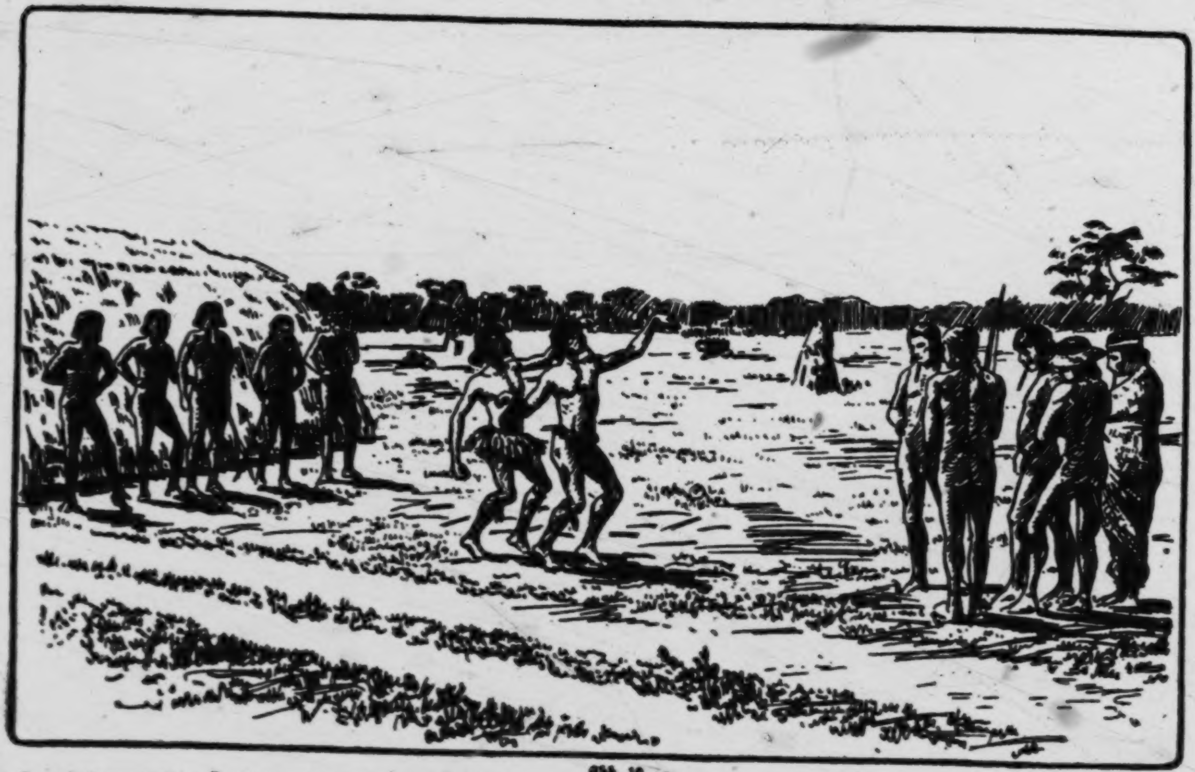


Abb. 10.

Herausforderungstanz der Šavajé zum Ringkampf. Rechts die Karajá. Vorn die beiden Wege, auf denen die Maskentänze ſtattfinden. Nach Photographie gezeichnet.

5:Krause

SP9 Caraja

5:Krause

SP9 Caraja

[p. 139]

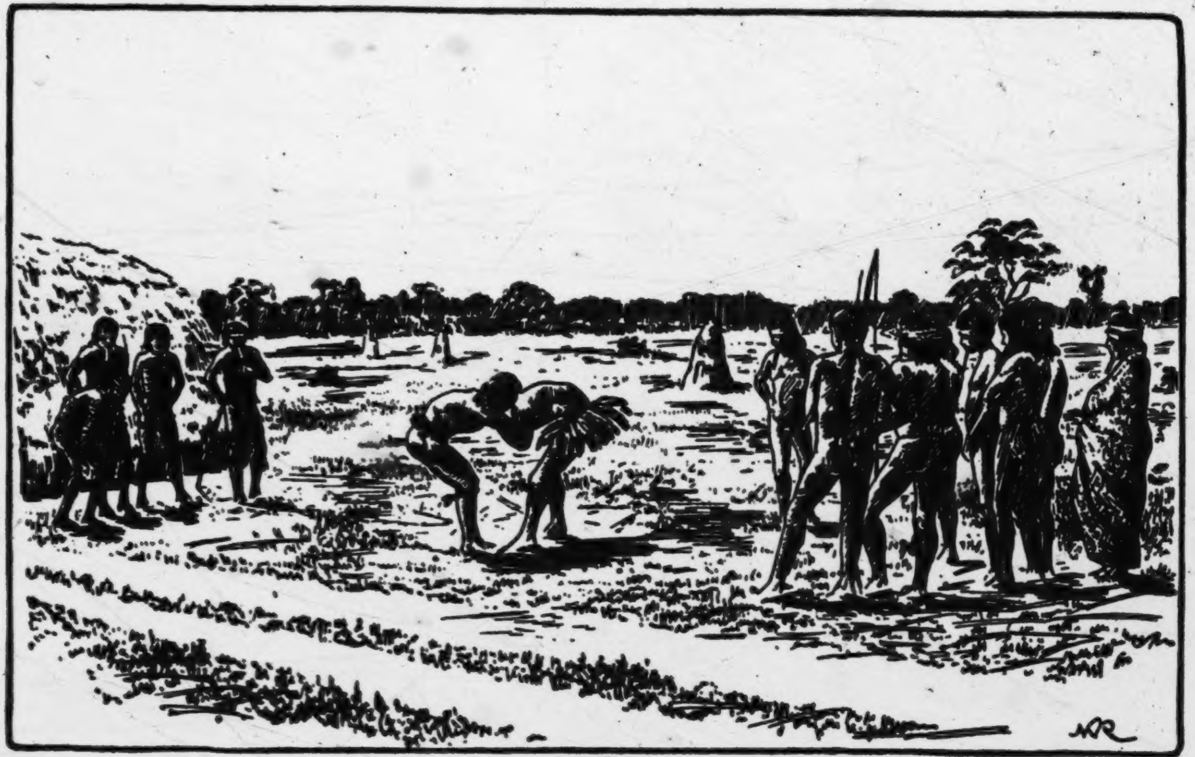
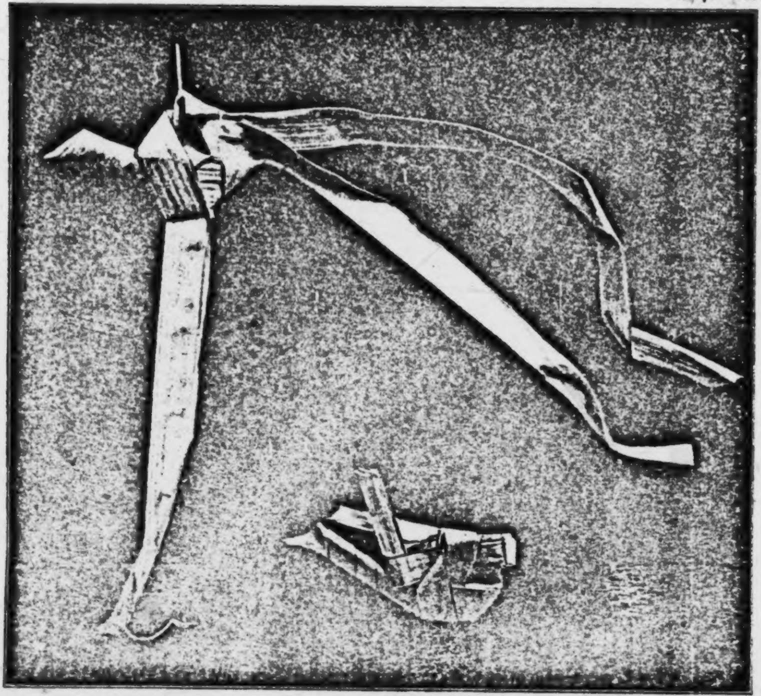
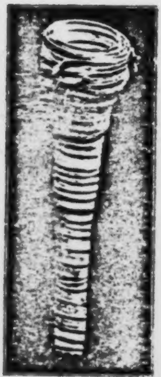


Abb. 11.
Ringkampf zwiſchen Karajá (rechts) und Šavajé (links). Nach Photographie gezeichnet.

Tafel 31.

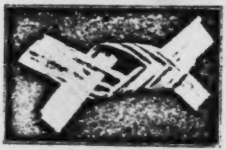


1 a. Vogel. 1 b. Vogel.



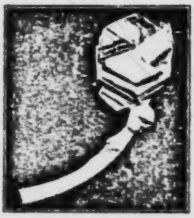
2. Tabakspfeife.

3



4

3. Bienenwabe.
4. Vexierfigur.



5. Bienenwaben.

6. Lippenpflock.

Blattflechtereien.

/Pl. 31 faces p. 140./

5:Krause

SP9 Caraja

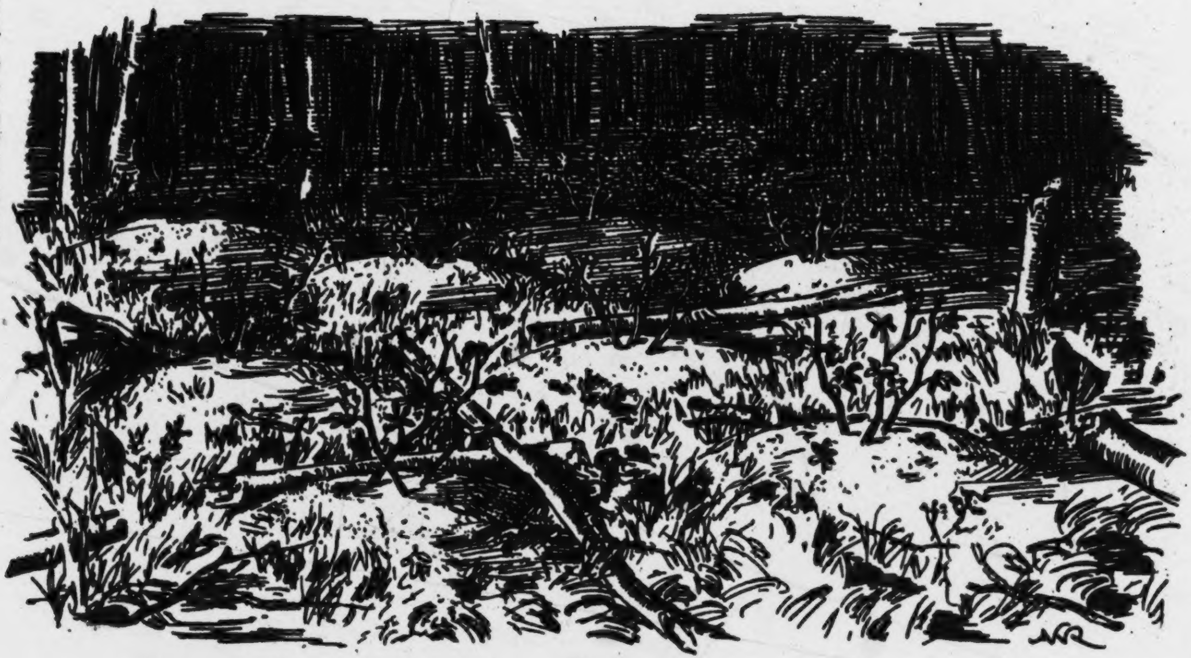
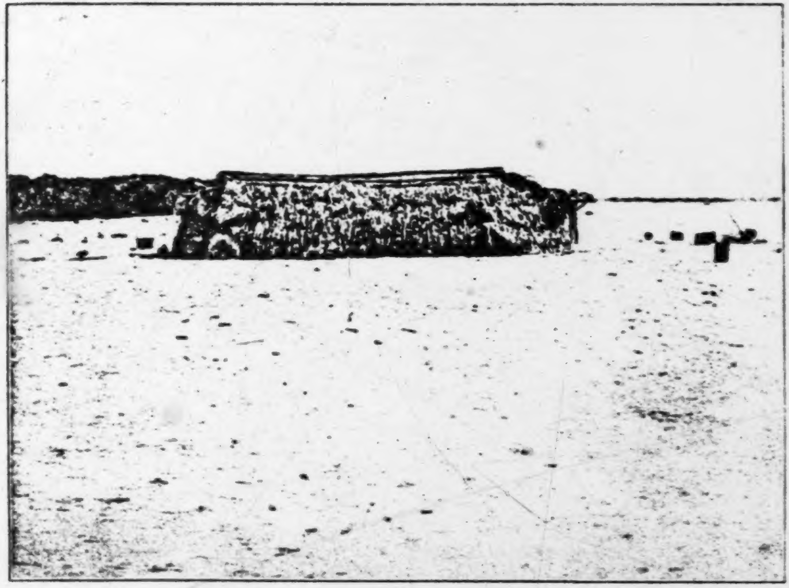
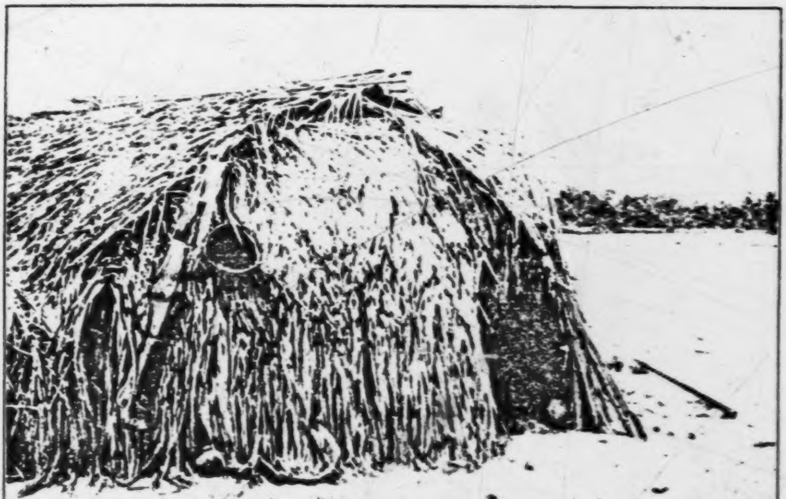


Abb. 12.
Pflanzung der Karajá auf Bananal. Nach Photographie gezeichnet.

Tafel 32.



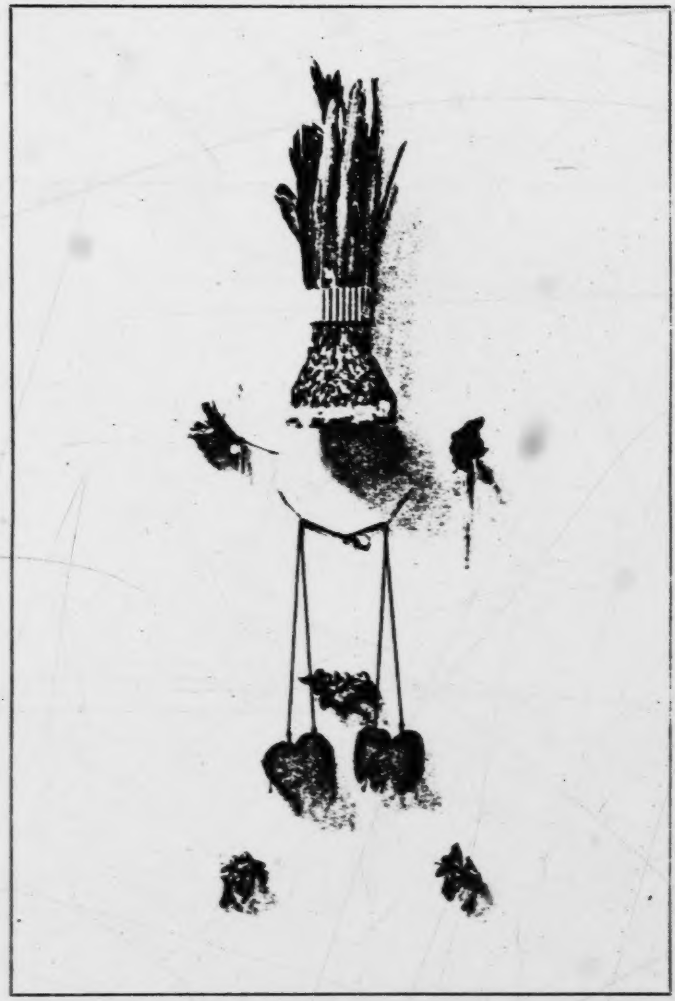
1. Übergangshütte: Doppelhütte mit Rundbauten. Karajá.



2. Eingang in den Rundbau.

/Pl. 32 faces p. 148./

Tafel 33.



Knabenſchmuck der Karajá:
Oben Federhelm, rechts und links Ohrtulpe mit Perlengehänge,
in der Mitte Halsgehänge mit Nackenquaſten.

/Pl. 33 faces p. 152./

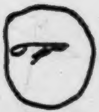


Abb. 13.
Skizzenbuchzeichnung: Mond mit Gebirgen (Kröte).

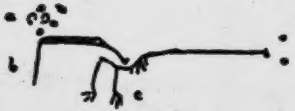


Abb. 14.
Skizzenbuchzeichnung: a) Plejaden (Periquittos); b) der Jaguar ſpringt c), den Strauß (α und β Centauri) an.

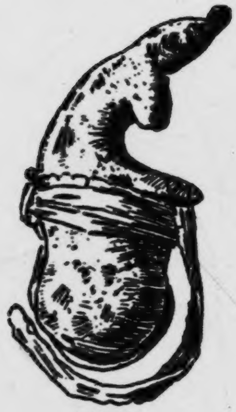


Abb. 15.
Tonpuppe: Karikatur der alten
Großmutter. Karajá.

[p. 155]

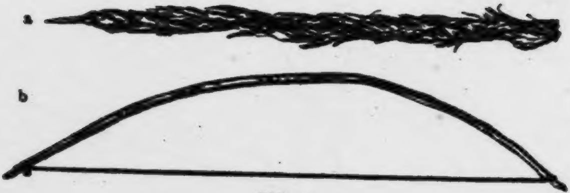
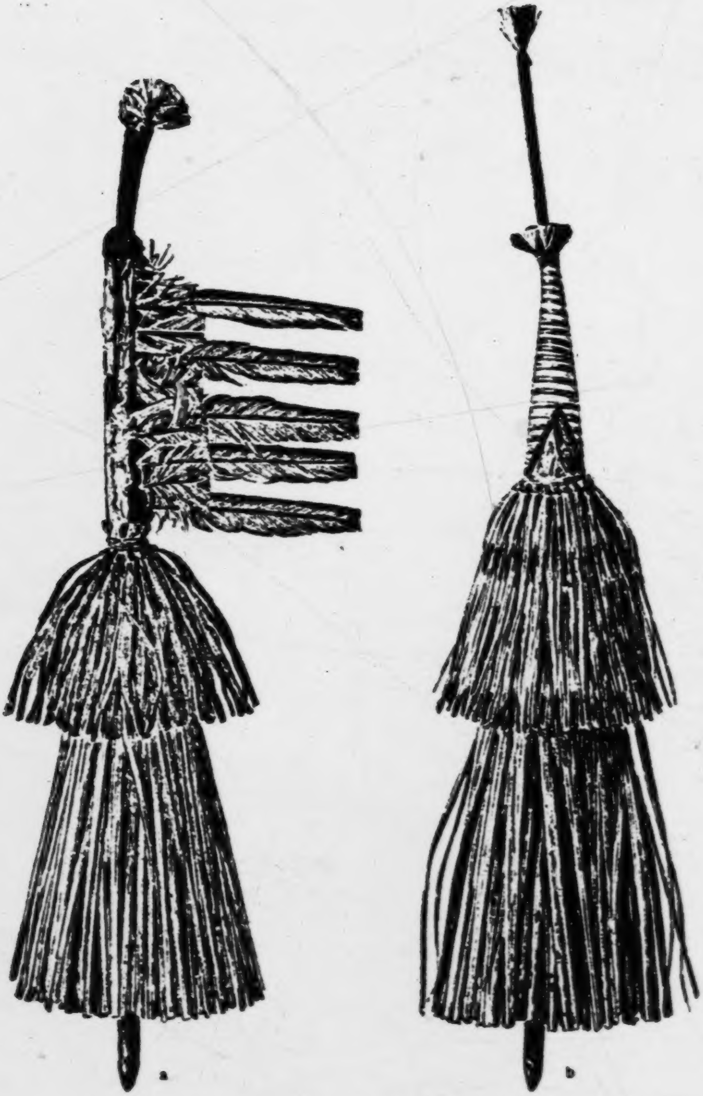


Abb. 16.
Zauberpfeil mit Bogen. Karajá.

[p. 156]

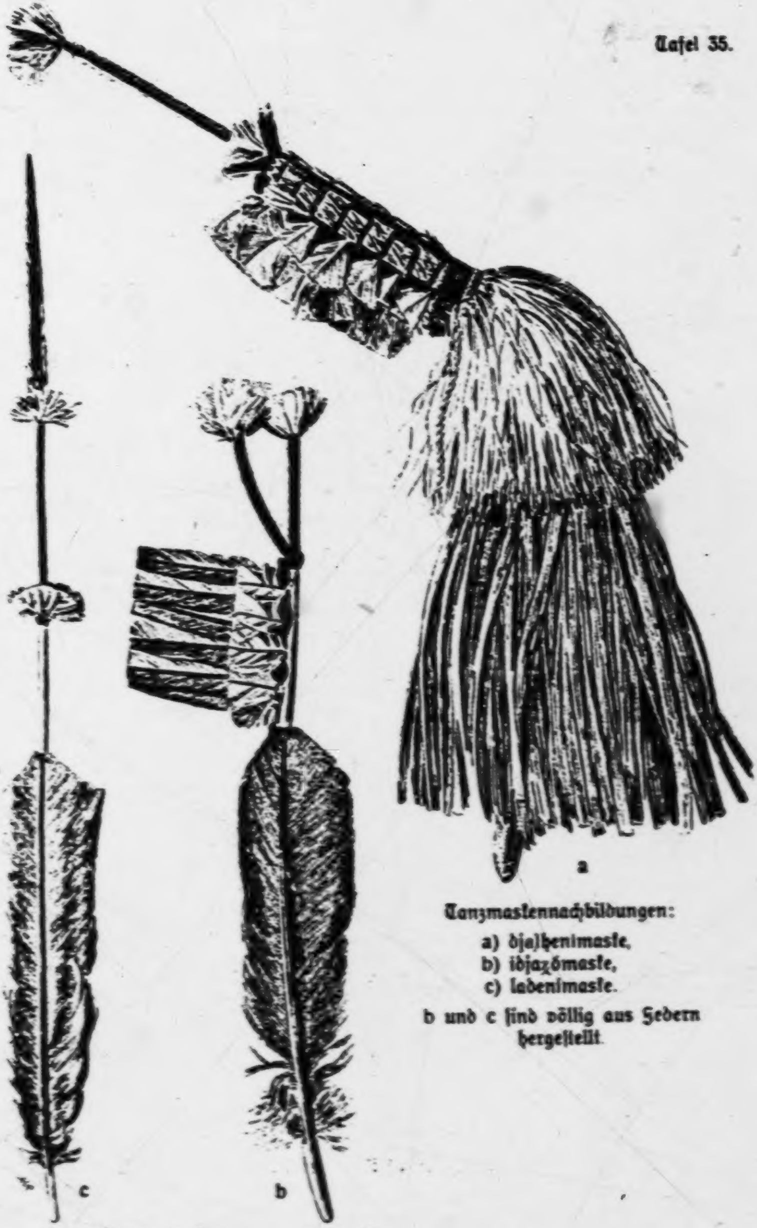
Tafel 34.



Tanzmaskennachbildungen: a) idjazómaske. b) ladenimaske.

/Pl. 34 faces p. 160./

Tafel 35.



Tanzmaskennachbildungen:

a) djaſhenimaſke,
b) idjazômaſke,
c) ladenimaſke.

b und c ſind völlig aus Federn hergeſtellt.

Zweiter Teil.

Wiſſenſchaftliche Ergebniſſe.

[p. 171]

[p. 172 is blank]

Geſchichtlicher Rückblick.

Der erſte, von dem wir Nachrichten haben, daß er das Araguayagebiet beſucht hat, iſt der Capitão **Diogo Pinto de Gaia**, der im Jahre 1720 den Fluß von Pará aus aufwärts bis zur Südſpitze von Bananal befuhr. Angeblich hat er dabei die ganze Inſel Bananal geſehen[1].

Die erſte Erwähnung der Karajá finden wir in dem Bericht über die Reiſe des Paulistaners **Antonio Pires de Campos**, die zwiſchen den Jahren 1718 und 1746 ſtattgefunden haben muß. Pires Campos reiſte mit ſeinem Vater von Cuyaba aus den Rio das Mortes im Boot abwärts, befuhr dann den Araguaya nördlich bis zur Cachoeira von Itaboca, von deren Uferbergen aus ſie im Weſten die Gebirge der Araes ſahen, wo das Gold in Buchblättern zu finden ſei. Auf der Rückfahrt trafen ſie oberhalb des Zuſammenfluſſes mit dem Paraupebas[2] viele Indianer (Apinages?), beſuchten die Martirios und hatten von da bis zur Ilha dos Carajás ſchlechte Fahrt[3]. Über den Rio das Mortes kehrten ſie zu Lande nach Cuyaba zurück. Mit den hier zum erſten Male erwähnten Carajás ſcheinen die Sambioá gemeint zu ſein[4]. Fonſeca erwähnt in ſeinem aus dem Jahre 1775 datierten Bericht eine Reiſe des Antonio Pires de Campos, die vielleicht mit der hier genannten identiſch iſt. Sie fand einige zwanzig Jahre vor 1775 ſtatt. Pires gelangte zu den Carajás; der Verkehr ließ ſich zuerſt friedlich an, bis Pires einen Überfall auf das Hauptdorf ausführte. In dem Blutbade wurden viele Indianer, auch Kinder gemordet, viele wurden als Sklaven hinweggeführt, um auf den Fazenden als Arbeiter zu dienen[5].

Noch vor 1748 unternahm **João de Godoy Pinto da Silveira** eine Sklavenjagd in die Gebiete der ſüdlichen Kayapó, hatte aber keinen Erfolg. Er brachte nur hundert Tapirapés (erſte Erwähnung dieſes Stammes?) mit, die indeſſen alle ſtarben[6].

---

[1] Moraes Jardim, o Rio Araguaya, Vorwort; Ehrenreich, Beiträge zur Geographie, II, S. 149.

[2] Dem Tocantins, nach Rev. trim. 57, S. 263, Anm. 19.

[3] Die Stammnamen werden hier in der von den betr. Autoren benutzten Form wiedergegeben.

[4] Roteiro, que deu o capitão-Mor Antonio Pires de Campos ao capitão-Mor Luis Rodrigues Villares, procurador do povo da Villa Real do Senhor Bom Jesus de Cuyabá, para o descobrimento de grandes haveres para as aldêas dos gentios Araés. Rev. trim. 33, S. 140—144.

[5] Rev. trim. 8 (1846, 2. Ausgabe 1867), S. 377—378.

[6] Rev. trim. 12, S. 449; 57, S. 262, Anm. 18.

1772 unternahm Joſé Machado eine militäriſche Expedition zu Lande von Trahiras aus nach dem Araguaya; es gelang ihm, in friedliche Beziehung zu den Carajás zu kommen, ſonſt aber blieb ſeine Expedition erfolglos[7].

1773 gelang es als erſtem Joſé Pinto da Fonſeca, längere Zeit in friedlicher Berührung mit den Karajá zu bleiben. Seine große militäriſche Expedition ſcheint zu Lande nach dem Araguaya gekommen zu ſein. An einem von ihm Coröa genannten Orte traf er die Carajásindianer (die eigentlichen Karajá). Die Stelle ſcheint am Oſtarm des Araguaya ungefähr in der Mitte der Längserſtreckung der Inſel Bananal gelegen zu haben. Es gelang ihm, mit den Karajá in friedlichen Verkehr zu treten. Später kamen die Javaës (erſte Erwähnung dieſes Stammes) von der Inſel Bananal, die von ihm Ilha de Santa Anna genannt wurde, zu Beſuch. Nach einem erſten Kriegszuge gegen die feindlichen Chavantes wurde ein Schutzbündnis mit den Carajás geſchloſſen. Der Bericht ſchließt mit der Abſicht, einen zweiten Zug gegen die Chavantes zu unternehmen. Weiteres iſt nicht bekannt geworden. Er hörte von den Tapirapés, mit denen die Carajás in Frieden leben. Fonſeca gibt in dieſem Bericht die erſte kulturelle Darſtellung der Karajá; auf ſeine guten, noch heute zutreffenden Beobachtungen habe ich im nachfolgenden öfter verwieſen[8].

In den nächſten Jahren hatte die Regierung das Beſtreben, die Indianer zu beruhigen, zu kultivieren, um dadurch die Bootsfahrt auf dem Araguaya zu gewährleiſten. Zu dieſem Zwecke zogen zwiſchen 1774—78 Antonio Joſé Cabral de Almeida e Vaſconcellos und Joſé Pinto da Fonſeca wiederum nach der Inſel Santa Anna, legten hier eine Militärſtation an, ſiedelten einige Koloniſten an und gründeten das Aldeamento Nova Beira für die Carajás und Javaés. Beide Gründungen wurden aber infolge von Krankheiten und Todesfällen bald wieder aufgegeben[9].

Nachdem dieſe Verſuche mißlungen waren, verſuchte man es mit einem anderen Prinzip. Man verpflanzte die Indianer in andere Gebiete, um durch dieſe Entvölkerung der Flußufer die Schiffahrt zu ſichern. So wurden bis 1782 etwa 700 Karajá und Savajé aus dem Aldeamento Nova Beira nach São Joſé de Moſſamedes bei Goyaz, das 1775 gegründet worden war, gebracht, wo ſie allmählich zugrunde gingen[10]. 1786 erhielt Miguel de Arrudo e Sá den Befehl, einen Kriegszug gegen die Chavantes und Javaés zu unternehmen und ein Dorf für die Unterworfenen zu bauen. In der Aldea de Pedro III (Carretão), 24 Leguas nördlich von Goyaz, ſiedelte er 3500 Indianer beider Stämme an, die aber faſt alle den Maſern erlagen[11]. Die Überlebenden wurden 1788 nach der Aldea de Salinas (Boa Viſta), fünf Leguas ſüdöſtlich von Piedade, gebracht; 1823 lebten dort noch 76 Indianer[12].

---

[7] Rev. trim. 12, S. 457; 37, S. 362, Anm. 84.

[8] Copia da carta, que o alferes José Pinto da Fonseca escreveo ao Exm. General de Goyazes, dando-lhe conta do descobrimento de duas nações de indios, dirigida do sitio onde portou. 2 Agosto 1775. Rev. trim. 8 (1846, 2. Aufl. 1867), S. 376—390.

[9] Rev. trim. 12, S. 457—458; 37, S. 362—363, Anm. 84.

[10] Rev. trim. 12, S. 461; 37, S. 363.

Es ſolgen nun eine Reihe von Expeditionen, die den Zweck haben, die Schiffahrt auf dem Araguaya zu ermöglichen, vor allem alſo einen Verkehr zwiſchen Goyaz und Pará ins Leben zu rufen.

1792—93 unternahm Thomaz de Souza Villa Real die erſte Fahrt den Araguaya abwärts, von Goyaz bis Pará, durch den Oſtarm von Bananal auf Koſten einiger an der Schiffahrt intereſſierten Kaufleute. Er gibt Nachricht von den Carajás (gemeint ſind die Šambioá) und den Pinagés; auch traf er einige Carajás (wohl eigentliche Karajá) dicht unterhalb des Nordendes der Inſel Bananal[13].

1793 befuhr er den Tocantins und Araguaya aufwärts bis zum unterſten Dorf der Šambioá (von ihm Carajás genannt). Er erwähnt außerdem noch die Carajahi (erſte Erwähnung dieſes Namens) und Tapiraſſe[13].

Dieſe Expeditionen hatten einen geringen Bootsverkehr auf dem Araguaya zur Folge; als Hafenplatz für Goyaz diente ein Ort am Rio Vermelho oder am Rio de Peixe. Erſchwerend wirkte, daß nur wenig Bootsmannſchaft für ſolche Reiſen vorhanden war, und daß es an Punkten fehlte, wo man ſich unterwegs neu verproviantieren konnte.

Weitere Expeditionen folgten. 1800 reiſte der neue Gouverneur von Goyaz, João Manoel de Menezes, von Pará aus den Araguaya aufwärts in ſeine neue Reſidenz[14]. 1804—1809 fanden 2—3 weitere Expeditionen ſtatt zur Hebung der Schiffahrt auf dem Araguaya. Der Erfolg war nur gering; die wilden, durch keine Militärmacht gezähmten Indianerſtämme und die Stromſchnellen ließen eine Befahrung des Fluſſes zu gefährlich erſcheinen[15]. Um wenigſtens dem einen dieſer Übel abzuhelfen, wurde zwiſchen 1809 und 1812 das Preſidio de Santa Maria am oberen Beginn der Stromſchnellenſtrecke gegründet. Allerdings wurde es bereits 1813 von den vereinigten Carajás, Carajahis, Chavantes und Cherentes zerſtört, um erſt 1862 weiter oberhalb neu errichtet zu werden[16]. Auch ein weiterer Verſuch, mit den Indianern in Frieden zu leben, mißglückte. Die Carajahis kamen nämlich nach Salinas, um ſich den Braſilianern friedlich zu unterwerfen; infolge von Streitigkeiten, die dabei ausbrachen, zogen ſie ſich aber wieder in ihre Dörfer am Fluß zurück[17].

Von nun an hören alle Nachrichten aus dieſem Gebiete auf. Die Braſilianer ſcheuten ſich, die feindlichen Indianer aufzuſuchen, und ſo nahmen mit der Zeit die Gerüchte über das feindliche Weſen der Karajá und Šambioá immer größere Dimenſionen an. Nur ein paar gute Rückblicke auf dieſe erſte Entdeckerzeit entſtanden in dieſen Jahren.

---

[11] Rev. trim. 37, S. 245; Rev. trim. 12, S. 462 ſpricht nur von Chavante.

[12] Rev. trim. 37, S. 246.

[13] Viagem de Thomas de Sousa Villa Real pelos rios Tocantins, Araguaya e Vermelho: accompanhada de importantes documentos officiaes relativos á mesma navegação. Rev. trim. 9, S. 401—444; 37, S. 286.

[14] Rev. trim. 12, S. 465.

[15] Rev. trim. 12, S. 468.

[16] Rev. trim. 12, S. 470; 28, II, S. 91; 37, S. 362; 38, S. 18.

[17] Rev. trim. 12, S. 471.

1812 ſchrieb Padre Luiz Antonio da Silva e Souza ſein Werk: Memoria sobre o descobrimento, governo, população, e cousas mais notaveis da capitania de Goyaz, in dem er gute hiſtoriſche Nachrichten über ſämtliche Forſchungsreiſen ſeit Entdeckung der Provinz gibt[18].

In dem zweiten großen Werke: Chorographia historica da Provincia de Goyaz, 1824, verarbeitete Raymundo Joſé da Cunha Mattos alle Dokumente und brachte viele Nachrichten über die Indianer; doch kombiniert er zuweilen und verwirrt dadurch das Völkerbild. Nach ihm wohnen die Carajás in einem Dorf am Furo do Bananal und in drei Dörfern im Stromſchnellengebiet (identiſch mit unſeren heutigen Šambioádörfern); ſie verhindern die Durchfahrt durch den Furo. Die Carajahís wohnen am linken Ufer des Araguaya und erſcheinen gelegentlich auf Bananal. Die Javaés auf Bananal ſind faſt ausgeſtorben, die Xambiuás wohnen bald auf Bananal, bald am Flußufer, ſie verhindern die Durchfahrt durch den Weſtarm des Araguaya. Außerdem erwähnt er noch, daß die Tapirapés gelegentlich die Inſel Bananal beſuchten[19].

Mehr Klarheit bringt erſt wieder Caſtelnau im Jahre 1844. Dieſer franzöſiſche Forſcher reiſte von Goyaz zum Rio de Peixe, ſchiffte ſich hier ein, befuhr dieſen Fluß bis zur Mündung in den Araguaya, fuhr den Araguaya abwärts durch den öſtlichen Arm von Bananal, erreichte den Einfluß in den Tocantins und kehrte dieſen Fluß aufwärtsfahrend nach Goyaz zurück. Er traf am Araguaya nur die Chambioá, von deren Kulturbeſitz er eine Sammlung anlegte, die aber in einem Schiffbruch auf dem Tocantins verloren ging. Er beſchrieb als erſter das Maskenweſen dieſer Indianer. Von den Carajás, Carajahís, Javahais und Tapirapés berichtet auch er nur Gehörtes[20].

Volle Klarheit aber verdanken wir erſt der Expedition des Dr. Rufino Theotonio Segurado, der 1846/47 von Pará aus aufwärts fuhr. Er beſuchte zuerſt die Chambioás, die er für einen Stamm der Carajás erklärte, verſuchte dann den Oſtarm von Bananal emporzufahren, mußte das Vorhaben aber wegen zu großer Seichtheit des Fluſſes aufgeben, fuhr dann als erſter Forſcher den Weſtarm des Araguaya empor und beſuchte die hier wohnenden Carajásindianer. Er dehnte ſeine Fahrt bis zum Rio Vermelho aus, den er elf Tage weit aufwärts befuhr, um dann Goyaz zu Lande zu erreichen. Ihm verdanken wir alſo die erſte genauere Nachricht über die Wohnſitze der Karajá[21].

---

[18] Rev. trim. 12 (2. Ser., 5), 1849, S. 429—510.

[19] Rev. trim. 37 und 38.

[20] F. de Castelnau, Expedition dans les parties centrales de l'Amerique du Sud. 1843—47. Paris 1850, Bd. 1 und 2. Derſelbe, Vue et scenes. Paris 1852.

[21] Viagem de Goyas ao Pará em 1846 e 1847, Roteiro do Dr. Rufino Theotonio Segurado. Rev. trim. 10 (2. Serie, Bd. 3), S. 178—212.

Den Bericht des Dr. **Eduardo Olympio Machado** aus dem Jahre 1850, den Moraes Jardim in der Einleitung ſeines Werkes: O Rio Araguaya erwähnt, habe ich leider nicht finden können.

Zur ſelben Zeit beſtand auf der Inſel Bananal das Präſidio de Santa Iſabel (jetzt Capoeira do Santa Izabel Velha); es wurde ſpäter nahe an die Mündung des Rio das Mortes verlegt (Santa Izabel do Morro, jetzt Karajáfriedhof), dann aber aufgehoben[28].

Die erſte kurze neuere ethnographiſche Schilderung der Karajá verdanken wir Dr. **Couto de Magalhães**, der 1863 vom Rio Vermelho abwärts fuhr, den Ort São Joſé gründete und die ſpäter eingegangene Aldea da Eſtiva, eine Legua nördlich von Salinas, beſuchte, in der Chavantés und Carajás lebten[29].

In einem anderen Werke[30] berichtet er, daß die Chambioás, Carajás, Carajahís und Javaés eine Nation bilden und 7—8000 Seelen ſtark in 70—80 Dörfern längs des Rio Araguaya vom Furo bis Intaipabas wohnen.

Derſelbe gründete 1871 die Siedelung Dumbaſinho mit dem Collegio Iſabel, 2 Leguas unterhalb von Leopoldina auf dem Weſtufer (Leopoldina wurde 1852 gegründet), zwecks Erziehung und Ausbildung junger Indianer (Karajá, Kayapó und Tapirapé) zu Koloniſten. Das Collegio wurde Anfang der 90er Jahre aufgegeben.

Den nächſten ausführlichen Bericht über die Carajás lieferte Dr. **Spinola**, der 1879 **Moraes Jardim** auf deſſen Araguayafahrt von Leopoldina bis Santa Maria, die zwecks Kartenaufnahme des Fluſſes unternommen wurde, begleitete. Seine Bemerkungen ſind bis auf die über die Religion meiſt zutreffend[31].

Der Bericht über die Reiſe des Dr. **Joaquim Leite Moraes**, der 1892 in Goyaz erſchien, iſt mir leider nicht zugänglich geweſen.

Die ausführlichſten Nachrichten brachte erſt Dr. **Paul Ehrenreich**, der 1888 im Anſchluß an die zweite deutſche Xingu-Expedition von Goyaz den Araguaya abwärts nach Pará reiſte. Den oberen, ſtromſchnellenfreien Teil des Fluſſes befuhr er im Dampfer, ſo daß er von den Karajá, für die er den Namen Carayahi verwendet, nur einen flüchtigen Eindruck gewinnen konnte, der ſich aber durch die dankenswerten Angaben des ihn begleitenden alten Karajá-Häuptlings Pedro Manco weſentlich vertiefen ließ. Eingehender konnte er die Šambioa ſtudieren, deren Gebiet er im Ruderboot durchfuhr. Von den Yavahe und Tapirapé berichtet er nur Gehörtes. Seine ethnographiſche Sammlung, auf die im Nachfolgenden öfter Bezug genommen iſt, befindet ſich im Berliner Muſeum für Völkerkunde[26].

---

[28] Moraes Jardim, O Rio Araguaya, Vorwort.

[29] Viagem ao Araguaya. Goyas 1863, S. 124 ff.

[30] Dr. C. Magalhães, Região e raças selvagens do Brasil. Rio de Janeiro 1874

[31] O Rio Araguaya. Relatorio da sua exploração pelo Major d'Engenheiros Joaquim R. de Moraes Jardim, precedido de um resumo historico sobre sua navegação pelo Tenente-Coronel d'Engenheiros Jeronimo R. de Moraes Jardim e seguido de um estudo sobre os Indios, que habitam suas margens pelo Dr. Aristides de Souza Spinola, presidente de Goyas. Rio de Janeiro, 1880.

Den nächſten kurzen Bericht verdanken wir Dr. A. Cavalcanti, der im Anſchluß an die Forſchungen zur Anlage einer neuen Hauptſtadt für Braſilien den Araguaya von Leopoldina bis Santa Maria beſuhr und dabei die Carajahí beſuchte[27].

In der Regenzeit 1896/97 beſuhr der franzöſiſche Forſcher Coudreau von Pará aus den Araguaya bis zur Mündung des Rio Tapirapé. Er beſuchte die Chambioá und Carajás; auch hat er den Rio Tapirapé ein kleines Stück befahren. Seine Angaben ſind jedoch nur wenig genau und geeignet, das ganze Bild, beſonders am Tapirapé, völlig zu verwirren[28].

Seitdem ſind wir ohne jegliche Nachricht aus dieſem Gebiete geblieben; kein Forſcher berichtete wieder über die Stämme am Araguaya. Inzwiſchen dehnte ſich der Dampferverkehr weiter aus, neue braſilianiſche Anſiedelungen entſtanden, ſo vor allem im Norden die Miſſionsſtation Conceição unter den Kayapó. Anfang des 20. Jahrhunderts unternahm der Biſchof von Goyaz in Begleitung des Dampferunternehmers Adolfo Guedes eine Fahrt auf dem Araguaya. Nach perſönlicher Mitteilung des letzteren fuhren ſie bei hohem Waſſerſtande den Oſtarm von Bananal von Norden her aufwärts, trafen ein rieſiges Dorf der Šavajé, landeten, mußten aber bei dem Widerſtand der über die 70 bewaffneten Braſilianer erſchrockenen zahlreichen Indianer raſch umkehren. Seitdem ſchwirrten die wildeſten Gerüchte über die Feindſeligkeit und die große Anzahl der Šavajé durchs Land.

So lagen die Verhältniſſe, als ich 1908 den Araguaya bereiſte. Ich beſuhr ihn von Leopoldina bis Conceição, beſuchte dabei die Karajá, unternahm Seitenmärſche zu den Kayapó bei Conceição und zu den Šavajé auf Bananal, und beſuhr den Rio Tapirapé bis ins Quellgebiet, wo ich die verlaſſenen Dörfer der Tapirapé-Indianer antraf.

Anhangsweiſe mögen einige Mitteilungen darüber folgen, wie ſich die Bezeichnungen der Stämme im Laufe der Zeit geändert haben.

Ich unterſcheide folgende drei Horden der Karajá: die Šambioá in der Stromſchnellenſtrecke, die Šavajé auf der Inſel Bananal, die eigentlichen Karajá am Araguaya, weſtlich und ſüdlich von Bananal.

Die Šambioá werden von den erſten Entdeckern Carajás genannt (Antonio Pires de Campos 1746, Souza Villa Real 1792/93; auch Cunha Mattos benennt ſie ſo in ſeiner Chorographia de Goyaz, 1824). Der Name

---

[26] Er veröffentlichte über ſeine Reiſe folgende Werke: 1. Beiträge zur Geographie Zentralbraſiliens, in: Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 26, S. 167 bis 190; Bd. 27, S. 121–152. 2. Südamerikaniſche Stromfahrten, in Globus, Bd. 62 (1892). 3. Beiträge zur Völkerkunde Braſiliens. Veröffentlichungen aus dem königlichen Muſeum für Völkerkunde, Bd. 2, Heft 1 und 2. Berlin, Spemann 1891. 4. Anthropologiſche Studien über die Urbewohner Braſiliens. Braunſchweig 1897.

[27] Commissão de Estudos da Nova Capital da União. Rio 1896. Relatorio do Dr. A. Cavalcanti.

[28] Voyage au Tocantins-Araguaya. Paris 1897.

Šambioá erſcheint zum erſten Male bei Cunha Mattos für einen Stamm, der ſchweifend bald die Inſel Bananal beſucht, bald am Rio Cuyaba weilt und die Durchfahrt durch den Weſtarm des Araguaya verſperrt[39]. Wie Cunha Mattos zu dieſer eigenartigen Lokaliſierung kommt, iſt nicht bekannt. Genannt werden die jetzigen Šambioá mit dieſem Namen zuerſt von Caſtelnau 1844, dann Rufino 1846, Ehrenreich 1888. Dieſer Name iſt jetzt der allgemein gebräuchliche; nur Coudreau nennt ſie wieder Carajá. Zur Unterſcheidung von den anderen Horden iſt dieſer Name, der ihnen von den Karajá gegeben wird, beizubehalten.

Die Šavajé werden als Javaes und Javahes zum erſten Male von Fonſeca 1773 erwähnt, der ſie als Beſuch bei den Karajá antraf. (Ob ſie Pinto de Gaia erwähnt, iſt mir nicht bekannt.) Seitdem ſind ſie unter dieſem Namen bekannt geblieben. Sie werden wieder erwähnt von Vasconcellos-Fonſeca 1774, Cunha Mattos 1824, Caſtelnau 1844, Spinola 1879, Ehrenreich 1888, Coudreau 1896/97, ohne daß einer von dieſen außer dem erſten wieder mit ihnen in engere Berührung gekommen wäre.

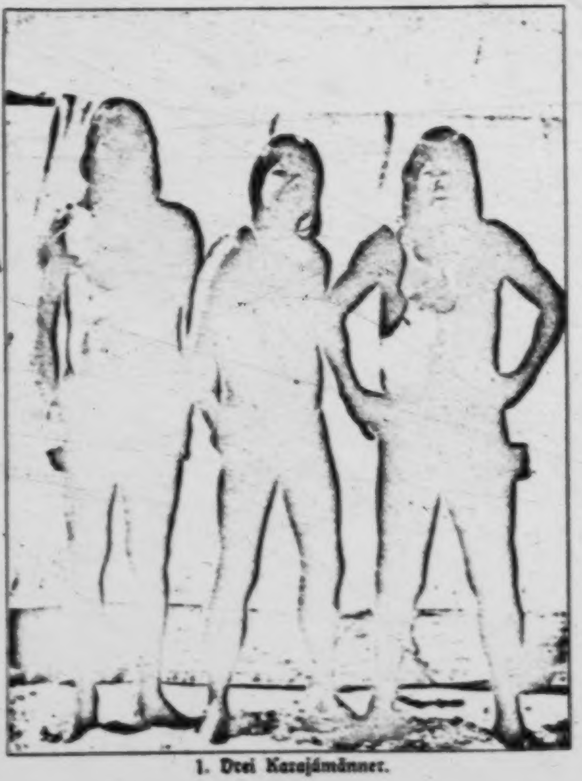
Die Horde der eigentlichen Karajá wird zum erſten Male von José Machado, 1772, erwähnt und zwar unter dem Namen Carajás. Unter dieſem Namen blieb ſie weiterhin bekannt und wurde durch Fonſeca und Vasconcellos 1773 und 1774 beſchrieben. Danach wurde ſie nicht wieder beſucht; die Nachrichten über ſie verwirren ſich, beſonders durch das Auftreten des Namens Carajahí für eine Horde, deren Sitze nicht genau zu lokaliſieren ſind. Als erſter erwähnt die Carajahí Souza Villa Real 1793: ſie hätten vier Häuptlinge. Völlig verwirren das Bild die Autoren der beiden großen hiſtoriſchen Werke aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Silva e Souza berichtet (1812), daß die Carajá und Carajahí ſieben Dörfer am Araguaya bewohnen, und daß die Carajahí nach Salinas kamen, um Frieden zu ſchließen, aber, da ſie ſchlecht behandelt wurden, wieder in ihre Dörfer abzogen. Cunha Mattos teilt 1824 mit, daß die Carajás am Furo und im Stromſchnellengebiet (ſiehe unter Šambioá) leben, die Carajahís das linke Ufer des Araguaya bewohnen und nur gelegentlich auf die Inſel Bananal kommen. Rev. trim. 37, Seite 363 berichtet er weiter, daß die Carajás nach Salinas kämen, um Eiſengeräte zu erbetteln. Es iſt aus dieſen Nachrichten kein klares Bild über die Beziehungen zwiſchen Carajá, Carajahí und Šambioá zu gewinnen. Ebenſo verwirrt bleibt das Bild nach Caſtelnaus Bericht (1844). Er teilt mit, daß die Carajás ſich öfters zu Beſuch in Salinas aufhalten, während die Carajahís am Weſtarm in drei bis vier Dörfern wohnen. Klarheit bringt endlich Rufino 1846/47, der als erſter wieder den Weſtarm befährt. Er nennt die hier in neun Dörfern wohnenden Indianer Carajás, ſtellt alſo den alten Namen wieder her, während er den Namen Carajahí nicht erwähnt. Von da an werden ſie allgemein wieder Carajás genannt, ſo von Magalhães 1863, Spinola 1879; doch erwähnt Magalhães 1874 neben Carajás und Chambioás auch Carajahís, ohne daß deren gegen-

---

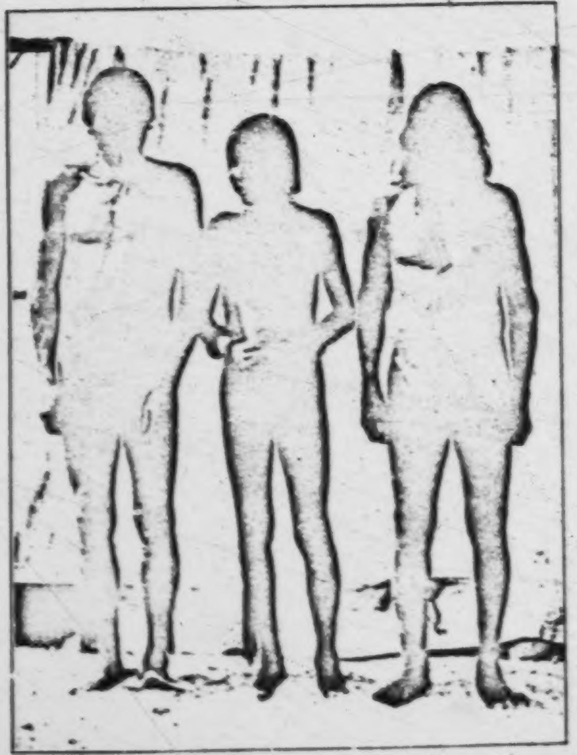
[39] Rev. trim. 37, S. 393; 38, S. 20.

[facing p. 180]

Tafel 36.



1. Drei Karajámänner.



2. Jüngling, Knabe, Mann. Karajá.

5:Krause

SP9 Caraja

ſeitiges Verhältnis klar wird. Ehrenreich bringt 1888 den Namen Carayahí für alle Karajáindianer am Araguaya, weſtlich und ſüdlich der Inſel Bananal auf, und Cavalcanti (1895) ſchließt ſich ihm darin an; doch iſt dieſer Name in Braſilien nicht gebräuchlich geworden. Coudreau (1896) nennt ſie wieder Carajás, und auch ich ſehe mich genötigt, dieſen Namen und zwar in der Schreibart Karajá beizubehalten. Ich habe mehrfach die Indianer nach dem Namen Carayahí gefragt, ſtets gaben ſie an, ihn nicht zu kennen. Sie ſelbſt nennen ſich nur Karajá, und auch bei der braſilianiſchen Bevölkerung werden ſie nur mit dieſem Namen benannt.

Ich gebe zu, daß der Name Carayahí für die Unterſcheidung dieſer Horde vom Geſamtſtamm der Karajá ſehr praktiſch iſt, und daß es zuweilen umſtändlicher Auseinanderſetzungen bedarf, um klar zu ſtellen, ob man unter Karajá den ganzen Stamm oder nur die ſüdliche Gruppe meint; aber man ſoll ſich doch meiner Meinung nach lieber der geringen Mühe unterziehen, mit ein paar Worten mehr dieſe Klarſtellung zu geben, als daß man einen nicht exiſtierenden Namen verwendet.

I. Die Karajá.

1. Anthropologiſches.

Direkte anthropologiſche Meſſungen wurden von mir nur in bezug auf Größe und Hautfarbe angeſtellt. Alle übrigen Angaben beruhen auf Beobachtungen oder ſind dem Studium der von mir aufgenommenen Photographien entnommen. Zum Vergleich benutzte ich Ehrenreich, Anthropologiſche Studien über die Urbewohner Braſiliens, Braunſchweig 1897.

Größe. Ehrenreich gibt (Seite 108) als durchſchnittliche Körpergröße der Männer der Carayahí 168,2, der Frauen 152,8 cm an; die Frauen ſind alſo nach ſeinen Meſſungen bedeutend (15,4 cm) kleiner als die Männer. Im allgemeinen ſtimmt dieſes Verhältnis, doch ergeben ſich im einzelnen weſentliche Abweichungen.

Die Südhorde ſcheint im ganzen größer zu ſein als die Nordhorde; es iſt dies wohl der Beimiſchung von Savajéblut zuzuſchreiben; zeichnen ſich doch die Savajé durch höheren Wuchs vor den Karajá aus. In der Südhorde gab es viele Männer, die gleich groß waren, und einige, die etwas größer waren als ich (ich maß barfuß 167 cm), doch mochten die Längſten 170 cm nicht überſchreiten. Als Mittel kann man wohl für die Südhorde 166 cm annehmen. Auch die Frauen der Südhorde waren z. T. recht groß, ſie blieben aber im allgemeinen in demſelben Verhältnis hinter den Männern zurück wie in der Nordhorde.

Bei dieſer gab es niemanden, der mich an Größe überragte, und nur wenige, die mir gleich kamen, und derartig lange Geſtalten waren ſehr ſelten (Tafel 37, Abb. 1). Die überwiegende Mehrheit der Männer war weſentlich kleiner als ich, im Durchſchnitt mögen ſie 160—162 cm groß ſein. Ihre Länge ſchwankt um eine halbe Kopfhöhe. Weſentlich kleiner ſind die Frauen, ſie bleiben hinter den Männern etwa eine halbe Kopfhöhe zurück, für ſie würde alſo Ehrenreichs Mittel anzunehmen ſein (Tafel 17).

Daneben gibt es aber nun Volkselemente, die man direkt als kleinwüchſig bezeichnen muß. Man vergleiche die beiden kleinen Jünglinge auf Abbildung 1 in Tafel 37, die einen ganzen Kopf hinter den längſten (dieſe ſind etwa 165 cm hoch) zurückbleiben, ſo daß ſie dem Pygmäenmaß (140—145 cm) nahe kommen. Dasſelbe gilt für zwei andere Jünglinge auf Tafel 44, Abb. 1. Ganz auffällig iſt die Erſcheinung der Zwergfrau auf Tafel 17, die dem neben ihr ſtehenden Mann, der etwa 164 cm groß iſt, gerade bis an die Schultern reicht. Derartig kleine, aber völlig ausgewachſene Perſonen habe ich bei der Nordhorde vielfach angetroffen (vergleiche auch die Šavajé), während ſie bei der Südhorde von mir nicht beobachtet wurden. Vielleicht liegt hier ein Einfluß fremder Stämme (Tapirapé, Kayapó, Canoeiros) uſw. vor.

Von *Geſtalt* ſind die Indianer, Männer wie Frauen, gut proportioniert, und ſie gehören wohl mit zu den beſtgebauten Indianerſtämmen überhaupt. Man kann ſie als mittelgroße kräftige Geſtalten bezeichnen. Störend wirkt für uns die ſtellenweiſe athletiſche Entwickelung ihrer Muskulatur, die wohl auf das Rudern, das Stampfen des Maiſes im Mörſer und andere Urſachen zurückzuführen iſt.

Der *Kopf* iſt hoch und lang gebaut, das Geſicht iſt oval, beſonders bei jugendlichen Perſonen (Tafel 17; Tafel 38, Abb. 1; Tafel 42, Abb. 2; Tafel 44, Abb. 2). Die Stirn ſteigt gerade auf und iſt genügend hoch; nur erſcheint ſie im allgemeinen niedrig durch die bis in die Augen heruntergekämmten Haare. Augenbrauenwülſte ſind nur gering entwickelt, die Lidſpalte iſt ſchlitzförmig (Tafel 14); mandelförmige Augen, wie Ehrenreich angibt, ſind relativ ſelten. Die Iris iſt dunkelbraun. Die Naſenwurzel iſt meiſt ſtark vertieft; der Rücken tritt kräftig hervor und verläuft gerade; die Flügel ſind ſehr breit und meiſt geſchweift, ſo daß die Naſenlöcher von vorn etwas ſichtbar werden. Charakteriſtiſch iſt die hängende gebogene Naſenſpitze. Der Mund iſt breit, die Lippen ſind voll und geſchwungen, die Zähne durchgehends gut; nur alte Leute weiſen viele Zahnlücken infolge Ausfallens der Zähne auf. Kinder zeigen Progenie, doch verliert ſich anſcheinend dieſe Eigenſchaft in ſpäteren Jahren (Tafel 12, Abb. 2; Tafel 42, Abb. 3). Das Kinn iſt breit und tritt wenig hervor. Die Ohren konnten wegen der langen Haare nicht beobachtet werden. Ehrenreich (S. 82, 94, 96) glaubt bei den Karajá einen einheitlichen Geſichtstypus gefunden zu haben und zwar eine edlere Form, während die übrigen, wie Šambioá uſw., daneben noch einen rohen Typus aufweiſen. Ich habe gefunden, daß auch bei den Karajá mehrere Geſichtstypen auftreten, und zwar neben dem edleren und einem roheren noch ein dritter, völlig fremd anmutender, der nur in den großen Dörfern von der Tapirapémündung an nordwärts beſonders bei Frauen zu finden war, allerdings auch da nur ſelten. Leider konnte ich keine dieſer Frauen photographieren.

Die *Schultern* erſcheinen mir bei Männern und Frauen im allgemeinen normal entwickelt, doch gibt es eine ganze Anzahl Perſonen meiſt männlichen Geſchlechtes, bei denen ſie auffallend ſtark ausgebildet ſind, und zwar nicht nur bei Männern (Tafel 36; Tafel 38, Abb. 1), ſondern auch bei Jünglingen und Knaben (Tafel 44, Abb. 1; Tafel 49, Abb. 1). Wahrſcheinlich iſt dieſe gewaltige Breitenentwickelung der Knochen des Schultergürtels und der daran befeſtigten Muskeln, beſonders des Latissimus dorsi (Tafel 15, Abb. 4a), eine Folge des Ruderns. Eigentlich ſchmalſchultrige Leute habe ich nur wenige geſehen, entgegen Ehrenreich, der (S. 118) die Karajá als von geringer Schulterbreite und grazilem Körperbau beſchreibt. Doch muß ich ihm recht geben in der Mitteilung, daß die Frauen ganz allgemein den Männern an Schulterbreite nachſtehen und zwar ganz bedeutend.

Der Bruſtkorb iſt gut gewölbt bei Männern und Frauen. Man muß die Indianer, wie Ehrenreich es (S. 119) tut, als weitbrüſtig bezeichnen (Tafel 16; Tafel 36; Tafel 43, Abb. 3). Dazu kommt bei den Männern noch die koloſſale Ausbildung der Bruſtmuskulatur, beſonders des Pectoralis major (Tafel 15, Abb. 3; Tafel 43, Abb. 2), um im Verein mit der kräftigen Schultermuskulatur der oberen Körperhälfte das völlige Übergewicht über die untere zu verſchaffen. Dieſe ſtarke Ausbildung bewirkt zunächſt ein Hervortreten der Brüſte, die bei einigen Männern frauenähnliche Geſtalt annehmen (Tafel 36), und die Entſtehung einer grabenförmigen Vertiefung zwiſchen den Anſatzſtellen der Bruſtmuskeln am Bruſtbein (Tafel 14, Abb. 3). Die Brüſte der Frauen entwickeln ſich anſcheinend nur langſam; ſo hat die Jungfrau (Tafel 16) noch nicht völlig entwickelte Brüſte. In der Jugend weiſen ſie ſtraffe Formen auf (Tafel 16; Tafel 17), während ſie nach Geburten bald hängend werden (Tafel 37, Abb. 2; Tafel 42, Abb. 1) und im Alter ſchlaff herabhängen (Tafel 11, Abb. 4). Der Form nach gibt es halbkugelige und koniſche, ſelten ſind tellerförmige. Der Warzenhof iſt meiſt prominent (Tafel 17; Tafel 42, Abb. 1).

Stark aufgetriebene Leiber, wahrſcheinlich eine Folge der überwiegenden Pflanzennahrung, ſind nichts Seltenes, beſonders beim männlichen Geſchlecht; faſt durchgängig haben Kinder beiderlei Geſchlechts trommelartig aufgetriebenen Leib (Tafel 11, Abb. 4; Tafel 12, Abb. 2; Tafel 43, Abb. 2; Tafel 51, Abb. 2). Die Muskulatur des Leibes iſt bei den Männern meiſt ſo gut entwickelt, daß ihre einzelnen Teile unter der Haut ſichtbar werden (Taf. 36; 38, Abb. 1). Das Becken iſt ſchmal; beſonders Mädchen und Jungfrauen haben Becken, die in der Breite nicht über die des männlichen Geſchlechtes hinausgehen, und auch die der Frauen ſind nicht weſentlich breiter als die der Männer. Das von mir beobachtete auffallend breite Becken einer Frau iſt eine Ausnahme, entgegen Ehrenreich, der ſie als in die Breite gehende Figuren bezeichnet[1]. Mit dieſer geringen Breitenentwickelung des Beckens geht das faſt völlige Fehlen einer Taille Hand in Hand (Tafel 16; 17; 42, Abb. 1), die nur bei Frauen zuweilen deutlich vorhanden iſt

---

[1] S. 119. S. 101 bezeichnet er aber die Hüften der Frauen als relativ ſchmal.

(Tafel 42. Abb. 3). Dem männlichen Geſchlecht eigentümlich iſt die oft ſtark hervortretende Leiſtenlinie (Tafel 36; 44, Abb. 1).

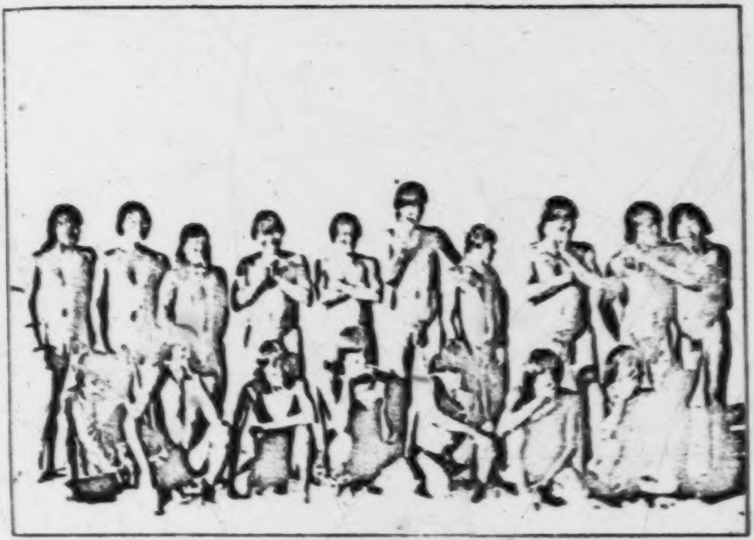
Die Fettpolſter über den Glutäen ſind im allgemeinen normal. Wo ſie kräftiger entwickelt ſind (Tafel 16), tritt die Anhäufung des Fettes mehr in den unteren Teilen auf. Ein kräftig ausgebildetes Fettpolſter gehört zum Schönheitsideal der Indianer.

Die Arme. Was die Länge von Ober- und Unterarm anlangt, ſo erſcheint der Oberarm dem unſrigen proportioniert zu ſein; der Unterarm hingegen erſcheint im Verhältnis zum Oberarm lang (Tafel 43, Abb. 1), und das weibliche Geſchlecht hat verhältnismäßig längere Unterarme als das männliche (Tafel 17). Die Muskulatur des Oberarmes iſt bei den Männern außerordentlich kräftig entwickelt (Tafel 15, Abb. 1; 36; 43, Abb. 3), bei den Jünglingen und Knaben, ſowie beim weiblichen Geſchlecht dagegen iſt ſie nur gering ausgebildet, ſo daß man dieſe als dünnarmig bezeichnen muß (Tafel 11, Abb. 4; 17; 38, Abb. 2; 47, Abb. 2). Ganz offenbar iſt die ſtarke Entwickelung bei den verheirateten Männern die Folge des Ruderns und des Baumfällens in der Pflanzung. Am Unterarm fällt bei den erwachſenen Männern die ſtärkere Entwickelung des inneren Muskels (nach dem Ellbogen zu) auf (Tafel 36, Abb. 1; 49, Abb. 1), bei den Frauen dagegen iſt der äußere Muskel ſtärker ausgebildet (Tafel 17). Hände und Finger ſind im Verhältnis zu unſeren klein.

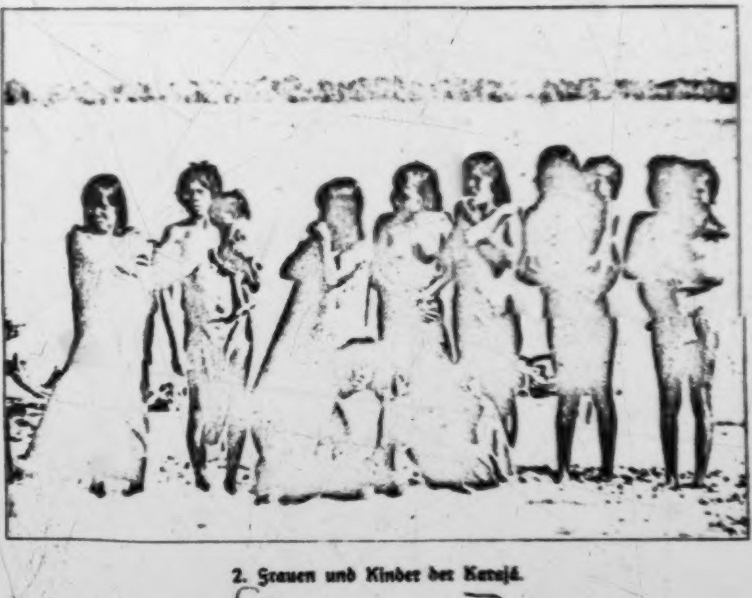
Die Beine. Die Frauen haben im Vergleich zu den Männern kürzere Beine, während das Verhältnis von Ober- zu Unterſchenkel bei beiden Geſchlechtern nicht weſentlich verſchieden iſt. Die Beine ſind im allgemeinen, beſonders in der Jugend, grazil. Doch treten dabei die einzelnen Muskelbäuche am Oberſchenkel relativ ſtark unter der Haut hervor (Tafel 44, Abb. 1). Eine weitere Erſcheinung iſt auf die Kinder und die Jugend beſchränkt, in ſpäteren Jahren geht ſie allmählich zurück und iſt nur noch ſelten ſichtbar. Es handelt ſich um ein auch bei unſeren Kindern häufiges ſtarkes Hervortreten der Hautpartien an der Innenſeite des Oberſchenkels oberhalb des Kniegelenkes, wohl eine Folge der Erſchlaffung der Gelenkkapſeln des Kniegelenkes, die wahrſcheinlich bewirkt iſt durch den ſtarken Druck der als Abzeichen der Ledigen getragenen Wadenbänder aus Baumwolle, die direkt am Körper angehäkelt werden und erſt, wenn ſie zu eng geworden ſind und ſtark ins Bein einſchneiden, abgeſchnitten und erneuert werden (Tafel 11, Abb. 4; 12, Abb. 2; 38; 42, Abb. 1; 43, Abb. 1; 44, Abb. 1). Dies ſtarke Hervorquellen der Teile über dem Knie wird beſonders bei den Tonpuppen dargeſtellt und gilt anſcheinend als ſchön (Tafel 8). Die Beine waren ſtets gerade gewachſen; X-Beine habe ich nie geſehen, O-Beine, und zwar gebogene Unterſchenkel, wieſen nur zwei Männer auf (Tafel 15, Abb. 4^{b} und Pedro). Die Feſſeln ſind ſchmal[1]; der Fuß iſt durchgehends gedrungen und gut gebildet. Die Haltung der Füße iſt wie bei uns auswärts, was auf den Abbildungen erſichtlich iſt, und nur ſelten ein-

---

[1] Siehe unter Abzeichenſchmuck: Waden- und Knöchelbänder.



1. Jünglinge der Karajá.



2. Frauen und Kinder der Karajá.

[Facing p. 184]

wärts (Tafel 16; 42, Abb. 3; vgl. Ehrenreich S. 101). Beim Gehen werden ſie ebenfalls auswärts geſtellt. Die oft berichtete Art des Gehens, daß nämlich auf den ſchmalen Pfaden Fuß vor Fuß geſetzt werde, habe ich nie beobachtet, trotzdem ich tagelang, hinter verſchiedenen Indianern auf ſchmalen Indianerpfaden einhergehend, Studien darüber betrieben habe. Nur wenn ein Grasbüſchel die Zehen ſtörte, wurden dieſe nach innen gewendet. Ehrenreich gibt an, daß die zweite Zehe die längſte ſei (S. 101) und die fünfte auffällig zurücktrete (S. 104). Über die letzte habe ich nichts beobachtet, verſchiedentlich fand ich aber, daß die große Zehe weſentlich kürzer war als die zweite Zehe, wie es ja auch Steinen am Xingu beobachtet hat. Die große Zehe kann weit abgeſpreizt werden. Offenbar müſſen große individuelle Unterſchiede in der Fußbildung vorkommen; denn die Indianer erkennen an der Form der Fußabdrücke im Sande (die wohl auch von der verſchiedenen Art des Auftretens abhängig iſt) mit Sicherheit den Beſitzer des Fußes.

Die **Körper** der Indianer machen durchgehends einen wohlgenährten Eindruck. Schon oben (S. 182) wurde bemerkt, daß trommelartig aufgetriebener Leib bei Kindern die Regel iſt, wobei der übrige Körper aber durchaus keinen ſchwachen Eindruck macht. Sehr ſtark genährte Perſonen (Tafel 44, Abb. 1) gelten als Ideal der Indianer. Schlecht genährte, direkt abgemagerte Perſonen ſind ſelten (Tafel 37, Abb. 1, der längſte). Bei weitem überwiegen abgemagerte Frauen, und zwar tritt dieſe ſtarke Abmagerung meiſt im Alter ein. In Dorf 6 und 27 ſah ich einige uralte Leute, die faſt zum Skelett abgemagert waren (ſiehe auch Ehrenreich, Seite 104).

Die gute Ernährung gibt den Indianern gute Kräfte, die durch Rudern, Arbeit in der Pflanzung und Übung im Ringkämpfen geſtählt werden, ſo daß auch junge Leute mit gering entwickelter Armmuskulatur doch im Rudern äußerſt ausdauernd ſind und im Ringkampf oft überraſchend gut abſchneiden.

Die **Geſchlechtsteile** ſind nur bei den Männern ſichtbar. Die Vorhaut des Penis wird vor der Eichel mit einem Baumwollfaden rollenartig umwickelt; der Penis liegt dadurch kugelförmig innerhalb der Haut, verkürzt, ſo daß der ganze männliche Geſchlechtsteil im Verein mit den durch den Hodenſack hindurch ſichtbaren Hoden einen dreikugeligen Anblick gewährt (Tafel 36; 38, Abb. 2; 43, Abb. 1 und 3; 49, Abb. 1).

Die **Haut** iſt dünn und zart und fühlt ſich ſehr weich an, echte Tropenhaut, wie ſie ja auch die Weißen in den Tropen beſitzen. Einen gewiſſen Anteil daran mag auch das Einölen der Haut haben. Die **Hautfarbe** iſt ſchwer zu beſtimmen, da die Indianer meiſt bemalt oder ſogar mit einem vollkommenen Ölfarbenanſtrich herumlaufen. Die heiße Sonne, die auf den Sandbänken beſonders prall ſcheint, verbrennt die ihr am meiſten ausgeſetzten Teile, wie Oberarm, Bruſt, Schultern, Bauch und Oberſchenkel, ſo daß hier die Haut weſentlich dunkler iſt (Nr. 26—28 der Martinſchen Tafel, mit einem Stich ins Violette) als an den geſchützteren Körperſtellen, wie Innenſeite der Oberarme u. a. (Nr. 25). Die Wangen ſind auffällig hell, meiſt nur Nr. 21, und bei vielen direkt fahl, gelblich (Nr. 18—19). Ob dies auf krankhafte Zuſtände zurückgeht, vermag ich nicht zu ſagen; häufig war die Erſcheinung beſonders bei jungen Leuten und Mädchen. Die eigentliche Hautfarbe kommt erſt unter den Baumwollbinden zum Vorſchein, vor allem unter den Wadenbändern; da beträgt ſie Nr. 17. Sehr hell, faſt wie bei uns, ſind Handflächen (Nr. 13—15) und Fußſohlen (Nr. 10—16). Die Frauen erſchienen oft heller als die Männer, gewiß eine Folge davon, daß ſie mehr im Schatten der Häuſer leben und bei Ausgängen meiſt ihre Netzdecken umnehmen. Auch meine indianiſchen Ruderer nahmen unter der Kleidung im Laufe der Monate eine hellere Färbung an. Albinos habe ich nicht geſehen. Das Ideal der Karajáindianer iſt eine möglichſt helle Haut; meine weiße Hautfarbe ſchätzten ſie ganz beſonders, ſie wollten gern ſelbſt ganz weiß ſein (vgl. Rolle des Weißen in den Sagen).

Ein beſonderer Körpergeruch iſt den Indianern wohl eigen; er iſt ziemlich ſtark und uns unangenehm. Doch läßt ſich nicht ſagen, wieviel davon auf Koſten des ranzig werdenden Öles auf der Haut und im Haar kommt.

Das Haar. Das Kopfhaar iſt im allgemeinen ſchlicht; lang herabfallendes Haar wird aber, wenn es lange nicht ausgekämmt iſt, bei Männern und Frauen wellig (Tafel 17; 36; 42, Abb. 1 und 3). Iſt es friſch gekämmt und eingeölt, ſo hängt es natürlich glatt herab. Lockenbildung iſt verhältnismäßig häufig; an Männern beobachtete ich ſie zehnmal, bei Frauen dagegen nur viermal (Tafel 11, Abb. 4; 38, Abb. 1; 44, Abb. 2). Die Farbe des Haares iſt ſchwarz, mit einem rötlichen Schimmer bei ſchrägeinfallendem Lichte. Barthaar iſt ſpärlich und wird ausgerupft. Achſelhaar iſt vorhanden, wenn auch wenig kräftig; es wird teils ausgeriſſen, teils ſtehen gelaſſen. Das Schamhaar iſt beim männlichen Geſchlecht kräftig entwickelt; es reicht nicht weſentlich über den Schambeinknochen hinauf und wird nicht beſeitigt. Das feine Hauthaar des übrigen Körpers konnte ich bei den Indianern nicht beobachten; ihre Haut iſt völlig glatt. Sie waren im Gegenteil erſtaunt, bei mir auf Armen, Hand und Finger Haare zu ſehen, deren weißer Schimmer auf der ſonnenverbrannten Haut allerdings eigentümlich genug ausſah. Augenbrauen und Wimpern werden ausgerupft.

Krankhafte Bildungen am Körper waren nur ſelten zu beobachten, Nabelbrüche habe ich nur einen bei einem Knaben von etwa 12 Jahren geſehen. Häuptling Ilk litt offenbar an einem Leiſtenbruch (Tafel 36, Abb. 1 und 2, rechts). Die Zeichen überſtandener Schwangerſchaft waren am Leib in geringerer Weiſe als an der Bruſt bemerkbar.

Das Allgemeinbild der Karajá iſt alſo folgendes: Klein bis mittelgroß, braunfarbig, mit ſchlichtem, zuweilen lockigem Haar; breitſchultrige, weitbrüſtige, ſchmalhüftige Geſtalten mit langen Unterarmen und kurzen Händen und Füßen. Gutgenährte, äußerſt muskulöſe Menſchen. Die Frauen bleiben in jeder Hinſicht hinter den Männern zurück.

2. Wohnſitz, Gliederung, Zahl.

Ein großes Indianervolk, das der Karajá, bewohnt die Ufer des Araguaya von 15¼—7° ſ. Br. Es gliedert ſich in die drei Stämme der Šambioá, Šavajé und Karajá. Die Šambioá bewohnen die Stromſchnellenſtrecke zwiſchen 7 und 8° ſ. Breite., die Šavajé den mittleren Teil der Flußinſel Bananal, zwiſchen 11 und 12° ſ. Br., während die Siedelungen der eigentlichen Karajá ſich am ſtromſchnellenfreien Laufe des Fluſſes von 10° 12′ bis 15° 15′ ſ. Br. hinziehen.

Anſcheinend gibt es abſeits vom Flußtal hauſende Karajá. Die erſte Deutſche Xinguexpedition traf am unteren Xingu im Gebiete der Yuruna allenthalben auf Spuren von Kämpfen mit fremden Indianern, die von den Yuruna mit dem Namen Karajá belegt wurden. Die mitgebrachten Gegenſtände, die die Yuruna als von den Karajá ſtammend bezeichneten, und die ſich im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin befinden, weiſen eine Kultur auf, die Anklänge an die der Karajá und die der Kayapó zeigt[1]. Sie könnten alſo wohl einem abgeſprengten Karajáſtamm angehören, deſſen Kultur durch ſeinen Aufenthalt unter Kayapóſtämmen abgewandelt, der der Kayapó angeähnelt wurde. Der Stamm der eigentlichen Karajá wußte nach meinen Nachforſchungen nichts von Stammesbrüdern am Xingu. Erſt unterhalb von Santa Maria erfuhr ich von einem braſilianiſchen Anſiedler, der mit den Verhältniſſen der Šambioá vertraut zu ſein ſchien, daß man ſich die Abzweigung der Xingu-Karajá folgendermaßen erzähle: Ein Šambioáhäuptling (Roca?; vgl. Coudreau, S. 123) raubte eine weiße Frau; ſein Sohn verliebte ſich in ſie und wollte ſie dem Vater abſpenſtig machen. Es kam zum Streite, in dem der Vater ſich als der ſchwächere erwies, ſo daß er mit ſeinem Anhang wegziehen mußte; er wandte ſich nach Weſten zum Xingu hinüber. Wieviel von dieſer Erzählung glaubwürdig iſt, entzieht ſich noch unſerer Kenntnis. Sie zeigt jedenfalls, daß die Xingu-Karajá in engere Verbindung mit den Šambioá als mit den Karajá gebracht werden; im Hinblick auf die geographiſchen Verhältniſſe und auf die obigen Ausführungen über die Keulengriffe eine wohl annehmbare Anſicht.

Im Quellgebiet des Xingu hörte die zweite deutſche Xinguexpedition von einem Stamme der Arumá. Gegenſtände dieſes Stammes, die bei anderen Stämmen erworben wurden, weiſen die gleiche Mittelſtellung zwiſchen Karajá- und Kayapókultur auf[2]. Sie gehören alſo der gleichen ethnographiſchen Provinz wie die Karajá an. Nun ſpricht Meyer[1] die Arumá für Karaiben (Bakairí-Apiaká) an. Vielleicht geht der Kulturwandel gegen die Bakairí auf die Einwirkung von Šavajé zurück. Nach Ausſagen der Karajá haben ſich nämlich vor etwa 20—30 Jahren die Šavajé an der Barreira de Santa Izabel Velha genannten Stelle geteilt; ein Teil blieb auf Bananal wohnen, der andere zog nach Weſten über den Araguaya hinüber und iſt ſeitdem verſchollen. Vielleicht hat ſich dieſer Teil der Šavajé nach Südweſten zum Xingu hinüber begeben und auf die dortigen Kulturen in der angegebenen Weiſe eingewirkt.

---

[1] Die Keulen Nr. 1596 und 1597 haben Griffe, die denen der Šambioákeulen und Ruder (3979, c, d) ähnlich ſind. Die Keule 1597 iſt wiederum der von Herrmann Meyer von den Kayapó des Paranayuba mitgebrachten (4466) ähnlich, dagegen völlig verſchieden von meinen Kayapó- und Karajákeulen, deren Griffe denen der Šavajé und anderen der Šambioá (3983) gleich ſind. Das Diadem 1595 iſt identiſch einem von Ehrenreich mitgebrachten Karajádiadem, ſowie zwei meiner Kayapódiademe. Der Pfeil 1598 iſt den Ehrenreichſchen Karajápfeilen gleich. — Die Nummern der Gegenſtände beziehen ſich auf den Berliner Katalog.

[2] Die vier Pfeile, Berlin 3874a—d, haben zum Teil neue Schäfte mit der Bakairifiederung erhalten; die alten Schäfte jedoch weiſen Spuren einer Fiederung auf, die der

Von den oben genannten drei Stämmen habe ich die Šavajé kurz, die Karajá in langdauerndem Aufenthalte ſtudiert.

Die eigentlichen Karajá[2]. Sie nennen ſich ſelbſt: kărăjá, kărădjá oder auch krădjá. Daneben wurde auch iná und Inaũjá als Selbſtbezeichnung angegeben. Von den Braſilianern werden ſie Karayá genannt. Bei den Šavajé heißen ſie nach ihrer eigenen Angabe šŭšômădô oder bôrĕhôkŭwăndŭ, bei den Cherénte wărăšŭtôrô. Sie bewohnen den Mittellauf des Araguaya, gegenwärtig von 15° 15' bis 10° 12' ſ. Br.; ihre Grenzpunkte ſind alſo im Süden die Mündung des Rio Vermelho, im Norden eine Stelle zwiſchen dem Nordende der Inſel Bananal und Santa Anna; nur gelegentlich unternehmen ſie Handelsfahrten bis Santa Maria und Conceição. Im allgemeinen ſind ſie auf die Ufer des Stromes und deſſen nächſtes Hinterland beſchränkt, und zwar bewohnen ſie beide Ufer gleichmäßig; von der durch die Furcht vor Feinden entſtandenen Gewohnheit, das weſtliche Ufer zu meiden[3], kann jetzt wenigſtens keine Rede mehr ſein. Ihre Fiſch- und Handelszüge dehnen ſie auch ſeitwärts über große Strecken aus. Im Oſten beſuchen ſie die Šavajé im Innern von Bananal, vermeiden es aber, in kleiner Anzahl dahin zu gehen. Im Weſten befahren ſie die großen Nebenflüſſe. Im Rio das Mortes ſoll es 15 Leguas oberhalb der Mündung ein kleines Karajádorf geben; weiter aufwärts gehen ſie hier angeblich nicht. Den Rio Criſtallino fahren ſie eine Strecke weit empor, um Schildkröten zu fiſchen. Im Rio Tapirapé gehen ſie bis dicht unterhalb des Waſſerfalles; ein Baum mit zwei Schußkanälen, eine Feuerſtelle und Gefäßreſte bezeichnen hier die Grenze gegen die Tapirapéindianer.

Ihre Nachbarn ſind daher folgende:

Im Süden Kayapó und Bororo, letztere bei den Karajá nur dem Namen nach bekannt.

---

der Karajá ſehr ähnlich iſt, und die Spitzen ſind bis auf eine ſolche von Karajápfeilen gleich. Das gerieſelte Vorderende einer Keule (Berlin 2990) könnte von den Karajá wie von den Kayapó ſtammen.

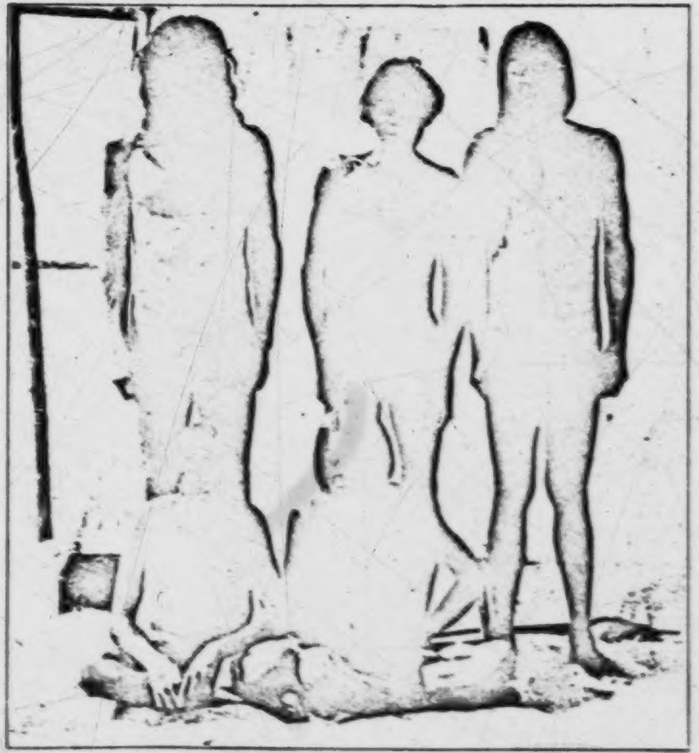
[1] Vgl. Meyer, Zeitſchrift f. Ethnol., Berlin, Bd. 30, 1898, S. 258.

[2] Wie oben dargelegt, verſtehe ich unter Karajá die von Ehrenreich Carayahí genannten Indianer. Gemäß dem ziemlich ſcharfen J-Laut, der oft wie dj ausgeſprochen wurde, muß ich die Schreibart in Karajá umändern.

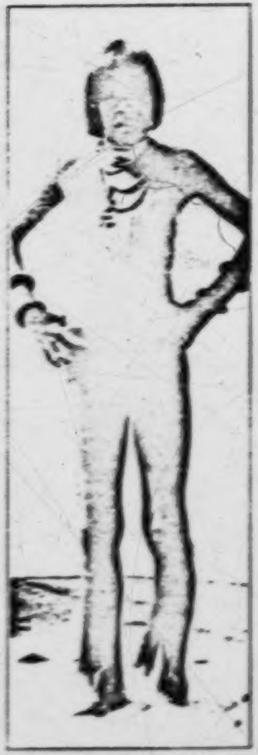
[3] Moraes Jardim, O Rio Araguaya; Ehrenreich, Südamerikaniſche Stromfahrten, Seite 38.

Tafel 38.

[Karajá p. 183]



1. Zwei Männer, ein Jüngling, zwei Knaben. Karajá.



2. Bemalter Knabe. Karajá.

5:Krause
SP9 Caraja

Im Weſten am Rio das Mortes die Chavánte: auf Karajá kĭtüzá (kĭlözá, kŭĭzá); am Rio Tapirapé die Tapirapé: üöbö; von Santa Anna ab nördlich die Kayapó: kĭăĭăö.

Im Oſten am oberen Tocantins die Cherénte: inŏlútŏ; am Südende von Bananal die ſogenannten Canoeiros: tŭăbĕzá; inmitten von Bananal die Šavajé: săwăjé, (ĭ)să(n)dĭwăndŏ.

Im Norden die Šambioá: sămbĭŏá.

Von unbekannten Stämmen wurden erwähnt am Rio das Mortes die dŏbăĭ, im Oſten die ĭăwăndăbó.

Mit ſämtlichen dieſer Stämme, außer den verwandten Šavajé und Šambioá, leben die Karajá auf Kriegsfuß, vor allen zeigen ſie große Furcht. Mit den Tapirapé haben ſie früher in Handelsverkehr geſtanden, ſeit fünf bis ſechs Jahren aber meiden ſich beide Völker infolge einer Fehde, die wegen Frauenraubes durch die Karajá zwiſchen ihnen entbrannte. Selbſt vor den beiden ihnen verwandten Stämmen haben die Karajá großen Reſpekt. Es kommt das wohl daher, daß die Šavajé und Šambioá in wenigen großen Dörfern leben, die Karajá aber zerſtreut in vielen kleinen Siedelungen, und daß ſie daher, großer Menſchenmengen ungewohnt, vor der ſtattlichen Anzahl bewaffneter Männer Furcht empfinden. Anſcheinend iſt die Furcht vor anderen Stämmen bei den Indianern überhaupt üblich.

Der Stamm der Karajá gliedert ſich gegenwärtig in zwei Horden:

Die Nordhorde wohnt vom Nordende der Inſel Bananal bis zum Rio das Mortes in folgenden 14 feſtſtehenden Dörfern (von Nord nach Süd)[1]: Dorf des Häuptlings Walatí, Criſötĕ, Tŭmănăkă (angeblich im September 1908 geſtorben), João III, Alfredo, Cyriáki-Cabete (Cyriaki ſiedelte im September 1908 an die Tapirapémündung über), Dorf an der Tapirapémündung, Dorf des Häuptlings João II, Joſé, Fŏtŭnă, Ilh, Dorf am Iſabel Morro, Cabete João, Dorf des † Cincinati. Die Dörfer gliedern ſich in drei Gruppen und eine Außenſiedelung: Walata wohnt vier Tagereiſen (die Tagereiſen ſind für die Talfahrt im Ruderboot berechnet) unterhalb von Criſote, da er mit ſämtlichen Karajá verfeindet iſt und von dieſen daher gebührend gefürchtet wird; im Herbſt 1908 ſcheint übrigens eine Verſöhnung zwiſchen ihnen zuſtande gekommen ſein. Etwas iſoliert wohnt auch Criſote, nämlich eine volle Tagereiſe unterhalb von Tumanakă. Von Tumanakă bis Joſé reiht ſich ein Dorf an das andere, der mittlere Abſtand beträgt drei Stunden Reiſeweg. Nur das Dorf an der Tapirapémündung iſt von den beiden Nachbardörfern je vier bis fünf Stunden Fahrt entfernt. Zwiſchen Joſé und Fotuna iſt ein Zwiſchenraum von 1½ Tagereiſen, dann folgen wieder die Dörfer in kürzeren Entfernungen.

Eine Abzweigung der Nordhorde iſt das Karajádorf des Häuptlings Kŏrŭmărĕ am Fluſſe auf Bananal, einen Tagesmarſch öſtlich vom Dorfe des Joſé gelegen.

---

[1] Unter feſtſtehenden Dörfern verſtehe ich ſolche, die nach jeder Regenzeit beim Überſiedeln auf die Flußſandbänke wieder in ihrem beſtimmten Bezirk angelegt werden.

Die **Südhorde** wohnt vom Rio Crixá bis zum Rio Vermelho in acht feſtſtehenden Siedelungen: am Lago Luiz Alves, unterhalb und oberhalb des Rio Crixá, am Lago de Café, in São Joſé (äūwī), dicht oberhalb von São Joſé (hōlēnekā), dicht unterhalb des Rio de Peixe (šiá), an der Mündung des Rio Vermelho oberhalb Leopoldina (Wāmādō). Auch dieſe Dörfer gliedern ſich in mehrere Gruppen: am Rio Crixá liegen drei Dörfer im Abſtand von je drei bis vier Stunden Fahrt etwa. Das Dorf am Lago de Café liegt mitten zwiſchen Rio Crixá und São Joſé und iſt von beiden etwa vier bis ſechs Stunden Fahrt entfernt. Bei São Joſé liegen zwei Dörfer, šiá iſt von da 1½ Tagereiſe entfernt, Wāmādō von šiá 2½ Tagereiſen. Wāmādō iſt eine Außenſiedelung, die ſeit etwa fünf Jahren beſteht; ſie wird von ziviliſierten Indianern bewohnt, die die Vorteile der Kultur (Tabak, Salz) dem Zuſammenleben im Stamme vorziehen.

Zwiſchen beiden Horden liegt ein Zwiſchenraum von 6½ Tagen Bootsfahrt (flußabwärts gerechnet). Als Grund für die Unbewohntheit dieſes Zwiſchengebietes gaben mir die Indianer an, daß ſie nur in der Regenzeit hier auf den Hochufern wohnten, daß in der Trockenzeit nur wenige und ſchlechte Sandbänke bloßlägen, und daß es ſehr viele Moskitos gäbe; zwei Tatſachen, die ich beſtätigen kann. Als Durchgangsgebiet wird es aber fleißig benutzt: ſowohl auf der Tal- wie Bergfahrt traf ich nach beiden Richtungen wandernde Dörfer hier an.

Wir kommen ſomit auf 23 feſtſtehende Dörfer.

Die **Größe der Dörfer** iſt ſehr verſchieden. In der Nordhorde fanden ſich Dörfer mit ein bis acht Häuſern; im ganzen zählte ich gegen 80 Häuſer, ſo daß im Durchſchnitt auf ein Dorf 5—6 Häuſer kommen. In der Südhorde fanden ſich Dörfer mit 1—4 Häuſern. Im ganzen zählte ich gegen 20 Häuſer, ſo daß im Durchſchnitt auf ein Dorf 2—3 Häuſer kommen. Die Zahl der Häuſer in beiden Horden zuſammen iſt alſo nur etwa 100.

Ebenſo verſchieden iſt die Zahl der Bewohner. Es waren vorhanden:

	Nordhorde	Korumaris Dorf	Südhorde	Zuſammen	Zugewanderte Javaje	Zuſammen
Männer:						
Erwachſene	114	—	27	141	3	144
Jünglinge	57	—	15	72	1	73
Knaben (1—12 Jahr) .	141	—	28	169	1	170
Zuſammen	312	ca. 20	70	402	5	407
Frauen:						
Erwachſene	164	—	38	202	7	209
Jungfrauen	22	—	12	34	3	37
Mädchen (1—12 Jahr) .	129	—	28	157	1	158
Zuſammen	315	ca. 20	78	413	11	424
Beide Geſchlechter zuſ. .	627	ca. 40	148	815	16	831

Ohne die Šavajé der Südhorde beträgt alſo die Geſamtzahl 816, mit den Šavajé 831 Perſonen. Auf ein Haus kommen daher im Mittel ſieben bis acht Perſonen.

Für das große Gebiet, das die Karajá bewohnen (etwa 800 km Längenerſtreckung), iſt die Volkszahl alſo recht gering. Es iſt wohl möglich, daß ſie einſt größer geweſen iſt, wenn auch die rieſigen Zahlen früherer Berichte ſtark übertrieben erſcheinen. Auffällig iſt die geringe Zahl der Jünglinge und Jungfrauen. Vielleicht wurden Jungfrauen vor mir verborgen gehalten; vielleicht aber ſind tatſächlich der Maſernepidemie, die 1906 oder 1907 nach Angaben der Indianer furchtbar unter der Jugend gehauſt haben ſoll, ſehr viele jugendliche Perſonen zum Opfer gefallen[1]. Vorderhand iſt kein Rückgang zu erkennen. Die Zahl der Kinder erſcheint den Verhältniſſen angepaßt, auf eine Familie kommen etwa drei Kinder. Hageſtolze gab es einige in mittlerem Lebensalter; ihr Einfluß auf die männliche Jugend iſt nicht gut. Sie predigen das Junggeſellenideal, dem die Jugend um ſo lieber nachſtrebt, als ſie mit der Heirat ſchwere tägliche Arbeit (Fiſchfang, Pflanzung anlegen) übernehmen muß. Mehr als einer erklärte mir, er wolle nicht heiraten, weil er dann ſo viel arbeiten müſſe. Doch ſcheinen die Eltern dem entgegenzuarbeiten.

Gehen wir genauer auf das Verhältnis der Süd- zur Nordhorde ein, ſo ſcheint es, als ob die Südhorde erſt im Laufe der letzten hundert Jahre entſtanden ſei. Die Karajá ſcheinen alſo auf einer Südwanderung begriffen zu ſein. Wir haben folgende Angaben über die Wohnſitze der Karajá:

1772 trifft Joſé Machado Karajá an, offenbar auf der Inſel Bananal. 1773 beſucht Fonſeca die Karajá nördlich der Südſpitze von Bananal; ſie bewohnten neun Dörfer mit 9000 Einwohnern, wovon drei Dörfer auf die Šavajé kamen.

Verpflanzungen nach Süden auf Aldeamentos fanden von 1782 an ſtatt. In dieſem Jahre wurden 700 Karajá nach São Joſé de Moſſamedes bei Goyaz verpflanzt, wo ſie allmählich zugrunde gingen. 1786 wurde Carretão für Chavánte und Šavajé gegründet; die meiſten Indianer erlagen einer Maſernepidemie, die Überlebenden wurden 1788 nach Salinas gebracht, wo ſie ebenfalls allmählich zugrunde gingen. Ein Überſiedeln der Indianer nach Süden in die Nähe dieſer „Kulturzentren" fand aber damals noch nicht ſtatt; denn 1792 traf Souza Villa Real, als er vom Rio Vermelho aus den Araguaya abwärts fuhr, bis zum Südende von Bananal keine Indianer an. Erſt Anfang des 19. Jahrhunderts ſcheinen die Karajá gelegentlich nach Salinas zum Beſuch ihrer dort angeſiedelten Stammesbrüder gekommen zu ſein. So berichtet Silva Souza, daß ſie zwiſchen 1800 und

---

[1] 1908 ſchienen recht gute geſundheitliche Verhältniſſe bei den Karajá zu herrſchen. Nur im Dorfe an der Tapirapémündung litten viele kleine Kinder an einer Art Keuchhuſten. Geſtorben ſind von Juli bis Ende Oktober, ſoweit ich Kenntnis bekommen habe, nur ein Kind und zwei ältere Männer. Geburten habe ich nicht beobachtet, doch ſtanden offenbar mehrere in kurzer Zeit bevor.

1812 nach Salinas kamen, um ſich friedlich zu unterwerfen, infolge eines Streites aber wieder in ihre Dörfer am Fluſſe abzogen; leider wird nicht mitgeteilt, wo dieſe Dörfer lagen. Cunha Mattos berichtet 1824, daß die Karajá zeitweilig nach Salinas kamen, um dort Eiſengeräte zu kaufen[1]. Dieſe Verhältniſſe dauerten viele Jahrzehnte hindurch an, denn Caſtelnau berichtet aus dem Jahre 1844, daß die Karajá gelegentlich vom Araguaya nach Salinas herüberkamen, teils zum Beſuch ihrer Stammesbrüder, teils um die Pflanzungen der Braſilianer zu plündern[2]. Er ſelbſt traf von der Mündung des Rio Crixá bis zum Südende von Bananal keine Dörfer an, ſondern berichtet, daß die feſten Siedelungen erſt nach der Teilung beginnen und zwar am weſtlichen Arm, und daß bis zum Rio das Mortes drei Dörfer liegen, von denen das erſte 38 Leguas, das zweite 30 Leguas, das dritte direkt oberhalb des Rio das Mortes liegt[3]. Auch Rufino traf 1846/47 Karajádörfer (9 Stück) nur längs der Inſel Bananal an, von denen das ſüdlichſte 9 Tage unterhalb des Südendes von Bananal gelegen war. 1863 machte Couto de Magalhães einen neuen Verſuch, Chavánte und Karajá in einem Dorfe bei Salinas anzuſiedeln, um ſie hier der Kultur zuzuführen. Erſt dieſe Gründung ſcheint in Verbindung mit dem weiteren Vordringen braſilianiſcher Kultur nach Weſten dazu geführt zu haben, daß die Karajá auch ſüdlich der Inſel Bananal ſich anſiedelten. So erwähnen Moraes Jardim und Spinola aus dem Jahre 1880 das erſte Dorf der Karajá von Süden her bereits bei São Joſé, ſodann ein zweites Dorf an der Mündung des Rio Crixá. Weiter folgen dann 18 Dörfer auf Bananal, am Lago dos Chavántes beginnend, den Schluß bildet ein Dorf bei Santa Maria. Dieſe 21 Dörfer ſollten etwa 600 Bewohner aufweiſen.

Ehrenreich führt 1888 folgende Dörfer an: Zwiſchen Leopoldina und dem Rio Crixa wurde ein Lager mit wenigen Zelten angetroffen. Bei Schiſchá befand ſich auf einer Sandbank ein Dorf von etwa 30 Perſonen. Die Ranchos bei São Joſé, die in der Regenzeit von Indianern bewohnt wurden, traf er im Auguſt verlaſſen an. Ein weiteres Dorf befand ſich am Rio Crixá. Nördlich von der Südſpitze Bananals verzeichnet er folgende Dörfer: Oberhalb des Rio das Mortes drei Dörfer, bei Izabel do Morro vier Dörfer, von da bis zur Tapirapémündung ſechs Dörfer und unterhalb der Tapirapémündung weitere ſechs Dörfer, von denen das letzte iſoliert am Nordende von Bananal gelegen iſt. Die ehemals nördlichſte Siedelung bei Santa Maria war nach ſeiner Mitteilung 1881 (1859 nach Coudreau, S. 136) von den Kayapó überfallen, zerſtört und infolgedeſſen von den Karajá endgültig aufgegeben worden. Die Nordhorde bewohnte alſo nach ihm 19 Dörfer, während die Südhorde 2—4 Dörfer inne hatte. Cavalcanti führt 1895 für die Südhorde folgende Dörfer an: Das erſte Dorf auf einer Inſel gegenüber von Chicas (wohl identiſch mit Schiſchá) mit zwei Häuſern, das zweite Dorf auf einer Sandbank gegenüber von São Joſé mit vier Häuſern, ein weiteres Dorf an der Mündung des Rio Crixá unter dem Häuptling Pedro Manco.

---

[1] Rev. trim. 37, S. 363.
[2] Bd. 1, S. 372, 377, 383.
[3] Bd. 1, S. 396; Bd. 2, S. 114.

Die Angaben Coudreaus 1896/97 ſind für die Südhorde, über die er nur Erkundetes berichtet, noch ungenauer als für die Nordhorde. Er gibt für die Regenzeit zwei Dörfer an: eines bei São Joſé mit elf Häuſern und 60 Bewohnern, das andere bei Schiſchá mit 17 Häuſern und 40 Bewohnern. Die große Anzahl der Häuſer und Bewohner zeigt, wie die Indianer ſich in der Regenzeit in wenigen größeren Orten zuſammenfinden. Immerhin geht daraus hervor, daß die Südhorde ſchon erſtarkt war.

1908 fand ich ſelbſt alſo das erſte Dorf bei Leopoldina, das zweite bei Schiſchá, das dritte oberhalb, das vierte in São Joſé (ein von den Indianern bewohntes Haus), das fünfte am Lago de Café, das ſechſte oberhalb, das ſiebente unterhalb der Mündung des Rio Crixá, das achte am Lago de Luiz Alves: insgeſamt 19 Häuſern und 148 Bewohnern.

Nach Erzählungen der Indianer der Südhorde ſollen die erſten Karajá hier, die von São Joſé, von Norden gekommen ſein. Der erſte Häuptling, der hier einwanderte, war mänĕkökó. Er fand das Land unbewohnt vor. Als er ſtarb, blieben die Indianer unter einem andern Häuptling, Xavier, da wohnen. Unter deſſen Leuten befand ſich kuſi, der Häuptling von Dorf 3. kuſi ſcheint etwa 60 Jahre alt zu ſein. Ob er hier geboren iſt, weiß ich nicht. Jedenfalls erfolgte die Einwanderung vor ſeiner Zeit, alſo etwa in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. ıſá ſoll nach Angaben der Indianer vor 20—30 Jahren aus einer Hütte beſtanden haben; ſpäter ſeien dann mehrere Indianer aus Norden zugezogen. Der Ort bei Leopoldina ſei vor etwa fünf Jahren gegründet worden; die Leute wohnten früher in kändálábĕ (am Rio das Mortes, oder der Barreira de Izabel Velha, oder bei Izabel do Morro).

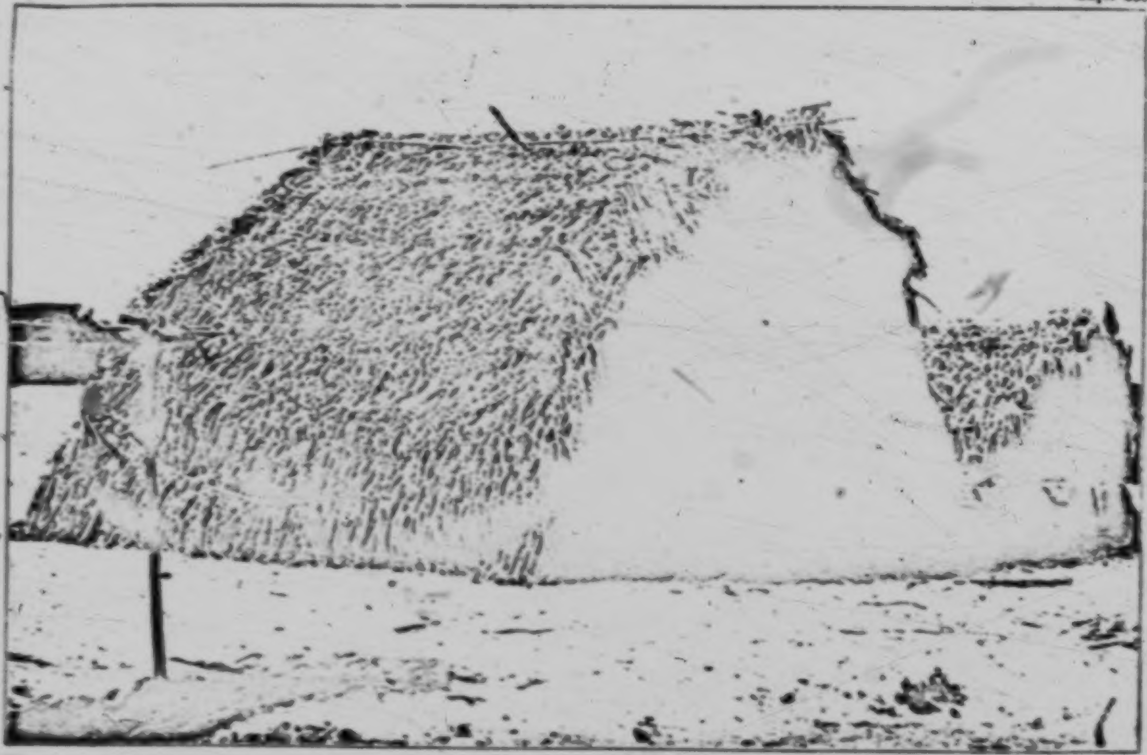
Es geht aus dieſer Zuſammenſtellung jedenfalls hervor, daß die Südhorde ihren Urſprung zunächſt wohl der Anlage der Aldeamendos bei Carretão und Salinas verdankt. Die dort angeſiedelten Indianer und die dadurch geſchaffene Berührung mit der Kultur (Eiſenwerkzeuge, Schnaps, Tabak) zogen bald mehr nach ſich, und dieſer Zuzug hielt auch nach Aufhebung der Aldeamendos an.

Noch heute dauert dieſe Südwanderung fort; aus meinen Beobachtungen läßt ſich dies deutlich nachweiſen. Betrachten wir zunächſt die Verſchiebungen innerhalb der beiden Horden im Sommer 1908.

Bei der Nordhorde traf ich auf der Talfahrt 13 bewohnte Dörfer mit 71 Häuſern an, dazu 14 verlaſſene Dorflagen mit etwa 40 Häuſern und 4 wandernde Dörfer, von denen 2 nach Norden, 2 nach Süden zogen. Auf der Bergfahrt war das Verhältnis folgendermaßen: es beſtanden 13 bewohnte Dörfer mit 63 Häuſern. Der Unterſchied gegen die Dörfer der Talfahrt beſtand darin, daß 2 Dörfer aufgegeben, 2 neu gegründet und 5 verlegt waren. 4 Dörfer wanderten, und zwar 3 nach Norden und 1 nach Süden. Verlaſſene Dorfplätze fanden ſich noch 10 mit etwa 25 Häuſern.

Nehmen wir den Rio Tapirapé als Scheidepunkt, ſo lagen:

Tafel 30.



Häuptlingshütte der Karajá. Eingang teilweiſe gedeckt.

[Facing p. 1920]

5:Krause

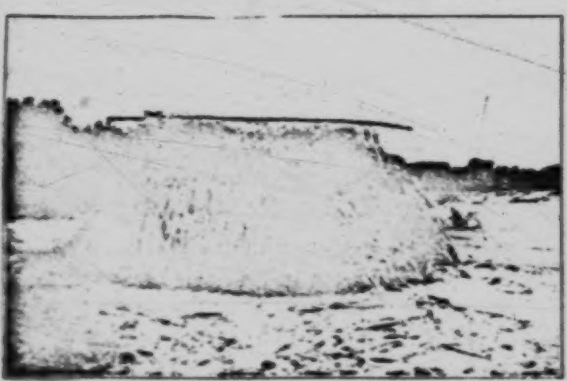
SP9 Caraja

5:Krause

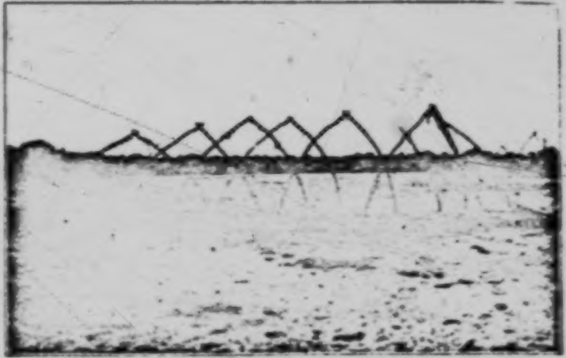
SP9 Caraja

[Karajá p.192-B]

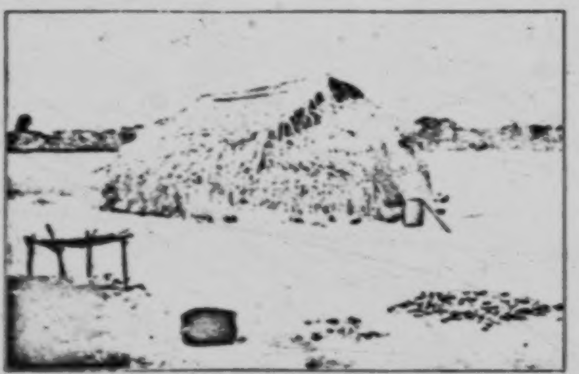
Tafel 40.



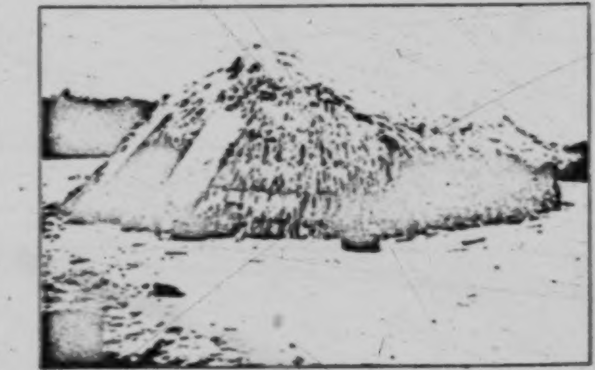
1. Einfache geſchloſſene Hütte. Karajá.



2. Gerüſt einer doppelten geſchloſſenen Hütte.



3. Miſchtypus: Kurzhütte. Karajá.



4. Miſchtypus: Langhütte. Šavajé in Schiſchá.

	unterhalb:		oberhalb:	
auf der Talfahrt . .	6 Dörfer,	1 Wanderdorf,	7 Dörfer,	3 Wanderdörfer,
auf der Bergfahrt .	4[1] „	3 Wanderdörfer,	9 „	1 Wanderdorf.

Es hat ſich alſo eine kleine Verſchiebung nach Süden vollzogen. Dabei iſt noch zu erwähnen, daß im September 1908 Häuptling Cyriáki ſich von Cadete getrennt und ins Dorf an der Tapirapémündung, alſo das nächſte ſüdliche, übergeſiedelt war[2]. Überwanderungen von der Nord- zur Südhorde fanden zwei ſtatt, doch nur beſuches- oder handelshalber. Einige Perſonen ſchienen allerdings auch dauernd bei der Südhorde bleiben zu wollen.

In der Südhorde fanden ſich im Oktober dieſelben Dörfer wie im Juni wieder vor. Auf der Talfahrt wurden 8 Dörfer mit 19 Häuſern und 5 verlaſſene Dörfer mit 11 Häuſern beobachtet, auf der Bergfahrt dieſelben 8 Dörfer mit 20 Häuſern, doch waren 2 Dörfer verlegt und 2 Abzweigungen (Bootbauer des zweiten und dritten Dorfes, die ihre Arbeit vollendet hatten) eingezogen worden; außerdem waren noch 3 verlaſſene Dörfer mit 6 Häuſern ſichtbar[3].

Die Zunahme der Häuſer um eins iſt auf Zuwanderung von Šavajé zu ſetzen, fanden ſich doch auf der Bergfahrt fünf männliche und elf weibliche Šavajé in Schiſchá vor. Außerdem aber hatte ſich die Zahl noch weiter verſchoben: auf der Talfahrt zählte ich 70 Männer und 61 Frauen, auf der Bergfahrt 70 Männer und 78 Frauen; mit den Šavajé zuſammen betrug alſo die Zunahme von Juni bis Oktober 5 Männer und 28 Frauen, das ſind 33 Perſonen. Dieſe Zunahme iſt außer auf Zuwanderung der Šavajé auf ſolche aus der Nordhorde zurückzuführen.

So ſcheint noch heute die Südwanderung anzudauern, und ſie ſcheint auch die Šavajé ergriffen zu haben. Anſcheinend hat die Südhorde einiges Šavajéblut in ſich, das ſich vor allem im größeren Wuchs bemerkbar macht. Heute ſitzt erſt etwa der fünfte Teil der Karajá ſüdlich von Bananal, die Hauptmaſſe wohnt noch in der Nordhorde, aber wir haben geſehen, daß ſich in dieſer ebenfalls eine Tendenz nach Süden bemerkbar macht[4].

Ob dieſe Südwanderung die Fortſetzung einer älteren Wanderung iſt, die die Karajá an den Araguaya gebracht hat, möchte ich noch dahingeſtellt ſein laſſen. Bekanntlich hat ſchon Ehrenreich auf viele Anklänge der Karajá mit Indianern Guayanas hingewieſen. Ohne jetzt dieſe Kulturzuſammenhänge weiter verfolgen zu wollen, möchte ich aus einer Vergleichung der Karajá- und Kayapókultur mitteilen, daß die Karajá ſehr viele den Kayapó verwandte Kulturzüge aufweiſen, aber auch einen großen Prozentſatz fremder

---

[1] Kiſſenberth traf 1909 im März unterhalb des Tapirapé dieſe ſelben vier Dörfer, ſowie ein wanderndes Dorf an. Zeitſchrift für Ethnologie, 1909, Bd. 41, S. 967.

[2] Kiſſenberth nennt als Cyriákis Dorf das erſte Dorf oberhalb der Tapirapémündung.

[3] Über die Urſache des Verlaſſens der Dörfer ſiehe unten unter Haus und Dorf.

[4] Eine Überwanderung aus der Südhorde in die Nordhorde iſt vor längerer Zeit erfolgt: aus Schiſchá wanderten Leute aus und ließen ſich am Corrego nieder; es iſt das Dorf des Joſé (6 Männer, 8 Frauen).

Elemente in ſich bergen, die nach Norden oder Nordweſten zu weiſen ſcheinen. Es wird ſpäteren Unterſuchungen vorbehalten bleiben, dieſen Kulturproblemen weiter nachzugehen. Die heutige Verbreitung der Karajá, ihre Beſchränkung auf das Flußtal in ſchmalem Bande über 8¹/₂ Breitengrade hinweg inmitten feindlicher Stämme, beſonders ſolchen der Gesfamilie, ſcheint darauf hinzuweiſen, daß die Karajá von Norden her den Araguaya emporgewandert ſind, die hier wohnenden Stämme auseinanderſprengend. Bisher ſind die Karajá noch nicht zu einem friedlichen Verhältnis zu den Nachbarſtämmen gekommen. Verſuche dazu wurden in Conceição von der Miſſion aus unternommen, ſie ſcheiterten aber nach anfänglichem Erfolge[1].

Die Fehden dauern daher noch heute fort, und noch heute werden gegenſeitig Frauen und Kinder geraubt. So liegen die Šambioá mit den Kayapó, die Karajá mit den Tapirapé und die Šavajé mit den Canoeiros in beſtändigen Kämpfen. Ehrenreich fand bei den Šambioá viele Kayapófrauen, die als Stammesdirnen verwendet wurden. Dasſelbe gilt für die Tapirapéfrauen bei den Karajá; ihre Zahl war 1908 gering: bei der Südhorde war ein Mädchen vorhanden, bei der Nordhorde drei Frauen, ein Mädchen und zwei Knaben. Irgendwelchen kulturellen, ſprachlichen oder phyſiſchen Einfluß ſchienen dieſe Tapirapé nicht ausgeübt zu haben, während der kulturelle Einfluß der Tapirapé auf die Karajá in früheren Zeiten, beſonders an der Mündung des Tapirapé, ſehr ſtark geweſen ſein muß, da in dem an der Mündung des Tapirapé gelegenen Dorfe eine ganze Menge von Gegenſtänden vorhanden waren, die in keinem anderen Karajádorfe geſehen wurden und die einen fremdartigen Eindruck machten.

3. Haus und Dorf.

Das Haus (hătô) wird je nach der Jahreszeit (Trockenzeit, Regenzeit) verſchiedenartig gebaut.

Das Gerüſt des Trockenzeithauſes beſteht aus drei hintereinander ſtehenden Bogen aus je zwei oben mit Baſt zuſammengebundenen Stöcken. Als Deckung dienen Palmwedel; die Fieder werden nach einer Seite umgebrochen, zwei ſolcher Wedel dann aufeinandergelegt und an den Rippen miteinander verbunden. Dieſe Wedel werden nun von unten her an den Bogen derart befeſtigt, daß die oberen die unteren etwas überdecken. Der Firſt iſt nicht ausgebildet; er wird nicht beſonders gedeckt. Etwa 15 cm unterhalb des Firſtes iſt beiderſeits eine Stange ihm parallel auf die Blattdeckung aufgebunden (ſiehe Tafel 39). Dieſe einfachen Hütten ſind etwa 3 m lang, 2 m breit und 1,5 m hoch.

Die Regenzeithütten habe ich nicht ſelbſt geſehen. Im Oktober

---

[1] Auf dieſe Verſuche beziehen ſich wohl die Nachrichten, die ich einem Braſilianer bei Santa Maria verdanke, daß die Kayapó und Šambioá jährlich an einer beſtimmten Stelle des Fluſſes zuſammenkommen, um auszutauſchen, und daß jetzt ein Karajáknabe bei den Kayapó und ein Kayapóknabe bei den Karajá ſei, um die andere Sprache zu lernen und ſpäter zu Hauſe zu verwerten.

(Beginn der Regenzeit) bewohnten die Karajá auf den Sandbänken eine von dem Trockenzeittyp abweichende Hüttenform; nach ihren Ausſagen bauen ſie die Häuſer auf den Hochufern von November bis März in der gleichen Weiſe wie dieſen Übergangstypus. Der Hauptunterſchied gegen das Trockenzeithaus beſteht darin, daß die beiden offenen Schmalſeiten durch je einen etwa 1 m vorſpringenden Rundbau verſchloſſen werden, in dem je eine kleine Öffnung Eingang gewährt (Tafel 40, Abb. 1). Die Art, wie die Rundbauten hergeſtellt werden, geht aus Abb. 2 auf Tafel 40 hervor. Gedeckt werden ſie in derſelben Weiſe wie das übrige Haus. Offenbar dienen ſie dazu, das Eindringen des Regens von der Seite her zu verhindern.

Weitaus die Mehrzahl dieſer geſchloſſenen Hütten wies noch einen zweiten Unterſchied auf: ſie waren um ſich ſelbſt verlängert, das Gerüſt beſtand alſo aus ſechs Bogen[1]. Die Langhäuſer, beiderſeits geſchloſſen, gewähren natürlich weit beſſeren Schutz vor Regen und zugleich einer größeren Anzahl von Menſchen als etwa zwei Kurzhütten (Tafel 32, Abb. 1).

Die Eingänge ſind verſchiedenartig ausgebildet: zu Anfang und Ende der Regenzeit deckt man die Rundung nur zu ²/₃ von der Seite her ein und läßt das letzte Drittel als Eingang frei (Tafel 39); zur Zeit der ſchweren Regen aber deckt man die ganze Rundung bis auf einen niedrigen Eingang in der Mitte (Tafel 32, Abb. 2). In den Übergangszeiten kommen alle möglichen Varianten vor: Kurzhaus mit einem Rundbau, beiderſeits offenes Langhaus uſw.

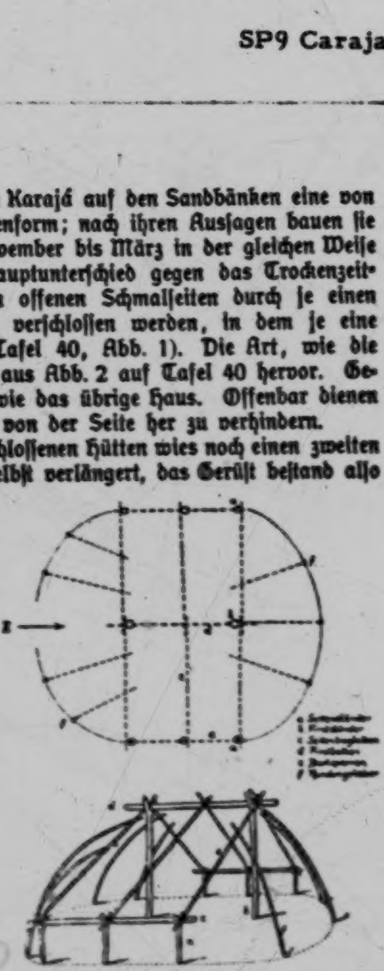


Abb. 18.
Grundplan und Gerüſt der Kurzhütte des Miſchtypus. Karajá.

In den ſüdlichſten Dörfern, bei Schiſchá und São José, fanden ſich Häuſer, die weſentlich von dieſer Bauart abwichen; ſie ſtellten einen Miſchtypus aus der Bauart der Šavajé und Braſilianer dar. Sie ſehen ſehr ranchoähnlich aus. Die Seitenwände werden durch drei ſenkrechte, etwa 1 m hohe Pfoſten gebildet, in deren Gabeln je ein Längsbalken liegt. In der Mitte der beiden Schmalſeiten ſteht je ein etwa 3 m hoher Pfoſten, über beide iſt ein Firſtbalken gelegt. Meiſt verbindet ſie noch ein zweiter Längsbalken in ²/₃ der Höhe. Vom Firſtbalken nach den Seitenlängsbalken laufen beiderſeits drei Dachſparren herab. Die Eingänge ſind durch Rundbauten geſchloſſen. Die Deckung entſpricht der der anderen Häuſer. Es entſtehen alſo dadurch ſenkrechte Wände, Wand und Dach ſind voneinander geſchieden (Gerüſt und Grundplan: Abb. 18. Gedecktes Haus: Tafel 40, Abb. 3). Zuweilen ſind auch Doppelhäuſer in dieſer Art gebaut. Solche Hütten ſind weſentlich höher und geräumiger, die Rundbauten ſpringen weiter vor, bis zu 2 m (Abb. 19).

---

[1] Solche lange Hütten mit niedrigem Eingang an der Stirnſeite erwähnt ſchon Villa Souza Real 1792 von den Šambioá. Rev. trim., Bd. 11, S. 430.

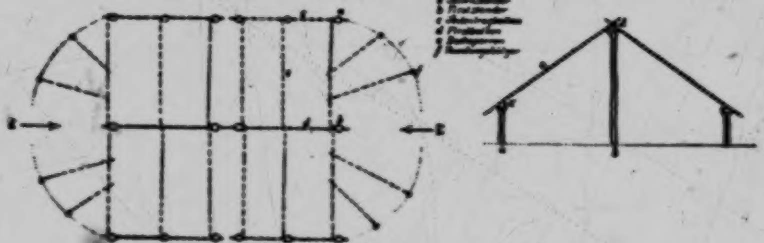


Abb. 19.
Grundplan und Querſchnitt der Langhütte des Miſchtypus. Karajá.

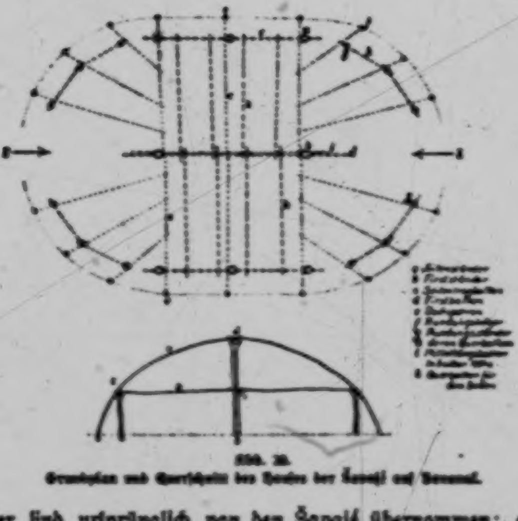


Abb. 20.
Grundplan und Querſchnitt des Hauſes der Šavajé auf Bananal.

Dieſe Häuſer ſind urſprünglich von den Šavajé übernommen; es läßt ſich aber deutlich verfolgen, wie ſich das Šavajéhaus hier unter braſilianiſchem Einfluß zu dieſem Miſchhaus umgebildet hat.

Das unberührte Šavajéhaus iſt im Grundplan und Querſchnitt in Abb. 20 dargeſtellt. Charakteriſtiſch ſind: zwei Firſtſtänder, darüber der Firſtbalken, in $^{9}/_{10}$ Höhe ein zweiter Längsbalken; beiderſeits drei Seitenſtänder, darüber

Seitenquerbalken. Die Dachſparren ſind vom Firſtbalken aus über die Seitenquerbalken bis zum Boden herabgezogen und im Boden ſelbſt befeſtigt. Die Rundungen ſind durch je ſechs niedrige Ständer geſtützt, die zu je zweimal drei durch Querbalken verbunden ſind, über die die Rundungsdachbalken vom erſten und dritten Bogen zur Erde herunterlaufen. So ſind alſo Seiten und Rundung von innen durch Ständer mit Querbalken geſtützt. Die Eingänge befinden ſich in den Rundungen. Dieſe Häuſer ſind 20–25 m lang, 12—16 m breit, 3—4 m hoch.

In Schiſchá traf ich Ende Oktober das Haus einer zugewanderten Šavajéfamilie; es war bereits umgebildet (Grundplan und Querſchnitt: Abb. 21. Gedeckt: Tafel 40, Abb. 4). Zunächſt war es ein Doppelhaus, ſeine Anlage war dem des Karajáhauſes (Abb. 19) gleich. Der Unterſchied beſtand darin, daß vor den Seitenſtützbalken je ein niedriger, freiſtehender Wandpfoſten in die Erde gerammt war; an dieſen Wandpfoſten, die nicht durch Querbalken verbunden waren, war die Wandbekleidung befeſtigt. Hier iſt alſo ſchon die Trennung in Dach und Wand eingetreten, die Wandſtützen ſind erhalten geblieben, ſie ſind zu Seitenſtützbalken geworden. Bei den Rundbauten iſt die Anlage bereits karajáähnlich einfacher. Bei den Miſchhäuſern der Karajá nun ſind dieſe Wandpfoſten weggefallen, die Deckung iſt an den Seitenſtützbalken ſelbſt angebracht. So haben wir hier den Entwickelungsgang des Šavajéhauſes zum Rancho vor uns; man braucht nur die Rundbauten wegzulaſſen, um einen echten braſilianiſchen Ranchobau vor ſich zu haben. Ein ſolches Haus ſah ich denn auch tatſächlich bei den Bootsbauern von Schiſchá auf der Talfahrt.

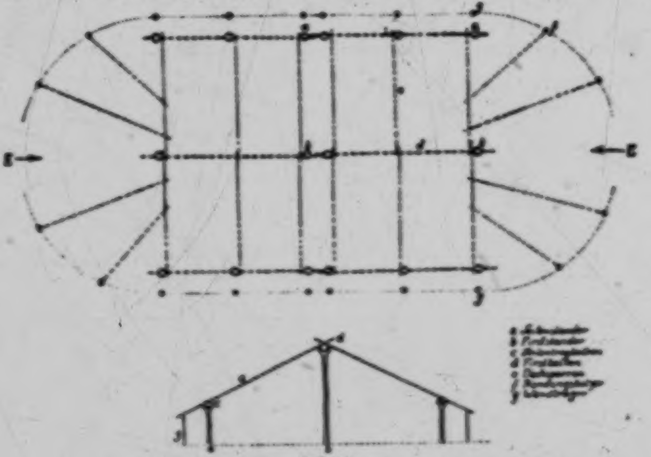


Abb. 21.
Grundplan und Querſchnitt der Langhütte des Miſchtypus. Šavajé in Schiſchá.

Die Annahme, daß die Bewohner der ſüdlichſten Dörfer der Südhorde mit Šavajé vermiſcht ſind (ſiehe oben: Größe und Zahl), erhält alſo hierdurch eine neue Stütze.

Daß dieſe Beeinfluſſung tatſächlich ſo vor ſich gegangen iſt, und daß dieſe Häuſer nicht etwa von den Braſilianern übernommene Ranchos ſind, die einfach mit Rundbauten verſehen wurden, lehrt erſtens das Beiſpiel der Šavajé, die den Firſtbalken und Ständerbau kennen, dann die Tatſache, daß die Maskenhäuſer der Karajá der Südhorde und die der Šavajé einen Firſtbalken beſitzen, der an den drei Bogen oben befeſtigt iſt. Nehmen wir dazu, daß, wie aus Abb. 3 bei Ehrenreich, Beiträge, S. 13 hervorgeht, die Häuſer der Šambioá denen der Šavajé gleichen, ſo erſcheinen uns die Hütten der Karajá als eine Kümmerform; bezeichnenderweiſe iſt nur im Maskenhaus der Firſtbalken erhalten. Die Miſchhäuſer ſind alſo indianiſchen Urſprungs, allerdings, was die Trennung von Wand und Dach anlangt, braſilianiſch beeinflußt.

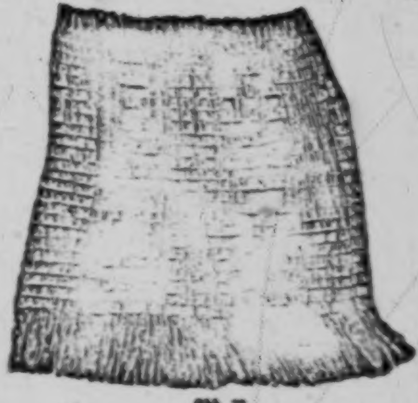


Abb. 22.
Gemuſterte Schlafmatte für Mädchen. Karajá.

Inneneinrichtung. Die Häuſer ſind ſehr ſchön kühl, und die Deckung iſt, wenn ſie, wie in der Regenzeit, ſorgfältiger ausgeführt wird, regenſicher. Der Boden iſt mit großen Matten belegt. Dieſe Burity-Faſermatten (bajé) dienen als Sitz- und Schlafmatten. An ihrer einen Langſeite treten die Faſern als lange Franſen heraus. Meine größte Matte iſt 4 m lang und 1,70 m breit. Selten ſind kleinere Matten, die durch eingeflochtene ſchwarze Baſtſtreifen gemuſtert ſind (Abb. 22, Mädchenſchlafmatte).

Sehr einfach ſind die Schlafſtellen eingerichtet. Um zu ſchlafen, legt man ſich längshin auf den Boden auf eine Matte und deckt ſich mit der andern Hälfte der Matte oder dem riö (ſiehe unten) zu. Zuweilen werden auch in der Seitenlage die Beine angezogen, das eine Ende des riö über die Füße und das andere über den Kopf geſtülpt, ſo daß der ganze Körper vor Tau und Moskitos geſchützt iſt. Holzzylinder als Nackenſtützen, die Ehrenreich erwähnt, habe ich nicht geſehen. Es iſt wohl möglich, daß ſie welche haben; denn ſie lieben es, den Kopf beim Schlafen hoch zu legen. Wenn ſie nämlich im Freien im Sande ſchlafen, höhlen ſie eine Grube für den Körper aus, legen eine Matte darüber und ſich darauf, doch ſo, daß der Kopf auf dem erhöhten Rande der Grube liegt; mit dem übrigen Teil der Matte bedecken ſie ſich. Es ſchläft ſich ſehr angenehm auf dieſe Weiſe, wie ich ſelbſt erprobt habe. Im Gegenſatz dazu habe ich aber auch geſehen, daß ſie in den Häuſern glatt auf ebener Erde liegen, ohne den Kopf irgendwie hoch zu legen.

Zum **Fächeln** kühler Luft und zum Verjagen der Moskitos beim Mittagsſchlaf dienen aus Palmblatt geflochtene, gemuſterte Fächer (köll; Tafel 21, Abb. 2).

Sitze gibt es nur für Häuptlinge. Es ſind das aus einem Stück Holz geſchnitzte Schemel in Tierform: beiderſeits läuft die Sitzplatte in einen Kopf aus, der Perlmutteraugen mit Wachspupillen trägt; in die Ohrlöcher werden Quaſten aus rot-gelben Papageifedern gehängt. Die Perlmutteraugen werden auf einem Stein rund geſchliffen und dann mit Wachs angeklebt. Schließlich wird der ganze Schemel mit Genipapofarbe, die mit der flachen Hand aufgetragen wird, ſchwarz gefärbt. Dieſe Schemel heißen kölſkú, die Federquaſten kòlſsalábèdòúl. Angeblich ſollen die Schemel einen Arara darſtellen (Tafel 19, Abb. $1^{a\,b}$).

Gewöhnlich ſitzen die Indianer auf den Matten mit untergeſchlagenen Beinen, die Hand in die Hüfte geſtemmt, oder ſie hocken am Boden (Tafel 12, Abb. 1; Tafel 38, Abb. 1).

Zum **Aufbewahren** von Schmuckſachen, Kleidungsſtücken, Geräten und Waffen iſt in den Hütten meiſt keine Vorrichtung getroffen. Kleine Sachen werden ins Dach geſteckt oder an die Pfoſten gehängt. Bogen, Pfeile und Lanzen liegen meiſt an den Seitenwänden am Boden oder lehnen in der Ecke. Sonſt hängen, ſtehen und liegen überall im Hauſe Körbe, Cuyen und Töpfe herum, die zum Teil mit ſonſtigem Hausrat gefüllt ſind. Nur in zwei Häuſern, in Dorf 6 und in Schiſchá, ſah ich an der Wand Ständer aus zwei Gabelhölzern, über die Bogen und Pfeile gelegt waren (Abb. 23). Auch ſie ſcheinen auf Šavajéeinfluß zurückzugehen, da die Šavajé in Schiſchá derartige Ständer benutzen.

Abb. 23.
Pfeilſtänder im Haus.

Außerhalb der Häuſer befinden ſich hingegen beſondere Vorratsgerüſte (ŏdădŭ). Sie beſtehen aus vier etwa 1½ m hohen Gabelhölzern, die im Viereck aufgeſtellt und durch zwei Quer- und viele Längsbalken verbunden ſind. Auf dieſen Gerüſten liegen Vorräte aller Art, Mandiokawurzeln, unbenutzte Gerätſchaften und Waffen auf Vorrat, ſowie Rohmaterialien aller Art, angehängt ſind Kürbiſſe und Körbe voll Mais und Federn; desgleichen werden hier oft die Frauenbaſtſchurze zum Trocknen aufgehängt (Abb. 24).

Zum Trocknen der Schildkrötenangelſchnüre dienen beſondere Gerüſte aus zwei langen ſenkrechten Stangen, die oben durch eine Querſtange verbunden ſind. An dieſer wird die Schnur lang herabhängend zum Trocknen aufgehängt (Abb. 25).

Friſche Kürbiſſe ſteckt man zum Trocknen auf Stöcke; bei jedem Haus ſieht man Gruppen ſolcher gepfählter Kürbiſſe ſtehen. Aufbewahrt werden ſie ſpäter gern, indem man eine ganze Anzahl zuſammen an einen Pfahl bindet (Abb. $26^{a\,b}$).

Sonſtiges Hausgerät fehlt. Der Herd liegt außerhalb des Hauſes, im Unterſchied zu den Šavajé, bei denen er in den Rundbauten gelegen iſt (ſiehe Nahrung); nur in den abgewandelten Häuſern in Schiſchá wurde Ende Oktober auch im Hauſe gekocht.

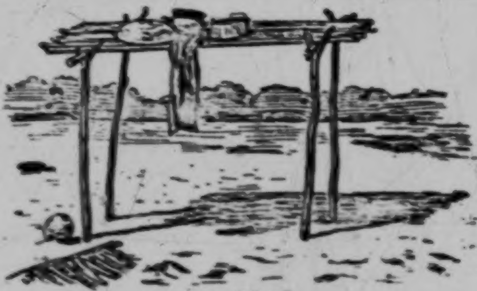


Abb. 24.
Vorratsgerüſt. Nach Photographie gezeichnet.

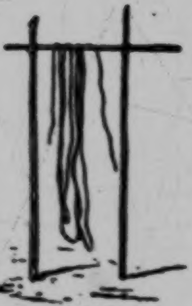


Abb. 25.
Gerüſt zum Trocknen der [illegible].

Haus und Umgebung ſind wenig reinlich; überall liegen die Nahrungsabfälle, wie Fiſchgräten, Nußſchalen, Knochen, ſowie Holz, Geräte uſw. umher. Iſt es daher ſchon gefährlich, mit bloßen Füßen in die Nähe der Dörfer und Häuſer zu kommen, ſo wird der Aufenthalt außerhalb der Häuſer noch durch die Unmengen von Fliegen und anderen Inſekten, die ſich maſſenhaft auf den Abfällen anſammeln, beeinträchtigt. Dazu kommen noch Sandflöhe, die nach Ehrenreich ſo überhand nehmen ſollen, daß die Indianer zu öfterem Wechſel der Wohnorte gezwungen werden (ſiehe unten unter Dorf).

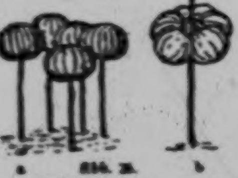
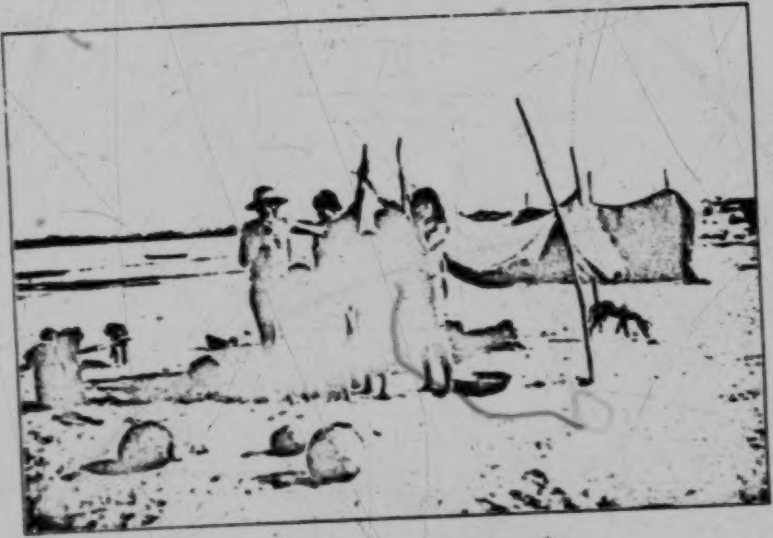


Abb. 26.
a) Kürbistrocknen.
b) Kürbisaufbewahrung.

Aborte gibt es nicht. Um ihre Bedürfniſſe zu verrichten, gehen die Indianer in eine Senke der Sandbank, hinter den nächſten Buſch oder in den Wald. Zum Reinigen benutzen ſie drei Stöckchen, die ſie vom Buſch abbrechen und dann parallel auf die Exkremente legen. Die Urubús, die in großen Mengen bei den Siedelungen leben, ſorgen für ſchnelle Reinigung des Platzes. Um zu piſſen, gehen die Männer in den Fluß. Hier begeben ſie ſich in etwa ¾ m tiefem Waſſer in leichte Kniebeuge und binden da die lange Penisſchnur auf und wieder an.

Die Häuſer ſind nur Wohn- oder Schlafhäuſer, gekocht wird außerhalb. Die Häuptlinge beſitzen zum Teil beſſer gebaute, größere Häuſer; ſo

Tafel 41.



1. Schattendach, dahinter Mattenwand.

2. Unfertiges Dorf: Mattenwandlager neben neugebauter Hütte.

[facing p. 200]

war das des Häuptlings João III. 3—4 m hoch, 5—6 m breit und ebenſo lang (Tafel 39).

Verſammlungshäuſer fehlen; um einen Beſchluß herbeizuführen oder Anordnungen mitzuteilen, geht der Häuptling in die einzelnen Häuſer.

Sonſtige beſondere Häuſer ſind:

1. Geburtshäuſer. Dieſe werden für die Frau errichtet, wenn die Geburt nahe bevorſteht; ihre Bauart ſoll der der übrigen Häuſer gleich ſein.

2. Das Maskenhaus, in dem die Tanzmasken aufbewahrt werden. Es ſteht ſtets abſeits vom Dorfe und iſt ſeiner Bauart nach ein Trockenzeithaus mit einem Rundbau an der dem Dorfe zugewendeten Schmalſeite. Die Bogen ſind meiſt leicht geſchweiſt und oben durch einen Firſtbalken geſtärkt (Tafel 12, Abb. 3). Die Maskenhäuſer dienen als Junggeſellenhaus; hier ſollen die jungen Leute ſchlafen. Ich habe nur vier Maskenhütten geſehen, kann aber aus eigenem Augenſcheine dieſe Angaben nicht beſtätigen. Auf jeden Fall ſchlafen die jungen Leute nicht in den Häuſern, ſondern, wo es kein Maskenhaus gibt, an einem Feuer, das ſich abſeits des Dorfes befindet. Fremde werden vom Häuptling aufgenommen; ſie ſchlafen in ſeinem Hauſe, auch wenn ſie unverheiratet ſind (vergleiche die Aufnahme, die ich mit meinen Leuten bei den Savajé fand).

Das Haus gehört der Frau. Der Mann baut es vor der Hochzeit mit Unterſtützung der jungen Leute, die dafür von der Frau mit Perlenketten bezahlt werden. Der Bau dauert 1—2 Tage. Nach dem Tode wird das Haus angeblich verbrannt.

Gegen Blitzſchlag werden die Häuſer nach Angaben der Indianer geſchützt dadurch, daß man einen Fiſchſtachel an einer etwa 1/2 m langen Stange aufs Dach ſteckt. Es dürfte ſich hierbei wohl nur um einen Zauber handeln.

Gemeindebau iſt das Häuptlingshaus. Es wird von allen verheirateten Männern gebaut, während ſich die Tätigkeit der Jugend darauf beſchränkt, die Blätter für die Bedeckung zuzuſchneiden und zuſammenzubinden. Der Häuptling bezahlt dafür mit Pfeilen, Lanzen und Keulen.

Außer dieſen Häuſern gibt es nun leichtere Schutzwände[1], eine Art Windſchirme, in deren Schatten ſich die Familien meiſt tagsüber aufhalten, und wo auch gekocht wird. Sie dienen auf der Reiſe als einzige Wohnung, im Dorf auch zugleich als Trockengeſtelle für Frauenſchurze.

Es gibt verſchiedene Arten ſolcher Schutzwände.

1. Wände: An mehreren ſenkrechten Stangen ſind Wände aus Palmblättern befeſtigt in gleicher Weiſe wie die Hausdeckung (nöbó), oder es ſind Matten daran gebunden, die eine ſenkrechte Wand bilden (bùjé). Solche Wände ſind bei faſt allen Häuſern zu treffen, ſie ſind meiſt an drei Stangen befeſtigt; doch kommen auch doppeltlange derartige Wände vor. In ihrem

---

[1] Dieſe Schutzwände erwähnt ſchon Fonſeca 1775: Die Zelte beſtehen aus zwei Matten, von denen die eine als Teppich, die andere als Sonnenſchutz dient. Rev. trim. 8, S. 378.

Schatten befindet ſich meiſt der Kochherd, vor ihnen liegen Matten, auf denen die Familie ſich tagsüber aufhält (Tafel 12, Abb. 1; Tafel 41, Abb. 1).

2. Dächer (wădó): Sie ſind an mehreren im Eck geſtellten Stangen horizontal befeſtigt, meiſt an vier, zuweilen an drei oder ſechs Stangen. Es kommen hier nur Matten zur Verwendung, die mit Stricken angebunden werden. Meiſt fallen die Matten an der Sonnenſeite bis zum Boden herab. Zuweilen wird auch an einem Ende einer Mattenwand ein derartiges Schutzdach angebaut (Tafel 41, Abb. 1; Tafel 10, Abb. 1).

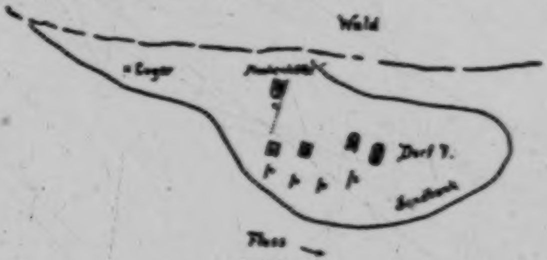


Abb. 27.
Grundplan des Dorfes 7, Südſpitze.

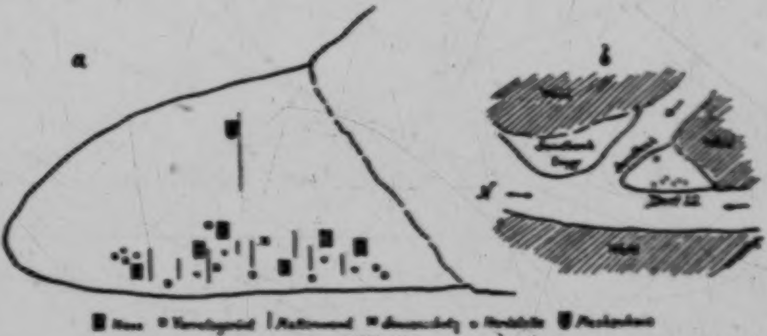


Abb. 28.
Grundplan des Dorfes 22, Nordſpitze.

Das Dorf (ihó).

Ehrenreich gibt an, daß die Häuſer der Carajahi meiſt aus Mattenwänden beſtehen und ohne jegliche Anordnung wild durcheinanderſtehen. Nur die Šambioá ſollten ſtraßenartige Anordnung der Häuſer haben. Dieſe Anordnung in Reihen, die dem Ufer parallel laufen, iſt nun auch bei den Karajá vorhanden, wenn auch die Menge der Mattenwände und Vorratsgerüſte den Überblick erſchwert. Im allgemeinen iſt die Anordnung ſo, daß vom Ufer mit den Booten aus in der erſten Reihe die Vorratsgerüſte ſtehen, in der zweiten die Mattenwände mit den Kochherden und in der dritten, oben auf dem trockenen Sand, die Wohnhäuſer (Tafel 11, Abb. 2). Es werden jedoch keine genauen Reihen eingehalten, ſondern zuweilen iſt ein Haus etwas weiter vorgebaut als das andere. Immerhin gewinnt man den Eindruck einer Reihe. Ich habe von ſämtlichen Dörfern Grundpläne entworfen, als beſonders typiſch möchte ich den von Dorf 22 (zweitnördlichſtes Dorf; Abb. 28) und von Dorf 7 (Südhorde; Abb. 27) mitteilen.

Die Häuſer ſind im allgemeinen ſo orientiert, daß eine Längsſeite nach Nordweſt, Nord oder Nordoſt zeigt, alſo Schatten ſpendet.

Jedes Haus wird nur von einer Familie bewohnt, zu jedem Haus gehören im allgemeinen eine Mattenwand, ein Vorratsſtänder und ein bis zwei Herdplätze.

Die Maskenhütte liegt abſeits vom Dorfe, in etwa 200 m Entfernung.

Die Dörfer der Karajá ſind klein, viele beſtanden nur aus ein bis zwei Häuſern, das größte aus acht Hütten[1]. Ehrenreich glaubt dieſe Zerſtreuung auf Mangel an Subſiſtenzmitteln zurückführen zu müſſen. Dies iſt kaum anzunehmen, da es genügend Nahrungsmittel, beſonders Fiſche, gibt. Meiner Meinung nach iſt ſie einmal bedingt durch die vielen Streitigkeiten, die unter den Familien der Karajá zu herrſchen ſcheinen und zur Abwanderung des einen Teiles führen, ſodann durch das Überwiegen perſönlicher Rückſichten über das Geſelligkeitsgefühl; viele Familien wohnen dauernd iſoliert an einer Stelle, weil es ihnen eben da gefällt.

Bemerkenswert iſt, daß die Dörfer von Norden nach Süden an Größe abnehmen. Es erklärt ſich das aus der Wanderrichtung der Karajá: das Gros ſitzt noch im Norden, nach Süden ſind erſt Vorläufer ausgeſchickt, die naturgemäß noch gering an Zahl ſind.

Auf Reiſen ſchlagen die Karajá Lager aus Mattendächern oder Wänden auf, in deren Schatten und Schutz ſie wohnen und ſchlafen. Die Wände ſind natürlich ſo orientiert, daß ſie möglichſt viel und lange Schatten gewähren, ſie ſtehen alſo meiſt annähernd von Weſten nach Oſten, und zwar ebenfalls in Reihen angeordnet (Tafel 13, Abb. 1). Wird ein Dorf verlegt, ſo wohnen die Indianer ſo lange unter Mattenwänden, bis die Häuſer errichtet ſind (Tafel 41, Abb. 2).

Die Dörfer bleiben nicht dauernd an einer Stelle. Während der Trockenzeit leben die Indianer auf den Sandbänken des Fluſſes, die in ihrer Trockenheit und Reinheit ideale Wohnplätze ſind. Sie wandern im Laufe der Trockenzeit innerhalb eines beſtimmten Gebietes von Sandbank zu Sandbank, je nachdem dieſe vom Fluſſe bloßgelegt werden, um auf dieſe Weiſe immer friſche, unverdorbene, reine Wohnplätze zu haben. Mit Beginn der Regenzeit werden die Dörfer wieder auf die höheren erſten Sandbänke zurückverlegt und ſchließlich auf die Hochufer des Fluſſes[2].

---

[1] Bereits Kallen berichtet, daß die Dörfer der Karajá durchſchnittlich nur 8—10 Hütten aufwieſen. Rev. trim. 10, S. 208.

[2] Daraus erklären ſich die vielen verlaſſenen Dörfer, die man allenthalben antrifft.

Dieſe Regenzeitdörfer, oben auf dem Camp gelegen, ſind oft weit vom Fluſſe entfernt; ſie liegen bei der Nordhorde zum Teil auf Gebirgen und ſind daher ſchwer auffindbar. Daraus und aus der Sitte, daß mehrere Trockenzeitdörfer ein Campdorf gemeinſam bewohnen, erklärt ſich wohl die geringe Zahl der von Coudreau angegebenen Karajádörfer.

Werden die Dörfer dauernd verlaſſen, ſo läßt man die Häuſer, die Stangen der Mattenwände und Vorratsgerüſte, die Bratroſte, Herde uſw. ſtehen; ſie verfallen ſehr raſch. Auf kürzere Zeit verlaſſene Dörfer (z. B. bei Handelszügen) werden geſichert, indem die Eingänge der Häuſer mit Blätterwänden geſchloſſen werden. Aller Hausrat, wie Töpfe, Körbe uſw., wird an den Seiten aufgeſtapelt und mit großen Matten überdeckt. Vor den Häuſern ſind meiſt Mandiokaſtengel, in Bündeln von 5—6 Stück gebunden, in den Sand gepflanzt. Ringsum ſind zum Schutze Palmwedel in den Boden geſteckt, das Ganze iſt dann zuſammengebunden. Im übrigen herrſcht wilde Unordnung in ſolch verlaſſenem Dorfe. Große Töpfe liegen verkehrt umher, oft kleinere unter ſich ſchützend. Mörſer, Cuyen, Kochreſte liegen hier und da, überall finden ſich große Haufen von Mandiokareſten, Nußſchalen, Schildkrötenpanzern und ſchließlich Urukúfrüchten, ohne die ja keine Reiſe unternommen werden kann (ſiehe Begrüßungsbemalung).

4. Die Kleidung.

Kleidung der Männer. Das männliche Geſchlecht trägt nur geringe Kleidung. Während die Kinder und Knaben völlig nackt umherlaufen, tragen die Jünglinge und Männer die Penis- und Hüftſchnur als einzige Bekleidung.

Die **Penisſchnur** (nòòrkànà, nòòdàkàn; von nòó-Penis, wàdàkànà-Gürtel) iſt eine lange rote[1], zuweilen auch ſchwarze Baumwollſchnur, die um die über die Eichel nach vorn gezogene Vorhaut rollenartig gewickelt wird. Der Penis wird dadurch zurückgeſchoben und nimmt ein kugliges Ausſehen an, ſo daß der Hodenſack dreikugelig ausſieht mit einer kleinen, ſchräg nach oben ſtehenden Rolle (Tafel 36; 38; 43).

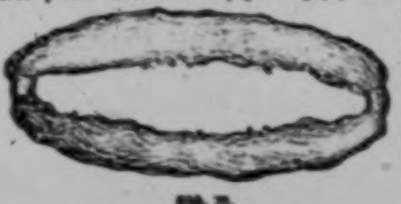


Abb. [illegible]
Baumwollgürtel kleiner Mädchen.

Die Schnur wird mit 9 bis 10 Jahren, alſo dem Beginn der Pubertät, angelegt und hat nach übereinſtimmenden Ausſagen der Indianer den Zweck, die Eichel vor den Blicken der Frauen zu verbergen. Vielleicht iſt dies aber ein erſt durch die ſtändige Bedeckung zum Zwecke des Schutzes entſtandenes ſekundäres Schamgefühl.

In Verbindung mit der Penisſchnur wird von den älteren Jünglingen und den Männern die **Hüftſchnur** (eúâ) getragen, während Kinder, Knaben und jüngere Leute ſie nicht anlegen. Doch tragen ſie nicht alle Männer, oder vielleicht auch nicht immer. Es ſcheint dies in das Belieben des einzelnen geſtellt zu ſein (Tafel 36—38, 43—44).

---

[1] Die drei Exemplare in Ehrenreichs Sammlung ſind ſämtlich ſchwarz.

Sie beſteht aus einer roten, 1—2 m langen Baumwollſchnur von 0,2—0,3 cm Stärke, die entweder aus zwei Fäden zuſammengedreht oder vierkantig geflochten iſt.

Ob ſie ehemals mit der Penisſchnur irgendwie zuſammenhing, ließ ſich nicht mehr feſtſtellen. Aus einem zweiten Namen dafür: nödönödi (von nö — Penis) könnte man dies vielleicht ſchließen. Jedenfalls iſt Königswalds Mitteilung (Globus, Bd. 94, S. 220), ſie diene als Penishalter, nicht zutreffend.

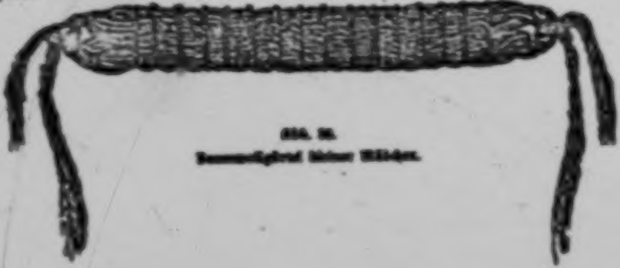


Abb. [illegible].
Baumwollgürtel kleiner Mädchen.

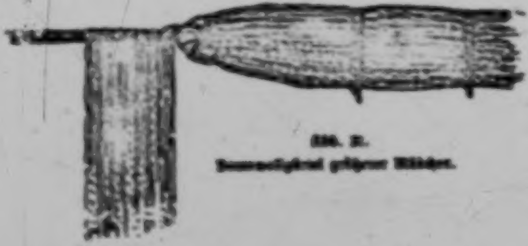


Abb. [illegible].
Baumwollgürtel größerer Mädchen.

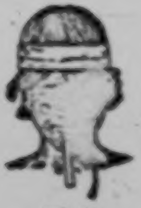


Abb. [illegible].
Jüngling mit [illegible].
Nach Photographie gezeichnet.

Dagegen dient ſie zuweilen dazu, kleine Geräte an ihr zu befeſtigen. Häufig werden auf dem Rücken Meſſer hindurchgeſteckt; ein Mann ſchob ein Stück ihm geſchenkten Tabaks mangels einer Taſche einfach auf dem Kreuz unter die Hüftſchnur.

Kleidung der Frauen. Im Gegenſatz zu dem männlichen Geſchlecht geht das weibliche von Jugend auf bekleidet, und zwar in der Jugendzeit mit Gürteln aus ſchwarzer Baumwolle (wádâkánâ). Je älter das Mädchen wird, um ſo feſtere und dichtere Gürtel legt es an. Kleinſte Kinder tragen nur ein paar wagerecht umgeſchlungene ſchwarze Schnüre, die auf dem Rücken durch einen Querfaden verbunden ſind, und deren Enden vorn verknotet ſind, ſo daß die Franſen als kleines Büſchel herabhängen (Abb. 29). Kleinere Mädchen von 2—5 Jahren tragen locker durchflochtene, ebenfalls vorn gebundene Gürtel. Die wagerechten Fäden des Geflechtes ſind an den Enden henkelartig verknüpft, und in dieſe Henkel ſind andere Baumwollfäden eingebunden, die zum Zubinden des Gürtels benutzt werden und gleichzeitig das Franſenbündel

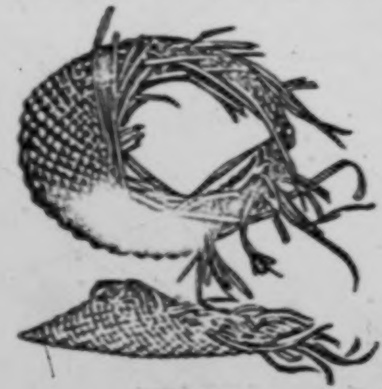


Abb. [illegible].
Augenſchirm aus Palmblatt.

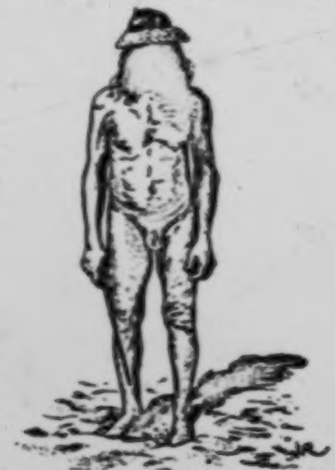


Abb. [illegible].
Träger des Augenſchirmes.
Nach Photographie gezeichnet.

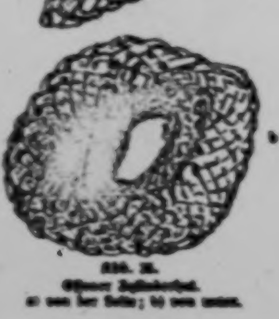


Abb. [illegible].
Offener [illegible].
a) von der Seite; b) von innen.

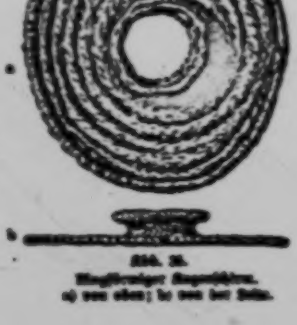


Abb. [illegible].
Ringförmiger Augenſchirm.
a) von oben; b) von der Seite.

bilden (Abb. 30; Tafel 11, Abb. 4). Größere Mädchen von etwa 5 bis 10 Jahren tragen bereits feſter geflochtene Gürtel, bei denen ebenfalls beſondere Bindeſträhnen in die Henkel eingeknüpft ſind; doch hängen von dieſen Strähnen beſondere Franſenbüſchel herab (Abb. 31). Von da an bis zur Pubertät tragen die Mädchen feſt- und dichtgeflochtene Baumwollgürtel. Die Bindeſträhnen ſind durch die beiden Henkel geführt, tragen aber keine Franſen. An deren Stelle wird ein grauer Baumbaſtſchurz durch den Gürtel gezogen, der vorn herunterhängt, zwiſchen den Beinen durchgezogen wird und hinten abermals am Gürtel befeſtigt iſt (Tafel 18; Tafel 51, Abb. 2).

Mit Eintritt der Reife legt das weibliche Geſchlecht Binden aus dem Baſt der Gameleira an. Es gibt drei Arten ſolcher Binden:

1. aus rotem Baſt, von einem langblättrigen Baume ſtammend (ămbaŏdắ),
2. aus rötlichem Baſt (ăndăhŭlĕ oder inãudú),
3. aus weißem Baſt, von einem rundblättrigen Baume ſtammend (hidĕŭlĕ), nach Ehrenreich der Apeiba Jangada.

Hergeſtellt werden dieſe Binden in der Weiſe, daß die Männer mit einem kantigen Stein von den in der gewünſchten Länge zugehauenen Baumſtücken die äußere Rinde abſchlagen. Später wird dann der Baſt der Länge nach aufgeſchlitzt, abgezogen und eingeweicht. Dann wird er von den Frauen zuſammengefaltet, auf einen umgeſtürzten Mörſer gelegt und mit einem flachen Geröllſteine oder einem alten Steinbeile geklopft.

Getragen werden die Binden folgendermaßen: das eine Ende wird auf dem Kreuze feſtgehalten, dann die Binde um den Leib herumgelegt und das lange Ende mit dem kurzen Ende zuſammengedreht; auf dieſe Weiſe iſt der Gürtel befeſtigt. Das lange Ende wird zwiſchen den Beinen hindurchgezogen und dabei zu einer Wulſt zuſammengedreht, wird dann vorn in voller Breite von unten durch den Gürtel hindurchgeſteckt und fällt über ihn vorn herab. Dieſes Ende wird nun entweder bis zum Knie oder bis zur Erde lang herabfallend getragen oder nochmals zwiſchen den Beinen, diesmal aber in voller Breite durchgezogen und hinten hochgeſchlagen, eine Maßnahme, die beſonders dann angewendet wird, wenn die Frauen ſich ſetzen wollen (Tafel 12, Abb. 4; Tafel 16; 17; 42).

Neben dieſer ſtändig getragenen Kleidung gibt es noch einige Kleidungsſtücke, die nur zeitweilig, zu beſonderen Zwecken angelegt werden. Es ſind das folgende:

Der Augenſchirm (ŏ(ŏ)dĭ, ŏdjĭ). Er wird nur vom männlichen Geſchlechte getragen. Die Urform dieſes Schutzes iſt wohl in der Baſtbinde (Abb. 32) zu ſehen, die die Indianer zuweilen um das Haar geſchlungen hatten (bei Todesfällen, bei Krankheit). Der eigentliche Augenſchirm beſteht aus einem Oaguaſſu-Palmblatt, deſſen Fieder miteinander verflochten ſind. Bei der einfachſten Form ragen die Enden dieſer Fieder oben frei heraus (Abb. 33, 34). Dieſer Augenſchirm nun hat eine Entwickelung bis zum vollſtändigen Hut durchgemacht: die oberen Fiederenden ſind gleichfalls verflochten und zwar zu einem oben offenen Zylinder (Abb. 35). Ehrenreich beobachtete bei den Šambioá einen ſolchen Zylinderhut (taă), der oben bereits

1. Frauenkleidung und -haartracht.

2. Karajáfrauen und Kinder.

3. Karajáfrauen und Kinder.

[facing p. 208]

durch ein Geflecht verſchloſſen war (Berlin 3904). Dieſe Endform war bei den Karajá nicht vertreten, dagegen beſaßen ſie noch zwei andere Formen: einmal einen ringförmigen, aus Baſt geflochtenen, breitkrempigen Augenſchirm mit verſteiftem Rande und Kinnſchnur (Abb. 36), ſodann wirkliche Hüte aus Baſtgeflechtſtreifen, die ſpiralig zuſammengenäht ſind (Tafel 43, Abb. 3). Die Art des Flechtens dieſer Streifen iſt rein indianiſch, die Form der Hüte aber geht wohl auf braſilianiſchen Einfluß zurück, wie auch der Name (šapéò, braſ. chapeo) darlegt. Getragen werden dieſe Augenſchirme und Hüte zum Schutz vor der Sonne und zwar nur von verheirateten Männern; doch habe ich nur ſelten welche geſehen.

Die Netzdecke [ri(i)ó, riú] dagegen wird von beiden Geſchlechtern in allen Lebensaltern getragen. Sie iſt aus Baumwollfäden geknüpft und hat die Geſtalt einer Hängematte, deren beide Enden je zuſammengebunden ſind, der aber die Aufhängeſchnüre fehlen. Die Netzdecken der Karajá ſind einfarbig; die urſprünglich weiße Farbe wird durch den Gebrauch allmählich ſchmutzig gelbbraun. Gemuſterte Decken ſtammen von den Šavajé oder Tapirapé. Getragen werden ſie zum Schutze gegen die Moskitos, gegen den Sonnenbrand, gegen den Tau der Nacht, mögen die Indianer nun ſtehen, liegen oder ſitzen. Die Art des Tragens iſt verſchieden: entweder wird das eine Ende über den Kopf geſtülpt, ſo daß die Decke zum Rücken hinabfällt (Tafel 12, Abb. 1), oder die Decke wird breit um die Schultern gelegt, ſo daß die beiden Enden vorn nach unten fallen (Tafel 9, Abb. 1; Tafel 42, Abb. 1). Nachts dienen ſie als Decke: die Füße der hochgezogenen Beine werden in der Seiten- und in der Rückenlage in das eine Ende, der Kopf in das andere Ende geſteckt, ſo daß die Decke den darunter liegenden Körper vor Moskitos und Tau ſchützt. Sie werden alſo nicht als Unterlage benutzt, wie Ehrenreich angibt, ſondern als Decke. An Schnüren aufgehängte kleine Netzdecken als Wiegen der Neugeborenen, wie Ehrenreich angibt, habe ich nirgends geſehen, trotzdem ich wohl faſt alle Hütten beſucht habe[1].

Kleine geflochtene Matten aus Baſt werden von ſchwangeren Frauen vor und nach der Geburt getragen, und zwar ſo, daß ſie von hinten her um den Leib geſchlagen und vorn mit den Händen feſtgehalten werden (Tafel 42, Abb. 2, 3). Sie dienen als Schutz gegen Wind und Regen. Vor allen Dingen führen Frauen mit Säuglingen derartige Matten auf ihren Ausgängen mit ſich, um damit das Kind und ſich ſelbſt bei plötzlich hereinbrechendem Regen einigermaßen ſchützen zu können.

Ich möchte hier noch mit ganz wenig Worten auf das Schamgefühl der Indianer eingehen. Was die Männer anlangt, ſo verweiſe ich auf meine Bemerkung oben über den Zweck der Penisſchnur; es fragt ſich allerdings, ob die von den Indianern gegebene Erklärung nicht auf braſilianiſchen Einfluß zurückgeht. Frauen haben nie in unſerer Gegenwart ihre Binde abgelegt oder gewechſelt, und kleine Mädchen, denen ich ihren Gürtel abkaufte, gingen hinter die nächſte Mattenwand, um dort einen neuen anzulegen, ehe ſie mir den getragenen Gürtel brachten. Es ſcheint alſo ein gewiſſes, dem unſeren entſprechendes Schamgefühl vorhanden zu ſein. Über die eigentümliche Scham, vor Fremden nicht zu eſſen, ſiehe unter Eſſen.

---

[1] Vgl. aber Šavajé, Kleine Netzdecke.

5. Der Schmuck.

A. Schmuck am Körper ſelbſt.

a) Haartracht und -pflege. Das Kopfhaar wird vom weiblichen Geſchlecht in einfacher, durch das ganze Leben hindurch ziemlich gleich bleibender Friſur getragen, während das männliche Geſchlecht nach den Lebensaltern verſchiedene Haartrachten bevorzugt.

Kleine Mädchen tragen das Kopfhaar an den Seiten und hinten bis in den Nacken herabhängend, während es vorn bis zur halben Stirn oder bis zu den Augenbrauen herabreicht (Tafel 11, Abb. 4). Mit Eintritt der Reiſe wird den Mädchen ein etwa zwei Finger breiter Scheitel ausgeſchnitten, der in der Mitte von der Stirne bis zur Kopfhöhe emporgeht und meiſt rot bemalt wird. Die Wirbelhaare, die ihn am oberen Ende begrenzen, ſind zu einem Stutz verkürzt. An den Seiten und hinten laſſen die Erwachſenen das Haar lang wachſen (Tafel 17; 42). Ältere Frauen erneuern den Scheitel nicht mehr, ſondern überkämmen ihn, ſo daß er nur ſelten zu ſehen iſt.

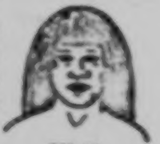


Abb. 37.
Knabe mit abgeſtuftem Haar.

Reicher ausgeſtaltet iſt die Haartracht des männlichen Geſchlechts. Die Kinder haben entweder dieſelbe Haartracht wie die Mädchen, oder das Haar iſt an den Seiten nach hinten zu abgeſtuft (Abb. 37), oder ſie tragen die bekannte Topffriſur (Tafel 11, Abb. 4; Tafel 12, Abb. 2). Den Knaben wird das Hinterhaupthaar mehrere Male verkürzt. Iſt der Knabe größer, etwa 8—10 Jahre alt, ſo wird das geſamte Haar auf ½ cm kurzgeſchnitten bis auf einen ringsum ſtehenbleibenden, gleichmäßig langen Haarkranz ((Ödjulé, Tafel 43, Abb. 2). Es war keine Klarheit zu erlangen, ob dieſes Verſchneiden nur einmal vorgenommen oder ob jährlich mit Eintritt der Trockenzeit dieſe Friſur neu hergeſtellt wird; die Angaben der Indianer darüber ſchwankten. Es kamen auch völlig kurzgeſchorene Knaben vor, die keinen Haarkranz beſaßen. Vielleicht liegt die Sache auch ſo, daß das erſte Mal (oder die erſten Male) der Kopf ganz glatt geſchoren wird, während beim letzten Scheren der Haarkranz ſtehen gelaſſen wird. In dieſer Zeit ſind die Knaben faſt durchgängig vollkommen ſchwarz angeſtrichen. Von da an laſſen ſie das Haar wachſen, bis es vorn in die Augen und hinten auf die Schultern reicht; dann werden die Knaben als erwachſen erklärt und erhalten die Stammestätowierung. Jünglinge ſchneiden das Vorderhaar über den Augenbrauen ab, das Seiten- und Hinterhauptshaar reicht etwa bis zu den halben Schulterblättern hinab. Der Haarkranz iſt aber unter dem langen Haar noch erhalten. Auch ſie tragen wie die Jungfrauen den rotgefärbten

Scheitel (lawöſó, laſſó) und den Scheitelſtutz (lägi) (Taſel 43, Abb. 1; Taſel 44, Abb. 1).

Das beim Rudern, Fiſchen und beim Gehen durch den Wald ſtörende langflatternde Haar wird in verſchiedener Weiſe zuſammengebunden. Entweder wird das Seitenhaar vorn über der Stirn gegenſeitig verknotet, oder es wird über der Stirn mit Baſt zu einem kleinen Zopf zuſammengebunden (hòoidòdlàná). Das Hinterhauptshaar wird oft hinten zu einem Schopf zuſammengebunden, in den zuweilen Federbüſchel eingeknüpft werden (Abb. 38). Ein ſolches Federbüſchel (wälwäldèlòhi) beſteht aus ſieben Stäbchen mit roten Federn, die als Quaſte an einer gedrehten Baumwollſchnur befeſtigt ſind, und von denen unten längere bunte Papageifedern herabhängen (Taſel 45, Abb. 2). Meiſt aber wird es in einen Zopf eingewickelt (lädlàñ), der entweder mit ſchmalem gelben Baſt umflochten (Taſel 16, Abb. 1 und 2) oder in eine dicke rote Baumwollſchnur von oben bis unten eingewickelt wird (Taſel 16, Abb. 4 a b). Dieſe Baumwollſchnur (lädurzó) beſteht aus zwei beſonderen Schnüren, deren jede eine Quaſte am Ende trägt; dieſe Quaſten hängen am oberen Ende des Zopfes aus der Umwicklung heraus. Bei dieſer Art der Friſur, die nicht, wie Ehrenreich annimmt, nur auf Stutzer beſchränkt iſt, ſondern jetzt ziemlich allgemein von den jungen Leuten getragen wird, iſt der Haarkranz ſehr ſchön ſichtbar.

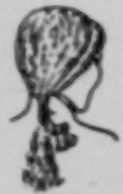


Abb. 38. Jüngling mit Schopffederbüſchel und Haarkranz.

Männer tragen zuweilen die Topffriſur, meiſt aber haben ſie dieſelbe Haartracht wie die Jünglinge mit dem Unterſchied, daß ſie ihr Haar nicht einbinden, ſondern frei hängen laſſen. Der Haarkranz iſt auch bei ihnen noch unter dem langen Haar zu bemerken. Auf den Scheitel und den Scheitelſtutz wird in ſpäteren Jahren kein Wert mehr gelegt (Taſel 17; Taſel 36, Abb. 1; Taſel 43, Abb. 3).

Der Scheitel (lawöſó), den beide Geſchlechter von der Reiſe an tragen, wird dadurch hergeſtellt, daß die Haare einzeln ausgeriſſen werden. Bei der Südhorde iſt er ſchmal, ſo daß ich ihn zuerſt gar nicht bemerkte, bei der Nordhorde dagegen etwa zwei Finger breit. Junge Leute bemalen ihn faſt immer mit roter Farbe, während ältere dieſen Schmuck nicht tragen. Zu ihm gehört ſtets der Scheitelſtutz.

Der Haarkranz iſt auf das männliche Geſchlecht vom Knabenalter an beſchränkt; Frauen haben ihn nicht.

Das Verſchneiden des Haares wird jetzt mit der Schere ausgeführt. Nach Ehrenreich haben ſie ſie früher mit Piranhazähnen abgeſchnitten. Auf meine Fragen, wie ſie vor dem Beſitz der Schere die Haare verſchnitten hätten, antworteten ſie mir ſtets, daß ſie ſie damals nicht verſchnitten hätten, weil ſie ja keine Scheren gehabt hätten. Die frühere Sitte iſt ihnen alſo vollkommen aus dem Gedächtnis verſchwunden. Das abgeſchnittene Haar wurde beiſeite geworfen, wie ich ſelbſt beobachtet habe. Als Zweck des langen Haares geben ſie den Schutz gegen Moskitos an.

Bei Trauer ſollen ſie ſich die Haare abſchneiden, und auch Frauen ſollen ſich einen nàkùlàà (?) genannten Haarkranz ſchneiden. Doch habe ich dieſe Sitte bei Kabìlás Familie, die doch volle Trauer hatte, nicht beobachtet.

Gepflegt wird das Haar ſehr ſorgfältig. Früh und abends wird es ausgekämmt und geölt. Ehe ſie eine Reiſe antreten, wenn ſie von der Jagd, vom Fiſchfang, aus der Pflanzung ins Dorf zurückkehren, kämmen ihnen die Mutter, die Frau oder ſonſtige weibliche Angehörige das Haar aus. Kommen ſie als Beſuch in ein fremdes Dorf, ſo werden ihnen von der Häuptlingsfrau die Haare gekämmt und geölt.

Die Kämme (zibó) beſtehen aus flachen, zugeſchärften Spänen aus Palmholz, ſeltener aus Taquara, die mit den flachen Seiten aufeinandergelegt ſind und durch zwei Stäbchenpaare, von denen das eine am oberen Rande, das andere in $^1/_6$ Höhe von den Spitzen aus befeſtigt iſt, feſtgehalten werden. Dieſe Späne ſind mit Baumwollfäden in Muſtern durchflochten. An beiden Seiten ragen je 2—3 Späne ein Stück über die Oberkante empor. Dieſe Verlängerungen tragen oft Federbüſchel oder rotgefärbte Baumwollquaſten und ſind meiſt durch einen Aufhängefaden miteinander verbunden. Auf der Außenſeite dieſer Seitenſpäne befinden ſich zwiſchen den beiden Querhölzern oft mehrere ſich kreuzende Fäden ausgeſpannt. Die Kämme ſind ſtets einſeitig; nur im Dorf an der Tapirapémündung bekam ich einen zweiſeitigen Kamm (Tafel 21, Abb. 1^{e}). Die Formen der Kämme laſſen ſich auf drei Grundtypen zurückführen: einfacher rechteckiger Kamm, breite Kämme mit gebogenen Seitenſtäbchen und konvergierenden Zinken, ſchließlich trapezförmige Kämme (Tafel 21, Abb. 1^{a-d}).

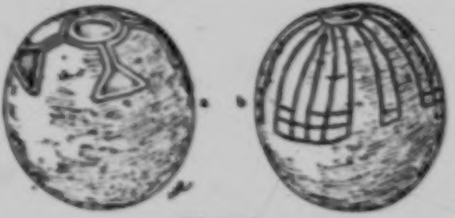


Abb. 39 a, b.
[illegible]

Das Haaröl (tali) wird aus den Kernen von Palmfrüchten bereitet. Genannt wurden die Früchte der Coceiro (àhàdètè), ſowie der Tukumpalme (hàlá). Aufbewahrt wird das Öl in beſonderen Dollcuyen (tàlilakú), die meiſt mit großen Muſtern, die durch Abheben der oberen Schicht der Kürbisſchale hergeſtellt werden, verziert ſind (Abb. 39$^{a\,b}$). In dieſe ölgefüllten Cuyen werden rohe Baumwollflauſche geworfen, die ſich nun mit Öl tränken. Man wirft ſo viele hinein, bis kein Öl mehr flüſſig vorhanden iſt. Zum Gebrauch holt man einen Flauſch heraus, preßt ihn zwiſchen den Händen aus und ſtreicht ſich das Öl in die Haare, auf die Körperhaut, verreibt es mit Farbe uſw. Der Flauſch wird wieder in die Cuye geworfen.

b) *Körperhaar.* *Bartwuchs* iſt nur gering entwickelt. Wo ſich ein Härchen zeigt, wird es ausgerupft. Backen- und Kinnhaar ſoll angeblich bei ihnen überhaupt nicht wachſen, dagegen haben einige kurze, ſchwache

Schnurrbarthaare. Da ſie dieſe aber häßlich finden (ſie vergleichen unſere Schnurrbärte mit den langen Bartfäden des Pirarara), ſo zupfen ſie ſie aus. Künſtliche Bärte aus Menſchenhaar dagegen ſollen ſie nach ihrer Angabe beim Cascabotanz tragen. Der ſchnurrbartartige Bart wird zwiſchen Unterlippe und Kinn gelegt, nach den Ohren emporgezogen und hinter dem Kopfe mit Schnüren befeſtigt[1].

Augenhaare. Brauen und Wimpern werden entfernt, und zwar mit den Fingern ausgeriſſen. Die Finger werden dazu vorher in Aſche getaucht, wahrſcheinlich, damit ſie an den glatten Haaren nicht abrutſchen. Dieſes Ausrupfen ſoll ſehr weh tun; es wird ſchon bei kleinen Kindern vorgenommen und wiederholt, wenn die Haare wieder nachgewachſen ſind. Als Grund dafür konnten ſie nur angeben, daß ſie nicht wollten, daß dieſe Haare wüchſen. Warum ſie das nicht wollen, dafür hatten ſie keine Erklärung.

Das übrige Körperhaar iſt meiſt nur gering entwickelt. Die feinen Hauthaare waren faſt nicht zu ſehen. Auch Achſelhaare waren nur gering entwickelt; ihre Entfernung ſteht in dem Belieben des einzelnen. Das Schamhaar war ſtark entwickelt, es wurde, ſoweit ich beobachten konnte, wenigſtens bei den Männern nicht entfernt.

c) Körperbemalung. Zur Körperbemalung wird rote, ſchwarze und weiße Farbe verwendet.

Die rote Farbe wird aus den Fruchtkernen des Urukúſtrauches gewonnen. Es gibt eine Menge verſchiedener Sorten, die eine mehr oder weniger intenſiv rote, zum Teil auch ins Gelbliche ſpielende Farbe geben. Geſchätzt wird vor allem die rundkernige Sorte (wölötöni), wogegen die langkörnige Sorte in geringerem Anſehen ſteht (wölöto). Die rundkernige Sorte wächſt beſonders im Gebiete nördlich der Tapirapémündung; ſie wird hier von den Indianern in großen Mengen gewonnen und an die Indianer ſüdlich der Tapirapémündung, vor allem an die der Südhorde, weiterverhandelt. Hergeſtellt wird der Farbſtoff aus den Kernen folgendermaßen. Man entnimmt die vielen kleinen Kerne, die in den buchekernähnlichen Früchten ſitzen, tut etwas Palmöl in die Hand und reibt nun die Kerne zwiſchen den geölten Händen, bis ſich ſämtlicher Farbſtoff, der auf den Schalen der Kerne ſitzt, abgelöſt hat. Auf dieſe Weiſe wird eine Ölfarbe erzeugt, die mit einem Meſſer oder Stäbchen von der Hand abgekratzt und in eine Cuye getan wird. Die abgeriebenen Kerne werden weggeworfen. In ſolch friſchem Zuſtande iſt die Ölfarbe direkt gebrauchsfertig. Für den Handel wird ſie in Öl gekocht (eingedickt), dann in feſte Formen gebracht und an der Sonne getrocknet (Abb. $40^{a \cdot b}$).

Als ſchwarze Farbe dient entweder Ruß, der von den angekohlten Bäumen der Pflanzung oder von den Kochtöpfen abgekratzt wird, oder der blauſchwarze Saft der Genipapofrucht [b(ä)döná]. Dieſer Saft wird in kleinen löffelartigen Cuyen oder in größeren geſchnitzten Halbcuyen angemacht

---

[1] Vgl. Jahrbuch des Muſeums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. 3, 1910, S. 114.

1. Jüngling in typischer Tracht.

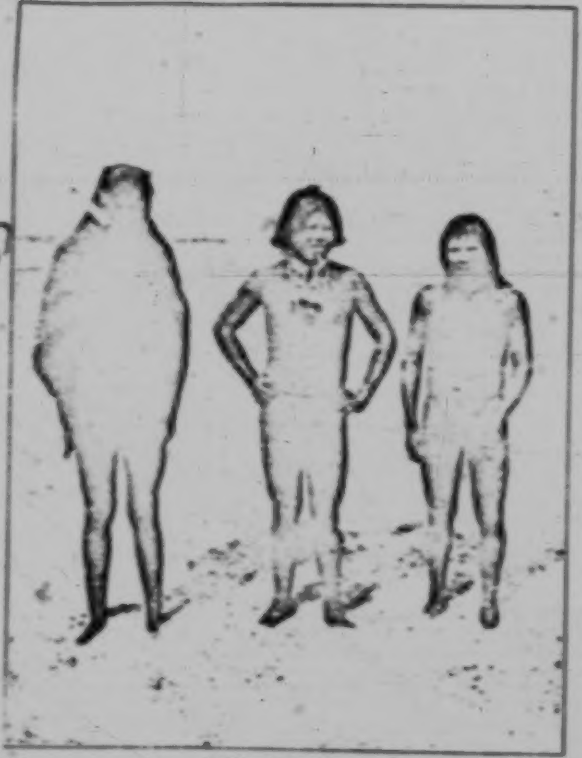
2. Knabe mit kurzgeschorenem Haar und Hautfärbung.

3. Karajámänner mit Strohhut und Tabakpfeife.

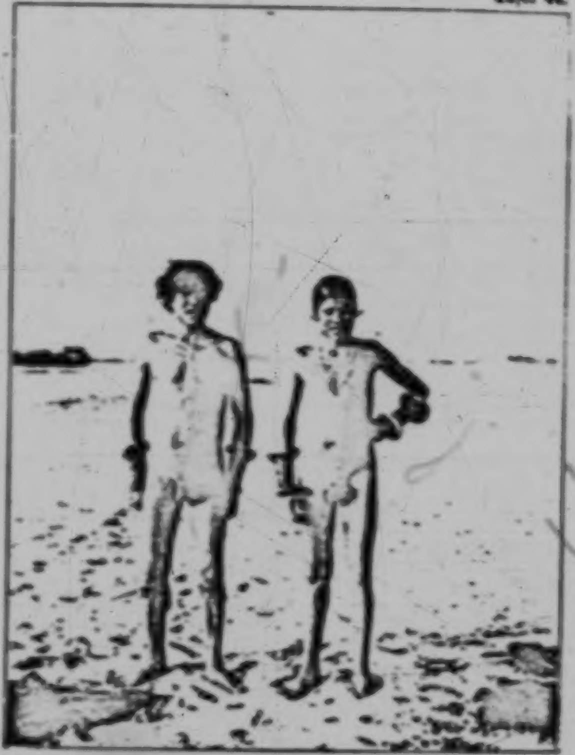
[Facing p. 312-A]

[Facing p 312-B]

Tafel 44.



1. Karajámädchen.



2. Karajámädchen und -knabe.

S:Krause

SP9 Caraja

(Abb. 41a b); er iſt zunächſt hell, nimmt aber bald nach dem Auftragen auf die Haut unter dem Einfluſſe der Luft eine ſchöne ſchwarzblaue Farbe an.

Als weiße Farbe dient eine weiße Erde (mánatlá). Weiße Körperbemalung habe ich allerdings nie beobachtet. Die kleinen Tonpuppen aber tragen weiße Muſterung, und die Indianer berichteten mir, daß ſie ſich mit dieſer Farbe Ringe um die Arme, ſowie Querſtreifen auf der Bruſt anbrächten.

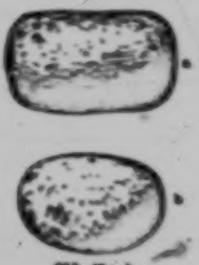


Abb. 40a, b.
Urukúfarbe in Bananenpackung.

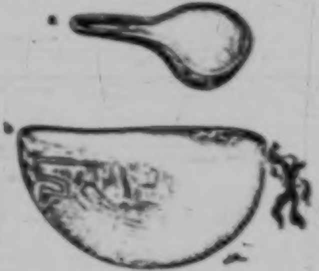


Abb. 41a, b.
Farbnäpfe.

Als Pinſel dienen die Finger, für vollen Körperanſtrich die flache Hand. Stäbchen oder Lappen zum Auftragen der Farben habe ich nie bemerkt. Dagegen wurde für Genipapomuſterung gern ein Stempel (alinó) verwendet, der aus zwei nebeneinandergebundenen Rohrſtäbchen beſteht, deren Schnittflächen zu zwei Halbkreiſen ausgeſchnitten ſind. Dieſe Halbkreiſe nun ſind zu einer Schlangenlinie zuſammengeſetzt (búlɨ́; nach Kurikí aber nãuêklèlázɨ = Strauß-Scheitelſtutz). Dieſe Stempel ſind meiſt nur einſeitig (Abb. 42a); bloß einmal traf ich einen zweiſeitigen Stempel, der am einen Ende die Schlangenlinie, am anderen zwei übereinanderſtehende Halbkreiſe trug (Abb. 42b). Mit dem Schlangenlinienſtempel iſt der Knabe in Abb. 2 auf Tafel 38 bemalt.

In der Bemalung unterſcheiden wir Vollanſtrich und Muſterung.

Der Vollanſtrich „iſt ihr Anzug“ (Ausſpruch Kurikís), „er ſchützt ſie gegen die Moskitos wie die Chriſten ihr Anzug“ (Ausſpruch Mauzis).

Die Muſterung dagegen wird nur bei beſonderen Anläſſen ausgeführt. Sie iſt eine Art Feſtſchmuck. Bei Fremdenempfang z. B. bemalen ſich die Dorfbewohner mit roten. und ſchwarzen Muſtern auch die ankommenden Fremden bemalen ſich, ehe ſie das

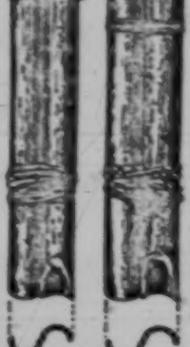


Abb. 42a, b.
Genipapoſtempel.

Dorf betreten, und ſei es auch nur, daß ſie ſich mit dem von den angekohlten Campbäumen abgekratzten Ruß ein ſchwarzes Augenband von Ohr zu Ohr ziehen. Bei Tanzfeſten werden Männer und Jünglinge von den Frauen bemalt. Überhaupt iſt dieſe Muſterung ihr Schmuck, ihr Feſtkleid. Oft bemalten die Mütter ihre Söhne, wenn dieſe mit uns auf Fiſchfang ausziehen ſollten.

Bei Trauer wird angeblich der ganze Körper, auch das Geſicht, mit einem Genipapoanſtrich verſehen. Doch habe ich dieſe Sitte bei Kabides Familie nicht bemerkt.

Unterſchiede in der Bemalung zwiſchen beiden Geſchlechtern beſtehen nicht, nur daß vielleicht die Männer, die ja mehr im Freien zu tun haben als die Frauen, die ſich im weſentlichen im Dorf und in den Häuſern aufhalten, mehr den Vollanſtrich tragen als die Frauen. Die Muſter ſelbſt ſind für beide Geſchlechter dieſelben, nur lieben die Männer eine etwas weitergehende Muſterung.

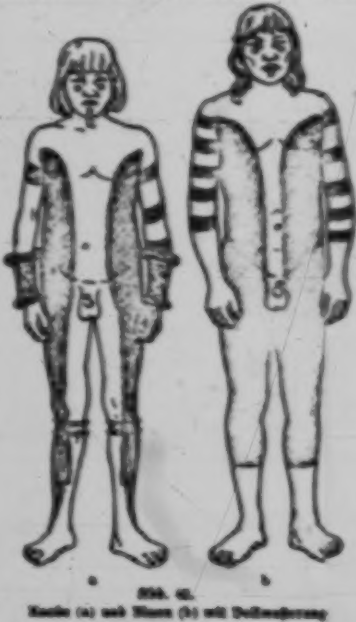


Abb. 43.
Knabe (a) und Mann (b) mit Vollmuſterung

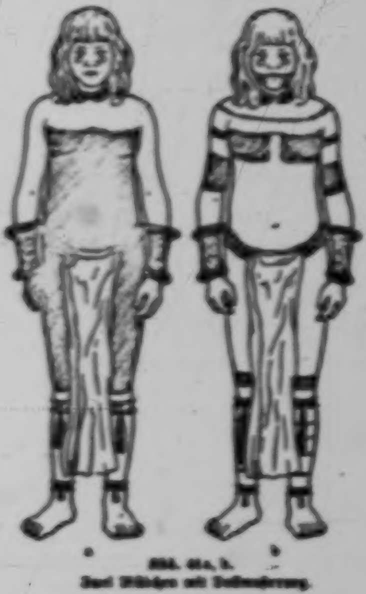


Abb. 44 a, b.
Zwei Mädchen mit Vollmuſterung

Der Körperanſtrich wird mit roter oder ſchwarzer Farbe ausgeführt, und zwar iſt die rote Farbe meiſtens auf Männer und Jünglinge beſchränkt, die ſchwarze auf Knaben und Mädchen, wie ja überhaupt ſchwarz die Farbe der Jugend iſt (ſiehe Baumwollſchmuck). Nur einmal wurde eine völlig rot angeſtrichene Frau geſehen.

Muſter, die ſich über den ganzen Körper erſtrecken, ſind verhältnismäßig ſelten. In Abb. 43$^{a \cdot b}$ haben der Knabe und der Mann faſt dieſelbe Muſterung: beide Körperſeiten von den Achſelhöhlen bis zur halben Wade ſind ſchwarz angeſtrichen, wobei nur vorn und hinten ein Mittellängsſtreifen freibleibt. Der Knabe auf Abb. 2 in Tafel 38 iſt mit dem Genipapoſtempel über und über gemuſtert. Ein anderer Knabe war am ganzen Körper dadurch verziert, daß mit einer vierzinkigen Gabel einander rechtwinklig ſchneidende Linien gezogen worden waren. Bei allen dieſen Perſonen waren auch die Arme gemuſtert. Vollgemuſterte Perſonen weiblichen Geſchlechts waren ſelten; die ſchönſte Verzierung wies die Jungfrau auf Tafel 16 auf. Ein Mädchen war von der Bruſt abwärts bis zum Knie ſchwarz bemalt, außerdem war die rechte Hand gefärbt, bei einem anderen waren nur die Bruſt, die Arme und Beine bemalt (Abb. 44$^{a \cdot b}$).

Einzelne Körperteile ſind nur ſelten verziert und dann meiſt in Verbindung mit der Vollmuſterung. Die Verzierung der Arme und Schenkel beſteht im allgemeinen aus ſchwarzen oder roten Ringen, die um die Extremitäten herumlaufen (Abb. 43, 44). Nur am Oberſchenkel, und zwar meiſt auf der Innenſeite, ſeltener auf der Außenſeite, finden ſich ſelbſtändige Muſter, deren Bedeutung leider nicht zu erlangen war (Abb. 45). Verzierte Hände, von denen Ehrenreich ein ſchönes Beiſpiel abbildet, habe ich nicht geſehen; nur ein Knabe und ein Mädchen hatten je eine ſchwarzangeſtrichene Hand.

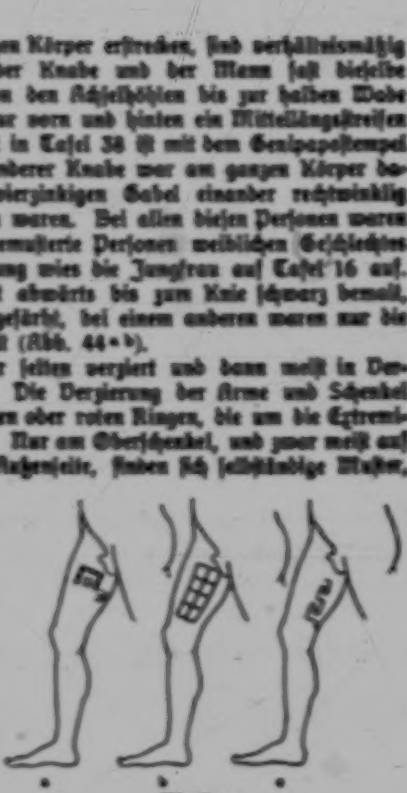


Abb. 45 a—c.
[illegible]

Wichtiger als die Körpermuſterung iſt die Bemalung des Geſichtes; läßt ſich jemand bemalen, ſo kommt zuerſt das Geſicht daran und dann erſt die übrigen Körperteile. Charakteriſtiſch für die Karajá iſt ein Querband, das von Ohr zu Ohr über die Augen hinwegläuft, oben mit der Stirne quer abſchneidet, und deſſen Unterrand oft etwas unterhalb der Stammestätowierung einen gebogenen Lauf nimmt (Abb. 46$^{a \cdot b}$). Dieſes Querband wird meiſt mit Urukúfarbe aufgemalt, ſelten mit Ruß oder Genipapo. Üblich iſt dieſe Art der Bemalung bei beiden Geſchlechtern. Einige Abweichungen konnten beobachtet werden, beide wurden bei der Südhorde angetroffen. Das eine Mal war die Naſe ausgeſpart (Abb. 46^{c}), das andere Mal lief unter dem ſchwarzen Querband, das mit den Augen abſchnitt, ein rotes Querband über die Stammestätowierung hinweg (Abb. 46^{d}).

Iſolierte Bemalung der Naſe iſt nur ſelten. Eine Jungfrau trug über die Naſe ein rotes Dreieck gemalt, eine andere einen roten Winkel, der von

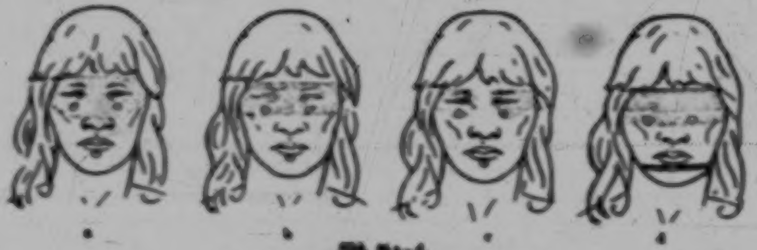


Abb. 46 a–d.
[illegible] der Karajá. [illegible]

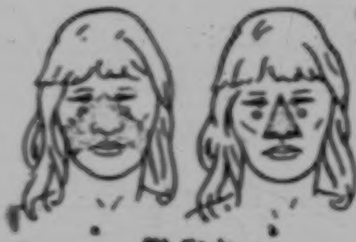


Abb. 47 a, b.
[illegible]

[illegible] linken Kinnlade zur Naſenwurzel empor und dann zur rechten Kinnlade herunterlief (Abb. 47$^{a\,b}$). Beide Bemalungen wurden in der Südhorde angetroffen. In Verbindung mit ſonſtiger Geſichtsbemalung kam ebenfalls nur zweimal ein ſenkrechter ſchwarzer Strich vor, der von der Naſenſpitze aufwärts über die Stirn bis zum Haar lief und das eine Mal von kleinen Querſtrichen gekreuzt war (Abb. 50 und 48^{d}).

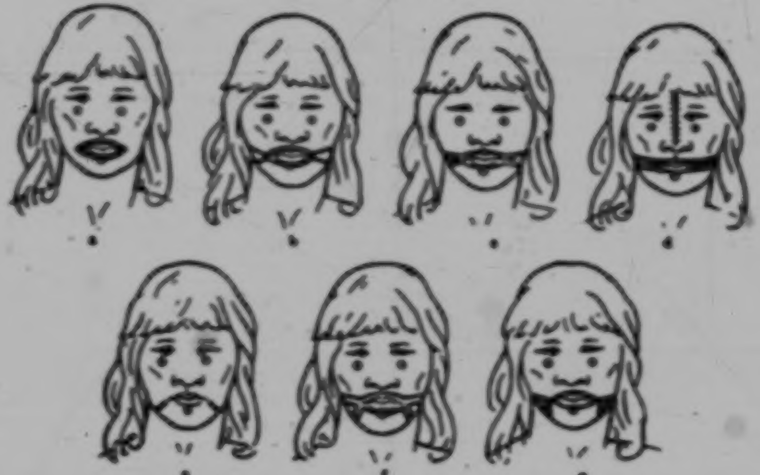


Abb. 48 a–g.
[illegible]

Häufig verziert war das Untergeſicht, alſo Mund, Wangen und Kinn, und zwar durchgängig nur mit ſchwarzer Farbe. Die einfachſte dieſer Verzierungen iſt eine ſchwarze Umränderung des Mundes (Abb. 48^{a}). Weitergebildet wird dieſe nach zwei Richtungen hin: einmal werden von den Mundwinkeln wagerecht über die Wangen zwei oder vier Querſtriche gezogen, die zuweilen auch ein ſchwarzes Band bilden, in dem eine Zickzacklinie ausgeſpart iſt (Abb. 48^{b-d}); ſodann werden von den Mundwinkeln ſenkrecht abwärts laufende Striche gezogen (Abb. 48^{e}). Meiſt ſind beide Arten kombiniert, ſo daß auf den Wangen Winkel entſtehen, deren Spitzen nach den Mundwinkeln zu gerichtet ſind. Die Schenkel dieſer Winkel ſind oft mehrfach (Abb. 48$^{f, g}$). Eine andere Art der Verzierung iſt ein ſchwarzes Rechteck auf dem Kinn, das meiſt mit Wangenquerſtrichen oder Wangenwinkeln verbunden auftritt (Abb. 49^{a-d}).

Im allgemeinen iſt entweder nur das Obergeſicht oder bloß das Untergeſicht verziert, und nur zuweilen iſt eine Kombination beider Verzierungen vorhanden (ſiehe Abb. 50).

d) Tätowieren. Zum Wundkratzen der Haut dient der Wundkratzer ((ládjí), ein Stück Kürbisſchale, in die nahe dem oberen Rande eine Reihe Fiſchzähnchen (kaládjá, angeblich Hundsfiſch) eingeſetzt iſt, die hinten durch eine ſchmale Wachswulſt feſtgehalten wird (Abb. 51). Dieſes Exemplar entſpricht dem einen von Ehrenreich mitgebrachten (Berlin 3963 c), während bei ſeinen beiden andern die ganze Rückſeite durch eine dicke Wachsſchicht bedeckt iſt; derartige Wundkratzer habe ich nie bei den Karajá, wohl aber bei den Javajé geſehen (ſiehe dort). Mit dieſen Wundkratzern wird die Haut auf Armen und Oberſchenkeln geritzt; den Vorgang ſelbſt habe ich leider nie beobachten können (ſiehe hierzu Ehrenreich, Beiträge, Seite 33).

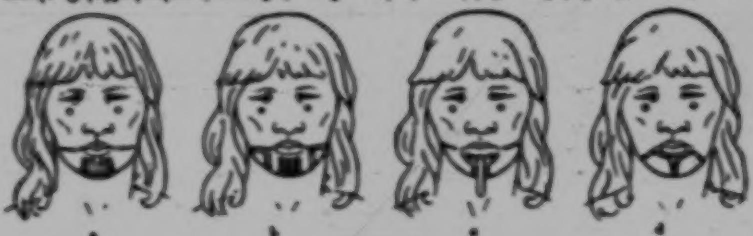


Abb. 49a—d.
Mundbemalung.

Ziernarben habe ich nur einmal und zwar bei meinem Ruderer Antonio geſehen. Sie beſtanden aus mehreren, quer über die Bruſt laufenden Wülſten. Dieſe Einſchnitte werden mit dem Zahn des Hundsfiſches (Cachorra) gemacht und mit Ruß und Waſſer eingerieben, ſo daß ſie lange ſichtbar bleiben. Die Ausführung muß am frühen Morgen nur von einem einzigen Manne vorgenommen werden, andere Zuſchauer, vor allen Dingen Frauen, dürfen dabei nicht zugegen ſein. Die Wunden ſollen gut heilen, es ſoll aber viel Blut dabei fließen. Die Anzahl der Einſchnitte iſt unbeſtimmt. Der Träger ſolcher Einſchnitte wird woſſ genannt[1]. Kuriːl berichtete mir über ſolche Ziernarben, daß nur, wer einen Feind getötet hat, ſich derartige Quereinſchnitte auf Bruſt und Rücken anbringen laſſen darf.

Tätowieren. Wir unterſcheiden zwei Arten von Tätowierungen: Stammes- und Häuptlingstätowierungen.

Die Stammestätowierung, die beiden Geſchlechtern eigentümlich iſt, beſteht aus zwei kleinen blauſchwarzen Kreiſen von etwa 1,2 cm Durchmeſſer auf den Wangen unterhalb der Augen (Tafel 14; 16). Als Name dafür wurde genannt: ödẽmáſüſi, ödẽmáſiſù, ödomárini. Ausgeführt wird die Tätowierung folgendermaßen: Mit einem aus Aruerahol3 (küwáó) hergeſtellten

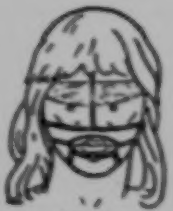


Abb. 80.
[illegible] Geſichtsbemalung.

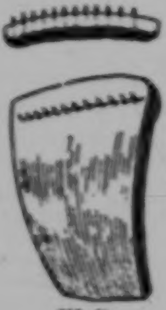


Abb. 81.
Wundkratzer.

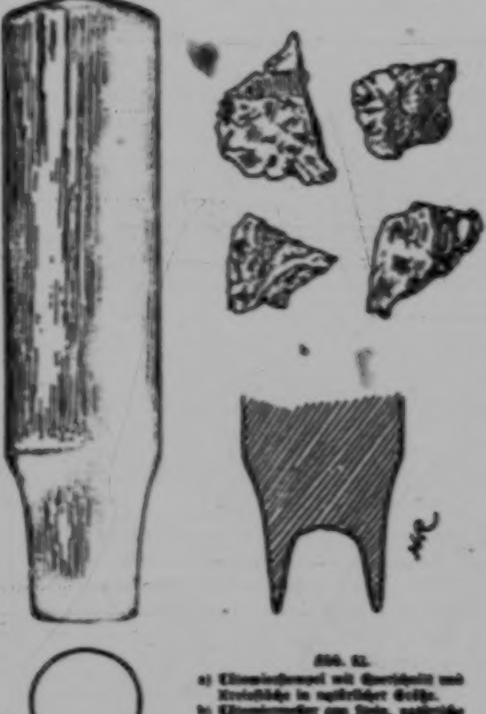


Abb. 82.
a) Tätowierſtempel mit Querſchnitt und Kreisfläche in natürlicher Größe.
b) Tätowiermeſſer aus Stein, natürliche Größe.

---

[1] Dieſe ſelbe Sitte berichtet Cunha Mattos von den Cherentes (Rev. trim. 28, S. 23), ohne übrigens ſeinem Gewährsmann vollen Glauben zu ſchenken.

Stempel (wäldiná — Tabakspfeife) wird mit leichter Drehung des ſcharfen, kreisförmigen Stempelrandes die Kreislinie in die Wange eingedrückt (Abb. 62ᵃ), ſo daß ſie lange ſichtbar bleibt[1]. Als Meſſer dient irgend ein Splitter eines zerſchlagenen Kieſelſteines, der jedesmal erſt neu hergeſtellt wird. Er wird nicht weiter bearbeitet, ſondern man ſucht nur einen ſpitzen, ſcharfen Splitter aus (Abb. 62ᵇ ſtellt vier derartige, von den Indianern zugeſchlagene und als geeignet bezeichnete Steinſplitter dar). Mit dieſen Steinmeſſern (mánadjú — Steinzahn) wird nun der Kreis in einer Breite von etwa 2 mm ausgeſchnitten, die Wunde mit einem naſſen Baumwollflauſche ausgewaſchen und dann Genipapoſaft eingerieben, der bald eine blauſchwarze Färbung annimmt. Angeblich ſoll die Wunde in zwei Tagen heilen, ohne zu eitern, doch bemerkte ich bei Maupí, dem die Tätowierung vor kurzem eingeſchnitten war, daß die oberen Ränder der Kreiſe leicht geſchwollen waren. Iſt die Tätowierung noch friſch, ſo iſt ſie tief, hat ſcharfe Ränder und ſehr dunkle Farbe. Im Alter vernarbt ſie, wird allmählich ganz flach, die Farbe verliert ſich. In einem Dorf der Nordhorde beobachtete ich auch einen Mann mit rotgefärbter Tätowierung.

Eingeſchnitten wird die Tätowierung mit Eintritt der Reife, alſo etwa zwiſchen 12 und 14 Jahren. Doch fand ich die beiden Kreiſe zuweilen kleinen Kindern mit ſchwarzer Farbe aufgemalt. Die Zeit wird bei Knaben danach beſtimmt, wenn das Haar nach dem letzten Kahlſcheren vorn bis zur Naſenſpitze, hinten bis auf die Schultern reicht.

Abb. 63.
Häuptlingstätowierung. a) Mann. b) Frau.

Ausgeführt wird die Tätowierung von beſonderen Leuten, die Stempel und Steinmeſſer beſitzen und wairàdó genannt werden. Solcher Leute gab es in der Südhorde nur einen (in Dorf 6), in der Nordhorde dagegen mehrere (z. B. Ilk in Dorf 13). Sie werden für dieſe Operation bezahlt. Es ſollen keinerlei Zeremonien ſtattfinden, und die Kinder werden nicht immer gemeinſam tätowiert, ſondern auch einzeln, gelegentlich, wenn man gerade des Meiſters habhaft werden kann.

Die Häuptlingstätowierung, die Häuptlingen und deren Frauen eigentümlich iſt, beſteht aus ſenkrechten ſchwarzen Strichen zwiſchen Unterlippe und unterem Geſichtsrand, die nebeneinander in einer, zuweilen auch in zwei übereinanderſtehenden Linien angeordnet ſind (Abb. 63ᵃ ᵇ). Nach Kuriſi ſoll dieſe Tätowierung den Frauen eigentümlich ſein. Auch ſchon Mädchen ſollen derartige Linien blauer Punkte am Kinn beſitzen, was als ſehr ſchön gelten ſoll. Doch habe ich dieſe letzte Erſcheinung nie beobachtet.

---

[1] Ehrenreich brachte einen Stempel aus dem Stücke eines Flaſchenkürbiſſes mit (Coll. Berlin 3912).

e) Körperpflege. Die Indianer baden ſehr viel; meiſt nehmen ſie am frühen Morgen ein Bad, und auch tagsüber ſtürzen ſie ſich, ſo oft ſie Luſt haben, ins Waſſer, meiſt wohl, um ſich durch die darauf folgende Verdunſtung des Waſſers beim Trocknen Kühlung zu verſchaffen.

Als Seiſe beim Waſchen dienen zwei Pflanzenprodukte; einmal eine Rinde ([illegible] — Sabão do matto), von der man etwas abſchabt, dies im Waſſer reibt und ſich mit dem dadurch entſtehenden Schaume wäſcht; ſodann ein Baumbaſt (doá), der ebenfalls als Seiſe zum Reinigen benutzt wird.

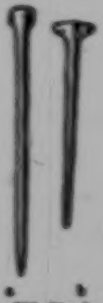


Abb. [illegible] a, b.
[illegible]

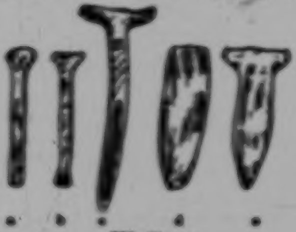


Abb. [illegible] a—e.
[illegible]

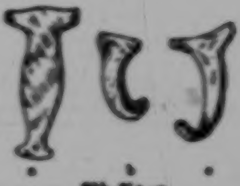


Abb. [illegible] a—c.
[illegible]

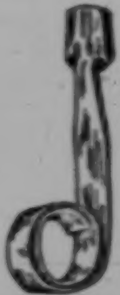


Abb. [illegible]
Spiralig [illegible]

Sehr beliebt iſt Einreiben des Körpers, der Arme, beſonders aber des Haares mit dem wohlriechenden Harz ([illegible]) der Almecegeira (Hedwigia balsamifera), das für gewöhnlich in Kürbiſſen aufbewahrt wird.

B. Nach Geſchlecht und Alter verſchiedener Schmuck (Abzeichenſchmuck).

a) Lippenſchmuck. Solcher Schmuck wird nur vom männlichen Geſchlecht getragen[1]. Das zur Aufnahme des Schmuckes nötige Loch

---

[1] Nach [illegible] ſollen auch Frauen ſich ein Loch in die Unterlippe ſtechen; er gab aber ſelbſt zu, daß er das noch nie geſehen habe, und ich habe dieſe Erſcheinung auch nie beobachtet.

(bijkrúlknó) wird in der Mitte der Unterlippe eingeſtochen, im Alter von etwa 6—7 Jahren. Ausgeführt wird dieſe Operation mit einem Stück Knochen des Brüllaffen (ågódi = Brüllaffe-Knochen), und zwar von beſonderen Männern, deren es in der Südhorde nur einen im Dorfe Nr. 7 gab. Beſondere Feierlichkeiten ſollen dabei nicht ſtattfinden, doch ſcheint die Durchbohrung gelegentlich gewiſſer Feſte vorgenommen zu werden.

In dieſem Loche nun werden Pflöcke aus Knochen, Muſcheln, Holz oder Stein getragen. Sie gelten als Abzeichen des männlichen Geſchlechtes und werden nie abgelegt, da ſie ja infolge ihrer ſchmalen Baſis beim Eſſen nicht ſtören. Nur wenige alte Männer hatten zuweilen keinen Lippenpflock. Beim Tauſch gaben einige ihn ohne weiteres her, andere zauderten erſt ein wenig und waren verlegen, als ſie keinen Pflock mehr in dem Loche ſtecken hatten; durchgängig machten ſie ſich ſofort einen neuen oder ſteckten einen Reſervepflock hinein. Die Pflöcke werden von der Innenſeite her durch das Loch geſteckt und eben ſo wieder herausgezogen.

Je nach dem Lebensalter ſind die Lippenpflöcke aus verſchiedenem Material und in verſchiedener Form hergeſtellt.

Kleinſte Knaben tragen Pflöcke aus dem Knochen des Brüllaffen. Dieſe ſind etwa 4—11 cm lang, laufen unten ſpitz zu und haben oben ein breiteres Ende, das an die Innenſeite der Unterlippe als Widerlager zu liegen kommt (Abb. 54$^{a\,b}$). Größere Knaben benutzen Pflöcke aus Muſchelſchale (idjå). Die dazu verwendete Muſchel iſt die dünne, zweiſpitzige Muſchel (Tafel 46, Abb. 1^{a}), die idjå oder k(å)dalå genannt wurde. Nach Pedro werden auch aus der dicken dreikantigen Muſchel (balå, Tafel 45, Abb. 1^{a}) djKlapå genannte Lippenpflöcke gemacht. Er behauptete, ich hätte derartige Pflöcke in meiner Samm-

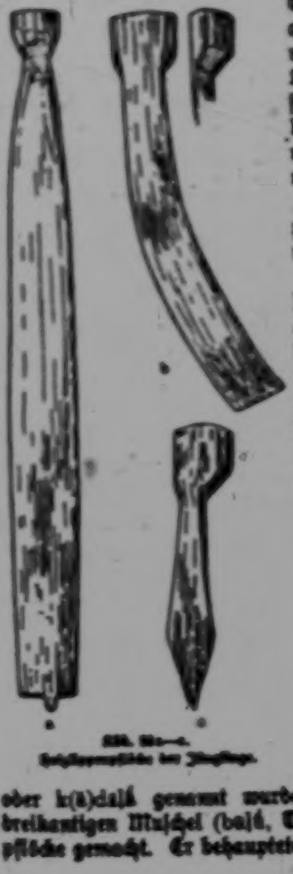


Abb. 55a—c.
Lippenpflöcke der Jünglinge.

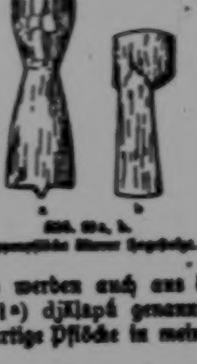


Abb. 54a, b.
Lippenpflöcke kleiner Knaben.

lung; der Name iſt mir aber ſonſt nie genannt worden. Augenſcheinlich iſt aber eine Anzahl der Muſchelpflöcke wirklich aus dieſer Muſchel hergeſtellt. Die aus der zweiſpitzigen Muſchel gefertigten Pflöcke weiſen Perlmutterglanz auf, ſind flach und ſchmal, ſtab- oder keilförmig und haben meiſt ein breites Widerlager (Abb. 55^{a-e}). Die aus der dreikantigen Muſchel hergeſtellten Pflöcke dagegen ſind weißglänzend und dick, laufen meiſt unten in eine umgebogene Spitze aus oder weiſen geſchweifte Formen auf (Abb. 56^{a-e}; ſiehe auch Tafel 12, Abb. 2).

Knaben, die kurz vor der Reife ſtehen, tragen zuweilen ſpiralig aufgerollte Pflöcke aus ſchmalen Holzſtreifen (ödähó, Abb. 57).

Mit Einſchneiden der Stammestätowierung gehen die Jünglinge zu Lippenpflöcken aus Holz (ödähó) über (nach Ehrenreich aus dem leichten Holze des Piuvabaumes hergeſtellt). Zunächſt lieben ſie es, rieſige Holzlamellen zu tragen. Das größte Exemplar meiner Sammlung iſt 25 cm lang bei 2 cm Breite (Abb. 58^{a}); derartige Lippenpflöcke reichen bis auf die Bruſt herab (Tafel 43, Abb. 1). Am unteren Querrand laufen dieſe Lamellen meiſt in eine kleine Spitze aus. Je älter die Leute werden, um ſo kürzere Pflöcke tragen ſie; dieſe ſchneiden zuweilen unten querab (Abb. 58$^{b\,c}$). Ältere Hageſtolze tragen Pflöcke, die ſich von denen der verheirateten Männer nicht weſentlich unterſcheiden (Abb. 59$^{a\,b}$). Die verheirateten Männer tragen ebenfalls Holzpflöcke, die ſich im Anfang noch an die Formen der älteren Jünglinge anlehnen, ſpäter aber immer kürzer und dicker werden und ſchließlich bei älteren Männern (etwa von 60 Jahren an) aus einem Knopf von 1,8 cm Durchmeſſer beſtehen, der zuweilen noch eine kleine Spitze vorn am unteren Rande trägt (Abb. 60^{a-d}).

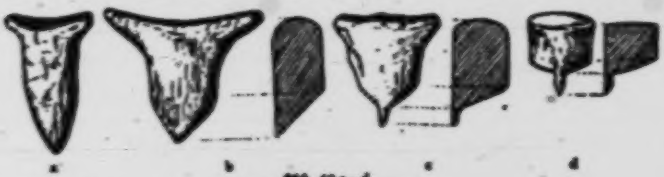


Abb. 60 a—d.
Holzlippenpflöcke der Männer.

Bei beſonderen Anläſſen ſollen von der Jugend auch bemalte Holzlippenpflöcke getragen werden; doch habe ich derartige Exemplare nie geſehen. Im erſten Dorfe hatte der Knabe Mauxí am Tage, nachdem er mir das erzählt hatte, ſeinen Pflock bemalt, „wie man es weiter abwärts tue“ (Abb. 61). Unter den Wachsnachbildungen von Tanzfiguren, die ich bei den Karajá erwerben konnte, befindet ſich die der Inăuinî-Maske. Dieſe trägt einen bemalten und mit Wachswülſten belegten, vom Kinn herabhängenden Streifen, der offenbar einen ſolchen bemalten Lippenpflock darſtellen ſoll (Tafel 46, Abb. 7).

Dieſe Aufeinanderfolge war überall genau eingehalten. Nur im erſten Dorfe bei Leopoldina fanden ſich Abweichungen. Hier trug der Knabe, wie eben erwähnt, eine Holzlamelle, ſpäter wie ſein älterer Bruder und der Vater einen Holzknopf. Dieſe Familie war ziviliſiert; ſie ſcheute ſich, vor den Braſilianern mit langen Pflöcken einher zu laufen. Gelten doch überhaupt lange Pflöcke als Zeichen von Eitelkeit, weshalb z. B. ältere Leute ſolche nie tragen können, ohne ſich lächerlich zu machen. Die jungen Leute nun im erſten Dorfe fühlten ſich zu erhaben über ihre wilden Stammesgenoſſen, als daß ſie ſolch lächerliche Sachen trügen, begnügten ſich alſo mit dem würdevollen Knopf der Alten.

Eine beſondere Art bilden die Steinlippenpflöcke (mănă'dĕjĕ; mănă-Stein, mănadĕrĕzó-Bergkriſtall). Sie werden aus Quarz, Bergkriſtall oder

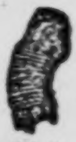


Abb. 64.
[illegible] in Aufbewahrungsform.

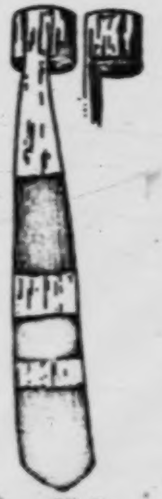


Abb. 61.
Bemalter Holzlippenpflock.

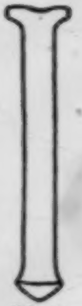


Abb. 62.
Steinlippenpflock.

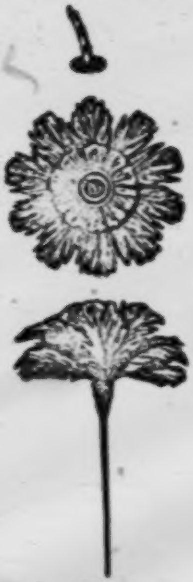


Abb. 63.
Ohrſtäbe mit doppeltem Federkranz.

Alabaſter zugeſchlagen und dann geglättet, ſo daß ſie wie poliert ausſehen. Das Mundſtück iſt ſtark verbreitert, das untere Ende läuft in eine Verdickung aus (Abb. 62). Derartige Lippenpflöcke werden nur von unverheirateten Männern und nur bei beſonderen Feſten getragen. Wenn ſie heiraten, verſchenken ſie ihn an einen jungen Verwandten. Da die Steinlippenpflöcke ſehr dick ſind, muß das Lippenloch erſt ausgeweitet werden. Dies geſchieht durch Einſtecken immer dickerer Holzpflöcke. Von ſolchen Lippenpflöcken habe ich nur ein Exemplar geſehen und zwar bei der Südhorde, ohne es jedoch erwerben zu können. Von einem zweiten Exemplar bei der Südhorde erfuhr ich erſt, als wir das Dorf längſt verlaſſen hatten. Sie werden nicht von den Karajá hergeſtellt, ſondern von den Tapirapé, von denen die Karajá der Nordhorde ſie eintauſchen. Die der Südhorde kaufen ſie wieder von denen der Nordhorde, der Preis beträgt dann angeblich ein Kanu, eine Axt, einen Topf und ein Buſchmeſſer. Sie ſind alſo ſehr teuer und werden deshalb, und weil ſie ſehr zerbrechlich ſind, behutſam behandelt und in Stoff gewickelt ſorgſam aufgehoben. Gegenwärtig, wo die Karajá mit den Tapirapé in Fehde leben und daher keine Steinlippenpflöcke mehr kaufen können, iſt ihr Wert natürlich um ein Vielfaches geſtiegen.

b) Ohrſchmuck. Das zur Aufnahme des Schmuckes dienende Loch wird im Ohrläppchen dicht am inneren Rande angebracht; es wird bald nach der Geburt von der Mutter oder vom Verwandten (Onkel) mit einem Affenknochen oder Tukumſplitter eingeſtochen.

In dieſem Loche wird von beiden Geſchlechtern Schmuck getragen, der nach Altersſtufen verſchieden iſt; doch wird er nicht ſtändig geführt, ſondern nur zuweilen, je nach Laune angelegt.

Kinder beiderlei Geſchlechts, vor allem kleinſte, tragen den kuádjú (= Kapivarazahn) genannten Ohrſchmuck. An einem kurzen, dünnen Palmholzſtiel iſt mittels Wachs und Baumwollfadenumwicklung eine Tulpe bunter Papageifedern befeſtigt, in deren Kelchgrunde ſich eine Perlmutterſcheibe von meiſt 2,2 cm Durchmeſſer findet. Aus deren Mitte erhebt ſich ein Nagetierzahn (Kapivara = ku(w)á; nach Ehrenreich Aguti), der meiſt mit einem ſchwarzen Baumwollfaden umflochten iſt (Abb. 63).

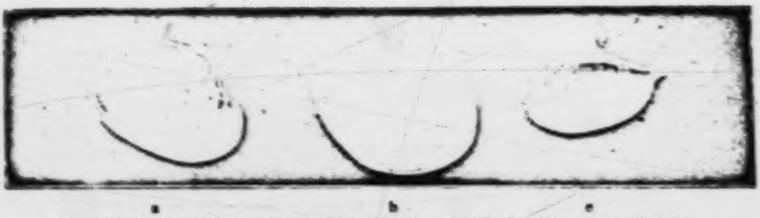
Die von mir mitgebrachten Exemplare weiſen einige Unterſchiede auf. Die Tulpe beſteht meiſt aus gelbroten Papageifedern, die Scheibe iſt zuweilen noch von einem Innenkranz beſchnittener roter Federchen umgeben. Die Perlmutterſcheibe trägt manchmal einen oder mehrere konzentriſche Wachsringe. Ein Exemplar hat an Stelle der Perlmutterſcheibe eine Wachsſcheibe, bei fünf anderen fehlt die Scheibe überhaupt: der Zahn ſteigt direkt aus dem Kelche auf und iſt bei einem Exemplar in ſeinem Unterteil mit weißer Rohbaumwolle umwickelt. Vier Exemplare der Sammlung haben kleine Hängefedern, die vom Stabe an dünner Schnur herabhängen[1].

Dieſen Schmuck tragen meiſt Säuglinge und Kinder von zwei bis drei Jahren und zwar beſtändig; bei größeren Kindern war er nur vereinzelt anzutreffen (Tafel 18, links). Es iſt ein ſehr koſtbarer Schmuck. Das Kapivara iſt wegen ſeines ſcheuen Weſens ſchwer zu jagen, die Nagezähne ſind daher ſehr teuer, und zwar ſind ſie um ſo teurer, je kleiner ſie ſind. Sie dienen als Geld für den Bootskauf: man kauft ein Boot für zwei ſolcher Zähne. Aufbewahrt werden ſie in der durch Abbildung 64 wiedergegebenen Verpackung: zwei lange und zwei kurze Zähne ſind im unteren Teil mit Baumwollfäden zuſammengebunden und zum Teil mit Wachs überzogen.

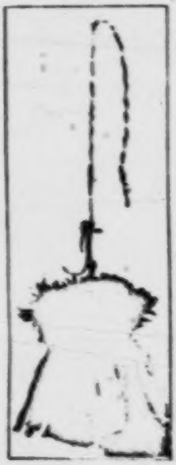
---

[1] Ehrenreich brachte außer ähnlichen Exemplaren noch ein anderes mit, bei dem die Scheibe ein ſchwarzes Fadenkreuz trägt. Vielleicht ſtammt es von den Sambioá; ſiehe nächſte Anmerkung.

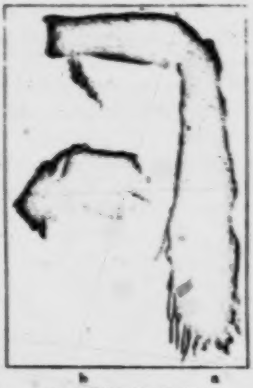
Tafel 45.



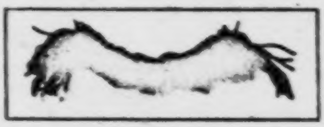
1. Muſcheln für Lippenpflöcke: a) dreikantige, b) Perlmutter, c) zweiſpitzige.



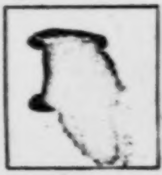
2. Schopffederquaſte.



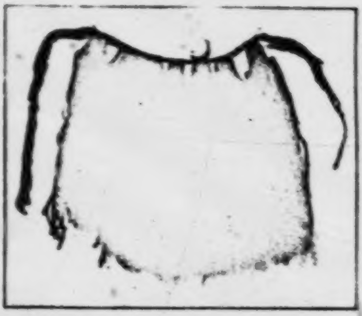
4. Wadenband (a) und Knöchelband (b) eines Mädchens.



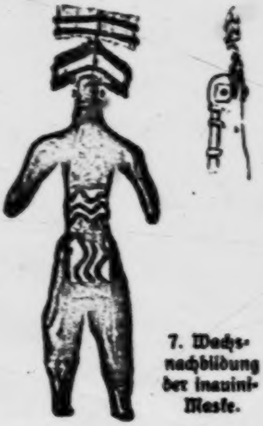
5. Beinwickel kleinſter Kinder.



3. Armſtulpe eines Kindes.



6. Wadenband mit gequäſteltem Schnurbehang.



7. Wachsnachbildung der inauini-Maske.

[Facing p. 224]

Unter dem Namen àndöhömalí erhielt ich die Kürbisſcheibe Abb. 65. Sie iſt mit vier konzentriſchen Wachsringen belegt, deren Zwiſchenräume zum Teil rot bemalt ſind; im Zentrum befinden ſich drei Löcher. Angeblich ſoll dies eine Scheibe einer Ohrroſette ſein, doch habe ich derartig große Scheiben ſonſt nicht geſehen. Nun kommen aber an den Tanzmasken große Ohrroſetten vor; vielleicht iſt es die Scheibe einer ſolchen Maskenroſette.

Die mannbare Jugend beiderlei Geſchlechts trägt einen etwas abweichenden Ohrſchmuck, aber nur zuweilen, wohl mehr als Feſtſchmuck. Genannt wird er döhölaà (= döhö-Auge; ſo wurde auch die Perlmutterſcheibe in der Mitte genannt). An einem Taquaraſtab iſt vorn eine flache Federroſette durch Baumwollumwicklung angebracht, deren Mitte durch eine Perlmutterſcheibe mit einem Wachsknopf im Zentrum bedeckt wird[1] (Abb. 66a b).

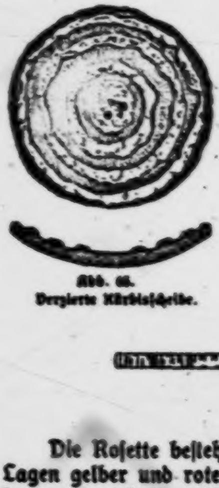


Abb. 65.
Verzierte Kürbisſcheibe.

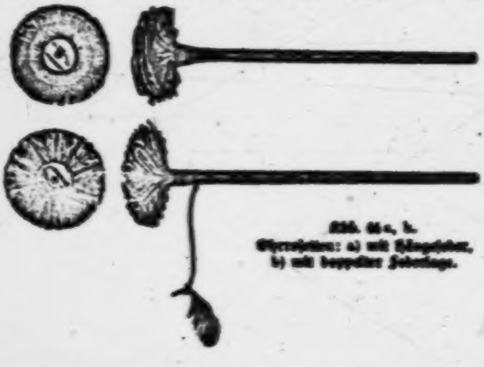


Abb. 66a, b.
Ohrroſetten: a) mit Hängefeder, b) mit doppelter Federlage.

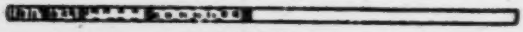


Abb. 67.
Beſchnitzter Ohrſtab.

Die Roſette beſteht entweder aus feinen roten Federchen oder aus zwei Lagen gelber und roter beſchnittener Papageifedern, von denen die Außenlage gelb, die Innenlage rot iſt oder das umgekehrte Verhältnis eintrifft. Auch dieſe Ohrroſetten haben zuweilen eine kleine Hängefeder.

Junge Leute, ſowie Erwachſene beiderlei Geſchlechts tragen weſentlich einfacheren Schmuck, nämlich einfache Stäbe (döhö), die oft im vorderen Teil mit Ritzverzierungen bedeckt ſind (Abb. 67). Auch hier finden wir Unterſchiede nach dem Alter. Es gibt drei Arten ſolcher Stäbe: gelbe, meiſt beſchnitzte Taquaraſtäbe, rötliche oder braune Rohrſtäbe aus einer Abart von Gibate, und ſchwarze, unverzierte Stäbe aus Gibate (dŏhŏdĕbŏ-ſchwarze Stäbe). Die unverheiratete Jugend trägt im allgemeinen Stäbe aus gelbem Taquararohr und zuweilen ſolche aus rotem oder braunem Rohr, während die Verheirateten neben ſelten vorkommenden gelben Stäben meiſt nur ſchwarze Stäbe tragen. Aber auch Jungfrauen und ältere Hageſtolze tragen ſolche ſchwarze Stäbe. Außerdem bevorzugt die Jugend lange Stäbe, während die Alten nur kürzere tragen (Taſel 42, Abb. 1; 43, Abb. 1; 44, Abb. 2).

---

[1] Ehrenreich brachte einige Exemplare mit Wachskreuz auf der Scheibe mit. Derartige Ohrroſetten habe ich nie geſehen. Königswald (Globus, Bd. 94, S. 219) gibt an, daß dieſe nur von den Šambioá ſtammen, während die der Karajá nur den Wachsknopf aufweiſen. Damit würde auch mein Befund übereinſtimmen. Siehe auch die vorige Anmerkung und vergleiche hierzu die Šavaſí.

c) **Arm- und Beinſchmuck aus rotgefärbter Baumwolle.** Dieſer Schmuck, aus Armſtulpen, Waden- und Knöchelbändern beſtehend und von beiden Geſchlechtern getragen, iſt das Abzeichen der Unverheirateten, wird alſo von früheſter Jugend auf bis zur Heirat und dann wieder von Verwitweten getragen.

Die Armſtulpe (deśl) wird mit der Häkelnadel aus Baumwolle als langer Zylinder gehäkelt, deſſen verdickte Ränder krempenartig nach außen umgebogen ſind (Taſel 45, Abb. 3; ſiehe auf Taſel 16; 18; 44, Abb. 2). Die obere Öffnung iſt weiter als die untere. Hergeſtellt werden ſie von den Frauen, und zwar werden ſie über einer Keule oder einem Mandiokaſtampfer (nach Ehrenreich auch über einem beſonderen, von mir nirgends beobachteten Holzkegel) gehäkelt. Sind die Stulpen fertig, ſo werden ſie mit Urukú-Ölfarbe rot gefärbt. Sie können abgelegt und angezogen werden, vor allem bei ſtarker Arbeit werden ſie beiſeite gelegt, überhaupt nicht ſtändig, aber meiſt getragen. Jünglinge ſtecken zuweilen von hinten her ihre Meſſer hinein, ſo daß die Klinge nach dem Ellbogen herausragt. Werden ſie zu eng, ſo werden ſie abgelegt und neue angefertigt. Endgültig abgelegt werden ſie erſt bei der Hochzeit. Doch beſteht die Möglichkeit, ſie ſpäter wieder anzulegen und zwar in drei Fällen: einmal legen ſie verwitwete Leute wieder an; dann dürfen Männer ſie wieder tragen, wenn ihre Frauen mit ihnen zufrieden ſind und ſie ihnen wieder anlegen, und ſchließlich darf ſie der beſte Ringkämpfer wieder tragen.

Knöchelbänder (wäläũ) und Wadenbänder (dööbütå) werden gleichfalls aus Baumwolle gehäkelt und rot gefärbt. Es ſind ſchmale Bänder mit verdickten Rändern, die vorn zuſammengehäkelt werden. An dieſer Schlußſtelle hängt von beiden Rändern je eine lange Fadenquaſte herab (Taſel 45, Abb. $4^{a\ b}$; ſiehe auch Taſel 15, Abb. 1; 16; 36, Abb. 1; 43, Abb. 1). Die Quaſten der Wadenbänder werden bei längeren Märſchen oder raſchen Läufen oft hinten zuſammengebunden, um die Bewegung des Trägers nicht zu behindern (Taſel 44, Abb. 2). Auf die Wadenbänder werden zuweilen noch Baſtbinden gebunden (vielleicht Trauerabzeichen?)

Bei den Knöchelbändern iſt der obere, bei den Wadenbändern der untere Rand etwas weiter als der andere. Auffällig iſt der geringe Umfang der Waden- und Knöchelbänder. Bei einem etwa 16jährigen Mädchen beträgt der Umfang des Wadenbandes 24 cm, der des Knöchelbandes 17 cm; bei einem Jüngling der des Wadenbandes 29 cm.

Beide Bänder werden von Frauen am Beine des Trägers ſelbſt angehäkelt. Der Betreffende liegt auf einer Matte am Boden, den Kopf auf ein Bündel gelegt; unter ſeine Knie iſt eine zuſammengerollte Netzdecke geſchoben. An jedem Bein häkelt eine ihm verwandte Frau die Bänder aus weißen Baumwollfaden an; erſt nach der Fertigſtellung werden ſie rot gefärbt.

Die Bänder werden ſchon bald nach der Geburt angelegt. Werden ſie zu eng, ſo werden ſie durchgeſchnitten und durch neue erſetzt. In der Zwiſchenzeit laufen die Leute oft ohne die Bänder herum. Beim Abſchneiden ſtecken ſie ein Hölzchen zwiſchen Band und Bein, um ſich nicht mit dem Meſſer zu verletzen, mit dem bei dem ſtarken, feſten Geflecht ziemlich derb aufgedrückt werden muß, um durchzukommen.

Die Knaben legen die Knöchelbänder ſchon frühzeitig ab, die Mädchen tragen ſie dauernd bis zur Hochzeit, wo beide Geſchlechter ſich gegenſeitig die Waden- und Knöchelbänder abſchneiden. Verwitwete legen die Wadenbänder wieder an.

Schmuck als Abzeichen des Standes gibt es kaum, jedenfalls habe ich nichts derartiges geſehen. Doch erzählte Kurisí, daß Häuptlingsfrauen ein Halsgehänge von Ketten aus Thevetiafrüchten (mäſänſ) tragen. Die Ketten ſind zwiſchen zwei Fäden, die im Nacken gebunden werden, ſenkrecht in der Weiſe angeordnet, daß die Ketten nach vorn zu an Länge zunehmen und auf dem Leibe bis zum Nabel herabreichen.

C. Übriger Schmuck.

Der geſamte übrige Schmuck iſt auf die Unverheirateten (Kinder und Jugend) beſchränkt und wird nur gelegentlich getragen.

a) Baumwollſchmuck für Nacken, Hüften, Arme und Beine. Er ſtellt einen großen Teil des Karajáſchmuckes dar, wird aber nur zuweilen getragen, wohl wegen ſeiner Schwere. Der Farbe nach unterſcheidet ſich der ſchwarze Kinderſchmuck vom roten Jugendſchmuck.

Ein ſchmales Kopfband aus ſchwarzem Baumwollgeflecht, mit Muſchelſcheibchen beſetzt, hat Ehrenreich von den Karajá mitgebracht (Berlin 3676). Ich bezweifle, daß dieſer Gegenſtand wirklich ein Kopfband iſt. Denn einmal habe ich nie ein derartiges Schmuckſtück geſehen, und dann dürfte das Band auch viel zu lang für ein Kopfband ſein. Ähnliche Bänder hingegen finden ſich als Gurt der Mädchenſchnurſchurze und als Bänder an den Zylindertanzmasken.

Im [illegible]acken tragen die Jünglinge lange rote Quaſten (nöhõzãzó) an einer geflochtenen Schnur, die mit einer Öſe hinten in die Halskette gehängt wi[illegible] Es werden ſtets zwei ſolcher Quaſten getragen. Das Schmuckſtück (Abb. 68a) iſt ſehr ſelten. Kinder tragen ſtatt deſſen ſchwarze Schnüre, an deren Enden ſich je eine dicke kurze ſchwarze Quaſte befindet (nöhõzá). Zwei ſolcher Schnüre werden aufeinandergelegt, ſo daß ſich die Quaſten decken, und dann zur Hälfte umgeſchlagen, ſo daß alle vier Quaſten nach unten hängen. Die oberen Schleifen werden verknotet und dann die Halskette hindurchgezogen. Bei den Nackenquaſten der Mädchen ſind oft

Tafel 46.

1. Federhaube mit Reiherfedern.

2. Feſte Netzhaube, mit weißen Flaumfederchen beſetzt.

3. Federhaube mit weißen Federn.

[Facing p.228]

Schneckengehäuſe (Castalia dolabella) von obenher über die Quaſten gezogen (Abb. 68^{b}; Tafel 18, rechts).

Um die **Hüften** tragen die Mädchen zuweilen einen langherabfallenden Schurz [(g)üöbí] aus ſchwarzen Baumwollſchnüren, die oben zu einem Gurt verflochten ſind, der manchmal mit Perlmutterſcheibchen beſetzt iſt. Der Schurz wird geſchloſſen von unten her über die Hüften gezogen. Die Schnüre fallen bis auf die Füße herab, beim Laufen werden die Schenkel dazwiſchen ſichtbar. Auch dieſes Schmuckſtück war ſehr ſelten (Abb. 69; Tafel 18).

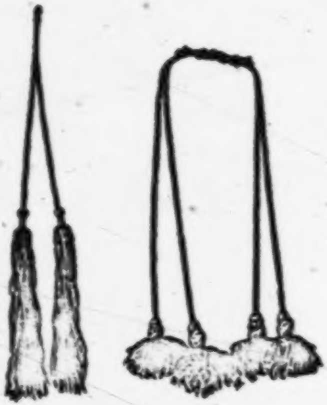


Abb. 68a, b.
Nackenquaſten: a) Jünglinge, rot;
b) Kinder, ſchwarz.

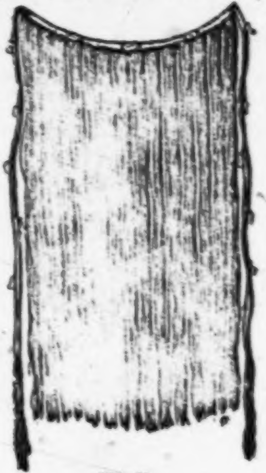


Abb. 69.
Schnurrock der Mädchen.

Arme und Beine entſprechen ſich in der Art des Baumwollſchmuckes. Wir unterſcheiden drei verſchiedene Sorten:

Die erſte Art beſteht aus langen ſchwarzen Schnüren mit je zwei Quaſten am einen Ende. Dieſe Schnüre werden ſo um den Oberarm gewickelt, daß man zunächſt die Quaſten an der Schulter feſthält, dann den Oberarm von oben an einwickelt und die Wickelung vom Ellbogen wieder in die Höhe führt, bis die ganze Schnur aufgebraucht iſt. Das Ende wird verknotet, die Quaſten läßt man dann über die Wicklung herabfallen, ſie kommen ſelbſtverſtändlich ſtets an die Außenſeite zu liegen. Dieſer Schmuck wird nur von Kindern getragen. Derartige Quaſtenſchnüre für den Oberarm heißen dölú, für den Unterarm dësidëbê (doch habe ich derartige Unterarmquaſten nie geſehen, nur Kuriäl erzählte mir von ihnen), für die Waden deöbüdå; für Knöchelquaſten dieſer Art konnte ich keinen beſonderen Namen erfahren. Die Schnüre haben oft eine ganz gewaltige Länge: bei dem Oberarmſchmuck (Abb. 70) ſind die Schnüre 275 cm lang, die Quaſten

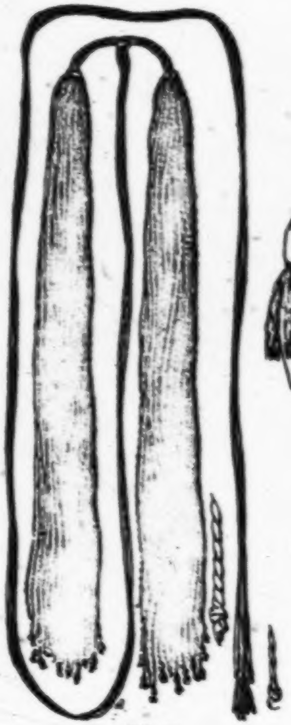


Abb. 70.
Quaſtenſchnur für Oberarm.

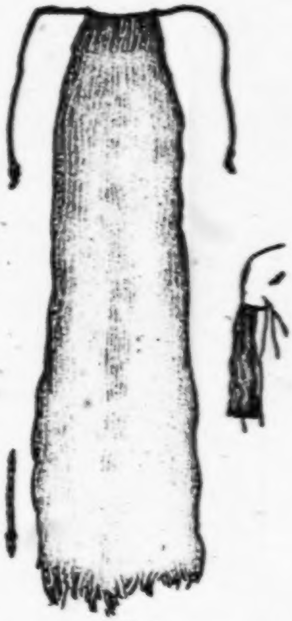


Abb. 72.
Oberarmband mit langem Schnurbehang.

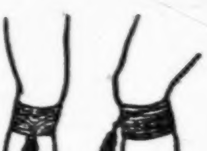


Abb. 71 a, b.
Tragart der Quaſtenſchnüre
für die Beine.

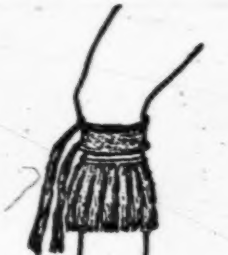
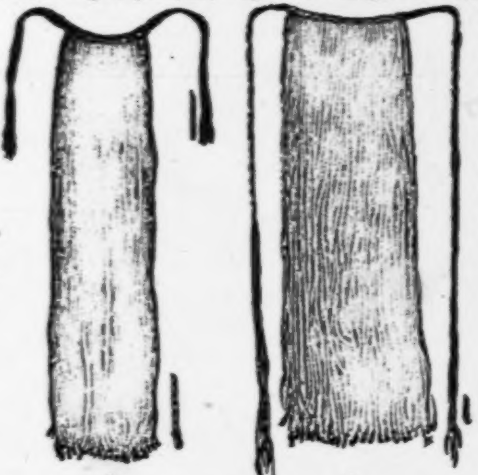


Abb. 73.
Tragart des Wadenbandes mit Schnurbehang.

75 cm, bei den Wadenſchnüren ſind die Schnüre 210—220 cm lang, die Quaſten 17—18 cm (Abb. 71$^{a\ b}$). Ehrenreich gibt an, daß bald nach der Geburt um Unterarme und Unterſchenkel ſchwarze Baumwollſchnüre gebunden würden (aJoñrubé; Beiträge, Seite 11); ſchwarze, in ſich geſchloſſene Schnüre, in die beiderſeits Bindeſchnuren eingebunden ſind, von 9 cm Länge, die derartige Binden für Säuglinge darſtellen, ſiehe Tafel 45, Abb. 5. Auch größere Kinder tragen zuweilen noch ſolche ſchwarze Wadenbänder.

Die zweite Art beſteht aus flachen, geflochtenen oder gequäſtelten Bändern mit langem Schnurbehang. Auch dieſer Schmuck wird faſt nur von Kindern getragen. Für den Oberarm ſind ſchwarze geflochtene Bänder üblich (lölü), die ſo eingerichtet ſind, daß beim Anlegen um den Arm die Quaſten treſſenartig an der Außenſeite des Armes herabhängen. Der Behang erreicht bis 127 cm Länge (Abb. 72). Unter die Wadenbänder dagegen werden mehr die roten gequäſtelten Bänder gebunden [(k)aljäû], deren Behang bis 16 cm Länge erreicht und das ganze Bein umgibt (Abb. 73). Beſonders ſchön iſt der Behang bei dem Exemplar in Abb. 6 auf Tafel 45, bei dem in gleichmäßigen Abſtänden Lücken ausgeſpart ſind.



a b

Abb. 74 a, b.
Doppelwulſtbänder mit Schnurbehang für den Oberarm. b) gequäſtelt.

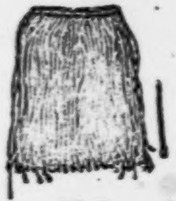


Abb. 73.
Doppelwulſtband mit Schnurbehang, als Wadenband.

Die dritte Art ſchließlich beſteht aus zwei nebeneinander parallelliegenden dicken Wülſten, die miteinander verflochten ſind, und von denen langer roter Behang herabhängt. Dieſer Schmuck wird allgemein von größeren Kindern und der Jugend beiderlei Geſchlechtes getragen. Für den Ober- und Unterarm heißen dieſe Bänder ködöšl, ihr Behang hängt beide Male nur an der Außenſeite des Armes herab. Die Unterarmbänder werden hinter den Armſtulpen (döšl) getragen. Zuweilen kommt auch bei dieſem Schmuckſtück Verflechtung des oberen Teiles vor (Abb. 74$^{a\ b}$). Für derartige Wadenbänder, die unter den eigentlichen Wadenbändern getragen werden, wurden zwei Namen angegeben: aljäá und wöḑaldí. Bei ihnen hängen die Franſen rings um das Bein (Abb. 75).

b) **Aller ſonſtiger Schmuck** wird nur von den Unverheirateten getragen; Verheiratete haben keinen Federſchmuck, dagegen iſt die Jugend reichlich damit verſehen, wenn ſie ihn auch ſelten anlegt. Der am meiſten getragene Schmuck ſind Federhauben (Knaben), Perlenhalsketten, Fingerringe, ſowie Baumwollgürtel mit Federbehang. Aller übriger Schmuck ſcheint nur gelegentlich bei Tänzen, Feſten uſw. angelegt zu werden. In der Zwiſchenzeit wird er ſorgſam in den eleganten langen Deckelkörben aufbewahrt. Die weibliche Jugend trägt nur Halsketten und Fingerringe, die Mädchen auch Federhauben und Federarmbänder. Ein Mädchen von 9—11 Jahren trug folgende Schmuckſtücke: Federhaube, rote Ohrroſetten, ſchwarze Nackenquaſten mit Schneckengehäuſen, Federarmbänder hinter den roten Armſtulpen, ſchwarzen Gürtel mit grauem Baſtſchurz darüber, dazu einen langen ſchwarzen Schnurrock und ſchließlich Wadenbänder (Tafel 18).

Auf der Reiſe hatten meine Indianer keinen Schmuck; ſie trugen zum Teil braſilianiſche Kleidung, ſowie Lippenpflock und einheimiſche Fingerringe. Die Ledigen banden ſich faſt durchgängig ein Stück Angelſchnur um die Knöchel. Auffällig war, daß in den nördlich von der Tapirapémündung gelegenen Dörfern der Nordhorde nur wenig Schmuck vorhanden war und Federſchmuck faſt völlig fehlte.

Eine beſondere Stellung nimmt das Dorf an der Tapirapémündung ein. Sämtliche auffällig abweichenden Formen, die im Nachfolgenden beſonders hervorgehoben werden ſollen, ſtammen aus dieſem Dorfe. Ob das ein Zufall iſt, oder ob hier eine Einwirkung der Tapirapé vorliegt, kann ich nicht entſcheiden.

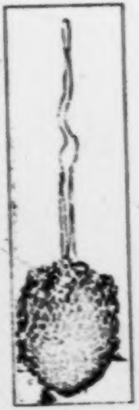
Von den von Ehrenreich mitgeteilten Kopffederſchmuckſachen habe ich folgende nicht geſehen:

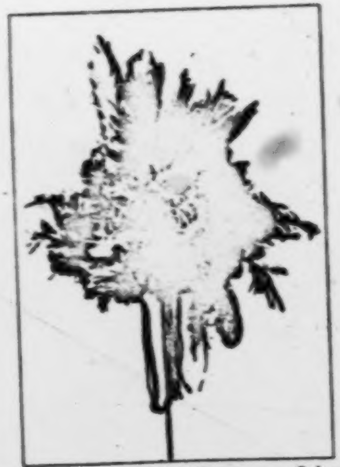
Die Scheitelwirbelaufſätze, die aus einer rhombiſchen geflochtenen Platte beſtehen, aus der ſich je zwei auf zwei federumkleideten Kielen montierte Caſſicusfedern erheben (Beiträge, Abb. 8); den Hinterhaupts-Tanzſchmuck luriná (ibid., Tafel II, 2; IX, 2), den ich nur bei den Šavajé in einem unvollſtändigen Exemplar antraf; die Diademe ahotö (ibid., Tafel IX, 5), die ſich beim Umbinden oben auseinanderſpreizen; ähnlich gebaut iſt der von mir mitgebrachte Schmuck ödjɪ (Tafel 48, Abb. 7) aus dem Dorfe an der Tapirapémündung.

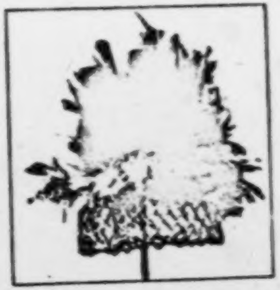
Die Urſachen für dieſes Fehlen bei den Karajá können dreierlei Art ſein: entweder ſtammen die Ehrenreichſchen Exemplare von den Šambioá, deren Kultur immerhin etwas von der der Karajá abweicht, oder es iſt nur ein Zufall, daß die Karajá während meiner Anweſenheit gerade dieſe Schmuckſtücke nicht vorrätig hatten, oder aber, und das ſcheint mir das annehmbarſte, es herrſchte zu Ehrenreichs Zeit eine andere Mode. Denn der Umſtand, daß Ehrenreich vom luriná mehrere Exemplare mitbrachte, ich aber bei den Karajá kein und bei den Šavajé nur ein einziges Exemplar antraf, ſcheint

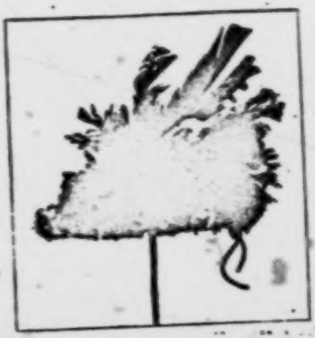
[Facing p. 232]

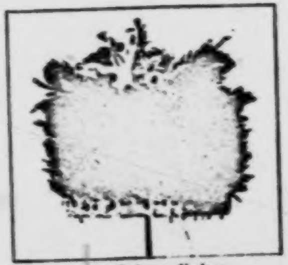
Tafel 47.

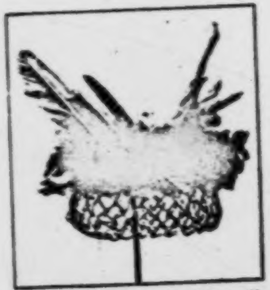

1. Eingeſtülpte Federhaube (Aufbewahrungsform).


2. Federhaube mit drei Zonen von Federn.


3. Federhaube mit zwei Zonen von Federn.




5. Federzylinder.


6. Federhaube mit Federreif im oberen Teil.

5:Krause
SP9 Caraja

darauf hinzudeuten, daß der ehemals ſo gebräuchliche Schmuck jetzt nicht mehr in dieſem Maße getragen wird.

Der gewöhnliche Kopfſchmuck wird durch die Federhauben (dölldöll) dargeſtellt. Sie werden von Kindern beiderlei Geſchlechts getragen; meiſt ſieht man die Knaben den ganzen Tag über in dieſem Schmucke einherlaufen. Sie beſtehen aus einem Netz, in deſſen Fäden einzelne Federn oder an Stäbchen befeſtigte Federroſetten eingeknüpft ſind. Die Hauben werden über den Hinterkopf gezogen und mit einer Kinnſchnur (lërudi) befeſtigt (Abb. 76). Hergeſtellt werden die Netze aus feiner Baſtfaſer oder dickem Baſtgeflecht. Sie ſind einſtülpbar, die Kinnſchnur dient als Zug, um ſie zu ſchließen; in dieſer Weiſe werden ſie aufbewahrt (Tafel 47, Abb. 1). Verſteifte Netze ſind ſehr ſelten. Die einſtülpbaren Netze kann man nach zwei Merkmalen gruppieren: nach der Befeſtigungsart der Federn und nach ihrer Anordnung in Zonen. Nach der Befeſtigungsart unterſcheiden wir zwei Haupttypen: bei weitem der größere Teil weiſt je zwei kleine, an die Fäden (nicht in die Knoten) mittels beſonderer Fäden angeknüpfte Federn auf (Abb. 77 a). Einige wenige tragen daneben noch an Stäbchen befeſtigte, kurze oder langſtielige Roſetten (Ehrenreich nennt dieſen Typus hatukö; Abb. 77 b). Dazu kommen noch zwei beſondere Arten: einmal ſind Büſchel langer weißer Federn eingebunden, wodurch die ganze Haube ſehr buſchig ausſieht (Tafel 46, Abb. 3); derartige Hauben werden meiſt von ſchwarz angeſtrichenen Knaben mit kurzgeſchnittenem Haar getragen. Die andere, ſehr ſeltene Ausnahme bildet eine Haube, bei der je eine lange weiße Reiherfeder eingebunden iſt (Tafel 46, Abb. 1). Dieſe Federn werden beim Tragen nach hinten gelegt.

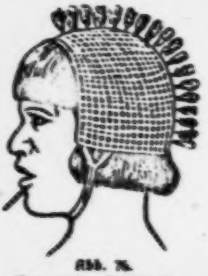


Abb. 76.
Tragart der Federhauben.

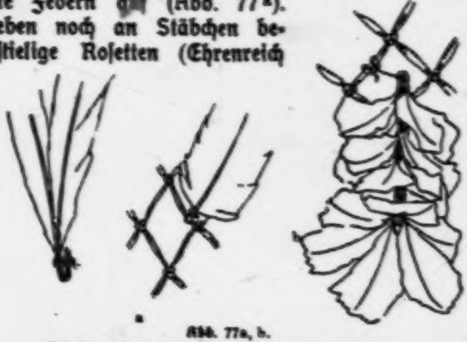
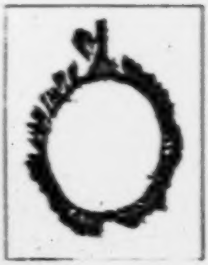


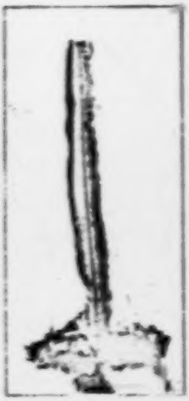
Abb. 77a, b.
Befeſtigung der Federn in den Netzen der Federhauben
a) je 2 Federn, b) Roſettenſtäbe.

Nach Anordnung in Zonen gliedern ſie ſich folgendermaßen: Völlig mit Federn bedeckte Netze, die keine Zone erkennen laſſen; Hauben mit zwei Zonen, von denen die untere aus Büſcheln von je zwei Federn, die obere aus langen Federn beſteht (eine Ausnahme bildet Abb. 3 in Tafel 47, deren untere Zone aus Federroſetten, die obere aus langen Federn beſteht). Hauben mit drei Zonen, die entweder aus verſchiedenfarbigen Federn beſtehen, oder deren untere Zone aus Federſtäbchen, die mittlere aus kleinen Federn, die

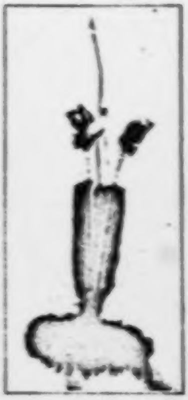
Tafel 48.



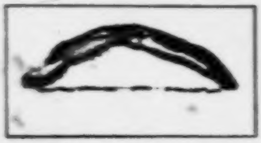
1. Federreif.



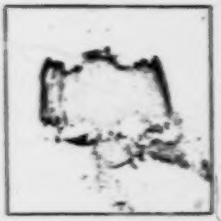
2. Federreif mit einfachem Stutz.



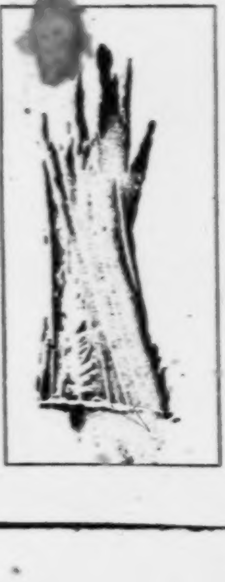
3. Federreif mit zuſammengeſetztem Stutz.



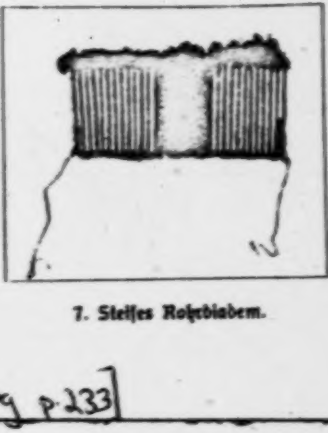
4. Kopfband aus ſeinen Federchen.



5. Federdiadem.



6. Kopfreif mit langen ſenkrechten Ararafedern.



7. Steifes Rohrdiadem.

[facing p. 233]

obere aus langen Federn oder die untere aus Einzelfedern, die mittlere aus Roſetten, die obere aus langen Federn beſteht (Tafel 47, Abb. 2).

Eine andere Art Netze iſt aus dichtem Baſtgeflecht hergeſtellt und mit weißen Flaumfederchen bedeckt (Tafel 46, Abb. 2).

Verſteifte Netze ſind ebenfalls ſehr ſelten. Entweder iſt an der Unterkante des Netzes oder weit oben im Netz ein Federreif angebracht (Tafel 47, Abb. 4, 6).

Eine Abart ſtellt der Federzylinder in Abb. 5 auf Tafel 47 dar. Der Zylinder beſteht aus ſenkrechten Stäbchen, die oben und unten an einem Reif befeſtigt ſind und in ihrer vollen Länge außen mit aufſteigenden Federn verziert erſcheinen. Die obere Öffnung des Zylinders iſt mit einem Netz überſpannt, in das Büſchel von je zwei Federchen eingebunden ſind. Dieſer Schmuck erinnert etwas an Ehrenreichs Federſtabhelm (Beiträge, Tafel IX, 3), ein Schmuckſtück, das ich ſonſt nicht geſehen habe.

Eigentümlich iſt, daß dieſe drei letzten Arten: die Netze aus dichtem Baſtgeflecht (Dorf 20), die verſteiften Netze (Dorf 2) und der Federzylinder (Lager bei Santa Maria) an den beiden Endpunkten des Karajágebietes vorkommen, die mit braſilianiſcher Kultur in enger Beziehung ſtehen, während die einſtülpbaren auf das noch weniger beeinflußte Indianergebiet beſchränkt ſind.

Federreife (nătăkán) beſtehen aus einem Rohrreifen, in deſſen Schnurumwicklung an der Außenſeite Federchen eingebunden ſind. Dieſe Federchen, meiſt gelbe oder rote Papageifedern, ſind ſelten nach einer Richtung ringsum gebunden, ſondern meiſt von hinten ausgehend nach beiden Richtungen, und dort, wo die Federn vorn zuſammentreffen, ſind ein paar längere bunte Federn angebracht (Tafel 48, Abb. 1). Dieſe wagerecht um den Kopf gelegten Reife werden meiſt von Knaben getragen, doch waren ſie verhältnismäßig ſelten zu ſehen, jedenfalls waren ſie kein Alltagsſchmuck, wie es Ehrenreich aus 1888 berichtet. Zuweilen iſt auf den Reif vorn ein Federſtutz (ödl) aufgeſetzt, der entweder aus ein paar rieſigen Ararafedern beſteht (Tafel 48, Abb. 2), oder wie bei dem Exemplar in Abb. 3 auf Tafel 48 ſehr kompliziert gebaut iſt: zwei Holzſtäbchen ſind mit rotgelben Papageifeder-Roſetten umgeben und tragen am Ende je eine lange blaugelbe Ararafeder, die oben zugeſchnitten iſt, ſo daß der Kiel ſtehen geblieben iſt. Dieſes freie Kielſtück iſt mit Rohbaumwolle umwickelt, an den Enden ſind rote Federn mit gelben Deckfederchen angebracht.

Diademe, alſo Kopfbänder mit ſenkrecht ſtehenden Federn, ſind nur ſehr ſelten vorkommende Schmuckſtücke. Es gibt verſchiedene Arten ſolcher Diademe.

Bei der einen ſind an einer Schnur, die wagerecht um den Kopf herumgebunden wird, mittels Verflechtung ſenkrechtſtehende bunte Federn befeſtigt, deren Kiele meiſt durch aufgeklebte weiße Flaumfederchen verdeckt ſind (Tafel 48, Abb. 5). Meine drei Exemplare (dölidó) ſtammen ſämtlich vom Dorf an der Tapirapémündung; in den übrigen Dörfern habe ich keine geſehen. Sie erinnern ſtark an die Diademe der Kayapó (ſiehe dort).

Ein techniſch ſehr hochſtehendes Schmuckſtück iſt das in Abb. 4 auf Tafel 48 wiedergegebene kleine Kopfband (lüwjſ). An der feinen Kopfſchnur ſind feine weißliche Federchen mit braunem Rand in mehreren Lagen übereinander durch Verbindung mit mehreren Schnüren und Überharzung mit einem hellfarbigen Klebemittel befeſtigt. Die Federchen neigen ſich mit den Kronen leicht nach außen. Auch dieſes einzigartige Exemplar ſtammt aus dem Dorfe an der Tapirapémündung.

Bei einem anderen Diadem (ödjſ), das ebenfalls aus dieſem Dorfe ſtammt, ſind auf der Kopfſchnur ſenkrecht ſtehende Rohrſtäbchen dadurch nebeneinander befeſtigt, daß eine zweite Schnur abwechſelnd von oben und unten durch die Stäbchen hindurchläuft und jemalig mit der erſten Schnur verbunden iſt. Die Stäbchen ſind außerdem mit ſchwarzer und weißer Baumwollſchnur dicht umwickelt, und dieſe Umwickelung läuft von einem Stäbchen zum andern weiter und verbindet ſie feſt miteinander. In die oberen Öffnungen der Stäbchen ſind rote und gelbe Papageifedern geſteckt (Tafel 48, Abb. 7; Abb. 78). Dieſes Schmuckſtück habe ich nur in dieſem einen Exemplar geſehen. Ihm ähnlich ſind die von Ehrenreich ahetó genannten Diademe (Beiträge, Tafel IX, 5), bei denen außer den kurzen Federchen noch lange Ararafedern aus den Röhren emporragen, und bei denen die Seitenränder nicht ſenkrecht ſtehen, ſondern nach oben divergieren.

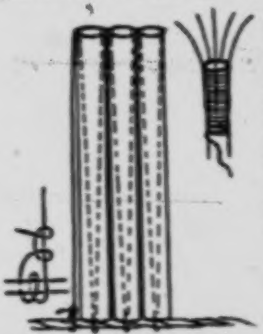


Abb. 78.
Aufbau des [illegible] Rohrdiadems.

Auch den geſchloſſenen Rohrreifen (ändkdädá), an dem ſenkrecht ſtehende, 55 cm lange rote Ararafedern ringsum befeſtigt ſind (Tafel 48, Abb. 6), habe ich nur im Dorfe an der Tapirapémündung geſehen.

Hinterhauptsfedern (wäälwääldělöhl) wurden nur ſelten beobachtet. Sie beſtehen aus langen Federn, die meiſt zu mehreren nebeneinander an einer Schnur befeſtigt ſind, und deren Kiele zuweilen durch andersfarbige kleine Federn verdeckt ſind. Die Schnur wird um den Schopf gebunden, die Federn ſtehen ſenkrecht nach oben (ſiehe auch Schopffedern, oben unter Haartracht). Ähnliche Federn werden an einem Faden um den Hals im Nacken auf den Rücken hinabhängend getragen (djägö-lahödö).

Eins der häufigſten und auffälligſten Schmuckſtücke iſt das **Hinterhauptsrad** (lahïdö; Tafel 49, Abb. 2, 3). Dieſes Schmuckſtück wird von der männlichen Jugend bei Feſten, beſonders dem Ringfeſt getragen; in der Zwiſchenzeit wird es im langen Deckelkorb zuſammengelegt aufbewahrt. Zum vollſtändigen Schmuck gehören folgende fünf Beſtandteile: das Federrad, der Baſtring, die hufeiſenförmige Scheibe, das Stirnband und die Stirnfedern.

Getragen wird der Schmuck folgendermaßen (Abb. 79): Das Haar wird hinten zu einem Schopf gebunden, die herabfallenden Haarenden werden nochmals emporgebunden, ſo daß ein dichter Haarkauz am Hinterkopf entſteht. Um dieſen Kauz wird zunächſt der Baſtring gelegt und unten zuſammengebunden. Über den Ring und um den Kauz wird dann das fächerförmig ausgebreitete Rad gebunden. Die Radform wird durch die Verknüpfung mehrerer Schnüre erreicht, die durch die Federn hindurchlaufen und an den Randfedern heraustreten. Weiteren Halt gibt ihm die hufeiſenförmige Scheibe, die auf den Mittelteil des Rades gelegt und ebenfalls um den Kauz gebunden wird. So ſitzt das Rad feſt zwiſchen Wulſt und Scheibe, wobei die Wulſt dem Rad den nötigen Abſtand vom Haar gibt, die Scheibe es geſpreizt erhält. Dabei iſt das Rad unten nicht ganz geſchloſſen; die Größe des offenen Winkels ſchwankt bei den einzelnen Exemplaren. Dazu gehört nun noch das Stirnband, das wagerecht um den Kopf gelegt wird, und über das die Stirnfedern gebunden werden (Tafel 49, Abb. 1).

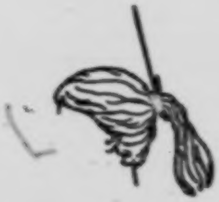


Abb. 79.
Schematiſche Darſtellung der Befeſtigung des Hinterhauptrades.

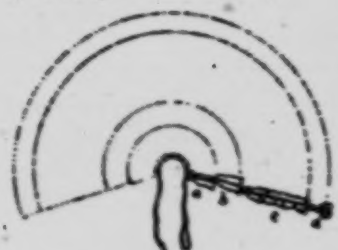
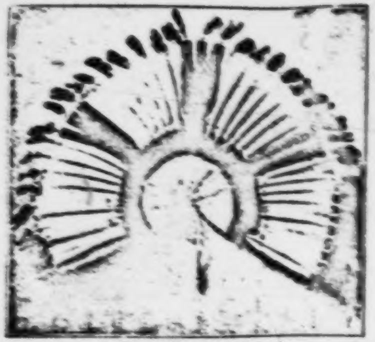


Abb. 80.
Schematiſche Darſtellung des Aufbaues des Hinterhauptrades.

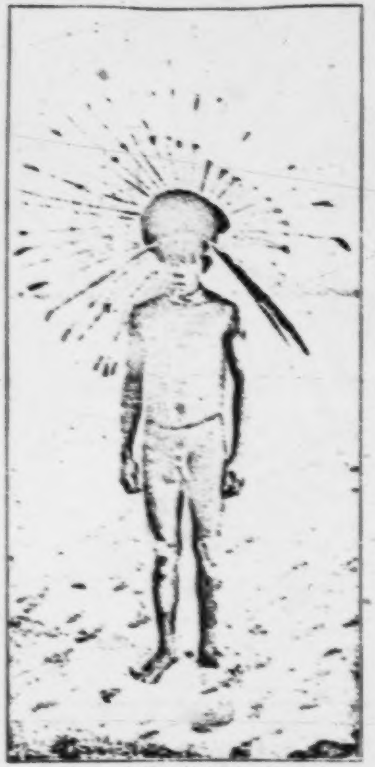
Ehrenreich hatte die Tragart dieſes Schmuckes nicht erkannt. Er unterſchied zwei Arten: Räder mit einſeitiger Decklage kleiner Federn, die er als Mäntel für Federhelme anſah, und Räder mit zweiſeitiger Decklage kleiner Federn, die quer über den Kopf oder als Kragen um den Nacken oder als Vervollſtändigung der Schopffedern getragen werden. Mit der zweiten und letzten dieſer vier Annahmen kommt er der Wirklichkeit am nächſten. Die einſeitige oder zweiſeitige Decklage hat weiter keine Bedeutung für die Tragart. Die Indianer lieben es, die Unterteile der Federn durch Federlagen zu verdecken; da bei der oben angegebenen Tragart beide Seiten zu ſehen ſind, ſo findet die doppelſeitige Decklage leicht ihre Erklärung, während die einſeitige, ſtets an der Vorderſeite befindliche Decklage vielleicht dadurch erklärt wird, daß auf der Rückſeite die Federkiele durch die Scheibe verdeckt werden.

Die Federräder (lahidô) beſtehen aus langen Federn, die fächerartig auf eine Schnur gezogen ſind (ſiehe Abb. 80, Lage c). Untereinander ſind ſie außerdem durch mehrere durchlaufende Schnüre verbunden, die an den beiden Seitenwänden des Fächers heraustreten und miteinander verknüpft das

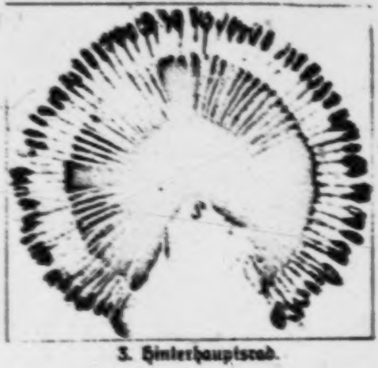
Tafel 49.



2. Hinterhauptsrad.

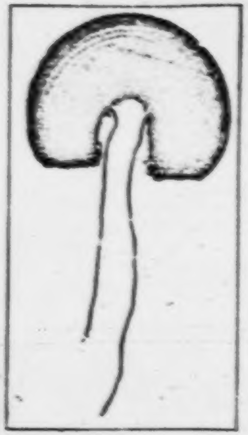


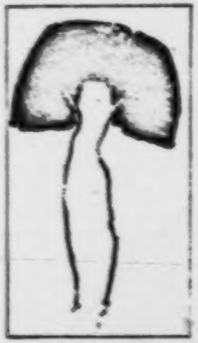
1. Tragart des Hinterhauptsrades.



3. Hinterhauptsrad.

[Facing p 336]





5:Krause

SP9 Caraja

Rad geöffnet halten. Das Ganze iſt ſo elaſtiſch, daß es zu einem rundlichen Zylinder zuſammengeſchlagen werden kann, wobei die Vorderſeite nach außen zu liegen kommt; in dieſer Weiſe werden ſie aufbewahrt (Tafel 50, Abb. 4). Die unteren Teile der Federn ſind von Decklagen überdeckt, von denen die längere, direkt aufliegende (Lage b) ſtets aus ſchwarzgrünen Federn, die kürzere, obenaufliegende (Lage a) meiſt aus grünlichen Papageifedern beſteht. An den oberen Enden der Federn der Lage c ſind kleinere, gelbe oder bunte Papageifederchen befeſtigt. Entweder ſind ſie direkt an dem Kiele angebunden durch eine Umwickelung mit Baumwollfaden (Tafel 49, Abb. 2), oder ſie ſind an einem Stäbchen befeſtigt, das an der Unterſeite der Kiele der langen Federn emporläuft, oberhalb der Federn herausragt, hier mit Rohbaumwolle umwickelt iſt und am Ende die kleinen Federchen (Lage d) trägt (Tafel 49, Abb. 3). Dieſe Stäbe ragen zuweilen in derſelben Länge wie die langen Federn über dieſe hervor. Über die Zuſammenſtellung der Farben ſiehe unten unter Federtechnik.

Die Baſtringe beſtehen aus einer Baſtwulſt, die mit breitem Baſtfaden dicht umwickelt iſt. Die Wulſt iſt u-förmig gebogen, an den Enden befinden ſich gedrehte Baſtfäden als Bindeſchnüre (Tafel 50, Abb. 3). Ich erhielt drei Exemplare und für jedes einen anderen Namen: ăhăwó, döʃahünănĭ, ăăĭkʃoró.

Die u-förmigen Scheiben ſind zweierlei Art: entweder ſind ſie aus Holz hergeſtellt (ăhăwó; Tafel 49, Abb. 5, aus dem Dorf an der Tapirapémündung ſtammend), oder ſie beſtehen aus feinen Rohrſtreifen, die mit den flachen Seiten aufeinandergelegt, dann im ganzen u-förmig gebogen und durch ſchwarze Baumwollſchnüre miteinander zu einer feſten Scheibe verflochten ſind (lăhĭdöʃahünănĭ, ăhödóʃăʃĭn(ŏ); Tafel 49, Abb. 4).

Desgleichen unterſcheiden wir zwei Typen von Stirnbändern. Einmal werden breite Bänder aus Gameleirabaſt benutzt, die an der Außenſeite mit weißen Flaumfedern beklebt ſind (ămbüʃótă, ĭdüʃá; Tafel 50, Abb. 2), das andere Mal ſchmale ſchwarze geflochtene Baumwollbänder (wölĭĕdăkán(ă); Tafel 50, Abb. 1).

Auf dieſe Stirnbänder werden die Stirnfedern gebunden (Tafel 50, Abb. 5ᵃ—ᵉ). Dieſe beſtehen aus einem verſteiften Faden oder Stab, an dem zwei Federſtäbe mit langen ſchwarzen Endfedern befeſtigt ſind. Mit einem Band werden ſie ſo über das Stirnband gebunden, daß die zwei Federſtutze wagerecht nach vorn ſtehen.

Das eine Exemplar beſteht wie das Stirnband aus einem geflochtenen Baumwollband; ein kleiner, dick umwickelter Faden iſt wagerecht vorn aufgeſetzt. An ihm iſt ein mit Rohbaumwolle umwickelter Stab befeſtigt, der ſich in zwei Teile gabelt. Jeder Teil trägt eine Umwickelung mit gelben Papageifedern, aus deren Mitte lange ſchwarze Federn herausragen (Name ködăülükú-wădjió). Bei einem anderen Exemplare dient ein langer umwickelter Faden als Träger der Federſtutzen, bei einem dritten ſogar ein umwickelter Stab. Vielleicht gehören hierher zwei weitere Schmuckſtücke, die in ähnliche Stutze auslaufen. Das eine beſteht aus einem u-förmig gebogenen Rohrſtab, deſſen Enden durch Bindeſchnuren miteinander verbunden ſind. Er iſt mit ſchwarzer Baumwollſchnur dicht umwunden und dann mit Rohbaumwolle umwickelt. Vorn ſtehen zwei Federſtutze aus roten Federſtäben mit ſchwarzen Endfedern heraus. Das andere beſteht aus einem Rohrſtab, der an zwei Stellen in entgegengeſetzter Richtung mit roten Federchen umwickelt iſt. Das Mittelſtück iſt frei, an ihm ſind zwei Rohrſtäbchen mit rotgelben Federchen angebunden, die am Ende längere rotgrüne Federn tragen.

Ein ganz eigenartiges Schmuckſtück iſt der **Federhelm** (lădĕnĭnă, Tafel 33). Ehrenreich bildet ihn Tafel IX, 5 ſeiner Beiträge ab und nennt ihn tatonera. Seine Exemplare ſind unvollſtändig, da der Mantel keine Federn trägt und nur ein Stück davon mit weißen Flaumfedern überzogen iſt. Mein Exemplar beſteht aus einem Baſtgeflecht, das mit roten Papageifedern beklebt iſt. Den Unterrand ſchmücken weiße Flaumfederchen. Oben befindet ſich ein Ring kurzer ſenkrechter Röhren, in denen lange rote Ararafedern ſtecken. Dieſe Röhren ſind bei meinem Exemplare unverdeckt, während bei Ehrenreichs Exemplaren um den verengten Hals unterhalb der Röhrchen vier Federkränze in Abſtänden von 2—3 Fingerbreiten übereinander gebunden ſind, die die Röhrchen zum Teil verdecken.

Dieſer Helm gehörte einem Häuptlingsſohne, er wurde zuſammen mit dem auf derſelben Tafel abgebildeten Ohrgehänge und Halsgehänge getragen. Das Ohrgehänge beſteht aus einer Tulpe bunter Papageifedern (kuădjŭ), von deren Stiel zwei Ketten weißlichroter Perlen herabhängen, die am Ende je eine Thevetiafrucht tragen, aus der kürzere und längere rote Federchen hervorragen. Das Halsgehänge beſteht aus vier Nackenquaſten (nöhōẓă) aus ſchwarzer Baumwolle mit aufgeſchobenen Schneckenhäuſern. Die beiden Schnüre ſind nicht verknotet, ſondern ſie laufen einander parallel und tragen an dem vorn um den Hals gelegten Teil ſieben lang herabhängende Ketten ebenſolcher Perlen, an deren Enden gleiche Früchte mit Federchen angebracht ſind.

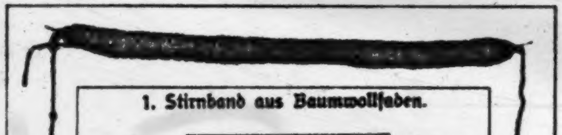
Einzigartig iſt die **Federraupe** eines Mädchens, die ebenfalls aus dem Dorfe an der Tapirapémündung ſtammt (Tafel 51, Abb. 1). Als Name wurde dadŭlă angegeben, ein Wort, das vielleicht verhört wurde und tăbŏlă (Wachs) heißen ſoll. Denn den Kern des Ganzen bildet ein Wachsklumpen von der Form einer rieſigen Bohne mit abgeplatteter Grundfläche. Dieſer Klumpen iſt völlig mit roten Federchen beklebt, und aus ſeiner oberen Kante ragen fünf lange rote Ararafedern empor. Um die Mitte laufen verſteckt mehrere ſchwarze Baumwollſchnüre, die beiderſeits lang herabhängen und zum Zubinden unter dem Kinn dienen. Getragen wird der Schmuck auf dem Kopfe mit der Längsachſe von vorn nach hinten, ähnlich den bayriſchen Raupenhelmen (Tafel 51, Abb. 2).

Von ſonſtigem Kopfſchmuck habe ich nichts bemerkt. Zwar erzählte mir Kurisĭ, daß ſie die roten Blätter einer Pflanze als Schmuck um den Kopf binden, doch habe ich dies nicht ſelbſt beobachtet.

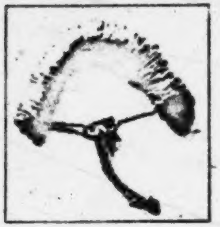
Halsſchmuck. Als Halsſchmuck werden jetzt meiſt Perlenketten ver-

SP9 Caraja

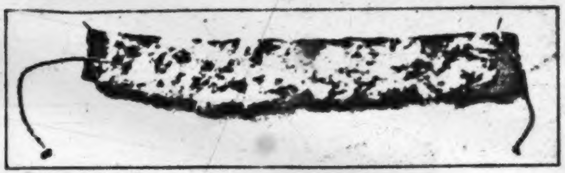
5; Krause



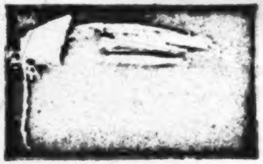
1. Stirnband aus Baumwollfaden.



3. Baſtwulſt.

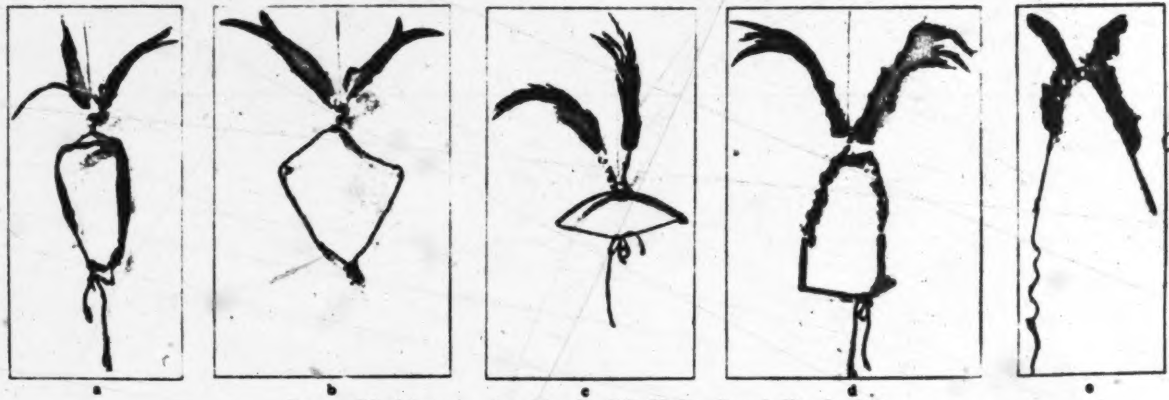


2. Stirnband aus Gameleirabaſt.



4. Hinterhauptsrad, zuſammengelegt. (Aufbewahrungsform).

Facing p. 237



5 a—e. Stirnfedern, werden über die Stirnbänder (1 und 2) gebunden.

wendet. Der ältere Halsſchmuck beſtand in Ketten aus Früchten der Thevetia (mäſănĭ; Tafel 51, Abb. 3^{a}) und in ſolchen aus graublauen Früchten (Tafel 51, Abb. 3^{b}). Dieſe Früchte heißen iſiŭſănĭ. Der Strauch, an dem ſie wachſen, wird angeblich in der Pflanzung angepflanzt. Zuweilen werden in die Ketten aus dieſen Früchten auch noch andere ſchwarze Früchte eingereiht. Derartige Fruchtketten werden meiſtens von Frauen und Kindern, beſonders von Mädchen getragen.

Der moderne Schmuck beſteht aus Glasperlen, die zu Ketten aufgereiht werden. Auch auf ſie wird der Name iſiŭſă angewandt. Es wurden alle Farben genommen; doch fanden grüne im allgemeinen wenig Gegenliebe. Die Moden waren in den einzelnen Dörfern ganz verſchieden: in dem einen Dorf bevorzugte man große, im anderen kleine Stickperlen, in dem einen weiße, undurchſichtige Perlen, im anderen blaue, ſchwarze oder rote. Alle Perlenſorten wurden erſt auf ihre Zerbrechlichkeit hin geprüft, und ſolche, die einem Biß nicht widerſtanden, wurden ohne weiteres zurückgewieſen. Einheit des Tauſches waren Perlenketten von etwa 100 Stück kleiner Stickperlen. Kinder und Frauen trugen dieſe, wie ſie ſie bekamen; Knaben und Jünglinge hingegen arbeiteten ſie nach ihrem Geſchmacke um. Die Perlen wurden auf mehrere parallel geordnete, horizontale Schnüre gereiht, die an mehreren Stellen durch ſenkrechte Fäden verknüpft waren. Das geſamte Kollier wurde hinten gebunden. Es lag dem Halſe meiſt eng an, die verſchiedenen Farben waren in wechſelnden Gruppen geordnet, doch ſo, daß Weiß die Grundfarbe bildete (Tafel 36, Abb. 2). Zuweilen hingen noch Anhängſel verſchiedener Art davon herab.

Sonſtiger Halsſchmuck beſtand in Baumwollſchnüren. Dieſe werden entweder von Männern mehrmals um den Hals gewunden (ſchwarz), oder ſie beſtehen aus einfacher Schnur mit Anhängern. So werden Halsknochen (?, bŭhănaanĭ) des Delphins als ſolche Schmuckanhänger benutzt. Ganz gefährlich ſahen Kinder, beſonders Knaben aus, die am Halsband Scherben bunter Porzellanteller, die oft die Größe eines halben Tellers erreichten, mit dem Bruchrande nach dem Halſe zu trugen[1].

Der Armſchmuck iſt dreierlei Art. Einmal gibt es Armbänder, die an einer Stelle Federbüſchel tragen; dann ſolche mit geflochtenem Band, an denen mehrere Lagen von Federn angebracht ſind; ſchließlich feine Schnüre, von denen Gehänge aller Art herabhängen. Sie werden am Oberarm (dörögĭ) und am Unterarm (dĭdöſĭ) hinter der Stulpe getragen, und zwar von der Jugend beiderlei Geſchlechts bei beſonderen Anläſſen.

Armbänder mit Federbüſchel für den Oberarm ſind in Abb. 1^{a-e} auf Tafel 52 wiedergegeben. Der Federſchmuck beſteht entweder aus Roſetten mit langen Endfederchen darin oder in Büſcheln einzelner Federn, die zum Teil Klauenfaſſung aufweiſen.

Bei den in Abb. 2^{a-e} auf Tafel 52 wiedergegebenen Unterarmbändern mit Federlagen ſind bei 2^a an der einen Flachſeite des kochkant geſtellten Baumwollgurtes zwei Lagen bunter Federn übereinander befeſtigt an beſonderen Schnüren, während bei 2^b an der dicken gedrehten Schnur beiderſeits je zwei Federlagen übereinander angebracht ſind, von denen die untere, längere Lage aus gelben, die obere, kürzere aus roten beſchnittenen Federn beſteht. Bei 2^c ſind an der gedrehten Schnur mittels Baumwollverknotung bunte Papageifedern in breiter Lage eingeknüpft, über die vier Thevetiafrüchte herabhängen.

---

[1] Dieſe Anhänger erwähnt ſchon Rufino 1846/47 von den Sambioá. Rev. trim. 10 (1848), S. 196.

Als Anhänger an einfachen Schnurarmbändern dienen entweder Thevetiafrüchte oder kleine ſchwärzliche Früchte oder Schneckenhäuſer oder Klauen, in denen meiſt Federn, Federſtäbe oder Baumwollfadenbüſchel angebracht ſind. Bemerkenswert iſt, daß die Gehänge von Schneckenhäuſern und Klauen durchweg in der Dreizahl auftreten (Tafel 52, Abb. 3^{a-f}).

Durch Querhölzchen miteinander verbundene Schnüre mit Thevetiafrüchten am Ende, ſowie Gehänge großer roter Früchte, wie ſie Ehrenreich mitgebracht hat (Berlin 3729), habe ich nicht geſehen, ebenſo nicht die von Ehrenreich mitgebrachten Armbänder aus Onzen- und Wildkatzenfell mit Papagei- oder Ararafedergehängen (dooϑanâ), ſodann ebenſowenig wie Ehrenreich die in älteren braſilianiſchen Sammlungen vorhandenen Bänder aus parallel geordneten Vogelknochen.

Als **Fingerringe** (dăbó = Hand, Finger) werden ſchmale Streifen aus den Schwanzringen von Eidechſen getragen, und zwar von beiden Geſchlechtern in allen Lebensaltern. Man unterſcheidet zwei Arten: Ringe aus dem Schwanze des ſogenannten Chamäleons (kulă) mit ſchrägen Schuppenrändern, und Ringe der Teju-Eidechſe (wădălé) mit ſenkrechten Schuppenrändern (Abb. 81). Beide Arten kommen faſt gleich häufig vor.

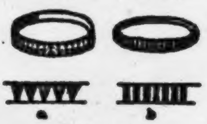


Abb. 81 a, b.
Fingerringe aus Schwanzringen von a) Chamäleon, b) Teju-Eidechſe.

Der **Körper** wird ebenſo wie Arme und Beine bei kleinen Kindern zuweilen mit weißen Flaumfederchen bedeckt, die mittels hellen Harzes befeſtigt werden. Ein Kind trug ſolchen Flaum an Oberarm und Waden; die Federchen waren bereits ſchmutzig geworden und ſahen wie Hautgrinde aus. Ähnlich werden die Toten behandelt (ſiehe dort).

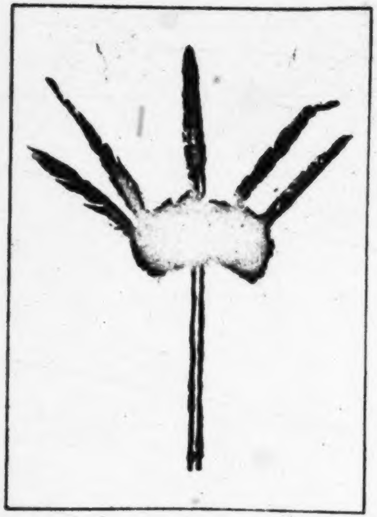
Hüftſchmuck beſteht nur aus Tanzgürteln der männlichen Jugend. Neben Federgürteln gibt es gemuſtert geflochtene Baumwollgürtel mit Gehängen aller Art.

Die Federgürtel beſtehen aus langen Straußenfedern, die an zwei feinen Schnüren befeſtigt ſind (Abb. 82). Derartige Gürtel ſah ich nur in zwei Exemplaren und nur in dem Karajádorf im Innern von Bananal, wo ſie von Jünglingen bei der Begrüßung getragen wurden.

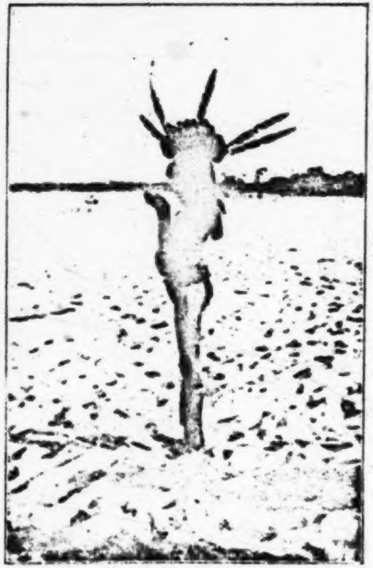
Die aus ſchwarzer und weißer Baumwolle gemuſtert geflochtenen Gürtel mit Anhängern der verſchiedenſten Art (wădăkánă) werden von der männlichen Jugend meiſt beim Ringkampf, ſonſt nur gelegentlich getragen. Die Gehänge ſind ſehr mannigfaltiger Art (Tafel 53, Abb. 1—5). Sehr beliebt ſind

[Facing p. 240]

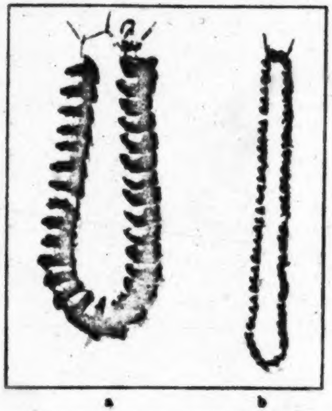
Tafel 51.



1. Federraupe.



2. Tragart der Federraupe.



3. Halsketten: a) Thevetiafrüchte,
b) iśiulanifrüchte.

5:Krause
SP9 Caraja

Federſtäbchen oder Roſetten mit langen Endfedern, die an langen Fäden am Unterrande des Gürtels in langer Reihe angebracht ſind; meiſt hängen zwiſchen ihnen einzeln oder büſchelweiſe Thevetiafrüchte oder Muſchelſchalen herab. Bei anderen Gürteln ſind die Federn nicht an beſonderen Fäden, ſondern direkt am Unterrande befeſtigt. Beſonders ſchön iſt die Anordnung bei dem Gürtel Abb. 4, deſſen Federſtäbchen abwechſelnd weiße Endfederchen oder rote Schnurbündel tragen, ſowie bei dem Gürtel Abb. 5, zwiſchen deſſen Stäbchen mit rotgelben Roſetten und gleichfarbigen Endfedern an beſonderer Schnur girlandenartig je 3–4 Thevetiafrüchte hängen, und deſſen zwei mittelſte Stäbchen je zwei lange rote Ararafedern tragen. Ganz primitiv iſt der Schmuck am Gürtel Abb. 1. Er beſteht aus einigen Federſtäben, Thevetiagehängen und der Raſſel einer Klapperſchlange.

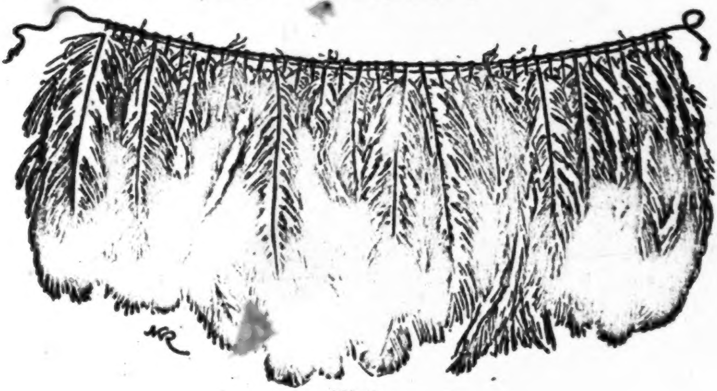


Abb. 82.
Straußenfedergürtel.

Nicht geſehen habe ich die von Ehrenreich erwähnten, völlig aus Thevetiafrüchten hergeſtellten Gürtel (vgl. aber die Kayapó).

Als **Beinſchmuck** erwähnt Ehrenreich (Beiträge, Seite 24) Binden mit Strähnen mit Raſſeln und Federbüſcheln; die Strähnen ſind geſperrt durch wagerechte Stäbchen, die mit Flaum überzogen ſind (ibid., Tafel X, Fig. 4). Derartigen Tanzſchmuck habe ich nie geſehen.

6. Die Nahrung.

Der Lebensunterhalt der Karajáindianer beruht auf dem Anbau von Nahrungspflanzen und dem Fiſchfang. Das Sammeln wildwachſender Pflanzen ſowie die Jagd treten dagegen zurück, und die Haustierzucht zu Nahrungszwecken fehlt vollkommen, da die Tiere nur als Federlieferanten oder zur Unterhaltung gehalten werden.

Wildwachſende Nahrungspflanzen gibt es auf dem Camp wie im Walde nur in beſchränkter Anzahl, während die Pflanzungen auf den Hochufern meiſt gute Erträgniſſe liefern. Auch an nutzbaren Tieren iſt das Land verhältnismäßig arm, und die wenigen jagdbaren Tierarten werden faſt durchgängig von den Indianern nicht gegeſſen, mit Ausnahme etwa des Wildſchweines. Sehr zahlreich ſind die Vögel; außer dem Mutum ſcheinen die Indianer aber keinem anderen Vogel nachzuſtellen. So muß das Waſſer die Hauptnahrung liefern. Der Fluß iſt äußerſt reich an Fiſchen und Schildkröten; überall, an flachen Stellen, in den Tiefen, in Seen, vor allem aber in den Nebenflüſſen trifft man einen ganz verblüffenden Fiſchreichtum an. Doch wird auch dieſer Reichtum nicht voll ausgenützt, da einige Fiſcharten nicht gegeſſen werden.

A. Der Erwerb der pflanzlichen Nahrungsmittel.

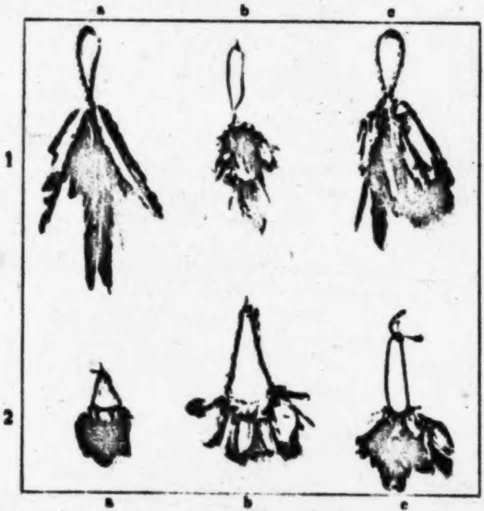
Dem Sammeln wildwachſender Pflanzen und Früchte liegen im weſentlichen die Frauen ob, während die Männer vor allem die Beſchaffung der tieriſchen Nahrung betreiben[1]. In Betracht kommen: die kleinen oitŭ-Früchte, die während der erſten Hälfte des Oktobers im Walde geſammelt werden; die Pikí-Früchte (lămá), die in der zweiten Hälfte des Oktobers reifen; die Waſſermelone (kŭblăkő), die auf den Sandbänken an der Stelle wächſt, wo die Bänke mit dem Ufer zuſammenhängen. Die Indianer kennen genau diejenigen Sandbänke, auf denen die Melonen wachſen, und ſammeln ſie bereits Ende Oktober, wo die Frucht noch nicht ganz reif iſt, ein. An Palmfrüchten werden verzehrt: die Kerne der Tukumpalme (hălŭ), der ſogenannten Coceiro (ăhăndếtĕ) und der Oaguaſſupalme (ha͡ulēnĭ), deren Kerne geröſtet ha͡ulēnĭdő genannt werden. Die Früchte des Jatobábaumes (kŭwắ) und des Genipapo (bădēnắ) werden ebenfalls verzehrt. Eine andere Frucht, aus der eine ſchwarze Speiſe bereitet wird, wurde adömő genannt; ſie wird Anfang Oktober geſammelt. An ſonſtigen Früchten erwähnt Ehrenreich: Caju, Jabuticaba, Pitangu und Bromeliaceen, Königswald noch die Mangaba. Doch habe ich dieſe Früchte in den Dörfern nie geſehen. Als Gemüſepflanzen werden genoſſen: Mormão (dădĕdáli), die Ende Oktober geſammelt wird; dagegen ſoll die Mandioca do matto (ăzó) nicht gegeſſen werden, weil ſie zu giftig ſei.

Angebaut werden folgende Nahrungspflanzen: die giftige (ăndjĭalá) und die zahme (ĭ(ĭ)lŭ) Mandioka; vier Arten von Mais: măĭ, döllmĕ mit großen runden Kernen, ĭzölălá mit runden Kernen, măĭdăzó mit roten Kernen; Bataten (ködĕratĭ) und Cara (kará). An Früchten werden wahrſcheinlich Bananen angebaut. Die grüne Banane wird jăda͡ŭăbő, die reiſe jădăzó genannt. Nur zweimal habe ich in Indianerdörfern Bananen erhalten und zwar Anfang Juli; in den Pflanzungen habe ich nie welche geſehen. Vielleicht ſind Bananen nur ſtellenweiſe vorhanden, wie z. B. nach

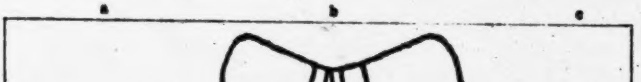
---

[1] Dieſe Arbeitsteilung iſt uralt. In der Sage: Wie die Karajá die Mandioka erwarben, heißt es vom Vater, daß er den Diebſtahl von Mais nicht merken würde, weil er nur das Fiſchen kennt (ſiehe dort).

Tafel 52.



1. Armbänder mit Federbüſcheln. 2. Armbänder mit Federlagen.



[Facing p.241]

3 a-f. Armgehänge verſchiedenſter Art.

den Erzählungen der Braſilianer bei den Šavajé auf der Inſel Bananal, die ja davon ihren Namen haben ſoll. Orangen (nälädjá) habe ich nirgends geſehen. Königswald gibt von ſonſtigen Früchten noch von: Kürbis, Waſſermelonon, Ananas und Zuckerrohr (mä(i)ltí). Der Kürbis wird nicht gegeſſen, ſondern nur zur Herſtellung von Gefäßen benutzt; die Waſſermelone wird meiſt wildwachſend geſammelt, wohl nur ſelten angepflanzt; nur einmal traf ich in einem Dorf der Südhorde eine Familie, die Samen dieſer Pflanzen in kleinen Baſtpäckchen aufbewahrte. Die Ananas wird ſicher nicht kultiviert, und auch das Zuckerrohr habe ich nicht geſehen. Hätten ſie welches gehabt, ſo würden ſie wohl auch nicht in dem Maße bei mir Zucker erbettelt haben, wie ſie das taten. Die Angabe Ehrenreichs, daß in der Trockenzeit Zuckerrohrſtecklinge auf den Sandbänken eingepflanzt würden, iſt dahin zu berichtigen, daß es ſich dabei um Mandioka- und Maisſtengel handelt.

An Gewürzpflanzen wird Pfeffer (käšlwörá), an Genußpflanzen Tabak (kötí) angepflanzt.

Außerdem findet man in den Pflanzungen an Induſtriepflanzen Baumwolle und Kürbiſſe, an Schmuckpflanzen Išiüláſträucher (für Halsketten) und den Urukúſtrauch, ſowie eine Menge von Medizinalpflanzen.

Die Zeit der Anlegung der Pflanzung iſt etwa September bis Oktober; ſie heißt bölähüá[1]. Man richtet ſich nach dem Siebengeſtirn (bölöbědó = Periquittos): ſteht es niedrig, ſo wird Mandioka, ſteht es etwas höher, ſo wird Mais gepflanzt. Baumwolle, Bataten und Urukú pflanzt man erſt, wenn viel Regen fällt, alſo etwa im November und Dezember. Mit dieſen Angaben der Indianer ſtimmt überein, daß ich dieſe im Oktober vielfach vom Dorf abweſend fand; ſie waren zuweilen tageweit entfernt, um die Pflanzung anzulegen. Hohe Rauchſäulen zeigten an, in welcher Richtung ſie dies taten. Angelegt wird die Pflanzung meiſt in großer Entfernung vom Dorfe, auf überſchwemmungsſicherem Hochufer. Soweit als möglich fahren die Indianer im Boot dahin, doch haben ſie dann oft noch lange Landmärſche zu überwinden, ehe ſie die Pflanzung erreichen. Neuerdings beginnen ſie, im Innern der Inſel Bananal ihre Pflanzungen anzulegen, da die Ernten dort ſehr gut ausfallen ſollen. Ein Häuptling, Korumaré, iſt bereits dauernd an den Binnenfluß Bananals übergeſiedelt. Häuptling Fotuna traf ich am 9. Oktober nicht in ſeinem Dorfe an; er war zwei Tage landeinwärts nach Bananal gezogen, um dort eine neue Pflanzung herzurichten. Anſcheinend erwogen auch andere Dörfer den Plan, ſich ſpäter ins Innere von Bananal zu begeben.

Hergeſtellt werden die Pflanzungen von den verheirateten Männern, doch ſcheint die männliche Jugend dabei zu helfen. Das Unterholz wird niedergeſchlagen, die hohen Waldbäume werden ihrer Zweige beraubt und dann gefällt, was früher mit Steinbeilen geſchah, jetzt aber mit Eiſenbeilen ausgeführt wird. Größeres Holzwerk wird als Brennholz ins Dorf geſchafft, das übrige wird, ſobald es getrocknet iſt, abgebrannt. Dann werden zwiſchen den gefallenen Bäumen kleine niedrige Rundbeete angelegt, auf denen drei Mandiokaſtengel, die im Dreieck geſteckt und deren Zweige oben miteinander verſchränkt werden, eingepflanzt werden (Abb. 12). Zum Umgraben, Häufeln der Beete und Einſtechen der Pflanzlöcher dient ein ſpatenähnliches Gerät (mäŭlǒ oder ĭdjölǒ). Es beſteht aus einem dicken Stock, der an einem Ende zugeſpitzt iſt, am anderen in eine Schaufel ausläuft (Abb. 83). Die Schaufel dient zum Ausheben der Erde und zum Häufeln der Beete, die Spitze zum Lockern der Erde, zum Lochſtechen und zum Ausheben der Wurzeln. Wie die übrigen Pflanzen gepflanzt werden, iſt mir nicht bekannt; in den erntereifen Pflanzungen, die ich durchwanderte, ſchienen ſie ungeordnet durcheinander zu ſtehen. Sie wuchſen ſo dicht bei einander, daß kaum ein Durchkommen auf dem ſchmalen Wege möglich war. Eine Überſicht war bei der Höhe der Gewächſe (3—4 m) nicht zu gewinnen, im Gegenſatz zu der Pflanzung der Kayapó, die ſehr durchſichtig angelegt war und in der die einzelnen Gewächſe gruppenweiſe angepflanzt waren.

---

[1] — Südliches Kreuz?

Die Arbeitsteilung in der Pflanzung iſt derart, daß die Männer die Pflanzung anlegen und Mandioka und Cara pflanzen, während den Frauen die Anpflanzung von Baumwolle, Mais, Bataten, Uruku obliegen ſoll.

Die Pflanzungen werden anſcheinend ſo angelegt, daß die Familien oder die Dörfer in einer Rodung pflanzen; eine Trennung innerhalb der Pflanzung nach Familien konnte nicht wahrgenommen werden, ſcheint aber doch zu exiſtieren.

Jeder bearbeitet ſein Feldſtück ſelbſt; Brüder arbeiten meiſt gemeinſam. Wird einer davon krank, ſo tritt ein Verwandter für ihn ein. In dieſem Falle, oder wenn ſonſtige Unterſtützung nötig iſt, wird der Ernteertrag entweder in zwei Teile geteilt, oder der Helfer wird bezahlt mit Pfeilen, Töpfen, Lanzen Netzdecken, Äxten, geſponnener Baumwolle uſw. Haben Witwen erwachſene Söhne, ſo pflanzen dieſe für ſie; andernfalls bittet ſie den Häuptling, daß jemand für ſie pflanze. Dieſer beſtimmt dann einen der Dorfleute zur Übernahme dieſer Pflicht und bezahlt ihn dafür.

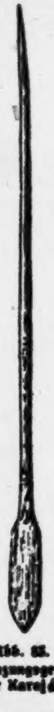


Abb. 83. Pflanzungsgerät der Karajá.

Gegen Schädigungen ſind die Pflanzungen nicht geſchützt. Sie liegen mitten im Walde, ohne irgendwelche Einfriedigung, ſo daß die Tiere, beſonders Schweine und Vögel, viel Schaden anrichten. Dieſe Schädlinge werden verfolgt, die Vögel vor allem durch Schreien verſcheucht.

Mit der Reife der Nahrungsmittel beginnt die Ernte. Sie wird nicht auf einmal hereingeholt, ſondern aller zwei bis drei Tage werden die für dieſe Zeit nötigen Nahrungsmittel herbeigebracht. Größere Vorräte ſind nur ſelten im Dorfe vorhanden. Dieſe Sitte iſt ein großes Hindernis für längeren Aufenthalt in den Dörfern, da die Indianer während der Anweſenheit der

Fremden das Dorf nicht verlaſſen[1], ſondern ihre Vorräte aufzehren, ſo daß nach zwei Tagen nichts mehr vorhanden iſt und nun der Fremde entweder Nahrungsmittel ſtiften muß oder mit in die Pflanzung gehen oder aber abreiſen muß.

Geerntet wird im allgemeinen von den Frauen. Die Ernte wird in große Kiepen (bĕhūlo̊) gepackt, die aus zwei Palmwedeln ſo geflochten ſind, daß die Rippen die zwei Längsſtangen bilden, und die einen Seiten der Wedel miteinander dicht verflochten den Boden geben, während die andern Seiten für ſich geflochten den gitterartigen Rand bilden (Tafel 57, Abb. 1; die Kiepe iſt 116 cm lang, 34 cm breit, 17 cm hoch). Zuweilen iſt der untere Rand der Kiepen ebenfalls feſt verflochten (Tafel 57, Abb. 2). Getragen wird die Kiepe an zwei Schulterbändern und einem Stirnband aus feſtem Baſt. Sie ragt ſehr hoch über den Kopf empor, und unter der ſchweren Laſt gehen die Leute mit weit vorgebeugtem Oberkörper und geknickten Knieen, meiſt auf einen Stab geſtützt (Tafel 16, Abb. 3). Der Inhalt wird durch breite Baſtbänder geſichert, die von Rand zu Rand über die Ladung hinweggeſchnürt werden.

Eigentliche Erntefeſte finden wohl nicht ſtatt; die Zeit der Reiſe der Nahrungspflanzen, alſo die Zeit, in der ſie viel zu eſſen haben, iſt aber ihre Hauptfeſtzeit.

B. Der Erwerb der tieriſchen Nahrungsmittel.

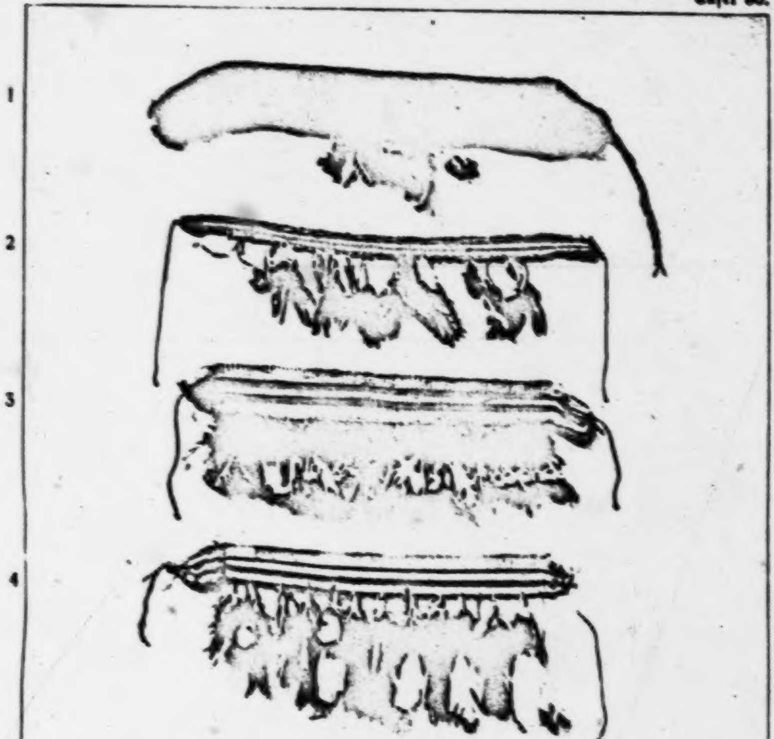
Der Erwerb der tieriſchen Nahrungsmittel iſt noch auf die aneignende Form beſchränkt; zur Tierzucht ſind die Indianer nicht gekommen.

Sie halten ſich zwar eine Menge Tiere in ihren Häuſern, benutzen ſie aber nicht zur Nahrung, bringen ſie auch nicht zur Paarung, ſondern fangen ſich nach Verluſt wieder junge Exemplare ein, um dieſe von neuem zu zähmen. Dieſe Tierfreudigkeit entſpringt dem Glauben, daß die Tiere dem Menſchen verwandt, weſensgleich ſeien; ſie glauben, daß die Tiere ſprechen und handeln wie die Menſchen, nur in anderer Form. Und ſo umgeben ſie ſich mit ihnen, um ſich an ihrem Gebaren zu ergötzen. Nur Vögel werden zu praktiſchen Zwecken gehalten, nämlich als Federlieferanten; ſie werden mehrmals ihrer Federn beraubt, die dann zu Schmuckſachen verarbeitet werden. Gezähmte Vierfüßler ſowie Hühner laufen meiſt frei umher; Vögeln ſind die Flügel beſchnitten, oder ſie ſind an einer Stange auf dem Dach, im Hauſe oder unter einem beſonderen Schutzdach angebunden (Tafel 54, Abb. 1). Offenbar beſteht ein Handel mit Vögeln; denn mehrmals beobachtete ich wandernde Indianer, die in kleinen Kürbiſſen kleine Vögel mit ſich führten, um ſie in anderen Orten zu verkaufen.

---

[1] Dieſe Sitte beobachtete ſchon Fonſeca 1775. Die Karajá hatten nur wenig Nahrungsmittel, weil die Chavánte ihre Pflanzungen plünderten und die Karajá daher nicht in die Pflanzungen zu gehen wagten. Auch wagten ſie nicht, in Fonſecas Anweſenheit jagen oder fiſchen zu gehen, noch mit Fonſecas Soldaten in die Pflanzungen zu ziehen, aus Furcht, daß er in ihrer Abweſenheit ihre Dörfer betreten könnte, was ſie ihm bis dahin verweigert hatten. Rev. trim. 8, S. 386.

Tafel 53.



1.—5. Geflochtene Baumwollgürtel mit Federgehängen.

[facing p.244]

An ſolchen Haustieren habe ich folgende beobachtet:

An fremd eingeführten Tieren fanden ſich: Hühner [(h)ånI(k)ê], Schweine [(ĭ)ää(nô)], Hunde (kjöłözå), Katzen [(gåh)ånlöĕnô]. Dieſe Tiere werden nicht verzehrt, nicht einmal den Genuß der Hühnereier (hånIkĕsł) kennen die Indianer. Schweine ſind ſehr ſelten, ich ſah nur ein großes Hausſchwein das ganz offenbar nur der Kurioſität halber gehalten wurde.

Von einheimiſchen Tieren waren Affen [kåłöbI(dĕrü), kłäöbł] nur ſehr ſelten anzutreffen. Von den von Ehrenreich angegebenen Tieren: Kapivara, Aguti, Peccari, Tapir uſw. habe ich keine Exemplare in den Dörfern der Karajá geſehen. Reicher iſt die Vogelwelt vertreten. Von den Araras wird der rote Arara (Macrocercus militaris) bevorzugt, während der hyazinthblaue Arara (åndĂdöłå: M. hyacinthinus) und der blaugelbe (bizå: M. Macao) nur ſelten geſehen wurden. Meiſt hielten ſie ſich auf den Dächern der Häuſer auf. Häufiger waren kleine grüne Papageien (bölöbĕdô = Periquittos; döłå) anzutreffen, meiſt als Eigentum junger Mädchen, die ſie auf dem Kopfe ſitzend umhertrugen und ſie von der Hand aus kleinen Muſchelſchalen trinken ließen. Der Caracará [I(h)i(ö)łô, iłå], ein Raubvogel, wurde nur zuweilen angetroffen. Seine Federn werden anſcheinend nur wenig verwendet. Da er in den Sagen eine gewiſſe Rolle ſpielt, ſo wird er wohl deshalb in den Häuſern gehalten. Ganz vereinzelt ſah ich einen jungen Strauß [kūeå(hå)wô, nau͡ĕkIô], einen kleinen Waſſervogel, ſowie einen jungen zahmen Mutum (kūłIłå), dem man kleine rote Wadenbänder um die Beine gehäkelt hatte. Die übrigen von Ehrenreich erwähnten Vögel: weißer Reiher, roſa Löffelreiher, Jaburu habe ich bei den Karajá nie gezähmt geſehen. Ebenſowenig habe ich beobachtet oder erkundet, daß den Vögeln kleine Federquaſten in die Flügel gebunden würden, oder daß ihr Gefieder künſtlich in der Farbe geändert worden wäre.

An Reptilien und ſonſtigem Getier traf ich kleine Schildkröten, die von Mädchen in kleinen Kürbisſchalen voll Waſſer gehalten wurden, Eidechſen (ſogenannte Chamäleons: kü(u)łå), die, meiſt mit weißen Flaumfederchen beklebt, von Frauen auf Kopf oder Schultern getragen wurden, und ſchließlich junge, etwa 20 cm lange Krokodile [kåb(ö)łöłô], die an der Schnur eines ſenkrecht in den Sand geſteckten Stockes angebunden in den ſeichten Waſſerlachen am Rande der Sandbänke lagen; kleine Kinder liefen hinzu, nahmen den Stab auf und ließen die Tiere an der ſtraff geſpannten Schnur laufen und ſchwimmen.

Dieſe im Dorf gehaltenen Tiere werden nie gegeſſen; um ſich ihre Fleiſchnahrung zu verſchaffen, ſind die Indianer vielmehr aufs Sammeln und Jagen angewieſen. Geſammelt werden: Schildkröten und Schildkröteneier, Straußeneier und Honig.

Von Schildkröten wird die Tracajá (ködå) und ihre Eier (ködåzł) meiſt verſchmäht; nur ältere Leute eſſen ſie. Die Legezeit iſt Auguſt bis Anfang September; das Neſt umfaßt bis 16 Stück etwa. Die Eier ſind länglich und haben einen etwas tranigen Geruch und Geſchmack. Die Tartaruga (ködånł) und ihre Eier (ködånIzł) hingegen werden leidenſchaftlich gegeſſen.

Ihretwegen unternehmen die Indianer im September bis Oktober, der Legezeit dieſer Schildkröte, die bis 160 runde Eier in einem Neſte ablegt, weite Bootsreiſen die Nebenflüſſe des Araguaya aufwärts. Alle Sandbänke werden unterſucht und die oft zahlreichen Neſter ausgenommen (am Tapirapé traf ich auf kleinen Sandbänken bis zu vier Neſter an). So ſammeln ſie ganz gewaltige Mengen von Eiern. Dieſe werden entweder roh verzehrt, oder ſie werden gekocht und in der Aſche getrocknet und halten ſich dann lange Zeit, ſo daß die Indianer ſie mit nach Hauſe nehmen, dort ſpäter in Ruhe verzehren, oder in die braſilianiſchen Orte (Santa Maria, Concelção) auf Handelsreiſen, die ſie im September und Oktober unternehmen, verkaufen können. Die Schildkröten ſelbſt werden beim Legen überraſcht oder im flachen Waſſer durch Tauchen vom Boote aus mit den Händen oder aber mit eiſernen Grundangeln gefangen. Lebend werden die Schildkröten in großen Mengen von dieſen Fahrten mit nach Hauſe gebracht und dann verzehrt oder verkauft. Um ſie längere Zeit aufheben zu können, baut man aus oben zuſammengebogenen Zweigen, die man im Kreiſe in den Sand ſteckt, Käfige, die ihnen Schatten gewähren. Hier werden ſie angebunden und aufbewahrt, bis ſie verzehrt werden (Abb. 6). Kleine Schildkröten zieht man zum Zeitvertreib in den Dörfern groß.

Straußeneier (nãũĕklĕzl) werden ſehr gern gegeſſen. Die Indianer nehmen das ganze Neſt aus und bringen die Eier mit nach Hauſe, um ſie dort gekocht zu genießen.

Honig (bădĕrhŏ) iſt eine Leckerei, die ſie leidenſchaftlich gern eſſen. Auf ihren Bootsfahrten beobachten ſie die Flugrichtung der wilden, von ihnen als ſtachellos bezeichneten Bienen (bedí), bis ſie nach kurzer Zeit deren Neſter hoch oben in den Baumkronen entdeckt haben. Raſch wird der Baum erklettert und mit dem Buſchmeſſer oder der Axt das Neſt heruntergeſchlagen. Unten wird dann der Honig ausgenommen; er wird in gebogenen Rindenſtücken oder in Cuyen aufbewahrt. In hohlen Bäumen niſtende Bienen werden ausgeräuchert und der Honig mit der Hand herausgeholt. Die oft rieſigen Wachswaben werden einzeln ausgetrunken; das Wachs (tăbŏlă) wird in großen Klumpen aufgehoben, es bildet eins ihrer wichtigſten Kleb- und Dichtungsmittel und wird als ſolches vorüberfahrenden Booten von den Frauen überall in Menge angeboten. Die Hauptſammelzeit des Honigs ſcheint im Oktober zu beginnen.

Iſt das Sammeln dieſer Nahrungsmittel an beſtimmte Jahreszeiten gebunden und erfordert ~~es oft~~ wochenlange Reiſen, um große Mengen davon zuſammenzubringen, ſo wird die tägliche tieriſche Nahrung in kurzen Zügen vom Dorfe aus mittels allerlei Fanggeräten erworben.

Zu bemerken iſt, daß die Jagd auf Vögel und Landtiere gegenüber dem Fiſchfang völlig zurücktritt. Das Land iſt ja überhaupt im Vergleich zum Waſſer tierarm. Es gibt nur wenig jagdbares Großwild: Hirſche (bŏlŏlă), Rehe, Tapire [(k)ŏlı], Affen[1], Wildſchweine (iiă), eventuell auch

---

[1] Brüllaffen werden nur der Knochen wegen, die zu Pfeilſpitzen, Lippenpflöcken, Pfeilen verwendet werden, geſchoſſen, aber nicht zur Nahrung.

Jaguar (ãnlöå); kleinere Tiere ſind häufiger, aber ſehr ſcheu und ſchwer zu jagen (Aguti: tšüšö; Capivara: haså uſw.). Auch die Auswahl an Vögeln iſt nicht ſehr groß. Vor allem kommen Hühnervögel (Jacu: bëdjüå; Mutum uſw.) und Tauben, ſowie Enten (håkkölinï, hëdãulë, döålålå) und Taucher in Betracht. Ob ſie Strauße eſſen, habe ich nicht erfahren können, desgleichen nicht, wie ſie es mit Eidechſen, Krokodilen und Rieſenſchlangen halten, von denen Königswald berichtet, daß ſie verzehrt würden. Die geringe Auswahl an Jagdtieren wird nun noch beſchränkt durch allerlei ſog. Speiſeverbote. Da ißt dieſer dies und jener jenes Tier nicht. Manche Tiere werden allgemein nicht gegeſſen, obwohl ſie viel Fleiſch liefern könnten. Die Jagd ſpielt eben nur eine Nebenrolle im Haushalte dieſer Indianer.

Auf Wild zieht man einzeln oder auch in Geſellſchaft aus, beſonders Wildſchweine werden immer in Geſellſchaft gejagt. Eigentümlich iſt, daß der Häuptling nie mit auf Jagd geht, wohl aber dem Fiſchfang obliegt. Gejagt werden nur große Tiere, die jungen läßt man laufen.

Jagdwaffen ſind Bogen und Pfeile, Lanzen und eventuell auch die Keulen für Wildſchweine. Die Lanze (dönöli) wird bei der Jagd auf Jaguare verwendet (ſiehe unter Waffen, Abb. 126). Die Federbüſchel ſollen das anſpringende Tier verwirren, ſo daß der Stoß ſicherer angebracht werden kann. Die Pfeile ſind je nach der Art des Wildes verſchieden; für Großwild gebraucht man entweder Pfeile mit flacher oder mehrkantiger Holzſpitze, die zum Teil zu kleinen Widerhaken abgeſetzt iſt (üöhü, etwa 150 cm lang), oder Pfeile mit flachen oder gewölbten Bambusblattſpitzen (öhü, üäzå, diüädå; Abb. 113, 114). Netze und Fallen kennt man für die Jagd auf Wild nicht. Fiſchottern lockt man mit Feuer an und erſchlägt ſie dann mit einem Holzſtock. Königswald teilt mit, daß in der Trockenzeit Grasfluren angezündet werden, damit man das vor dem Brande in Menge flüchtende Wild leicht erlegen kann. Derartige Grasbrände habe ich vielfach geſehen; meine Indianer und auch die Braſilianer legten ſie ſehr gern an. Nach dem Grunde befragt, erklärten beide übereinſtimmend, daß das ſpäter hier neu ſproſſende Grün das Wild anlocken würde, daß ſie daher bei ſpäterer Vorüberfahrt das Wild an ſolchen Brandſtellen lokaliſiert fänden und deshalb leichte und ſichere Jagd hätten.

Die Beute wird ins Dorf gebracht und, wenn ſie reichlich iſt, von den Kriegern zerlegt und von dem Häuptling unter die Bewohner verteilt.

Der Vogeljagd liegen ſie ebenfalls mit Pfeil und Bogen ob. Sie benutzen entweder tödlich wirkende Pfeile (malöl), deren Spitze aus dem zugeſpitzten Ende des Rohrſchaftes beſteht (Abb. 163), oder Pfeile, die mit ihrem dicken Ende den Vogel nur betäuben, ſo daß das Gefieder vor Blut bewahrt wird. Die Verdickung am Ende beſteht entweder aus einem Wachsklumpen oder aus dem zugeſchnittenen Wurzelende des Rohres, das den Schaft bildet. Derartige Pfeile heißen Wjäälö (ſiehe Kinderſpielzeug, Abb. 164).

Für Vögel haben ſie auch Fallen (dåhödů oder büdölëkå); als Köder wird geriebene Mandioka und Mais verwendet. Eine derartige Falle ſah ich bei Dorf 18 der Nordhorde, etwa 500 m von den Häuſern entfernt auf der

Sandbank aufgeſtellt (Tafel 64, Abb. 2). Sie beſtand aus Bambusſtäben, die im Viereck übereinandergelegt waren, ſo daß jedes Viereck enger war als das darunterliegende, bis das oberſte ſchließlich die Öffnung der kleinen Pyramide abſchloß. An den Kanten liefen Fäden herab, die an den unterſten Stäben befeſtigt waren und oben auf der Platte ſich kreuzten; ſie hielten den ganzen Bau notdürftig zuſammen. Die Art der Auslöſung geht aus der Skizze, Abb. 84, deutlich hervor.

Zum Anlocken der Vögel und des Wildes bedienen ſich die Indianer beſtimmter Lockrufe, die nach den einzelnen Tierarten verſchieden ſind, wie ſie überhaupt die Tierſtimmen mit Meiſterſchaft nachzuahmen wiſſen.

Die Vögel müſſen an Ort und Stelle gerupft werden, ſie dürfen nicht ungerupft ins Dorf gebracht werden („ſonſt iſt der Häuptling böſe"). Beim Rupfen taucht man die Fingerſpitzen in Holzaſche.

Beſondere Zaubermittel, um die Jagd ergiebig zu geſtalten, ſoll es nicht geben; dagegen erzählen ſich die Indianer gern Jagdgeſchichten und lieben es, dabei zu übertreiben oder unwahrſcheinliche Dinge zu erzählen.

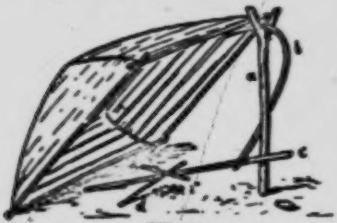


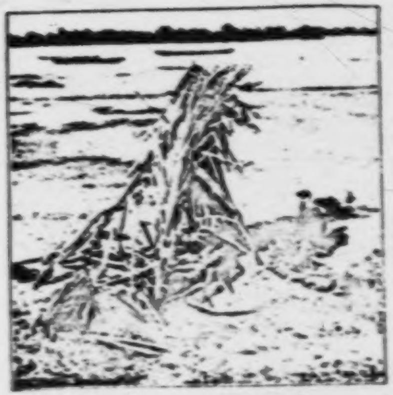
Abb. 84.
Konſtruktion der Vogelfalle.

Bei weitem den größten Teil der Fleiſchnahrung liefert der Fiſchfang; auf ihm beruht zum großen Teil die Exiſtenz der Indianer.

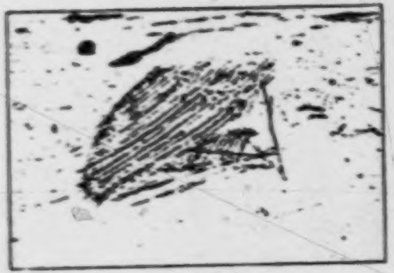
Der Araguaya iſt äußerſt reich an Fiſchen (kädölá); noch reicher ſind aber die Nebenflüſſe, beſonders der Rio Tapirapé und die vielen Seen, die dieſe Ströme beiderſeits begleiten.

Im tiefen Waſſer der Seen und an den hohen Steilufern, beſonders da, wo herabgeſtürzte Bäume im Waſſer liegen, leben der 3—4 m lange Pirarucú (b'dölĕkĕ; Sudis gigas) und der Pirarara (dölĕ; Phractocephalus discolor), der mit ſtarkem Knochenpanzer ausgeſtattet iſt und bis 2 m lang wird. Beim Herausziehen aus dem Waſſer ſtößt er in eigentümlichen Tönen Luft aus; der humoriſtiſche Indianer ahmt dieſe Töne mit Vorliebe in ſeinen Geſängen nach. Weiter lebt hier der Hundsfiſch (ladá) mit ſeinen gewaltigen Zähnen, und vor allem der ſchlimmſte Raubfiſch, die Piranha. Man unterſcheidet verſchiedene Sorten: die kleine gelbliche mit ſchwarzem Kreis auf den Wangen, die weißlichrote (duĕtá, kjüĕtá) und die rieſige ſchwarze, rotäugige Piranha (düälí), deren größte Exemplare 48 cm Länge erreichen. Die Piranhas ſind ſchlimme Räuber. Wo ſie verwundete Tiere oder Fiſche wittern, eilen ſie in Scharen herbei und ſkelettieren in wenigen Minuten das ganze Tier. In ihrer Gier ſpringen ſie hoch über das Waſſer heraus, ſo daß an ſolchen Stellen rieſige Wirbel von Waſſer und Fiſchen entſtehen, die allmählich wieder in ſich zuſammenfallen. Dabei kommt es vor, daß ſie ſich gegenſeitig verletzen und auffreſſen. Beſonders im Tapirapé hauſen ſie in Unmengen und rieſigen Exemplaren, und ſelbſt die Karajá waren

Tafel 54.

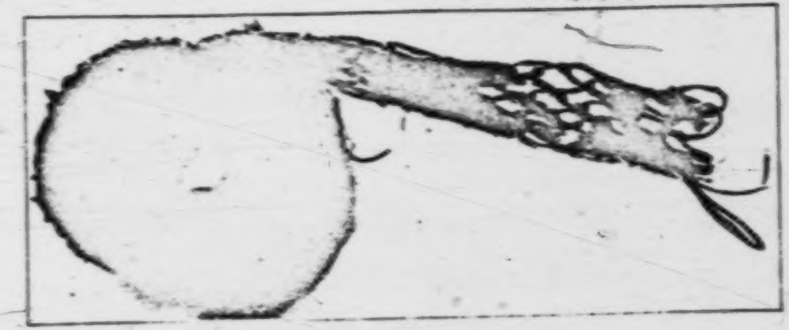


1. Vogelkäfig.



2. Vogelfalle.

3. Fiſchnetz aus Embira.



[facing p.248]

5:Krause

SP9 Carajá

erſtaunt, als ſie einen durch einen ſenkrechten Schuß vom Boot aus in den Kopf getroffenen Hundsfiſch nach wenigen Augenblicken nur noch als Skelett am Pfeil heraufzogen. Das Fleiſch der Piranha iſt ſehr wohlſchmeckend; da die Tiere aber ſelten an die Oberfläche emporkommen und nur mit der Angel gefangen werden können, ſo ſpielen gerade ſie nur eine geringe Rolle im Haushalte der Indianer. Doch wiſſen dieſe ſie zu ſchätzen und ſuchen ſich, wo ſie nur können, in den Beſitz ſtarker Angelhaken, die dem kräftigen Gebiß der Tiere widerſtehen können, zu ſetzen, desgleichen von Blech, um den über den Haken befindlichen Teil der Angelſchnur mantelartig zu umgeben und ſo vor dem Durchbeißen zu ſchützen. Trotzdem gehen regelmäßig mehrere derartig ausgeſtattete Haken verloren.

Im flachen Waſſer, wo der Indianer beſſer mit Bogen und Pfeil jagen kann, lebt der Pintado (Pimelodus sorulum), der bis 2 m lang wird und ſchönes gelbliches Fleiſch beſitzt. Relativ ſelten habe ich Matrincham, Tokunaré, Pacú (allwá) fangen ſehen. Der Carifiſch lebt in den Höhlungen der Steilufer und kann am Schwanze herausgezogen werden; er iſt ein äußerſt wohlſchmeckender Fiſch, der allerdings nur wenig Fleiſch in ſeinem Panzer enthält.

Viele Fiſche, beſonders ſchuppenloſe, wie Aruana (idjăzó) und andere werden nicht gegeſſen. Desgleichen wird der rieſige Delphin (boto: bŭhă) nicht ausgenutzt; ſeine drolligen Bewegungen und ſein Schnaufen bilden dem Indianer nur Anlaß zur Heiterkeit und humorvollen Nachahmung.

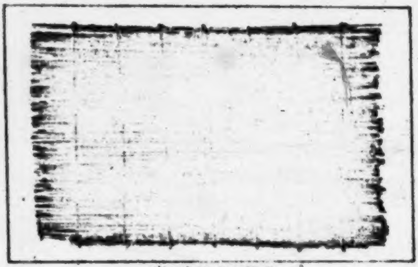
Die Fiſchereigeräte ſind folgende:

Die Angel iſt den Indianern von Haus aus unbekannt. Seit einigen Jahrzehnten werden eiſerne Angelhaken (wăšl) eingetauſcht zum Piranhafang; doch trifft man ſie verhältnismäßig ſelten, weil viele beim Fang verloren gehen und ſich nur ſelten Tauſchgelegenheit bietet (die Angelſchnur heißt wăšišă, der Stock wăšidăó und der Köder wăšidó). Dagegen ſcheinen die Indianer die Harpunen (wòhūnă) ſchon gekannt zu haben. Man benutzte ſie, um den Pirarucú zu fangen. Spitze und Widerhaken beſtanden aus Hirſchknochen, ſie waren mit Harz befeſtigt. Derartig beſchriebene Geräte habe ich nicht mehr geſehen, die jetzigen Harpunen hatten alle Eiſenſpitzen.

Das Hauptgerät iſt Bogen und Pfeil, die bei dem klaren Waſſer mit großer Geſchicklichkeit und gutem Erfolge gehandhabt werden. Die Fiſchpfeile (ūòhă) tragen auf dem Schaft eine Holzſpitze, an deren vorderem Ende eine kleine Spitze aus Affenknochen (ūhidó oder dūrōlōnidi) durch Fadenumwickelung und Harz befeſtigt iſt, deren hinteres Ende ſeitwärts aus der Umwickelung herausragt und ſo einen Widerhaken bildet (Abb. 115). Die Pfeile weiſen durchſchnittlich eine Länge von 140—170 cm auf, die Bogen (wăšlūhătò) eine ſolche von gegen 200 cm (Abb. 110, 111).

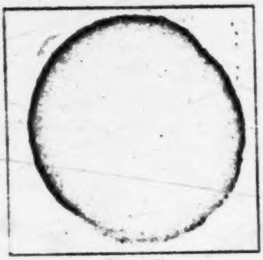
Täglich zweimal, vor- und nachmittags, fahren die Männer und Söhne hinaus auf den Fiſchfang und kommen meiſt mit guter Beute zurück. Auf der Heimfahrt ſingen ſie das Lied, „das man alle Tage ſingt". An beſtimmten Stellen werden die Namen der erlegten Fiſche eingeſetzt, ſo daß man leicht erkennen kann, welche Beute der Fiſcher mitbringt.

Tafel 55.



1. Stäbchenſieb.

2. Siebkorb.



3. Siebteller.

4. Modernes Sieb.

5. Muſchellöffel.

6. Tabaktäſchchen.

[Facing p.249]

Neben dieſem Einzelfang wird auch Maſſenfang betrieben. Man benutzt dazu aus Baumwollſchnur oder Baſt geknüpfte Netze. Ihre Maße ſind recht verſchieden, je nach dem Zwecke, dem ſie dienen. Das in Abb. 3 auf Tafel 54 wiedergegebene, aus Embira geflochtene Netz (lödě) hat bei 10 cm Breite eine Länge von 10,35 m. Abb. 85 zeigt die Knotenbildung eines Piracucúfangnetzes (dãölãlú); es hat eine Maſchendehnung von 25 cm bei einer Fadenſtärke von $^1/_8$ cm. Das größte Netz, das ich geſehen habe, lag auf einer Sandbank am Tapirapé, nahe einer Seemündung; es war 6 m breit und 160 m (!) lang.

Die Art der Montierung ſolcher Stellnetze zeigen die Nachbildungen, mit denen die Kinder ſpielen (hadĕkě). Sie ſind an zwei längeren Endſtäben befeſtigt, das Netz wird durch mehrere Sperrhölzer geſpannt (Abb. 86). Dieſe Pfähle werden vor den Seemündungen eingerammt, und durch Aufſpannen des Netzes an ihnen wird der Eingang zu den Seen abgeſperrt. Vom Boot aus ſchlagen die Indianer ins Waſſer und jagen die dadurch erſchreckten Fiſche des Sees dem Eingange zu ins Netz, wo ſie dann gefangen werden.

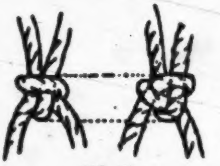


Abb. 85.
Knotenbildung der Fiſchnetze.

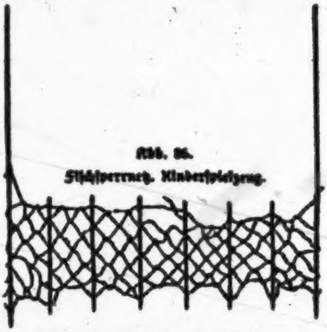


Abb. 86.
Fiſchſperrnetz. Kinderſpielzeug.

(Eine derartige Vorrichtung für den Piracucúfang heißt dãölãlú; ſiehe oben Piracucúnetz.) Andere Netze (händükú[ǝl]) werden angeblich längs der Sandbänke aufgeſtellt; der Carifiſch, der nachts gegen die Sandbänke ſchwimmt, verfängt ſich darin und wird morgens herausgeholt. Doch habe ich aufgeſtellte Netze dieſer Art nie geſehen; wahrſcheinlich werden die ſchmalen Netze dazu verwendet.

Die größten Maſſenfänge werden durch Vergiften des Waſſers der Seen gemacht; es iſt dies aber zugleich die ſchlimmſte Raubwirtſchaft. Die Seen werden durch Zäune (liklő) abgeſperrt, die aus eingerammten Pfählen beſtehen, an denen Palmblätter befeſtigt ſind. Die Stengel des Giftſipo (Timbo: anzi) werden auf ein Gabelholz gelegt und mit einem anderen Knüppel weich geſchlagen, darauf werden ſie über dem See ausgeſchwenkt, wobei ein feiner Staub herausfällt. Sie werden darauf noch ein zweites Mal geklopft und ausgeſchwenkt. Ein zweiter Mann rührt vom Boote aus das Waſſer, das eine ſchwarze Färbung annimmt. Die Fiſche werden dadurch betäubt oder ſterben, kommen infolgedeſſen an die Oberfläche und können dann bequem abgeſammelt werden. Der Zaun verhindert das Entweichen der Fiſche in den Fluß. Den Menſchen ſchadet der Genuß dieſer Fiſche nicht, auch der Genuß des Waſſers erregt nur Leibſchmerzen. Die Karajá behaupten, dieſe Art des Fiſchens, die beſonders in der Regenzeit bei trübem Waſſer geübt wird, von den Chavánte gelernt zu haben (ſiehe aber auch den Fiſchzaun der Tapirapé).

Von Reuſen für kleine Fiſche (adžuriá), von denen Ehrenreich berichtet, ſowie von ſonſtigem Fiſchereigerät habe ich nichts geſehen noch gehört.

C. Aufbewahrung und Zubereitung der Nahrungsmittel.

Der Ertrag der Pflanzung ſowie der Jagd- und Fiſchzüge wird meiſt ſofort verzehrt. Das Anlegen größerer Vorräte verbietet das heiße Klima; vor allem die Konſervierung des Fleiſches iſt bei dem Mangel an Salz völlig ausgeſchloſſen. Iſt doch der Indianer gezwungen, nachmittags nochmals fiſchen zu fahren, da die am Morgen gefangenen Fiſche fürs Abendbrot bereits verdorben ſein würden. Länger als einen viertel Tag iſt es unmöglich, friſches Fleiſch aufzuheben, und ſelbſt gebratenes Fleiſch wird am nächſten Tag ungenießbar.

So haben die Indianer harte Arbeit und beſtändig für Nahrung zu ſorgen, beſonders in der Trockenzeit, wo die Erträgniſſe der Pflanzung immer gering ſind. Einigermaßen helfen ſie ſich bei den Schildkröten, die ſie, wie oben erwähnt, lebend aufbewahren; Schildkröteneier halten ſich gekocht und getrocknet ſehr lange Zeit. Aber ſelbſt pflanzliche Erträgniſſe ſtapeln die Indianer nicht in großen Mengen auf; ſie haben nur für zwei bis drei Tage Vorräte an Mandioka auf ihren Vorratsgerüſten oder an Maiskörnern in großen Kürbiſſen mit ſeitlicher Öffnung liegen. Waſſer bewahren ſie ebenfalls in Vollkürbiſſen auf.

Alle Speiſen werden zubereitet genoſſen; roh werden nur Früchte ſowie Schildkröteneier verzehrt; alles andere wird gekocht oder geröſtet.

Der Herd liegt außerhalb der Häuſer, meiſt im Schatten von Mattenwänden oder in deren Nähe. In der Regenzeit wird er in die Rundbauten der Häuſer verlegt. Er wird auf zwei Arten hergeſtellt: entweder werden drei abgeſtumpfte Kegel, die Spitzen von Termitenhügeln [ă(ū)dŏ́, kĕdŏ́] im Dreieck in den Sand geſtellt, zwiſchen denen das Feuer angemacht wird (Tafel 12, Abb. 1), oder es werden drei zerbrochene Topfböden (wădjīwiŭlá), die hochkant geſtellt ſind, ſtatt deſſen verwendet. Auf dieſe Unterlagen werden die großen Kochtöpfe geſetzt. Zum Röſten benutzt man niedrige Röſtherde (köbiŭdŏ) aus Zweigen: Vier Gabelhölzer werden im Viereck in den Boden geſteckt, zwei Längshölzer hindurchgelegt und darüber Querhölzer gelegt. Das Feuer, das darunter angebrannt wird, verkohlt allmählich die Hölzer (Tafel 61, Abb. 1, Šavajé; ſiehe auch unten S. 253). Auch Braten am Spieß iſt üblich: eine Rute wird vom Gebüſch geſchnitten, zugeſpitzt und mit mehreren darauf gereihten Piranhas ſchräg in den Sand geſteckt, ſo daß das obere Ende mit den Fiſchen über dem Feuer ſchwebt. Die Fiſche werden erſt von der einen, ſpäter durch eine Drehung auch von der anderen Seite geröſtet.

Als Brennholz (hăá) dient trockenes Holz, wie es überall auf den Sandbänken an angeſchwemmten Bäumen, ſowie im Walde reichlich zu finden iſt.

Das **Feuer** (Herdfeuer: hăötẽ) wird durch Quirlen erzeugt. Unterlage und Quirl können aus demſelben Holz beſtehen; meiſt wird aütô (braſilianiſch sarão, die Wurzel einer Goyabaart) verwendet, doch ſoll auch ăndöſökô (braſilianiſch mürizí) brauchbar ſein[1]. Nach Ehrenreich (Berlin 3937) beſteht der Bohrſtab aus Taquara, die Unterlage aus Bixa Orellana. Bei dem in Abb. 87 wiedergegebenen Feuerquirl weiſt die Unterlage drei Bohrlöcher auf; jedes Loch iſt durch eine Kerbe ſeitlich geöffnet, ſo daß die Luft zutreten kann. Der Quirl beſteht aus einem Holzſtab, an dem unten ein anderes, 3 cm langes Stück Holz als eigentliches Bohrſtück angebunden iſt. Zunder wird nicht verwendet, zum Beleben der Flamme dienen trockene Palmblätter.

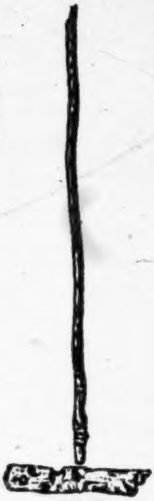


Abb. 87.
Feuerquirl.

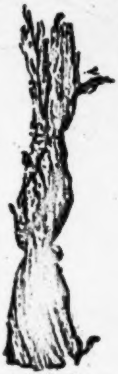


Abb. 88.
Glimmbaſt.

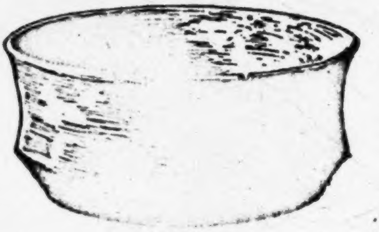


Abb. 89.
Kochtopf, gewöhnliche Form.

Das Feuer läßt man nie ausgehen, ſondern ſorgt dafür, daß es dauernd brennt. Auf Bootsreiſen führen die Indianer Glimmbaſt (hădô; Abb. 88) oder Stücken langſam glimmenden Holzes (hădĕkê) auf einer Sandunterlage im Boot mit ſich, desgleichen, wenn ſie in die Pflanzung gehen. Anſcheinend bohren ſie alſo nur ungern neues Feuer, ſondern übertragen lieber das Feuer nach der neuen Stelle. Ich habe mir das Feuerbohren öfter vormachen laſſen; doch iſt es den Leuten nie gelungen, über eine ſtarke Rauchentwickelung hinaus zu kommen. Allerdings fanden dieſe Verſuche zufällig alle bei naſſer Witterung ſtatt.

Zum Anfachen des Feuers dienen Fächer (kölí), die aus Palmwedeln in einfacher Weiſe geflochten ſind. Die Kühlwedel (Tafel 21, Abb. 2) unterſcheiden ſich von ihnen nur dadurch, daß ſie Muſterung beſitzen.

---

[1] Die braſilianiſchen Namen ſind in indianiſcher Ausſprache wiedergegeben.

Fleiſch wird nur geröſtet, Fiſche und Vegetabilien werden geröſtet und gekocht genoſſen. Die Zubereitung der Nahrung iſt Aufgabe der Frauen; dieſe ſind den ganzen Tag damit beſchäftigt. Doch verſtehen es auch die Männer, und ſie röſten und kochen ſich auf Reiſen gegebenenfalls ihre Nahrung ſelbſt. In den Dörfern habe ich nie Röſtherde geſehen, nur auf Sandbänken mit Lagerſpuren fanden ſich ſolche. Wandernde Truppen benutzten ſie zuweilen. Meine Karajá bauten auf der Savajéreiſe ſtets derartige Röſtherde. Offenbar werden ſie mehr von den Männern zum Braten der Fiſche benutzt; doch verſtehen die Männer auch das Kochen.

Das Röſten geſchieht auf den Röſtherden oder am Spieß. Fleiſch und Fiſche werden ſo lange geröſtet, bis die äußere Schicht verkohlt iſt. Dieſer ſcharfe Brand erſetzt bis zu einem gewiſſen Grade das Fehlen des Salzes. Desgleichen werden Palmnüſſe und andere Früchte im Feuer geröſtet, ſpäter dann aufgeknackt und verzehrt. In flachen Schüſſeln (?) geröſtet werden von Oktober an die Fruchtkerne der Coceiro (hölēnĭ). Dieſe Kerne werden dann zerſtampft, mit dem Fleiſch der Nuß vermengt und dies dann zuſammen geröſtet.

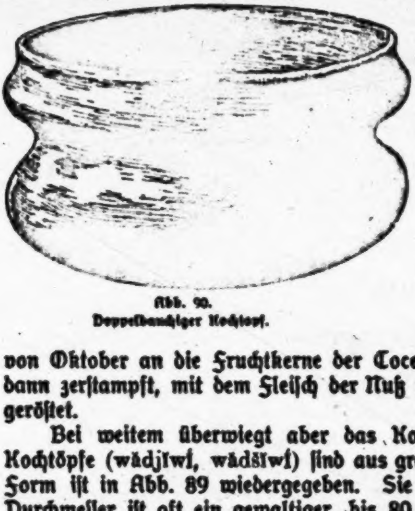


Abb. 90.
Doppelbauchiger Kochtopf.

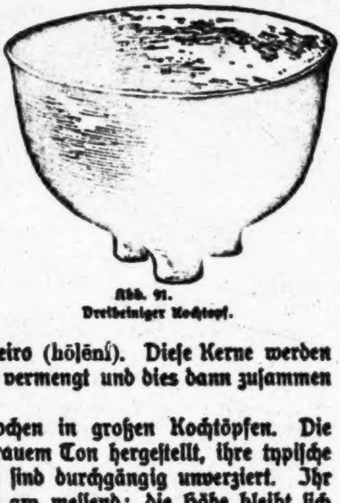


Abb. 91.
Dreibeiniger Kochtopf.

Bei weitem überwiegt aber das Kochen in großen Kochtöpfen. Die Kochtöpfe (wädjĭwĭ, wädšĭwĭ) ſind aus grauem Ton hergeſtellt, ihre typiſche Form iſt in Abb. 89 wiedergegeben. Sie ſind durchgängig unverziert. Ihr Durchmeſſer iſt oft ein gewaltiger, bis 80 cm meſſend; die Höhe bleibt ſich aber im allgemeinen gleich (11—14 cm), ſo daß derartige rieſige Töpfe mehr ſchüſſelförmig ausſehen. Zuweilen werden ſie mit Tontellern bedeckt. Gefäße beſonderer Art ſind das doppelbauchige Gefäß (Abb. 90), ſowie der dreibeinige Kochtopf (Abb. 91); beide wurden ebenfalls wädjĭwĭ genannt.

Gekocht werden einmal die Fiſche, die ausgenommen und entſchuppt, in Stücke geſchnitten und ſo gekocht werden. Zur Zeit der Pikifrüchte werden ſie mit dieſen zuſammen gekocht. Desgleichen wird das Chamäleon abgehäutet und gekocht. Vor allem wird die Mandioka auf dieſe Weiſe zubereitet. Sie bildet das Hauptnahrungsmittel. Die Zubereitung der giftigen Mandioka geſchieht folgendermaßen: Die Wurzel wird mit Einſchnitten verſehen mehrere

Tage lang ins Waſſer gelegt, dann mit einer geſchärften Muſchelſchale abgeſchabt und darauf auf dem Reibholz [(k)öĺanȧ] gerieben. Das länglich-rechteckige flache Holz trägt auf der Mitte der einen Seite mehrere Querreihen eingeſetzter Spitzen aus Prejauvaholz (Abb. 92). Die Frau kniet beim Reiben und hält das Holz gegen den Leib und gegen den Boden geſtemmt. Als Reiber dienen auch die bekannten Gaumen des Pirarucúfiſches. Danach wird die Maſſe mit Waſſer verſetzt und auf das Stäbchenſieb gelegt [bŭĺöldjŭ, geſprochen: brö(ĺ)djô]. Dieſes beſteht aus feinen, nebeneinander geordneten Rohrſtäbchen, die in größeren Zwiſchenräumen mit je zwei Schnüren in gleicher Weiſe wie die Netzdecken durchflochten ſind (Tafel 55, Abb. 1). Derartige Stäbchenſiebe dienen einmal als Siebe für geſtampfte Mandioka und für Töpferton, ſodann als Mandiokapreſſe und ſchließlich als Unterlage beim Töpfern. Auf ſolchen Sieben alſo wird die Mandiokamaſſe gereinigt, grobe Stücke werden herausgeleſen, dann wird das Sieb mitſamt der Maſſe zuſammengerollt und dabei mit den Händen ſtark gepreßt, ſo daß der Giftſaft abfließt. Das ſo entſtehende grobe Mehl (kĕnōdḗ) wird gekocht zu Mandiokabrei, dem gewöhnlichen Nahrungsmittel der Indianer. Etwas anders wird die zahme Mandioka (Aipim) behandelt. Sie wird zerſchnitten und zerbröckelt und dann im Mörſer (köwô), der etwa 50 cm hoch und 26 cm breit aus einem Baumſtamm mit 3 cm dicker Wandung herausgearbeitet iſt, mit der etwa 1½ m langen dicken Holzkeule (haô) zerſtoßen (Tafel 40, Abb. 3). Dieſe zerſtoßene Maſſe wird auf ein Sieb getan, das über einer Schale oder einem Topfe liegt. Als derartige Siebe dienen einmal aus ſtarkem Rutengeflecht gewölbt oder halbkuglig geflochtene Korbſiebe (wȧĺĺiȧĺ) oder flache runde Siebteller (ŭltjŭ ödȧ-mödĭ; Tafel 55, Abb. 2, 3). In Schiſchá wird ſchon moderne Ware hergeſtellt: Siebe mit 5 cm hohem Holzſpanrand und feinem gemuſterten Baſtgeflecht, die im weſentlichen für den Gebrauch der Braſilianer hergeſtellt werden (ŭltjôn(ȧ), Tafel 55, Abb. 4). Auf dieſen Sieben werden zunächſt mit der Hand Unreinlichkeiten herausgeleſen, dann wird das Sieb in die linke Hand genommen und durch raſches Klopfen mit der rechten Hand von oben darauf die Maſſe hindurchgeſiebt. Größere zurückbleibende Stücke wandern wieder in den Mörſer zurück, werden nochmals geſtampft und dann

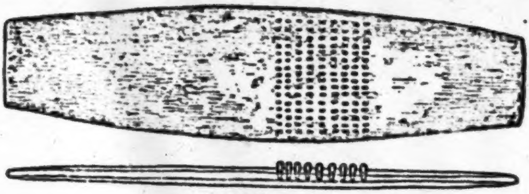


Abb. 92.
Mandiokareiber.

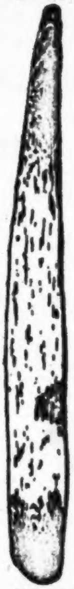


Abb. 93.
Rührlöffel.

wieder geſiebt. Iſt genügend Mehl beiſammen, ſo wird es in den großen Kochtopf getan, aus einer Waſſercuye wird Waſſer darauf gegeben und der Topf aufs Feuer geſetzt.

Zum Umrühren dienen lange, flache Holzlöffel (hălădắŏ) aus Tarumáholz (Abb. 93).

Ehrenreich berichtet, daß die Indianer dieſes Mehl in flachen Töpfen dörren, alſo Farinha d'agua herſtellen, die ſehr lange haltbar iſt; daß ſie die getrocknete Maſſe (Puva: booro, nach meiner Aufnahme bălŏ) mehrfach auslaugen und dicke Laibe daraus backen; daß ſie aus friſcher Wurzel in kleinen Töpfen kleine geröſtete Fladen herſtellen (Beiju: ibreɔako). Von all dieſem habe ich nichts geſehen noch gehört.

Früchte werden gern noch unreif abgenommen und im Sande vergraben, wo ſie nachreifen. Erſt dann werden ſie verzehrt.

Von Gewürzen wird nur Pfeffer (kašlwĕrắ; rundkörnige Art) verwendet. Er wird in der Pflanzung gezogen; man zerſtößt die Schoten, verſetzt ſie mit Waſſer und tunkt in dieſe Sauce die gebratenen Fiſche.

Salz (Inătŭ, nŏtăkắnă) fehlt; nur in Dorf 6 hatten ſie von der Saline bei São Joſé ſtammendes bitteres Salz, das mit roter Erde vermiſcht war, und das ſie in São Joſé eingetauſcht hatten. Ihr Salzhunger ſcheint äußerſt ſtark zu ſein; beſtändig bettelten ſie um dieſes Gewürz. Eigentümlich iſt dabei aber, daß die Frauen geſalzene Speiſen meiſt zurückwieſen. Dafür aßen ſie aber ſämtlich ganze Hände voll Sand. Auch Kohle und Aſche wird gegeſſen, doch ſoll dies alles ſtark verſtopfend wirken. Auch ſollen ſie aus Ton kleine Kugeln machen, die gegeſſen werden; ihr Genuß ſoll Gelbſucht erzeugen.

D. Das Eſſen.

Eßgeräte ſind nur ganz gering an Zahl. Geröſtete Sachen ſowie gekochte Fiſche werden mit den Fingern gegeſſen, Brei uſw. wird ausgelöffelt aus der großen Kochſchüſſel oder aus kleinen Eßſchüſſeln. Als ſolche dienen Halbcuyen, die durchgängig an den Außenſeiten mit Schnitzornamenten verziert ſind (Abb. 94). Auch flache Tonſchalen ſind üblich (Abb. 95). Ovale Tonſchalen mit Scheidewand (Berlin 3866), ſowie runde und elliptiſche Tonteller (Berlin 3863—3865), wie ſie Ehrenreich beſchreibt, habe ich nicht geſehen. Nur in Schiſchá wurden hohe Tonſchüſſeln mit roter Randverzierung hergeſtellt[1], offenbar unter braſilianiſchem Einfluß (Abb. 96). Als Löffel dienen einmal Muſchelſchalen, und zwar die drei Arten kădălắ (Tafel 55, Abb. 5^{a}), kădalắ liŏlĕ (Abb. 5^{b}) und wălăbŏkădalắ (Abb. 5^{c}); ſodann kleine Halbcuyen (išắ liŏlĕ, kaisŏ, ŭălŭ), die durchgängig mit Brandmalerei verziert ſind und verſchiedene Formen aufweiſen (Abb. 97, 98). Die von Ehrenreich angegebenen Löffel (katarắ) aus Holz (Berlin 3934, 35) und Ton (Berlin 3870) habe ich nirgends angetroffen.

---

[1] Siehe auch meinen Aufſatz über „Die Kunſt der Karajá-Indianer“ im Bäßler-Archiv, Bd. 2, Heft 1, 1911.

Zum Aufknacken der gerösteten Palmnüſſe dienen Schlagſteine. Es gehören ziemlich kräftige Schläge dazu, um die Schalen der Nüſſe zu ſprengen. Als Unterlage dienen flache Steine, als Schlägel fauſtgroße Quarzrundlinge, geſchliffene Kegelſteine oder alte Steinbeile. Dieſe Steine ſtammen ſämtlich aus den Gebieten nördlich der Tapirapémündung. Als Name für alle Schlagſteine wurde mană (Stein) genannt. Abb. 99a—c ſtellt einen ſpitzkegelförmigen Schlagſtein mit ausgehöhlter Schlagſtelle und mit flacher Unterlage dar, Abb. 100—102 drei Steinbeile, und zwar ein langes Flachbeil, ein kurzes Flachbeil und ein Beil mit ringsumlaufender Schaftrieſe, deſſen Schneide durch das Klopfen ſchon ſtark mitgenommen iſt.

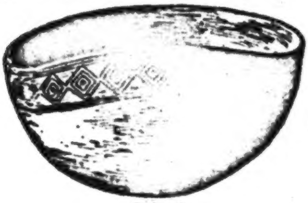


Abb. 94.
Eßcuye.

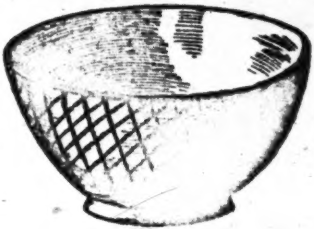


Abb. 96.
Moderne Eßſchüſſel.

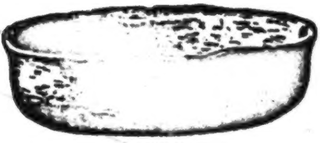


Abb. 95.
Flache Eßſchüſſel aus Ton.

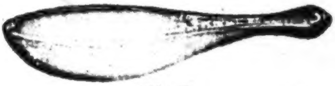


Abb. 97.
Cuyenlöffel.

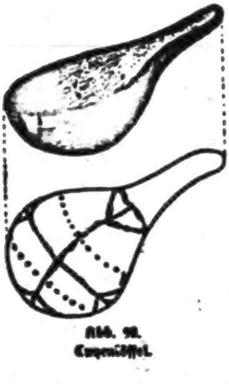


Abb. 98.
Cuyenlöffel.

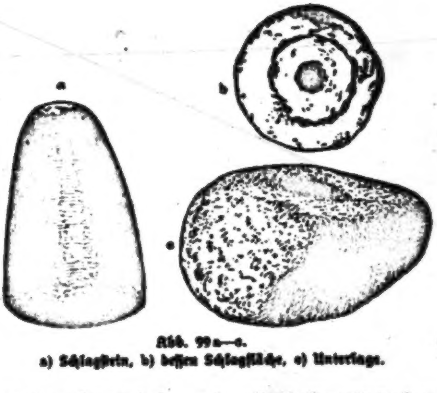


Abb. 99a—c.
a) Schlagſtein, b) deſſen Schlagfläche, c) Unterlage.

Mahlzeiten finden zwei ſtatt, das Frühſtück (ĭndŏldŏhó), etwa 8—9

Uhr, und das Abendbrot (liröšik) etwa 5—6 Uhr. Dazwiſchen wird aber dieſes und jenes geknabbert, Früchte, Nüſſe uſw.; mittags ißt man gern gebratene Piranhas (Fiſchjacuba: djadĕå). Das Menu beſteht meiſt aus gekochtem Mandiokabrei und Fiſchen. Gegeſſen wird viel, trotzdem werden die Leute aber nicht fett. Beim Eſſen hocken ſie um den Topf herum und löffeln ihren Brei aus. Ich habe nicht beobachten können, daß ſie abgewendet voneinander gegeſſen hätten, wie Ehrenreich und Königswald angeben, nur die Frauen ſchämen ſich zumeiſt, in Gegenwart der Fremden zu eſſen; und die Indianer, die ich als Camaraden mithatte, aßen, wenn ſie mit mir in ein fremdes Dorf kamen, nicht mit aus meiner Küche, ſondern hungerten die ganze Zeit, wenn ſie nicht im Dorfe Verwandte hatten, die ihnen zu eſſen gaben. Auch arbeiteten ſie während des Aufenthaltes im Dorfe nicht. Sie ſchämten ſich, wie ſie das nannten.

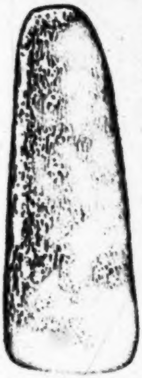


Abb. 100.
Langes Flachbeil.

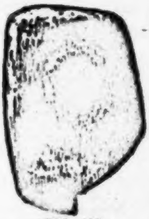


Abb. 101.
Kurzes Flachbeil.

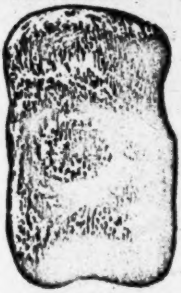


Abb. 102.
Steinbeil mit Schaftrille.

E. Die Getränke.

Im Trinken iſt der Indianer verſtändigerweiſe ſehr mäßig; als gewöhnlicher Trank dient Waſſer. Doch verſtehen ſie es auch, ſich andere Getränke zu bereiten, die indes meiſt nicht berauſchen.

Burityfrüchte (ădĕhŏ) werden geſtoßen und mit Waſſer verſetzt; man läßt die Flüſſigkeit abſetzen, ſchöpft die klare Flüſſigkeit in einen hohen Topf ab, kocht ſie, läßt ſie erkalten und trinkt ſie dann. Die Flüſſigkeit ſoll dunkelrot ausſehen, ſehr ſüß ſein, aber nicht berauſchen. An Feſttagen ſollen große Mengen davon vertilgt werden.

Pikifrüchte werden gekocht, zerquetſcht und mit Waſſer verrührt in einen Topf getan. Die Flüſſigkeit bleibt die Nacht über ſtehen und wird am nächſten Morgen kalt getrunken. Die Kerne werden getrocknet und ſpäter gegeſſen.

Aus Mais machen ſie angeblich ein Getränk kănaå, deſſen Zubereitung ich indeſſen nicht kenne.

Das gewöhnlichſte Feſtgetränk, das bei allen Beſuchen und ſonſtigen

Gelegenheiten getrunken wird, wird aus Mandiokabrei hergeſtellt (iüKrûk). Seine Herſtellungsart iſt bei Ehrenreich beſchrieben (Beiträge, S. 16—17). Die leichte Gärung wird durch Kauen des Bodenſatzes des erkalteten Breies erzeugt. Die Indianer, Männer wie Frauen, löffeln das Getränk in Unmengen aus. Es berauſcht leicht, die Leute bekommen raſch aufgedunſene Geſichter, wäſſrige Augen und neigen zum Schwatzen. Es ſchmeckt wie ungewürzte Kartoffelſtückchenſuppe.

Zuckerrohrſchnaps (cachaça: ibaKló) bringt auch hier ſchon durch die Braſilianer ein. Doch gibt es nur ein Dorf, Schiſchá, in dem der Schnaps von allen getrunken wird, vermutlich weil eine Schnapsfabrik in der Nähe und das Getränk daher billig zu haben iſt. Sonſt habe ich nur ganz wenige Indianer gefunden, die Schnaps annahmen (z. B. Häuptling Ilk); Frauen tranken nie welchen, außer in Schiſchá. Meiſt wurde er auch von Männern und jungen Leuten zurückgewieſen.

F. Speiſeverbote.

Schon oben wurde erwähnt, daß die Möglichkeiten der Nahrung nicht voll ausgenützt werden, daß manche Nahrungsmittel verſchmäht werden. Der Grund dafür iſt ſchwer zu finden. Ich glaubte bereits, totemiſtiſchen Einrichtungen auf der Spur zu ſein; es gelang mir aber nicht, ſie nachzuweiſen. Anſcheinend ſpielt neben abergläubiſchen Vorſtellungen auch der perſönliche Geſchmack eine Rolle dabei.

Nicht gegeſſen werden ganz allgemein: das Fleiſch der Haustiere, Eier, Brüllaffen, Kapivaras, Delphine, Krebſe und Muſcheln. Die Tracajá-Schildkröte und ihre Eier eſſen nur alte Leute; die Jugend verſchmäht ſie, weil ihr Genuß von ſchlechter Wirkung ſei. Häuptlinge ſollen angeblich kein Hirſchfleiſch eſſen. Für Kranke gilt gebratene Piranha als einziges Nahrungsmittel; auch ſchwangeren Frauen ſind viele Nahrungsmittel unterſagt. Einzelne Perſonen aßen beſtimmte Sachen nicht: ſo verſchmähte Pedro Hirſchfleiſch und Tracajá-Eier; andere wieder aßen dieſe Sachen. Aufgeklärte (ziviliſierte) Indianer, die ſonſt noch feſt an alles Zauberweſen glaubten, aßen alles.

G. Die Genußmittel.

Die Indianer kennen nur **ein** Genußmittel: den Tabak (kö̠tí). Sie behaupten, den Tabaksgenuß erſt von den Braſilianern übernommen zu haben, und zwar etwa in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie bekamen damals Samen (kö̠tílätí) oder Stecklinge; zuerſt pflanzten ſie dieſe in den Schlamm, da wuchſen nur kleine Pflanzen; darauf verſuchten ſie es in der Pflanzung, da wuchſen große Pflanzen. Die Sitte des Rauchens ſelbſt aber iſt älter. Fonſeca berichtet aus 1773, daß ſie aus ihrer tönernen Friedenspfeife nach Oſten hin rauchten, offenbar einer Zeremonie folgend[1]. Jedenfalls haben ſie durch die Braſilianer nur ein anderes Gewächs erhalten.

---

[1] Rev. trim. 8, S. 378 und 387.

Heute wird der Tabak in der Pflanzung gezogen, und zwar wird er in der Regenzeit von den Männern durch Einlegen von Samenkörnern in die Erde gepflanzt. Die Ernte beginnt, „wenn die Blätter anfangen zu hängen" (bereits im Juli ſah ich friſche Tabakblätter zum Trocknen aufgehängt). Die Blätter werden gepflückt und ins Haus geſchafft, wo ſie zum Trocknen aufgehängt werden. Sind ſie halbtrocken, ſo werden ſie zwiſchen den Händen gerieben („damit der Tabak ſchwarz wird"), dann außerhalb des Hauſes auf eine Stange oder ein beſonderes ſchräges Gerüſt gehängt und völlig getrocknet. Aufbewahrt wird er in den länglichen, laſá genannten Körben, und zwar von der Südhorde wulſtförmig gerollt (iſaſáũ), von der Nordhorde in Zöpfe geflochten (kö(ũ)zá). (Siehe Abb. 194, Šavajé.)

Die Sorte iſt ſcheinbar ſehr leicht, ihr Duft iſt wenig angenehm; doch rauchen ihn die Indianer leidenſchaftlich. Sie finden den Tabak der Šavajé für beſſer und beziehen von ihnen Stecklinge, um ihre Beſtände zu verbeſſern. So begleitete mich auf der Rückreiſe von den Šavajé ein Karajá, der dort Tabakſtecklinge gegen Pfeile eingetauſcht hatte; ſeine Kiepe war voll beladen mit den Paketen, in denen die Pflanzen verpackt waren. Die Stecklinge waren gut eingewickelt in Blätter und Baſt zu einem großen zylinderförmigen Bündel, das ringsum durch ſenkrechte Bambusſtäbe verſteift und feſt verſchnürt war.

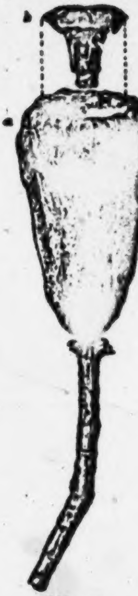


Abb. 103.
Frucht des Jequitibabaumes, aus der die Tabakspfeiſen hergeſtellt werden.

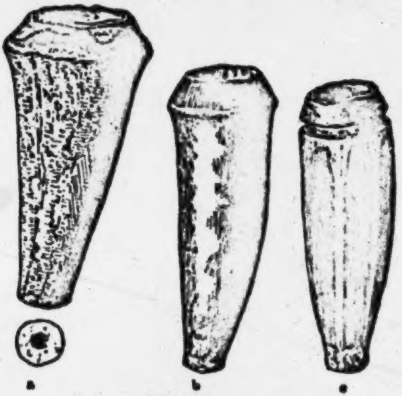


Abb. 104 a—c.
Tabakspfeiſen aus Jequitibafrucht. a) Rohe Form. b) Fein zugearbeitet, ohne Rieſe. c) Fein zugearbeitet, mit Rieſe.

Auf den ſchweren Goyaner Tabak waren ſie ganz beſonders verſeſſen.

Geraucht wird von alt und jung, von Männern und Frauen. Selbſt Säuglingen läßt man zuweilen ſchon dieſen Genuß zuteil werden. Es wird durchweg aus Pfeifen geraucht, Maisblattzigaretten ſind nicht üblich.

Die Pfeiſe (in Männerſprache: wàllònà, wàlìkòkò; in Frauenſprache: wàlìkòkò) wird aus der Frucht (àrìkòkò) des Jequitibabaumes (Hymenea sp.) hergeſtellt (Abb. 103). Die etwa 7 cm lange Frucht iſt durch einen Stöpſel verſchloſſen. Iſt ſie reif, ſo fällt der Stöpſel heraus, und die Fruchtkerne fallen zur Erde. Das leere Gehäuſe wird mit dem Meſſer völlig gereinigt, außen glatt geſchnitten und dann meiſt rot bemalt. Es gibt zwei Sorten von Pfeiſen: eine ohne und eine mit Rieſe am oberen Rande. Verzierte Pfeiſen habe ich nur in einem einzigen Exemplar geſehen. In Abb. 104^{a-c} ſind alle Stufen von der roh zugeſchnittenen bis zur geglätteten, langgebrauchten Pfeiſe dargeſtellt. Abb. 105 bringt die Nachbildung einer Pfeiſe in Holz, wie ſie ebenfalls zuweilen üblich iſt. Abb. $106^{a\,b}$ zeigt die durch erhabene Schnitzereien verzierte, ſchwarz gefärbte Pfeiſe aus einem Dorfe der Nordhorde. Die Pfeiſe in Abb. 107 weiſt ein kurzes Saugrohr auf, das mit der Pfeiſe durch ſchwarze Umwickelung verbunden iſt.

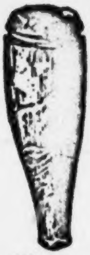


Abb. 105.
Nachbildung einer
Tabakspfeiſe in Holz.

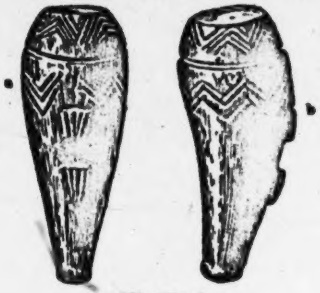


Abb. 106 a, b.
Verzierte Tabakspfeiſe aus Holz.

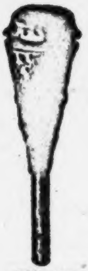


Abb. 107.
Tabakspfeiſe
mit Saugrohr.

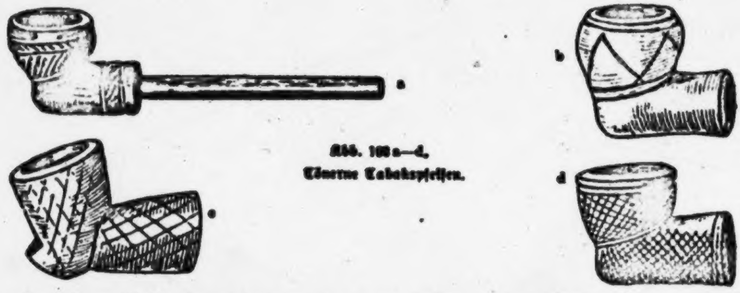


Abb. 108 a—d.
Tönerne Tabakspfeiſen.

Dieſe Pfeiſen haben „die Alten erfunden, als ſie den Tabak von den Braſilianern übernahmen“ (?). In der Südhorde und zum Teil in der Nordhorde werden ſie jetzt ſchon in Holz nachgebildet (Abb. 105, 106); in den oberſten Dörfern, die mit den Braſilianern in Verbindung ſtehen, benutzt man bereits auf Rohrſtücke geſetzte Tonköpfe[1], die im allgemeinen den braſilianiſchen gleichen und nur durch die Abplattung der Unterſeite von ihnen abweichen. Sie ſind meiſt mit Ritzverzierungen verſehen, und der an ſich helle Ton (zöá) hat durch den Brand eine ſchwarze Farbe angenommen (Abb. 108^{a-d}). Aufbewahrt wird der tägliche Vorrat ſowie die Pfeife in kleinen Körbchen (mödí, Tafel 55, Abb. 6^{a}) oder in kleinen geflochtenen Täſchchen, die von rechteckiger Form aus einfachem Baſtgeflecht (sähú) oder aus einem den Sitzmatten ähnlichen Baſtgeflecht (mäši) hergeſtellt ſind (Tafel 55, Abb. 6$^{b\,c}$).

Geraucht wird folgendermaßen: Der Tabak wird feſt in die Pfeife gedrückt, bis dieſe etwa drei Viertel voll iſt; dann wird ein glimmendes Holzſtück vom Feuer darauf gelegt und die Öffnung mit der Hand oder einem Finger verſchloſſen. Nun wird raſch vielmals hintereinander geſaugt, bis der Tabak brennt; die Kohle wird darauf meiſt, aber nicht immer, herausgetan. Beim Rauchen ziehen ſie den Rauch vielmals raſch hintereinander ein: es ſieht aus, als ob ſie ſaugen oder trinken (Tafel 11, Abb. 3); erſt dann ſetzen ſie die Pfeife ab und ſtoßen den Rauch aus.

Auffällig erſcheint, daß die Kayapó den Namen wälïkökó, alſo in der Form der Frauenſprache, anwenden. Sie benutzen ebenfalls Pfeifen aus der Frucht des Jequitibabaumes; als Unikum ſah ich eine in gleicher Form nachgebildete Pfeife aus Ton. Doch benutzen ſie durchweg bereits Saugrohre, die von der Seite her in die Pfeife geſteckt werden. Derartige Pfeifen waren nur in geringer Anzahl vorhanden, und die Kayapó verlangten beſtändig welche von mir. Offenbar iſt das Gerät und damit der Name zu ihnen von den Karajá oder Šambioá durch Vermittelung der Braſilianer übertragen worden. Das Frauenwort erklärt ſich daraus, daß auch die Männer meiſt dieſe Form den Fremden gegenüber anwenden.

7. Waffen für Krieg, Jagd, Fiſchfang.

Um die Überſicht über die mannigfaltigen Formen dieſer Geräte nicht durch Unterordnung in die einzelnen Gebrauchsgruppen zu zerreißen, will ich ſie hier gemeinſam behandeln. Schon oben iſt bei Jagd und Fiſchfang hierher verwieſen worden. Eine kurze Überſicht der Verteilung je nach dem Zweck möge vorausgehen.

Als Kriegswaffen dienen die Keulen ſowie Bogen und Pfeile mit Bambusblattſpitzen. Der Jagd dienen Lanzen, Bogen und Pfeile mit Holzſpitzen und mit Bambusblattſpitzen. Zum Fiſchfang werden ausſchließlich Bogen und Pfeile mit angeſetzten kleinen Knochenſpitzen verwendet. Sport wird betrieben mit Bogen und Pfeilen und dem Wurfbrett mit Pfeilen. Sonſtige, vielleicht ehemals übliche Waffen ſind der Kugelbogen, die Schleuder (?), der Bumerang (?). Die Hauptrolle alſo ſpielen Bogen und Pfeile. Alle übrigen treten dagegen ganz zurück.

---

[1] Vergl. hierzu, daß Fonſeca 1775 bereits tönerne Friedenspfeifen erwähnt, ohne jedoch ihre Form zu beſchreiben. Rev. trim. 8, S. 378.

Bogen [w(ă)š(ĭ)ubădê] und **Pfeil** (uŏhŭ) werden meiſt von jedem ſelbſt hergeſtellt. Sie werden auf Bootsfahrten ſtets mitgeführt, und zwar werden die verſchiedenſten Pfeilarten (Kriegs-, Jagd- und Fiſchpfeile) mitgenommen.

Beim Schuß wird der Bogen ſenkrecht gehalten (Tafel 56, Abb. 1). Der Pfeil ruht am Bogen zwiſchen ihm und dem zweiten Finger der linken Hand, an der Sehne zwiſchen erſtem und zweitem Finger der rechten Hand, während die übrigen Finger die Sehne zurückziehen. Der Pfeil wird beim Spannen gegen die Schulter gezogen.

Als Sport betreiben ſie das Abſchießen von den Füßen aus. Ich habe es nicht ſelbſt beobachtet, beſchrieben wurde es mir folgendermaßen: Die Leute liegen am Boden und ſtrecken die Beine geſchloſſen in die Höhe. Der Bogen liegt über den Fußſohlen, die Sehne wird mit den Händen gegen die Bruſt gezogen. So ſchießen ſie in die Höhe. Der Bogen fliegt natürlich ebenfalls von den Füßen ab, die zurückſchnellende Sehne ſoll heftigen Schmerz an den Füßen verurſachen[1].

Schon frühzeitig lernen die Knaben Bogenſchießen; ich ſah ſchon 3—4 jährige Knaben mit kleinen Waffen hantieren. Dieſe Waffen (ſiehe unter Spielzeug) dienen zur Übung im Schießen. Zunächſt wird nach einem feſten Ziel geſchoſſen, einer weichen, zylindriſch geformten Wurzel von etwa 30 cm Höhe und 10 cm Dicke, die in den Sand geſtellt wird (Abb. 109). Später geht der Vater zum Unterricht im beweglichen Ziel über: der Vater rollt einen Baſtring auf der Erde entlang. Der Knabe ſteht etwa 10 m vom Vater entfernt und ſchießt aus immer weiterem Abſtand in den laufenden Ring. Der Pfeil muß im Baſt hängen bleiben. Einem kleinen Knaben von vier Jahren gelang das auf eine Entfernung von 2 m beim dritten Schuſſe. Dieſer Baſtring [(wă)šiŏlŏlŏ] iſt eine ringförmige Baſtwulſt von $3^{1}/_{2}$ cm Dicke und $18^{1}/_{2}$ cm Durchmeſſer, die mit Baſt eng umwickelt iſt (Tafel 56, Abb. 2). Ehrenreich (Berlin 3960) bezeichnet ſie fälſchlicherweiſe als einen Ring zum Tragen von Gegenſtänden auf dem Kopfe, eine Sitte, die bei den Karajá-Indianern nicht üblich iſt. Später wird dann aufs fliegende Ziel geſchoſſen, indem grüne Kürbiſſe in die Luft geworfen werden. So lernen die Knaben ſchon frühzeitig Bogenſchießen und erlangen im allgemeinen eine große Treffſicherheit. Es gab Indianer, die beim Fiſchen faſt keinen Fehlſchuß taten; doch waren andere hinwiederum weniger geſchickt veranlagt.

Der Bogen beſteht aus Palmholz. Dieſes Holz (ŏlŏtŏ, wŏalaŏ) wächſt angeblich nur im Tapirapégebiet. Jedenfalls beziehen die Indianer der Südhorde nach übereinſtimmender Ausſage ihre Bogen oder das Material dazu von den Karajá der Nordhorde oder von den Tapirapé ſelbſt. Infolgedeſſen konnte ich Bogen nur bei der Nordhorde erwerben, bei der Südhorde waren ſie koſtbare Beſitztümer.

Der Bogen iſt rund, auf der Vorderſeite oft leicht abgeflacht, verjüngt

---

[1] Vergl. hierzu dieſelbe Sitte bei den Indianern nahe Rio de Janeiro, bei Debret, Voyage pittoresque et historique du Brésil, Bd. 1, Paris 1836, Tafel 8.

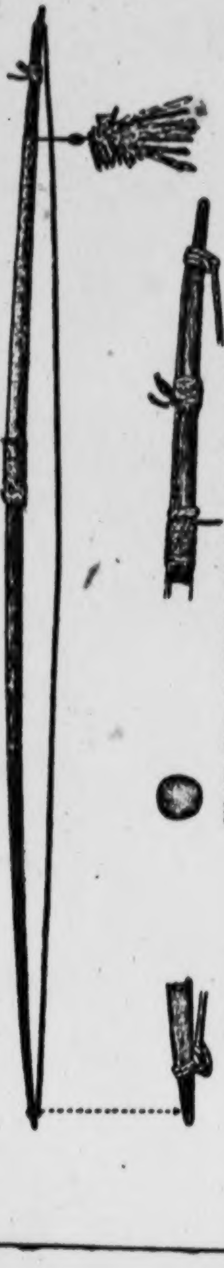


Abb. 110. Bogen mit weißgefärbter Umwicklung, Maisblatt und Federquaste.

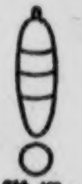


Abb. 109. Frucht als Ziel für Bogenschießen.

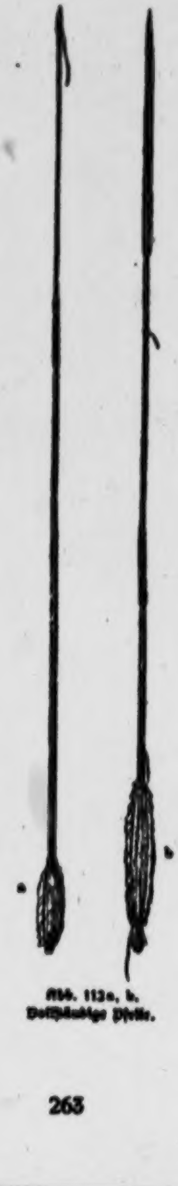


Abb. 112a, b. Vollständige Pfeile.

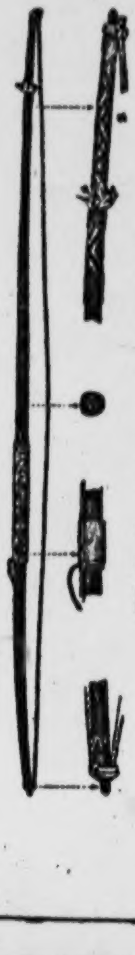


Abb. 111. Bogen mit gemusterter Umflechtung und Federkranz.

ſich nach beiden Enden und läuft in abgeſetzte Dornfortſätze aus. Die Sehnenlänge beträgt bei meinen Exemplaren 184—204 cm.

Die Sehne (ãnzó, mbãú, nach Ehrenreich mahũga) wird von jedem ſelbſt hergeſtellt durch Zuſammendrehen dreier gedrehter Imbauva-Faſerſchnuren. Ihre Stärke nimmt von einem dickeren Ende bis zum anderen beſtändig ab, und ſie läuft ſchließlich in eine dünne Schnur aus. Ihre Montierung zeigt Abb. 110. Die eigentliche Sehne bildet der ſtarke Teil, der am einen Ende abhebbar angebracht iſt. Der ſchwächere Teil wird vom feſten Bogenende aus an der Vorderſeite des Bogenholzes bis etwa zur Bogenmitte geführt, dort befeſtigt und dann zurück nach dem Bogenende zu um den Bogen eng herumgewickelt. Das letzte Endchen hängt frei herab, es trägt oft eine Federquaſte. Dieſe Umwickelung wird meiſt mit weißer Erdfarbe eingerieben. In der Bogenmitte, wo ſie beginnt, iſt ein Maisblatt mittelſt ſchwarzer Baumwollumwickelung als Schmuck befeſtigt. Der nichtumwickelte Teil des Bogens trägt zuweilen eine ſchwarzgelbe Umflechtung (Abb. 111).

Die Pfeile. Um eine Überſicht über die Pfeile geben zu können, empfiehlt es ſich, ſie zunächſt nach den Spitzenformen zu gruppieren; denn die Ausgeſtaltung dieſes Teiles des Pfeiles hängt ja von der Verwendungsbeſtimmung ab, die ſchließlich das wichtigſte am Pfeile iſt. Daneben will ich aber auch auf die anderen variierenden Merkmale hinweiſen, die zum Teil Eigentums- und Stammesmarken darzuſtellen ſcheinen.

Vorweg ſei bemerkt, daß jeder ſich ſeine Pfeile ſelbſt herſtellt. Aber bei der Sitte, Pfeile als Zahlungsmittel zu benutzen und bei Beſuch in fremden Dörfern mit dem Häuptling zu tauſchen, wie anderſeits von ihm welche geſchenkt zu erhalten, ſind Pfeile der verſchiedenſten Herkunft in der Hand des einzelnen vereinigt; doch überwiegen bei der kurzen Lebensdauer der Pfeile die von jedem ſelbſt hergeſtellten. Vergiftung iſt nicht üblich.

Vor dem Schuß werden die Pfeile auf ihre Rundung geprüft, indem ſie zwiſchen der zur rechten Schulter emporgehobenen rechten Hand und der weit abwärts geſtreckten linken gedreht werden. Bilden Schaft und Spitze nicht eine gerade Linie, ſondern ſtehen ſie in leichtem Winkel zueinander, wie das ja ſehr leicht vorkommen kann, ſo wird dieſe Abweichung durch leichtes Biegen beſeitigt. Erſt dann wird geſchoſſen.

Wir unterſcheiden am Pfeile Spitze und Schaft, den letzteren mit der Fiederung (Abb. 112$^{a\ b}$). Pfeile, bei denen Spitze und Schaft aus einem Rohr beſtehen, kommen nur bei Kindern vor (für Vogeljagd, ſiehe Kinderſpielzeug); bei Erwachſenen iſt die Spitze ſtets beſonders eingeſetzt.

Die Spitze beſteht aus einem Holzſtab (ăhăhŭnĭ), der entweder ſelbſt ſpitz zuläuft oder an ſeinem Vorderende eine Spitze aus Bambusblatt oder kleinem Knochen trägt.

Pfeile mit einfacher Holzſpitze dienen zur Jagd auf Großwild (Jaguar, Hirſch, Tapir, Affe). Die Spitze iſt drehrund, flach oder drei- bis vierkantig und hat zuweilen eine oben abgeſetzte Spitze. Ihre Länge beträgt 38—60 cm. Zuweilen iſt ſie ſchwarz gefärbt (Abb. 113^{a-f}). Eine Abart ſolcher Pfeile trägt gekerbte Holzſpitzen (hădŏbĭrădădá, adĕdĕ). Die Kerben ſind entweder an den Kanten der dreikantigen Holzſpitze eingeſchnitten oder an der einen Kante flacher Holzſpitzen. Zahl und Anordnung der Kerben iſt ſehr verſchieden (Abb. 113e—i).

Ehrenreich erwähnt Pfeile mit eingeſetzter, ſtumpfer Holzklobenſpitze für die Jagd auf Vögel und kleinere Tiere. Derartige Pfeile habe ich bei den Karajá nicht geſehen, wohl aber bei den Šavajé (ſiehe dort).

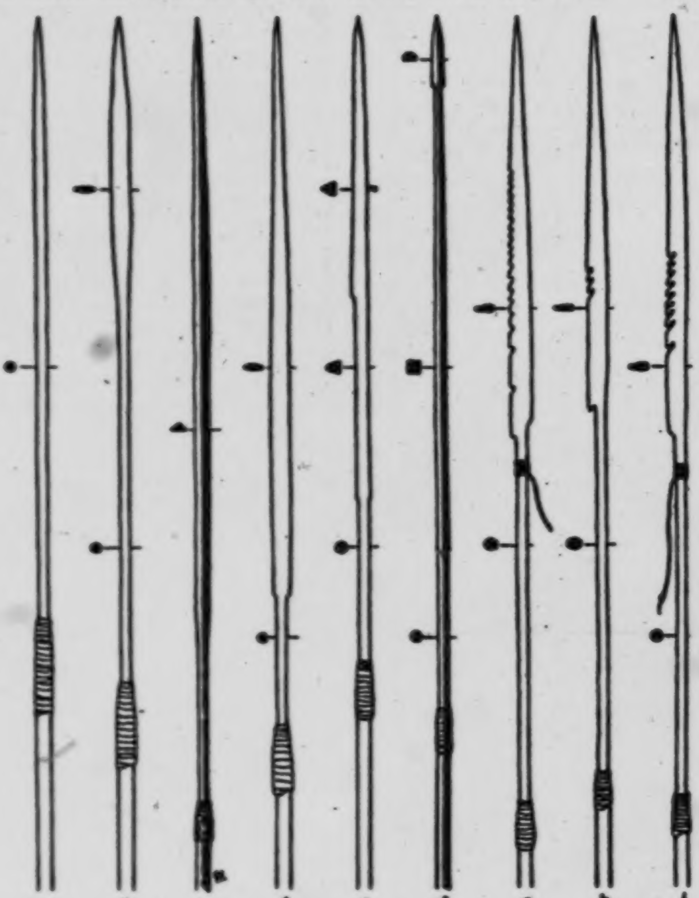


Abb. 113a—i.
Pfeile mit Holzſpitzen.

Pfeile mit aufgeſetzten Bambusmeſſern (di(ŭ)adå) dienen zur Jagd auf Großwild, vornehmlich aber als Kriegspfeile. Da ſie leicht abbrechen und große Wunden reißen, ſo ſind ſie ſehr gefährlich und führen meiſt den Tod herbei. Das Bambusmeſſer iſt meiſt flach, nur ſelten ſtark gewölbt; mit dem Holzſtiel iſt es durch eine feine Baſtumwickelung verbunden. Oft ſind die Meſſer auf der Rückſeite mit ſchwarzen Querſtreifen bemalt. Meſſer und Holzſtiel haben meiſt annähernd gleiche Länge (30—40 cm), beide zu-

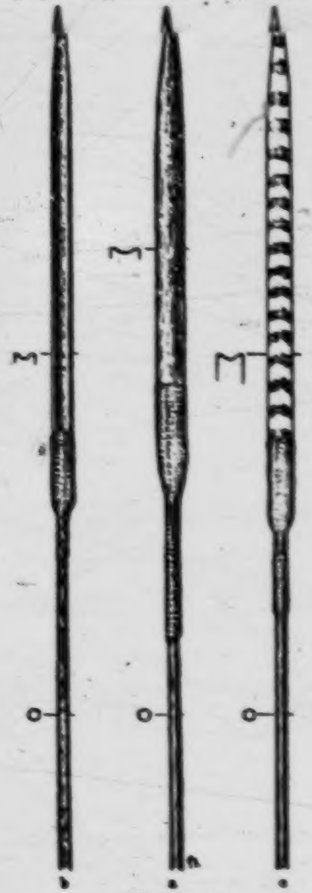


Abb. 114 a—c.
Pfeile mit Bambusmeſſern als Spitze.

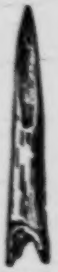


Abb. 117.
Knochenſpitze zum Aufſtecken auf Pfeile.

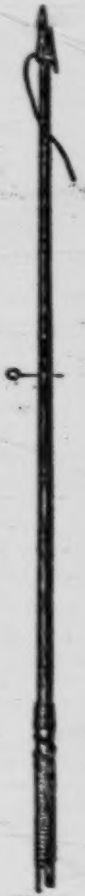


Abb. 115.
Pfeil mit Knochenſpitze.

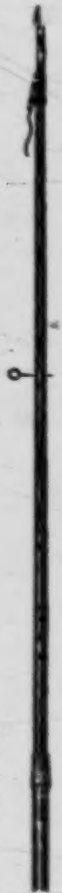


Abb. 116.
Pfeil mit Rochenſtachelſpitze.

ſammen ſind ſo lang wie der eigentliche Rohrſchaft (60—80 cm) (Abb. 114$^{a—c}$).

Die Pfeile mit angeſetzter Knochenſpitze dienen ausſchließlich dem Fiſchfang. Die Knochenſpitze iſt ſo angeſetzt, daß ihr hinteres Ende ſeitlich hervorſteht und ſo einen kleinen Widerhaken bildet. Sie iſt 4—6 cm lang und am Vorſchaft durch feine Baſtumwickelung und Überſpritzung mit ſchwarzem Harz befeſtigt (Abb. 115). Bei meinen Exemplaren iſt dieſe Knochenſpitze überall rund, während Ehrenreich eine zweite Art ſolcher Pfeile mit flacher Knochenſpitze (Berlin 4008)[1] und eine dritte Art mit aufgeſetztem Röhrenknochen als Spitze mitbrachte (Berlin 4009). Der Stiel iſt bei dieſen Pfeilen 40—50 cm lang, zuweilen naturfarben oder rot bemalt, meiſt aber ſchwarz gefärbt; der Schaft hat eine Länge von 100—120 cm. Als Spitze für einen Pfeil mit aufgeſtecktem Affenknochen (ahidó, dürdlënidl) ſollte wohl die in Abb. 117 wiedergegebene benutzt werden.

Ein einziger Pfeil trägt ſtatt der Knochenſpitze eine ſolche aus Rochenſtachel (Abb. 116); er ſtammt aus dem Dorfe an der Tapirapémündung.

Der Spitzenſtiel hat außer ſchwarzer oder roter Bemalung keine weitere Verzierung. Er iſt in den Schaft eingelaſſen und mit Harz darin befeſtigt. Um ihn aus dem zerbrochenen Schafte zu löſen und auf einen neuen zu ſtecken, erwärmt man das Rohr über dem Feuer, bis das Harz geſchmolzen iſt und man den Stiel herausziehen kann. Das Schaftende iſt am Einſatz des Stieles zugeſchnitten, ſo daß der Übergang in den Stiel allmählich erfolgt. Wenn der Stiel in den Schaft eingeſetzt wird, ſpringt dieſer häufig; die Riſſe werden mit ſchwarzem Harz verklebt.

Über die Anſatzſtelle wird ſchwarzer ſchmaler Embiraſtreifen gewickelt; er wird mit hellem Harze am Schafte befeſtigt. Dieſe Umwickelung (dŏdĕ) iſt verſchiedenartig ausgeſtaltet; ſie überzieht entweder Stiel und Schaft in einem Zuge, oder von der kurzen Anſatzumwickelung iſt eine längere Schaftumwickelung getrennt, deren Zwiſchenraum zuweilen durch ſpiralig gewundene oder gekreuzte Umwickelung überbrückt wird. Ein Pfeil trägt an dieſer Stelle ſpiralige Schnittornamente (ŏŏhuládl, rladl), an anderer ein ſchwarzgelbes Geflecht. Dreiteilige Anſatzumwickelung iſt ſehr ſelten (Abb. 118).

Der Schaft (b'dŏjĕ) beſteht aus Taquararohr. Dieſes Rohr ſcheint ſüdlich des Rio Tapirapé nur im Gebiete der Südhorde vorzukommen. Am Südende der Inſel Bananal traf ich ein Dorf, das auf der Wanderung nach Süden begriffen war, um bei Leopoldina Taquara für ihre Pfeile zu holen. Der Schaft iſt durchſchnittlich 0,8—1,0 cm dick, ſeine Länge ſchwankt je nach der Art der Spitzen (ſiehe oben). Schaftverzierungen habe ich nie beobachtet.

Die Fiederung iſt im Durchſchnitt 17—22 cm lang. Meine ſämtlichen Pfeile zeigen nur zwei Ausnahmen, von denen die eine 15, die andere 31 cm lang iſt. Die Fiederung iſt direkt am unteren Ende des Schaftes angebracht. Ehrenreich berichtet, daß das Fiederende oft beſonders in den Schaft eingeſetzt ſei. Seine Vermutung, daß es ſich hierbei um reparierte Pfeile handelte, beſtätigt ſich durch ein derartig ergänztes Exemplar in meiner Sammlung (Abb. 119^{a}).

---

[1] Pfeile mit flachen Knochenſpitzen habe ich nur von den Kayapó erhalten.

Auf die Ausgeſtaltung der Fiederung wird große Sorgfalt verwendet. Sie beſteht aus zwei einander gegenüberſtehenden Federn, deren obere Spitzen durch die Kerbumwickelung feſtgehalten werden, und deren Innenfahnen kurz verſchnitten ſind. An der Stelle, wo die Federkiele befeſtigt werden ſollen, wird der Schaft mit Harz eingerieben, die halbierten Kielenden werden darauf gedrückt, ſodann die Fahnen ſenkrecht zum Schaft gerichtet und ihnen die Drehung (ein Achtel bis ein Viertel des Schaftumfanges) gegeben (Abb. 119^{b}). Dann werden die Kielenden mit ſchwarzem Baumwollfaden (Ksödĕbĕ) feſt umwickelt, ſodann die Außenfahnen zugeſchnitten (Abb. 119^{c}). Früher wurden die Federn durch Abſengen in die gewünſchte Form gebracht, ſeit Einführung von Eiſenſcheren werden ſie zugeſchnitten. Erſt nachdem die Fiederung fertig iſt, wird die Spitze eingeſetzt.

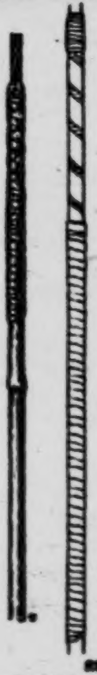


Abb. 118.
Anſatzſtelle zwiſchen Pfeilſchaft und Spitzenſtiel.

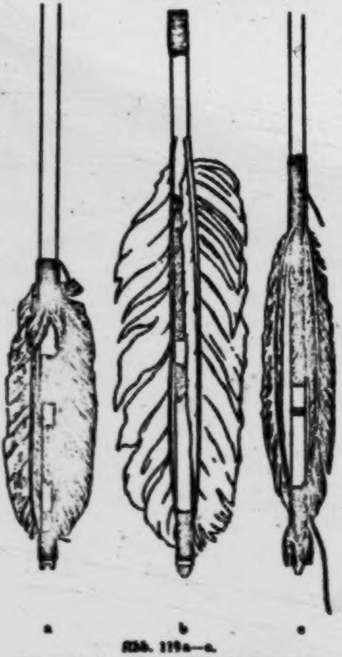


Abb. 119a—c.
Fiederung: a) ergänztes Ende, b) Anſetzen der Federn, c) vollſtändige Fiederung.

Eine abweichende Befiederung (Spiralwicklung durch die zwei halbierten

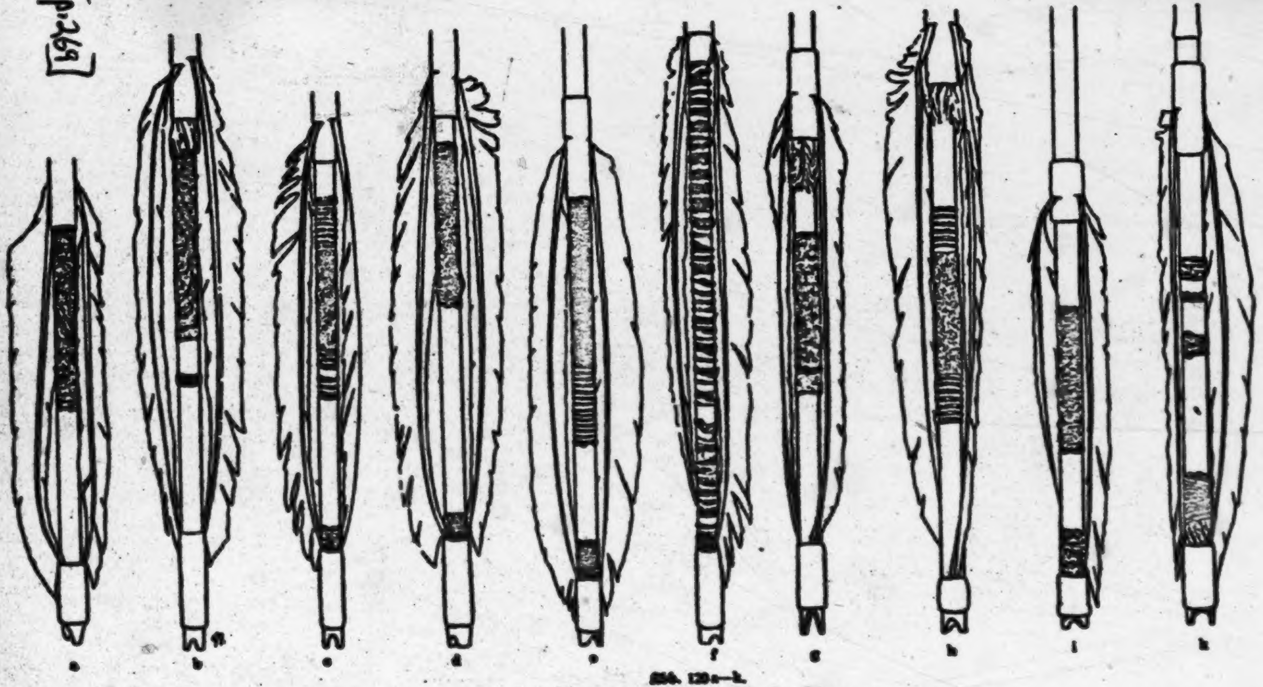

a
b
c
d
e
f
g
h
i
k

Abb. 120a—k.
Verzierung des Schaftes zwischen den Federn.

Federn hindurch) findet ſich bei einigen Kinderpfeilen der Nordhorde (ſiehe Kinderſpielzeug). Ob es ſich hierbei um eine alte, den Erwachſenen verloren gegangene Befiederung handelt, ſteht noch nicht feſt.

In die Baumwollumwickelung an den Kielenden ſind meiſt rote, ſeltener gelbe Federchen eingebunden, die nach dem Innern der Fiederung hereinragen.

Der Schaftteil zwiſchen den Federn iſt meiſt verziert durch Bänder oder Ringe aus rotem oder gelbem Lack (Abb. 120^{a-k}): Dieſe Verzierung wird nur des ſchönen Ausſehens wegen angebracht.

Die Kerbumwickelung beſteht aus feinem weißen Baumwollfaden. Sie reicht bei den Pfeilen der Karajá bis an die Kerbe heran. Hierin liegt nach Kuriší das Charakteriſtikum der Karajá-Pfeile; die Šavajé-Pfeile ſollen einen kleinen Zwiſchenraum zwiſchen Kerbe und Umwickelung aufweiſen. Nun habe ich bei den Šavajé auch Pfeile mit Karajá-Umwickelung erhalten; es geht dies vielleicht auf den lebhaften Austauſch zwiſchen den beiden Völkern zurück.

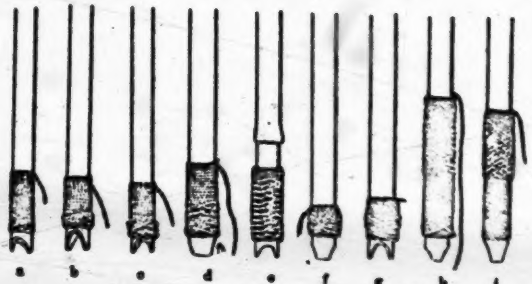


Abb. 121 a—i.
Kerbwicklungen der Pfeile.

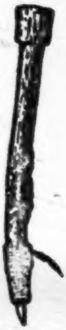


Abb. 122.
Keulenriefler.

Die Umwicklung beſteht aus parallelen Umgängen; nur die oberſten Schichten zeigen Abweichungen durch Kreuzen der Fäden (Abb. 120^{a-i}). Charakteriſtiſch ſollen nach Kuriší für die Karajá vier Kreuzfäden ſein, für die Tapirapé zwei Kreuzfäden. Dieſe Bemerkung habe ich nicht beſtätigt gefunden, es herrſchte vielmehr eine geradezu großartige Fülle der verſchiedenſten Kreuzungen. Allerdings kommen auf das Dorf an der Tapirapémündung die Pfeile mit den zwei Kreuzfäden (Abb. 121^{b}) und die verſchiedenartig geführten Kerbumwicklungen in Abb. 121$^{h\,i}$. Anſcheinend ſind dieſe Wicklungen die Abzeichen der Herſteller der Pfeile; denn bei Befragen nach dieſen ſahen fremde Karajá ſtets nach dem Kerbende. Genaueres konnte ich aber darüber nicht erfahren, ſo beſonders nicht, ob jeder einzelne ſeine beſondere Marke hat, oder ob Familien (oder Totemgruppen?) beſtimmte, für alle Mitglieder gleiche Marken führen.

Die Kerbe (dõnåwüdülõnå) iſt nur wenig tief und leicht geſchrägt eingeſchnitten. Bei einigen Pfeilen ſind in die Kerbumwicklung zwei rote

Federchen eingebunden, die hinten über das Ende herausſtehen (Abb. 119^{c}). Sie dienen nach Mitteilung der Indianer dazu, den Pfeil leichter abfahren und die Hand nicht ſo ſtark ermüden zu laſſen.

Die Keule (göhördě) iſt die eigentliche Kriegswaffe der Indianer. Die Karajá unternehmen keine Bootsfahrt, ohne neben Pfeilen und Bogen auch die Keule im Boot liegen zu haben, und auf Landreiſen iſt ſie meiſt ihr einziger Begleiter. Auch in den Dörfern ſieht man die Indianer, wenn ſie überhaupt bewaffnet ſind, mit Keulen einherlaufen.

Die Keulen ſind aus ſchwerem Holz (wöàlaó) hergeſtellt. Sie ſind drehrund, verdicken ſich nach dem Schlagende zu und laufen mit ſcharfem Rand in einen ſpitzen Buckel aus. Das Griffende endigt in einem Knauf, der durch ein dickeres Zwiſchenſtück mit zwei bis drei tiefen Rieſen von der Keule getrennt iſt. Bei Ehrenreich ſchwankt die Zahl der Rieſen zwiſchen einer tiefen und vier bis fünf flachen Rieſen, während ſeine Šambioá-Keulen durchweg drei Rieſen aufweiſen. Die Art der Keulen (und Rudergriffe), die Ehrenreich von den Šambioá mitgebracht hat, bei der das Zwiſchenſtück durch ein längeres, dünnes glattes Stück geteilt iſt, wobei die breiten, dicken Stücke dieſes an beiden Enden überragen und je eine Rieſe tragen (3979 u. a.), kommt bei den Karajá nicht vor.

Die Keule iſt in der oberen Hälfte (vom Schlagende aus) mit Längsrieſen verſehen. Glatte Keulen, wie ſie Ehrenreich mitgebracht hat, habe ich nirgends geſehen. Hergeſtellt wird dieſe Längsrieſelung durch den Zahn eines Nagetieres (Cutia: ha͡ulí; nach Ehrenreich auch Aguti oder Capivara), der an einem Holzſtab befeſtigt iſt (Abb. 122). Dieſes Rieſelinſtrument, ha͡ulidjú (= Cutiazahn) genannt, dient alſo nicht zur Pfeilherſtellung, wie Ehrenreich angenommen hat.

Bisweilen ſind in der Längsrieſelung zwei diametral gelegene glatte Streifen von etwa 1 cm Breite ſtehen geblieben, die der ganzen Länge nach mit Schnitzornamenten verziert ſind (Abb. 123).

Nur ſelten findet man Keulen, die eine bemuſterte Umflechtung aus gelbem Taquararohr und ſchwarzer Embira tragen (Abb. 124).

Dieſe Umflechtung iſt immer vorhanden bei den kleinen Keulenſtöcken, die ich nie in Gebrauch geſehen habe, und die Königswald als Tanzkeulen bezeichnet. Sie ſind entweder von der Geſtalt der Keulen, ohne jedoch einen beſonderen Handgriff zu beſitzen, oder aber ſie laufen in ein breiteres Blatt aus und haben einen abgeſetzten Handgriff (Tafel 56, Abb. 3$^{a—c}$). Die erſtere Art iſt gegen 70 cm, die zweite gegen 50 cm lang.

Ehrenreich teilt noch einen zweiten Keulentypus mit: flache, ſchaufelartige Keulen, die vierſeitiges prismatiſches Blatt mit ſcharfen Kanten und lanzettförmiger Spitze beſitzen. Der Stiel iſt umflochten, an beiden Enden des Geflechtes hängen Baumwollquaſten herab (Beiträge, Tafel VI, Abb. 11). Er erhielt zwei derartige Keulen von dem Šambioá (Berlin 3980), während er eine rohere Form bei den Karajá ſah. Es fragt ſich, ob dieſe Keulenform den Karajá urſprünglich zukommt. Denn ich traf derartige Formen weder bei den Karajá noch bei den Šavajé an, wohl aber bei den Kayapó, bei denen breite Schneidekeulen überhaupt zu Hauſe zu ſein ſcheinen. Es mag ſein, daß die Šambioá dieſe Form von den Kayapó übernommen haben. Nur eine kleine Kinderkeule der Karajá (Abb. 125) zeigt einen ähnlichen Typus[1], doch ſtammt ſie aus dem Dorf an der Tapirapémündung, ſo daß auch hier nicht ſicher iſt, ob eine alte, jetzt erloſchene Keulenform ſich in dieſem Kinderſpielzeug noch erhalten hat, oder ob nicht eher eine Beeinfluſſung ſeitens der Tapirapé oder der Kayapó vorliegt.

Eine geringere Rolle ſpielen die **Lanzen** (dönöll; Abb. 126). Sie ſind eine den Karajá eigentümliche Waffe. Heute dienen ſie wohl nur noch als Prunkwaffe bei Feſten, Beſuchen uſw. Früher haben ſie auf der Jagd des Jaguars Verwendung gefunden: die Federbüſchel an der Spitze ſollten das Tier ſcheu und unſicher machen, ſo daß der Indianer im günſtigſten Augenblick den Todesſtoß führen konnte (nach Mitteilung der Indianer). Daß ſie je im Krieg verwendet wurden, habe ich nie gehört.

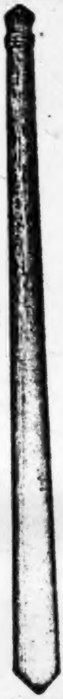


Abb. 123.
Keule.

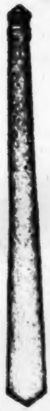


Abb. 124.
Keule mit umflochtenem Griffende.

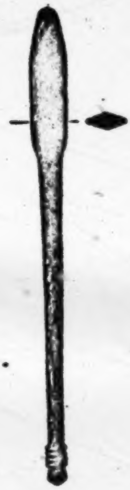


Abb. 125.
Kinderkeule. Karajá.

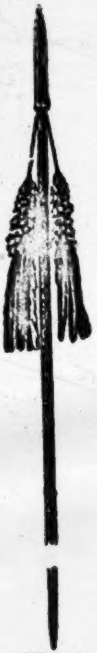


Abb. 126.
Lanze.

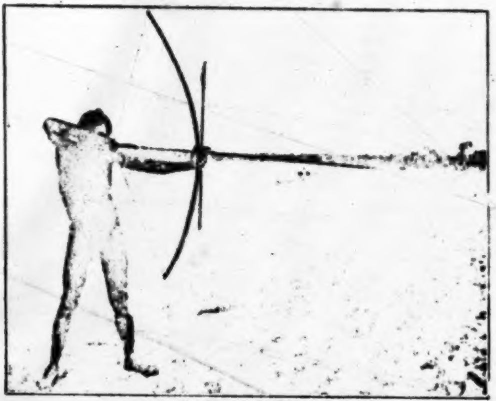
Der Schaft beſteht aus ſchwerem Palmholz (Aruera); er iſt faſt durchgängig 240—260 cm lang und etwa 3 cm dick, nur zwei Exemplare meiner Sammlung ſind wenig über 200 cm lang.

Die Spitze wird durch einen zugeſchärften Schenkelknochen des Jaguars

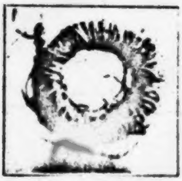
---

[1] Vgl. aber auch oben den Keulenſtock (Tafel 56, Abb. 3a).

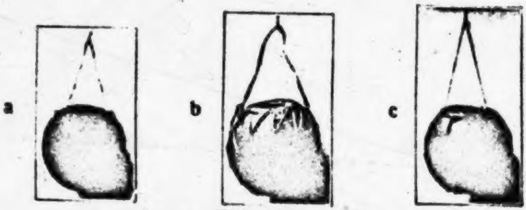
Tafel 56.



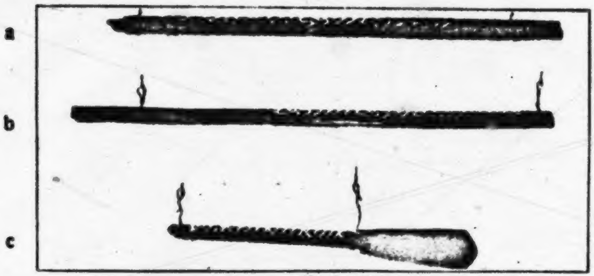
1. Bogenſchütze.



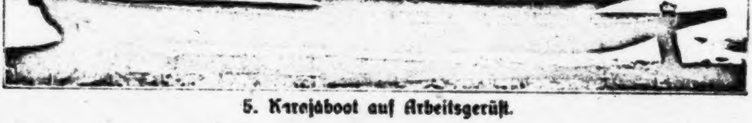
2. Zielring.



4a—c. Kleine Tragkürbiſſe.



3a—c. Keulenſtöcke.



5. Karajáboot auf Arbeitsgerüſt.

[Facing p.272]

gebildet; ſie iſt etwa 20 cm lang. Wo ſie dem Schafte aufſitzt, iſt dieſer auf etwa 10 cm mit roter Baumwollſchnur umwickelt, von deren oberen Umgängen lange Quaſten aus Ararafedern herabhängen. An dieſe Umwickelung ſchließt ſich unterhalb ein gemuſtertes Geflecht an, das aus gelben Taquara-Längsſtreifen beſteht, die mit ringsumgeführten Embiraſtreifen quer durchflochten ſind. Die Umflechtung iſt 50—80 cm lang, ihre Ornamente ſind die gewöhnlichen Flechtornamente[1].

Ehrenreich gibt noch an, daß dieſes Geflecht oben und unten mit kleinen Federkränzen verziert ſei; das iſt bei meinen Exemplaren nicht der Fall.

Nach Mitteilung der Indianer haben ihre Speere in alten Zeiten keine Knochenſpitzen gehabt, ſondern ſie liefen vorn in den zugeſpitzten Schaft aus; im übrigen waren ſie wie die heutigen Speere ausgeſtattet.

Die nachfolgenden Waffen dienen keinem ernſten Zwecke mehr. Entweder ſind ſie, wie die Pfeilſchleuder, zur Sportwaffe geworden oder zum Kinderſpielzeug (Kugelbogen), oder ſie ſind ausgeſtorben.

Die **Pfeilſchleuder** (äübi, öbirú; Abb. 127^{a}) erinnert in ihrer Form an die Pfeilſchleudern der Xinguſtämme, nur daß ſie weſentlich größer iſt (67 cm lang). Der Haken am oberen Ende beſteht aus Knochen und iſt mittels weißer Baumwollumſchnürung befeſtigt (Abb. 127^{b}). Der dazu gehörige Pfeil (köhalá) ſoll eigentlich aus hĕdžiwá-Rohr (Canna brava) hergeſtellt ſein. Bei meinem Modellexemplar beſteht der Schaft aus Cambayuvarohr und iſt etwa 1½ m lang, er trägt vorn eine kolbige Spitze aus ſchwerem Palmholz (Abb. 127^{c}). Andere Pfeile ſollen Spitzen aus Stein haben, die mit Wachs befeſtigt werden; doch habe ich derartige Exemplare nicht geſehen. Der Schaft iſt ungefiedert, er beſitzt keine Kerbe. Ehrenreichs Pfeile aus Ubárohr hingegen haben am Ende einen ausgeſchnittenen Abſatz, der das Kerbloch trägt. Das hier abgebildete Exemplar von Wurfholz und Pfeil wurde von den Indianern auf meinen Wunſch angefertigt.

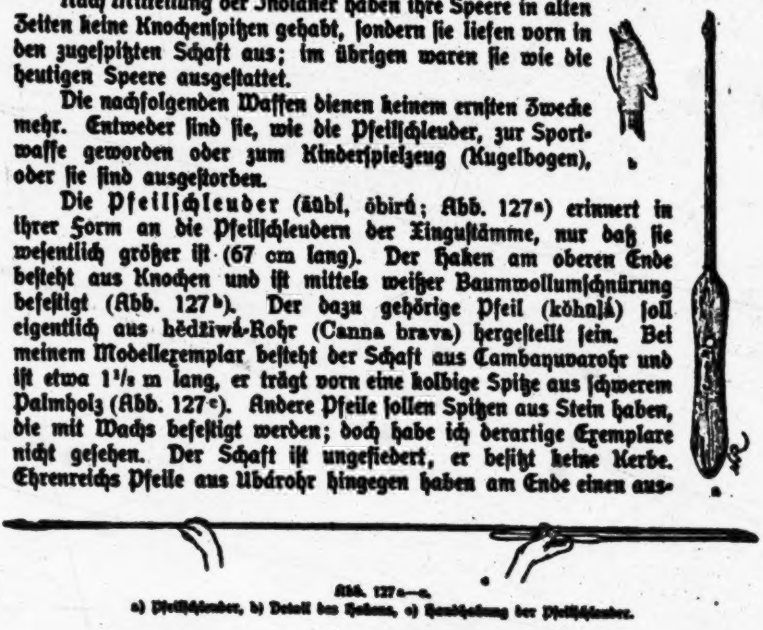


Abb. 127 a—c.
a) Pfeilſchleuder, b) Detail des Hakens, c) Handhabung der Pfeilſchleuder.

Die Art der Handhabung ergibt ſich aus Abb. 127^{c}. Die Schleuder wird in der rechten Hand gehalten, der Pfeil mit dem hinteren hohlen Ende in den Zapfen eingehakt, aufs Brett gelegt und hier mit der rechten Hand in folgender Weiſe feſtgehalten: der Daumen liegt an der rechten Kante des

---

[1] Siehe meinen Aufſatz: Die Kunſt der Karajá-Indianer, Bäßler Archiv, Bd. II, Heft 1, 1911.

Wurfholzes, der zweite Finger ſteckt im Loch des Handgriffes, der dritte Finger greift vom linken Rand her über den Pfeil hinweg, der vierte kommt vom linken Rand her unter den Pfeil, alſo zwiſchen dieſen und das Brett zu liegen, während der fünfte Finger an der linken Kante liegt. Mit der ausgeſtreckten linken Hand wird das vordere Ende des Pfeiles unterſtützt. Abgeſchleudert wird der Pfeil mit derſelben Bewegung, mit der man einen Speer wirft. Man kann Horizontal-, Hoch- und Tiefwürfe (letztere zum Fiſchfang) damit ausführen.

Bei den Karajá traf ich dieſes Gerät nicht mehr an; ſie kannten es zwar, doch gab es in der Südhorde Leute mittleren Alters, die vorgaben, noch keins geſehen zu haben. Die Anwendung jedoch war noch bekannt, und allgemein wurde erzählt, daß die Šavajé viele Wurfhölzer hätten und noch anwendeten.

Bei den Karajá wird es nur noch als Sportwaffe bei dem ànarkántèd-ööhú (Spiel der Tapirapé) genannten Spiele verwendet, das zur Zeit der Blüte des Pau d'Arco ſtattfinden ſoll. Nach Beſchreibungen geht das Spiel folgendermaßen vor ſich: Zwei Jünglinge ſtehen einander gegenüber, beide mit Pfeilſchleuder und Pfeilen bewaffnet. Der eine fordert zum Kampfe auf, indem er ſingt: wöhúlälàkudjě, wöhúlälàkudjě: wirf mit dem Pfeil, du triffſt mich doch nicht. Der andere antwortet: djöbldjöblkó, djöblkó dèhöi: ich treffe dich doch. Darauf beginnen ſie, ſich gegenſeitig mit den Pfeilen nach den Oberſchenkeln oder den Knöcheln zu werfen, und jeder ſucht ſeine Geſchicklichkeit im Werfen wie im Ausweichen des Pfeiles zu zeigen. Wird nicht geſchickt ausgewichen, ſo ſoll der Pfeil ziemlich tief ins Fleiſch eindringen und nur durch Anſchlagen mit dem Wurfholz von beiden Seiten her herausgewuchtet werden können. Böſe Wunden ſollen die Folge ſein.

Auffällig iſt der Name des Spieles: Spiel der Tapirapé. Die Karajá berichteten, daß die Tapirapé das Wurfholz und auch dieſes Spiel beſäßen. Es liegt der Gedanke nahe, daß die Karajá es von da überkommen haben, wenn wir an das Vorkommen dieſes Gerätes im Xingu-Quellgebiet denken. Welche Umſtände das Erlöſchen dieſes Gerätes bei den Karajá, ſein Weiterblühen bei den Šavajé bedingten, entzieht ſich unſerer Kenntnis.

Den **Kugelbogen** (bödökë) habe ich bei den Karajá nicht geſehen. Doch wurde mir bei der Südhorde mitgeteilt, daß ſie ihn anzufertigen verſtänden, und daß die Kinder Steine damit zum Töten kleiner Vögel würfen. Wahrſcheinlich haben die Indianer ihn von den Braſilianern übernommen, deren Kinder in Leopoldina ihn vielfach als Spielgerät benutzten. Das Fehlen eines einheimiſchen Wortes für das Inſtrument läßt wenigſtens ſchließen, daß auch das Gerät nicht einheimiſch iſt.

Anm. Anhangsweiſe muß ich hier zwei Geräte behandeln, über die mir die Indianer nur ganz unkontrollierbare Mitteilungen machten. Es war mein Prinzip, ſyſtematiſch nach allem zu fragen, was überhaupt vorkommen konnte; und wo die Beſchreibung nicht ausreichte, fertigte ich Modelle an. So führte ich den Indianern auch eine **Steinſchleuder** vor. Darauf erklärten ſie mir in verſchiedenen Dörfern übereinſtimmend, daß dieſes Inſtrument (ndrádí) ihnen bekannt ſei, daß ſie es aber nicht gebrauchten aus Mangel an Steinen. Angeblich hätten ſie es von den Braſilianern übernommen. Es war mir unmöglich, die Indianer dazu zu bringen, ein derartiges Inſtrument anzufertigen.

Noch unſicherer ſind die Mitteilungen betreffs des Bumerangs. Mein Gewährsmann Kuriäl, den ich nach meinen ſonſtigen Erfahrungen für glaubwürdig halten muß, teilte mir mit: ſeine Mutter habe ihm in ſeiner Jugend erzählt, daß die Karajá der Nordhorde ein Holz (ládĕzô) hatten, das wieder zurückkam, wenn es geworfen wurde. Geſehen habe er ein derartiges Gerät nicht; es müßte alſo ſchon längſt abgekommen ſein. Beſtätigungen dieſer beiden Mitteilungen konnte ich nicht erlangen, ich gebe ſie daher nur mit allem Vorbehalt wieder.

Schutzwaffen haben die Indianer nicht. Gegen Schläge ſchützen ſie ſich nur mit der Hand und dem Arm. Fliegende Pfeile wehren ſie mit der Keule ab; ſie mit dem Speer, mit Bogen oder Pfeil abzulenken, verſtehen ſie nicht. Gegen den Rückſchlag der Bogenſehne haben ſie keinen eigentlichen Schutz; der Rückſchlag ſoll ſogar ſehr weh tun. Etwas gemildert wird er durch die Armſtulpe (dĕăl); wer keine Stulpen trägt, wie die verheirateten Männer, wickelt ſich wohl auch Baſt um den Unterarm; doch tritt dies anſcheinend nur im Kriege ein, denn beim Fiſchfang habe ich etwas derartiges nicht beobachtet.

Amulette fehlen; nur ein Zaubermittel wenden ſie gegen Pfeilſchuß an: aus geſchabten Stücken der Bogenſehne wird auf beide Brüſte eine Scheibe von 10 cm Durchmeſſer mittels Harz aufgeklebt. Sie glauben, daß dann kein Pfeil die Bruſt treffen könne.

8. Transport- und Verkehrsmittel.

Zu Lande reiſen die Indianer nicht gern. Die Nord-Süderſtreckung ihres Wohngebietes längs des Stromes bedingt ja im weſentlichen Bootsfahrten von Dorf zu Dorf. Nur um die Pflanzung oder fremde Stämme zu beſuchen, werden Landmärſche unternommen. Für beide Zwecke exiſtieren Wege.

Die Wege ſind etwa 20—25 cm breit, durch Niedertreten oder Ausrupfen der Grasbüſchel entſtanden; ſie führen nicht geradeaus, ſondern machen leichte Schlangenwindungen. Die Indianer laufen darauf in einer Linie hintereinander. Die Füße werden nicht, wie öfter angegeben wird, gerade voreinander geſetzt, ſondern die Indianer laufen, wie ich auf tagelangen Märſchen dauernd beobachten konnte, genau wie wir, die Zehen auswärts gerichtet; höchſtens daß ſie zuweilen den Fuß etwas einwärts kehrten, wenn ein größeres Grasbüſchel an der Seite dazu zwang. Es läuft ſich auch barfuß ſehr angenehm auf dieſen Pfaden; ſie ſind ſehr ſauber und glatt gehalten.

Für kurze Märſche, wie zur Pflanzung, gibt es keine weiteren Vorrichtungen; anders bei Wegen, die tageweit über Land führen und häufiger begangen werden. Sie ſind mit Unterkunftshütten in Abſtänden von Tagemärſchen, Kochplätzen, Fährbooten und Waſſertransportgefäßen an beiden Seiten der Gewäſſer verſehen. Einen ſolchen Verkehrsweg bereiſte ich, als ich quer durch die Inſel Bananal marſchierte, um zu den Šavajé zu gelangen.

Als Transportmittel zu Land dienen im weſentlichen die Kiepen (bŏhajŏ), die an Schulter- und Stirnband getragen werden, und in denen ganz ungeheure Laſten transportiert werden können (Tafel 57, Abb. 1 und 2). Auch alle ſonſtigen ſchwereren Laſten werden am Tragband aus braunem Baſt (oaná) getragen, das um die Stirn oder um die Bruſt gelegt wird; ſo z. B. die großen Tragkörbe (wäjiſi, Tafel 57, Abb. 3). Für meine Ruckſäcke machten ſich die Indianer ebenfalls Stirnbänder. Große Schlafmatten werden zuſammengerollt und quer über den Kopf gelegt transportiert.

Kleinere Laſten trägt man in Behältern am Handriemen, z. B. in Tragſäcken (mäſi; Tafel 57, Abb. 5 und 6), Tragtaſchen (löſá; Tafel 57, Abb. 4), Doppelſpankörben (wräbähi; Tafel 57, Abb. 16 und 17), kleinen Täſchchen (Tafel 55, Abb. 6^{a-c}) oder in kleinen Cuyen, deren durchbohrter Rand das Tragband hält, oder die entweder mit Baſt eingeflochten ſind (dälilikú) oder in ein Netz aus ſchwarzem Baumwollgeflecht geſetzt ſind (wäläbükú; Tafel 56, Abb. 4^{a-e}).

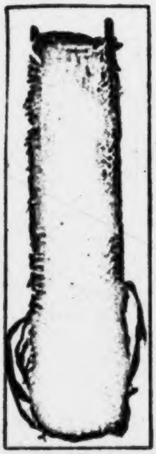
Kinder reiten auf der Hüfte und werden dort mit der Hand feſtgehalten (Tafel 12, Abb. 4; Tafel 37, Abb. 2; Tafel 42, Abb. 2, 3).

Ihre Hauptreiſen finden zu **Waſſer** im Boot ſtatt. Das **Boot** (awó), deren es in jeder Familie eins oder mehrere gibt, beſteht aus einem Einbaum von 6—10 m Länge und 40—60 cm Breite. Die beiden Enden ſind lang ausgezogen und von unten her abgeſchrägt, ſodaß dadurch ein leichtes Auf- und Abfahren von den Sandbänken bewirkt wird (Tafel 56, Abb. 5). Die Boote haben keine Sitze; man hockt oder ſitzt auf dem ſchmalen Boden. Zuweilen werden Querſtäbe angebracht, auf die die Ladung zum Schutze vor dem Kielwaſſer gelegt wird. An einer Stelle im Boot befindet ſich häufig eine Lehmſchicht, auf der glimmendes Holz liegt zum Übertragen des Feuers.

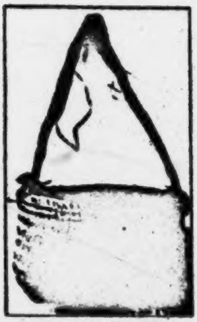
Fortbewegt werden die Boote mit Rudern und Stangen; beide werden bei Tal- und Bergfahrt benutzt, die Stangen natürlich nur im flachen Waſſer. Die **Ruder** (nälihi) werden frei, als Paddel gehandhabt, und zwar knien oder ſitzen die Ruderer im Boot, das Geſicht in der Fahrtrichtung. Wird das Boot von einem Mann bewegt, ſo ſitzt er am hinteren Ende und ſteuert gleichzeitig; bei zwei Mann Beſatzung ſitzt einer am vorderen und einer am hinteren Ende; mehrere Ruderer verteilen ſich über das ganze Boot. Der Rudertakt ergibt ſich im letzteren Falle ganz von ſelbſt, da ſich die hinteren nach dem Vordermann richten müſſen. Der Geſang, den die jungen Leute gern beim Rudern anſtimmen, hat mit dem taktmäßigen Rudern nichts zu tun. Es gibt verſchiedene Arten, die Ruder einzuſetzen: kurze Schläge mit Pauſen nach jedem Schlag; lange, gleichmäßig ſich folgende Schläge; langſame Schläge mit Hochheben der Schaufel am Ende, ſo daß das Waſſer in breitem Schwall von der Schaufel herabfällt, gelten als beſonders elegante Art des Ruderns. Die Indianer ſind ſehr ausdauernd, ſie rudern viele Stunden lang ohne Unterbrechung.

Die Ruder ſind etwa 130 cm lang, haben eine 18—19 cm breite Schaufel von etwa 70 cm Länge, die in eine abgeſetzte, langausgezogene Spitze ausläuft. Das Blatt iſt zuweilen ſchwarz bemalt, ein Mittelquerband iſt ausgeſpart und rot angeſtrichen. Das Handende iſt eine kurze, geſchweifte

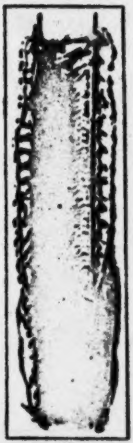
Tafel 57.



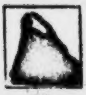
1. Kiepe.



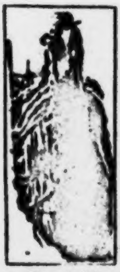
3. Runder Tragkorb mit Stirnband.



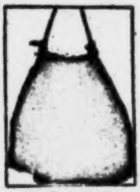
2. Kiepe.



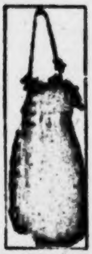
12.



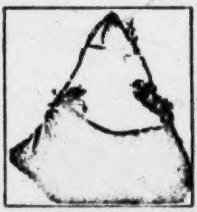
4. Tragtaſche.



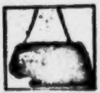
5. Tragſack.



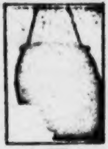
6. Tragſack.



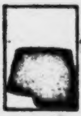
13.



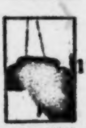
8.



9.



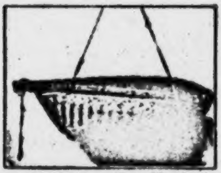
10.



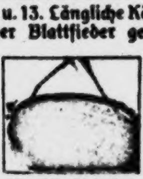
11.

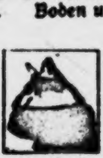
12. u. 13. Längliche Körbe, aus einer Blattfieder geflochten.

8.—11. Körbe mit quadratiſchem Boden und runder Öffnung.

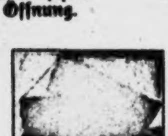


7. Spitzovaler Korb.

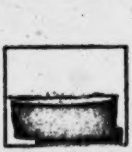




14. Korbſchale, 15. Korb,
beide aus je zwei Fiedern geflochten.



16. Doppelſpankorb, geöffnet.



17. Doppelſpankorb, geſchloſſen.

[Facing p. 276]

Krücke. Unterhalb dieſer befinden ſich am Stiel drei erhabene Ringe, die durch zwei eingeſchnittene Rieſen hervorgebracht ſind; ſie ſind charakteriſtiſch für die Karajá[1] (Abb. 128$^{a\,b}$).

Das Steuer iſt dem Ruder gleich, es wird ebenfalls frei gehandhabt.

Stangen (hödjú, wälötó, aus Meiſúholz) ſind etwa 4—5 m lang; ſie werden aus ſchlanken, dünnen Bäumen geſchnitten, unter deren weißer Rinde ein roter Baſt liegt, der friſch abgezogen wie Kreſſe riecht. Wird die Stange nicht benutzt, ſo wird ſie in eine kurze Schlinge, die vorn durch die Bootswand gezogen iſt, geſteckt und ſchwimmt nun längsſeits mit. Das Staken geſchieht vom Vorderende des Bootes aus, mag der Indianer nun allein das Boot bewegen oder noch einen Steuermann bei ſich haben. Er ſetzt die Stange bald an dieſer, bald an jener Seite ein, je nach der Richtung der Fahrt, dreht ſich dann herum, drückt das Ende gegen die Bruſt und ſchiebt, 5—6 Schritte nach der Bootmitte zu gehend, nach der Mitte weiter. Dann läuft er wieder nach vorn und beginnt von neuem (Tafel 1).

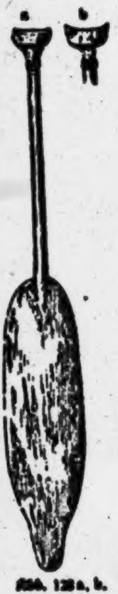


Abb. 128 a, b. Karajáruder.

Dieſes Laufen verurſacht ein heftiges Schwanken des Bootes; doch ſind die Indianer ſehr geſchickt, ſo daß kein Waſſer hereinſchlägt. Schieben mehrere Indianer mit den Stangen, ſo ſtehen ſie abwechſelnd nach rechts und nach links gewendet und bewegen die Stangen von der Stelle aus. Sie heben beim Vorziehen die Stange ſo weit vom Boote ab, daß kein Waſſer hereinkommen kann.

Während das Rudern von Männern und Frauen gleichmäßig ausgeübt wird, habe ich nie Frauen mit der Stange fahren ſehen.

Über ſeichte Stellen wird das Boot hinweggeſchoben, über querziehende, bloßliegende Sandbänke werden Rollhölzer gelegt, auf denen das Boot hinübergerollt wird (Abb. 9).

Anker zum Befeſtigen der Boote gibt es nicht; umflochtene Steine dienen nur den Schildkrötengrundangeln als Anker. Die Boote werden leicht aufs Ufer gezogen, und die Bootsſtange wird durch die Schleife in den Sand geſteckt; das iſt die ganze Befeſtigung.

Zum Ausſchöpfen des eindringenden Waſſers dienen Halbkürbiſſe.

Verzierte Boote habe ich nur im Dorf Nr. 20 geſehen. Hier befanden ſich an der Innenwand eines Bootes hellfarbige menſchliche Figuren; ein anderes Boot trug am Rand 36 Einſchnitte, die als die Zahl der für eine Reiſe zu den Šambioá nötigen Nächte bezeichnet wurden.

Solche wochenlange Fahrten werden meiſt in größerer Geſellſchaft unternommen; oft zieht das ganze Dorf in einer großen Anzahl hochgepackter Boote. Allein fahren die Indianer nur ein bis zwei Tagereiſen weit. An

---

[1] Vgl. oben Keulengriffe.

Proviant nehmen ſie nur wenig mit: Mandioka, Mais und den Kochtopf; die Fiſche werden unterwegs zweimal täglich zuſammengefiſcht. Ruderer und Steuerer wechſeln ſich bei größeren Reiſen tageweiſe ab, beſonders wenn nur zwei Mann im Boote fahren.

Schiffbrüche kommen zuweilen vor, beſonders beim Überqueren des Fluſſes bei Sturm. Derartige Unglücksfälle, bei denen Indianer ums Leben kamen, und von denen mir mehrere Beiſpiele erzählt wurden, ſind bei den hohen Wellen, die die Stürme auf dem Fluß erzeugen, und den ſchmalen, niedrigen Booten der Indianer leicht erklärlich. War ich doch ſelbſt mit meinen Booten (Einbäume mit ein bis zwei aufgeſetzten Seitenplanken) öfter gezwungen, vor Wind und Wellen ſtundenlang Zuflucht am Hochufer oder an Sandbänken zu ſuchen.

Unwetter überſtehen die Indianer auf der Reiſe ziemlich einfach. Sie bauen ſich raſch aus Stangen und bearbeiteten Palmblättern, die ſie bei längeren Reiſen ſtets mit ſich führen, kleine Schutzwände, oder ſie ziehen das Boot ans Land, ſtülpen es um und legen ſich in ihre Decken gehüllt darunter neben ein Feuer, das ſie in der Mitte entzünden. In dieſer Weiſe bringen ſie die ſchlimmſten Sturm- und Regennächte zu.

9. Handel, Geld, Maße.

Ihre Bootsfahrten und Landreiſen führen die Karajá faſt nur des Fiſchfangs und der Beſorgung von Rohmaterialien wegen aus. Handel unter ſich wird nur bei gelegentlichen Beſuchen getrieben. So nahm Pedro aus Dorf 19 Unmengen von Urukúkörnern mit in ſeine Heimat (Dorf 2); als Grund gab er an, daß es oberhalb des Rio Tapirapé kein Urukú gäbe, wahrſcheinlich meinte er nicht die eine beſtimmte, ſehr hochgeſchätzte, rote Farbe gebende Sorte. In den Dörfern nördlich der Tapirapémündung gab es auch in Rollen oder Fladenform gepreßte Urukúfarbmaſſe, die in ſolchen Packungen verkauft wurde. Die Südhorde ſcheint auch ſonſt in verſchiedenen Hinſichten von der Nordhorde abhängig zu ſein: Bogenholz, rote Farbe zum Bemalen der Töpfe, Steine für Steinbeile, Netzdecken, Steinlippenpflöcke, gezähmte Araras beziehen oder bezogen ſie von der Nordhorde, die dieſe entweder ſelbſt produzieren oder von den Tapirapé oder Šavajé erwerben.

Von den Šavajé, die für ſehr reich gelten, kaufen ſie Tabakſtecklinge, Mandiokawurzeln, Pfeile, Netzdecken uſw.

Mit den Braſilianern treiben ſie Handel teils bei der Vorüberfahrt braſilianiſcher Boote, denen ſie Wachs in großen Kugeln zum Dichten der Boote, ſowie Mandioka, Hühner und Fiſche gegen Tabak, Salz, Farinha, Perlen und Meſſer anbieten, teils auf großen Handelszügen, die ſie ſelbſt im Auguſt und September nach Santa Maria und zuweilen auch nach Conceição unternehmen. Sie ſammeln dazu vorher auf ihren Fiſchzügen im Rio Tapirapé und den zahlreichen Seen des Fluſſes große Mengen von Schildkröten, Schildkröteneiern, getrockneten Fiſchen uſw., um dieſe in den großen braſilianiſchen Orten gegen Erzeugniſſe der europäiſchen Kultur einzutauſchen, beſonders Eiſenwerkzeuge, Stoffe für Decken für die kalten Nächte, Schmuckperlen, Tabak und Salz.

Beſondere Wertmeſſer gibt es nicht beim Handel, es findet noch einfacher Tauſch ſtatt. Unter ſich aber haben ſie feſte Preiſe: ein Boot koſtet ein Beil oder zwei Kapivarazähne uſw.

Im Verkehr mit uns galt es erſt, beſondere Werte zu ſchaffen. Sie kennen ungefähr erfahrungsgemäß den Wert von Perlenketten, Meſſern, Scheren, Beilen und ſetzen ſelbſt in ihren Forderungen dieſen in beſtimmte Beziehungen zum Werte des betreffenden Handelsobjektes. Im allgemeinen ſchätzen ſie ihre Gegenſtände gut ab, wiſſen geringwertige von brauchbaren Stücken zu unterſcheiden und fordern demgemäß variierende Preiſe. Nur anfangs hatte man in jedem Dorf Schwierigkeiten, bis die gegenſeitige Wertabſchätzung geglückt war.

Das einfachſte Tauſchmittel war Goyaner Rollentabak; ein Stück von drei Fingern Länge galt als Zahlungseinheit für Fingerringe, Lippenpflöcke, Ton- und Wachsfiguren, einmaliges Photographieren uſw. Für größere Objekte dienten Glasperlen als gewöhnlichſtes Tauſchmittel. Die Scheidemünze ſozuſagen war eine Kette von etwa 100 Stück. Farbe und Größe der Perlen änderten natürlich den Wert, doch war dieſer je nach der gerade im Dorfe herrſchenden Mode ganz verſchieden, ſo daß in einem Dorfe kleine weiße, im anderen große blaue Perlen am höchſten bewertet wurden. Genommen wurden alle Farben; ungern nahmen ſie grüne, ſowie durchſichtige Perlen, gern dagegen weiße und blaue, am liebſten gelbe und rote. Mit ſolchen Perlenketten wurden kleinere Schmuckſachen, Pfeile und dergleichen eingehandelt. Höher im Wert ſtanden kleine Meſſer, Spiegel, Scheren, Angelhaken (möglichſt ſtarke und große) für größere Schmuckſachen, Gebrauchsgegenſtände, Medikamente, Spielſachen u. dgl. Am höchſten wurden Waldmeſſer (fação), Beile (beſonders nordamerikaniſche mit blauem Oberteil), Baumwollſtoffe (ein Stück = 4 m) gewertet. Für eines dieſer Stücke bekam man ein Boot oder eine Lanze, einen Bogen mit Pfeilen, ein Kopffederrad, eine Reiſebegleitung für 8--10 Tage bei freier Station. Von ihren Gegenſtänden werteten ſie am höchſten Netzdecken, Steinlippenpflöcke und Kapivarazähne. Dafür mußte man ſchon Waren im Werte von 30—50 Mark geben. Ganz unverkäuflich waren Tanzmasken.

Beim Handel ging es ſehr ruhig zu. Die Indianer brachten ihre Gegenſtände und ſagten ihre Forderung; ich gab nach genauer Unterſuchung des Gegenſtandes mein Angebot, eventuell wurde der Gegenſtand zurückgewieſen. Regelmäßig verlangten ſie das betreffende Objekt zu ſehen, ſei es Perlenkette, Spiegel, Meſſer, Schere uſw. Dann wurde es einem Sachverſtändigen zur Begutachtung übergeben; ſie haben derartige Leute für Perlen, Eiſengeräte, Stoffe uſw. Erſt wenn dieſer ſich zuſtimmend geäußert hatte, wurde der Kauf perfekt. Andernfalls mußte ich andere Sachen vorlegen. Der getauſchte Gegenſtand ging darauf von Hand zu Hand, wurde von jedem probiert oder angelegt und gelangte erſt ſpät in die Hände des Beſitzers. Eiſengeräte wurden der Nagelprobe, Perlen der Zahnprobe unterworfen. Stumpfe

Eiſengeräte, zerbrechende Perlen, gebrauchte Gegenſtände wurden nicht genommen. Jeder ließ im übrigen den anderen ſelbſt handeln, miſchte ſich nicht hinein und gab nur auf Befragen ſein Urteil ab, eine ſehr angenehm wirkende Sitte.

Beſondere Maße exiſtieren nicht. Meſſer und Scheren wollen ſie möglichſt groß haben, auf die Güte kommt es weniger an. Sonſt habe ich nur noch geſehen, wie Boote gemeſſen wurden. Gewöhnliche Boote reichen vom Fuß bis zum Knie, höhere Boote bis eine Hand breit übers Knie; für ſolche Boote zahlt der Indianer zwei Kapivarazähne. Als Hohlmaße dienten beim Tauſch mit uns die hohle Hand oder kleine Kürbiſſe und Muſchelſchalen.

10. Technik.

Anſcheinend ſtellt ſich ein jeder ſeine Geräte und Werkzeuge ſelbſt her. Nur zuweilen habe ich beobachtet, daß einzelne Perſonen gewiſſe Sachen in größeren Mengen anfertigten; ſo z. B. wurden in Schiſchá Töpfe und Siebe wohl für braſilianiſchen Gebrauch, im Dorfe Joſés Hüte, im Dorfe Alfredos Matten in Mengen hergeſtellt. Dies und die Angaben über den Kaufwert beſtimmter Gegenſtände ſcheint auf einen Handel unter ſich und demnach wohl auch auf Herſtellung durch beſtimmte Perſonen über den eigenen Bedarf hinaus zu deuten.

A. Die Arbeitsteilung nach Geſchlecht und Alter iſt derart, daß die männliche Jugend eigentlich nichts tut, als ſich im Waffenhandwerk zu üben und gelegentlich auf Fiſchfang zu fahren. Daneben ſtellt ſie ſich ihre eigenen Waffen ſowie die Federſchmuckſtücke und die baumwollenen Tanzgürtel her. Die verheirateten Männer dagegen ſind meiſtens beſchäftigt; entweder arbeiten ſie in der Pflanzung, oder ſie fahren, täglich zweimal, auf Fiſchfang für ihre Familie, gehen jagen, flechten Körbe und Hüte, bauen die Häuſer und ſchaffen die Ernte herein. Im allgemeinen haben die Männer, wenn ſie verheiratet ſind, viel Arbeit, und deshalb wollen die jungen Leute nicht mehr heiraten, angeſteckt durch einige ältere Hageſtolze, die das Junggeſellenideal predigen: im Maskenhaus faulenzen, rauchen und ſchwatzen.

Die Frauen lernen ſchon von Jugend auf ihre Handfertigkeiten, wie Spinnen und Weben. Verheiratete Frauen beſorgen die Pflanzung, die Ernte, pflegen die Kinder, kochen, töpfern, ſpinnen und weben und flechten Matten. Im allgemeinen haben ſie zwar den ganzen Tag über zu arbeiten, ſo daß man ſie nie untätig ſieht, doch haben ſie im allgemeinen ein gutes Los; ſchwere Arbeit wird ihnen nie zugemutet, ſondern ſtets von den Männern abgenommen.

B. Von ihren alten Werkzeugen ſind einige bereits verſchwunden[1] oder werden in anderer Weiſe verwendet; doch benutzen ſie noch Steinbeile als Schlagſteine, Steinmeſſerchen zum Tätowieren, Knochennadeln zum Nähen, Muſchelſchalen als Schaber und Löffel, Piranhagebiſſe zum Zuſchneiden der Korbflechtſtreifen. Immer mehr aber dringen Eiſengeräte ein: Beile, Buſchmeſſer, kleinere Meſſer, Scheren ſind überall gebräuchlich, ebenſo eiſerne Häkelnadeln. Trotz dieſer fremden Hilfsmittel hat aber die Technik erfreulicherweiſe ihren alten Charakter bewahrt, und nur zuweilen laſſen ſich Neubildungen unter dem Einfluß der braſilianiſchen Anwohner bemerken. Es zeigt uns das, wie zäh die Karajá an ihrem Volkstum feſthalten trotz des langen Verkehrs mit ihren ziviliſierten Nachbarn.

---

[1] Die Eiſenwerkzeuge ſcheinen in der vorigen Generation eingedrungen zu ſein. Ein 40jähriger Indianer der Südhorde erzählte mir, daß er nicht mehr mit Steinbeilen hätte arbeiten ſehen, daß ihm nur ſeine Mutter davon erzählt hätte.

C. Die *Ausnützung des Naturreiches* iſt eine verſchieden ſtarke; am geringſten wird das Mineralreich ausgenutzt, am ſtärkſten das Pflanzenreich, das ja dem Indianer die reichſten Hilfsmittel bieten kann.

Das Mineralreich wird noch wenig ausgebeutet. Steine ſind in dem Schwemmtal des Araguaya ſelten, höchſtens kleine Gerölle finden ſich auf einigen Sandbänken; ſonſt bedeckt feiner Sand das Flußtal. An den ſenkrechten Steilufern ſteht Canga an, ein eiſenhaltiger Sandſtein, der nicht ausbeutbar iſt außer etwa in größeren Stücken, die umflochten als Anker für Schildkrötenangeln dienen. Steine ſtehen erſt nördlich vom Tapirapé an, und alle die wenigen Steingeräte, die vorhanden waren, ſtammen von da.

Ausgiebiger wird der graue Ton verwendet, der häufig in ſchmalen Schichten in den Sandſtein der Hochufer eingelagert iſt. Er wird zur Töpferei verwendet. Doch iſt dieſe Kunſt in ihrer Technik und Formengebung noch ſehr primitiv, Verzierung fehlt völlig. Die Gefäße ſind alle auf den praktiſchen Gebrauch zugeſchnitten; ſie werden von den Frauen hergeſtellt. Anſcheinend ſind die Frauen praktiſcher und weniger künſtleriſch veranlagt als die Männer; denn wir finden überall, daß die von den Frauen hergeſtellten Sachen einfach und praktiſch ſind, die von den Männern dagegen gefällige Formen und Verzierungen aufweiſen.

Auch Erden als Farben werden nur wenig ausgenutzt.

Etwas ſtärker wird das Tierreich von den Indianern für techniſche Zwecke verwertet. Knochen und Zähne von Säugetieren werden zu Werkzeugen und Schmuckſachen verarbeitet, Muſchelſchalen dienen als Geräte. Am reichlichſten wird die Vogelwelt herangezogen: ihre farbenprächtigen Federn werden zu herrlichen Schmuckſachen verwendet, wie ſie kaum ein anderer Indianerſtamm in dieſer Fülle aufweiſt. Um das Material dazu immer zur Hand zu haben, halten die Indianer jung dem Neſte entnommene Vögel gezähmt in ihren Hütten, um ſie von Zeit zu Zeit zu rupfen. Das Wachs der Bienen ſpielt als Klebemittel eine große Rolle.

Am ſtärkſten beutet der Indianer das Pflanzenreich aus, und hier iſt er auch zur Kultivierung ihm nützlicher Pflanzen übergegangen. Es ſtehen ihm ja viele Nutzpflanzen an Bäumen (Laubbäumen, Palmen), Sträuchern, Rohrarten uſw. bereits wild zur Verfügung.

Es werden ſo ziemlich alle Teile der Pflanzen ausgenutzt, bei jeder natürlich nur beſtimmte: Holz, Rinde, Blätter, Stengel, Baſt, Blüte. Von Pflanzen, deren Früchte techniſch verwendet werden, werden angepflanzt:

Kürbiſſe, Baumwolle, Urukú. Die Klebſtoffe werden außer Wachs ausſchließlich Pflanzenharzen entnommen.

Im folgenden ſoll die Bearbeitung und Verwendung der einzelnen Rohmaterialien geſchildert werden.

D. Steine werden vor allem als Steinbeile verwendet. Das Material dafür iſt vorwiegend körniger Diabas oder Diorit. Über die Art der Herſtellung iſt nichts bekannt. Gegenwärtig dienen ſie nur noch als Schlagſteine für die Rindenſtoffbearbeitung und zum Nüſſeaufknacken. Anſcheinend ſtammen ſie ſämtlich vom Rio Tapirapé ſowie aus den Gebirgen nördlich davon und ſind vielleicht überhaupt nicht von den Karajá ſelbſt verfertigt, ſondern durch Handel von den Tapirapé erworben worden. An Formen exiſtieren Flachbeile und Beile mit Schaftrille (Abb. 100—102). Als Nußknacker fand ich einen Steinapparat aus Steinunterlage und Stößel beſtehend, der ſich ſeiner Form nach ganz einzigartig dazu eignet. Durch den langen Gebrauch iſt in der leichtgewölbten Schlagfläche des Stößels eine glatte runde Höhlung entſtanden (Abb. 99). Solche Steine ſollen aus der Cachoeira bei St. Maria ſtammen. Die Steinmeſſerchen, die zum Tätowieren verwendet werden, werden jedesmal aus Kieſelgeröllen der Sandbänke neu gefertigt, indem mit einem Stein oder Eiſenbeil der Kieſel zerſprengt wird und die ſchärfſten Splitter ohne weitere Nacharbeit verwendet werden (Abb. 52^{b}). Über die Herſtellung der langen Steinlippenpflöcke (Abb. 62) iſt nichts bekannt. Angeblich werden ſie mit Steinen zugeſchlagen. Die Karajá fertigen ſie nicht ſelbſt an, ſondern handeln ſie von den Tapirapé ein.

E. Erden werden außer als Farben (ſiehe unter Farbſtoffen) nur noch in der Töpferei verwendet, die von den Frauen betrieben wird. Als Material dient der grauweiße Ton (zöá), der an den ſteilen Uferwänden in Schichten anſteht und in Kugelform haufenweiſe in den Dörfern aufbewahrt wird. Zum Gebrauch wird er zunächſt ganz fein zerrieben und dann mit einigen Zuſätzen vermengt. Das wichtigſte Zuſatzmittel iſt mäñzi (Tafel 68, Abb. 1), ein von den braſilianiſch redenden Indianern als Neſt der cupim d'agua bezeichnetes Gebilde, das ſich in Unmengen als Umkleidung der Wurzeln und unteren Zweige der am Ufer ſtehenden Bäume findet. In großen Haufen trifft man es bei den Dörfern aufgeſtapelt an. Es wird im Feuer gebrannt, dann zerſtampft und mit Waſſer vermiſcht dem Töpferton zugeſetzt.

Ein anderer Zuſatz wird aus der violetten Blüte (ädënå) eines Baumes gewonnen; die Blüten werden verbrannt, ihre Aſche dem Ton beigemiſcht. Dieſe Mitteilung Pedros ſcheint mit der von Ehrenreich nach C. de Magalhães berichteten Sitte (Beiträge S. 19) übereinzuſtimmen, durch den Kieſelgehalt der Aſche gewiſſer Schlingpflanzen den Ton widerſtandsfähiger zu geſtalten.

Das Formen der Gefäße geſchieht folgendermaßen: Der Boden wird aus einem flachen Kuchen gebildet, an dem ein niedriger Rand gleich mit herausgearbeitet wird. Eine Drehſcheibe fehlt, als Unterlage dient ein alter Topfboden oder meiſt ein Stäbchenſieb, deſſen Struktur ſich in dem weichen Ton abdrückt (Tafel 68, Abb. 2). Kleinere Gefäße werden auf der Hand geformt. Die Töpferin miſcht dann grauen Ton mit Waſſer, quirlt ihn zwiſchen den flachen Händen zu einer Wulſt aus, legt dieſe auf den linken Unterarm und drückt mit dem rechten Zeigefinger eine Längsriefe ein (Abb. 129). Die Wulſt wird nun mit der Riefe auf die Kante des Bodenſtückes gelegt und dann nach oben flach verdrückt (Abb. 130). Es wird ſo eingerichtet, daß die Wulſt gerade den Umfang des Gefäßes ausmacht. Auf dieſe Weiſe wird Wulſt über Wulſt gelegt und dann mit der Hand oder auch mit einem Glättſtein verſtrichen, bis das Gefäß fertig iſt.

Danach werden die Gefäße in der Sonne leicht getrocknet und darauf gebrannt. Dies geſchieht auf einem gewöhnlichen Herde. Ich beobachtete, wie ein großer Kochtopf mit der Öffnung nach unten auf drei Herdſcherben ſtand und durch ein Feuer darunter von ihnen her gebrannt wurde (Abb. 131).

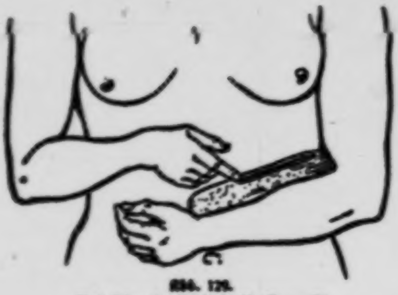


Abb. 129.
Eindrücken der Riefe in die Tonwulſt.

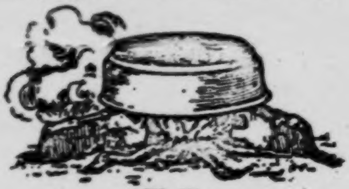


Abb. 131.
Brennen des Topfes.

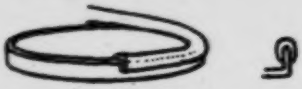


Abb. 130.
Auflegen der Tonwulſt auf den Rand des Gefäßbodens.

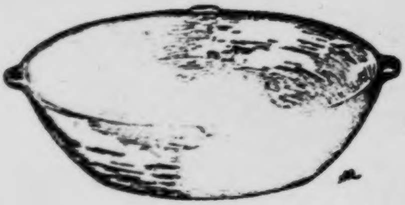


Abb. 132.
Tonſchale mit 4 Auswüchſen am Rand.

Ob auch ein Brennen von außen ſtattfindet, vermag ich nicht zu ſagen. Die Anwendung des Termitenhaufens als Brennofen, wie ſie Ehrenreich nach Magalhães berichtet (Beiträge S. 19), habe ich während der Trockenzeit nirgends geſehen; das Formen und Brennen fand ſtets auf den Sandbänken ſtatt auf gewöhnlichem Herd.

Hergeſtellt werden große Kochtöpfe, Graburnen, die nichts weiter ſind als rieſige Kochtöpfe mit einem Deckel, dreibeinige Kochtöpfe und Schalen. Alle dieſe Geſchirre werden wādjīwī genannt. Über die an der Sonne getrockneten Tonpuppen als Kinderſpielzeug ſiehe S. 309.

Die Formen ſind ſehr einfach; der gewöhnlichſte Typus iſt die leichtgeſchweifte doppelkoniſche Form (Abb. 89), ſelten iſt der doppelbauchige Topf (Abb. 90), und der dreibeinige Kochtopf (Abb. 91) iſt auch nicht allzu häufig. Schüſſeln ſind ſelten, am häufigſten ſind noch die flachen Schalen (ſiehe Abb. 96). Ganz eigentümlich iſt die Eßſchüſſel mit den vier Randauswüchſen (Abb. 132); vielleicht iſt ſie braſilianiſchem Einfluß zu verdanken, der ſich in den Dörfern von Leopoldina bis São Joſé in der Töpferei ſtark geltend macht. Dieſe Dörfer liefern nämlich den Braſilianern das Koch- und Eßgeſchirr, ſo daß man in São Joſé und Leopoldina ſelbſt faſt nur indianiſches Geſchirr antrifft. Es iſt aber bereits dem Geſchmack der Braſilianer angepaßt: die kleinen Eßſchüſſeln haben die typiſche Napfform und tragen am Rande eine Verzierung in roter Farbe (Abb. 96). Auch die Waſſerkühlgefäße, die die Indianer in den erwähnten Dörfern für die Braſilianer herſtellen, weiſen rein braſilianiſchen Typus und rote Verzierung auf. Die roten Muſter werden mit einer Erdfarbe hergeſtellt. Die rote Erde dazu (zügó, pöábajó) ſtammt von der Barreira do Veado und wird von den wegen Pfeilrohr nach Süden reiſenden Indianern der Nordhorde mit nach São Joſé und Schiſchá genommen, um ſie dort an die Indianer zu verkaufen. Sie wird mit Waſſer vermiſcht aufgetragen. Die eigentlichen indianiſchen Gefäße ſind unverziert.

Ein ganz eigentümliches Gefäß, deſſen Herkunft unbekannt iſt, erhielt ich in Schiſchá (Abb. 133). Es iſt unregelmäßig dunkelrot und ſchwarz gefleckt infolge ungleichmäßigen Brandes, anſcheinend aus ſehr rohem Ton und in ſehr primitiver Weiſe gearbeitet. Auffällig ſind die beiden Knäufe am Rande, die oben leicht ausgehöhlt ſind. Das Gefäß iſt von den Indianern aus Schiſchá bei einer Wanderung flußabwärts im Sande einer Sandbank vor mehreren Jahrzehnten gefunden worden. Die Indianer ſelbſt konnten ſich nicht erklären, wo das Gefäß herſtammen könnte.

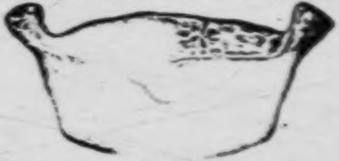


Abb. 133.
Altes Tongefäß.

Die von Ehrenreich mitgebrachten Topf- und Schalenformen: flache runde Schüſſeln (Berlin 3862), flache runde Teller (3863 und 3864), flache ovale Teller (3865), niedrige elliptiſche Doppelnäpfe mit längslaufender Scheidewand (3866), Zylindertopf mit umgebogenem Rand und Baſthängeband (3861), doppelkoniſcher Topf mit Hängeband (3858) und tönerne Löffel (3878) habe ich nirgends geſehen.

Die Ausnutzung des Tierreiches für techniſche Zwecke hält ſich ebenfalls in engen Grenzen.

F. **Knochen** finden zugeſpitzt vielfache Verwendung. Die Schenkelknochen des Jaguars werden abgeſchrägt und zugeſpitzt als Speerſpitzen verwendet; Schnittflächen und Ränder ſind fein geglättet. Die ſtärkſte Verwendung finden Brüllaffenknochen (kpödi) als Lippenpflöcke, Bohrer für Lippen- und Ohrloch und Spitzen für die Fiſchpfeile. Welche Knochen zur Herſtellung der kleinen Hutnähnadeln, die vorn rund ſind und im flachen Endſtück ein kleines Öhr tragen (Abb. 140), iſt nicht bekannt. Alle dieſe

Knochenwerkzeuge ſind fein geglättet. Über die Art ihrer Herſtellung konnte ich leider nichts erfahren.

Ein Stück Bruſtſchild der Tartaruga wird zu flachen Spindelſcheiben verarbeitet (Abb. 144^{a}).

Roh verwendet werden der harte Gaumen des Pirarucúfiſches als Reiber, ſowie Zähne als Schmuckſtücke und Werkzeuge. Die Schneidezähne des Kapivara werden als höchſter Schmuck auf den Perlmutterſcheiben der Ohrroſetten kleiner Kinder befeſtigt. Dieſe Zähne ſind mit die wertvollſten Gegenſtände der Indianer, da die ſcheuen Tiere nur ſehr ſchwer zu jagen ſind. Man bewahrt ſie in Paaren gleicher Größe auf, meiſt ſind ein paar kleinere und ein paar größere aufeinandergelegt, mit Wachs verklebt und mit Baumwollfäden umwickelt (kawí, Abb. 64). Der Zahn des Cutia wird an einem Holzſtiel mit Baumwollfäden angebunden und dient in dieſer Weiſe montiert zum Rieſeln der Keulen (Abb. 122).

Muſcheln werden teils roh, teils bearbeitet verwendet. Die wichtigſten Arten ſind (Tafel 45, Abb. 1^{a}—^{c}): die dreikantige Muſchel (baſú), die Perlmuttermuſchel (ögiuòhó), die zweiſpitzige Muſchel (dàlí, idjò). Lippenpflöcke werden aus der feinen zweiſpitzigen oder aus der dicken dreikantigen Muſchel hergeſtellt, aus letzterer ſo, daß das freiragende gebogene Ende aus dem dicken Schloßteil der Muſchel genommen wird. Über die Art der Herſtellung iſt nichts bekannt; die Ränder ſind gut abgeſchliffen. Zu kleinen runden Scheiben werden Perlmuttermuſcheln auf Stein zugeſchliffen für Ohrroſetten und Schemelaugen. Rohe, rechteckige Muſchelſtücke mit zwei Löchern in der Mitte werden an die Gurte der langen Mädchenſchnurröcke (Abb. 69), ſowie an die Zylinderbänder der Tanzmaſken genäht. Als Löffel und Schaber dienen Perlmuttermuſchelſchalen, die teilweiſe nur leicht bearbeitet werden, meiſt aber roh Verwendung finden.

Über die Federtechnik ſiehe unten im Anſchluß an die Binde-, Knüpf- und Flechttechnik.

Die Nutzbarmachung des Pflanzenreiches iſt eine ſehr weitgehende. Auffallend wenig werden Rohrarten verwendet, offenbar iſt das Gebiet arm daran.

G. Das Holz von Bäumen wird zu Booten, Stangen, Rudern, Mörſern und Mörſerkeulen, Schemeln, Lanzen, Bogen, Wurfbrettern, Pfeilſpitzen, Mandiokareibhölzern, Lippenpflöcken, Kammzinken uſw. verarbeitet. Je nach dem Zweck werden weiche oder harte Hölzer verwendet. Ich habe nicht immer erfahren können, welche Holzarten für die einzelnen Geräte benutzt werden. Speere beſtehen aus ſogenanntem Aroeraholz, Bogen aus hartem Palmholz, Bootsſtangen aus langen, ſchlanken Bäumen mit ſehr leichtem Holze. Weiches Holz wird für Schemel, Lippenpflöcke und Mandiokareibhölzer verwendet, alle übrigen Geräte beſtehen aus hartem Holz. Von Rohrarten findet Taquara Verwendung als Pfeilrohr, Gibade und ähnliche Arten als Ohrſtäbe.

Am eingehendſten bin ich über den Bootsbau unterrichtet. Die Boote werden von den Männern gebaut. Alle verſtehen dieſe Kunſt, wenn ſich auch viele darauf beſchränken, Boote von anderen gegen eine Eiſenaxt zu kaufen. Anſcheinend arbeiten gewiſſe Leute Boote in größeren Mengen fürs Dorf und verkaufen ſie dann. So traf ich wenige Stunden abwärts von Schiſchá zwei Familien aus dieſem Dorfe an, die ſich hier in der Wildnis vorübergehend Hütten errichtet hatten, um in der Nähe Boote zu bauen. Die Herſtellung eines kleinen Bootes ſoll vier Tage, die eines großen acht Tage dauern. Doch erſcheinen mir dieſe Zeitangaben ſehr niedrig bemeſſen. Als Material für die Boote dient der Stamm des Lantimbaumes (Calophyllum: dálió); Ehrenreich gibt Pau d'arco und Jatobá, Königswald noch Jatahy u. a. an. Die Bäume werden im Walde gefällt und roh bearbeitet; zunächſt wird die Außenform mit dem Beile zugeſchlagen, dann der Innenraum ebenfalls mit dem Beile ausgehöhlt. In dieſer rohen Form wird das Boot ins Dorf gebracht und auf zwei etwa ½ m hohe Gabelpfoſten gelegt (Tafel 56, Abb. 5). Mit Oaguaſſu-Palmwedeln, die in die Höhlung gelegt werden, wird der Innenraum völlig ausgebrannt und geſchwärzt, wobei das Durchbrennen der Wandung durch raſches Herausreißen des Feuers verhindert wird. Danach werden, ſolange das Holz noch warm iſt, etwa 20 je 3 cm dicke Querhölzer von Wand zu Wand geſpannt, ſodann ringsum Palmwedel gegen das Boot gelehnt und auf jeder Seite von je einem Mann raſch an 4—5 Stellen entzündet. Nach etwa fünf Minuten iſt der Außenbrand und die Schwärzung des Bootes vollendet. Die Spreizhölzer bleiben bis zum nächſten Tage im Boot, ſie biegen ſich ſtark durch. Danach wird das Boot einer Reviſion unterzogen, wobei etwaige Unebenheiten, beſonders des Bodens, die Gleichgewichtsſtörungen hervorrufen könnten, mit der Axt beſeitigt werden. Am vorderen, ſchmal zulaufenden Ende wird in die rechte Wand dicht unter dem Rande ein Loch eingeſchlagen, für die Schleife, in die die Bootsſtange während des Ruderns oder beim Stilliegen am Ufer geſteckt wird. Dieſes Loch wird angeblich mit einem ſpitzen Meſſer unter Anwendung eines Holzſchlegels eingeſchlagen.

Holzgefäße habe ich nicht geſehen. Ehrenreich hat einige mitgebracht: ein aus einer Baumwurzel ausgehöhltes rundes Gefäß mit Tragſchnur (Berlin 3875) und zwei Löffel, von denen der Stiel des einen in einen Tucanokopf ausläuft (3934, 3935). Bei Feuerhölzern beſteht nach ihm der Bohrſtab aus Taquara, die Unterlage aus Bixa Orellana.

An größeren Früchten werden nur Kürbiſſe verwendet. Sie werden ſorgfältig getrocknet, indem ſie auf Stöcke geſteckt werden, die in der prallen Sonne und im Sand der Sandbänke ſtehen. Später werden ſie zuſammengebunden an einem ſenkrechten Stock aufgehängt (Abb. 26$^{a\,b}$). Ausgehöhlt dienen ſie als Ölbehälter, als Hängebehälter für weiße Flaumfederchen mit Baſtpfropfen (Tafel 58, Abb. 3^{a}) oder Wachsverſchluß (das Hängeband iſt mit Sperrhölzern befeſtigt; Tafel 58, Abb. 3$^{b\,c}$), halbiert als Farbnäpfe und Eßſchüſſeln, kleinere als Löffel. Die Vollcuyen und größeren Halbcuyen ſind meiſt mit Schnitzornamenten verziert, die kleineren Halbcuyen mit Brandmalerei. Von ſonſtigen Früchten wird Jequitiba zu Tabakspfeifen verwendet, ausgehöhlt und außen roh zugeſchnitten (Abb. 103 und 104); Thevetia zu Halsketten oder Anhängern an Gürteln uſw. Dieſe tragen meiſt ein kleines

Federbüſchel in der Höhlung. Andere kleine weißliche Früchte werden durchbohrt und zu Ketten aufgereiht. In Ehrenreichs Sammlung befindet ſich ein aus einer Timbofrucht gearbeitetes Schälchen zum Aufbewahren der Urukúfarbe (Berlin 3876).

Die Rinde der Bäume wird zu Frauenſchurzen verarbeitet. Es wird vor allem die Rinde der Gameleira verwendet, die rötliche Schurze liefert (ăndăhúlŏ). Andere Arten (auch Gameleira?) liefern rote Stoffe (ămbüŏdă) oder weiße glänzende Stoffe (hĭdëălĕ). Ehrenreich nennt außerdem noch Apeiba Jangada (Berlin 3696). Die Bearbeitung geſchieht folgendermaßen: Dicke Zweige der betreffenden Bäume werden in der nötigen Länge ($1^{1}/_{2}$—2 m) abgeſchlagen und ins Haus gebracht. Hier ſchlagen die Männer mit einem kantigen Stein die feſten Rindenſtücke ab, ſchlitzen die Rinde längshin auf und ziehen ſie ab. Die Weiterbearbeitung liegt den Frauen ob: die Rindenſtücken werden eingeweicht, zuſammengefaltet auf den umgeſtürzten Mandiokamörſer gelegt und nun mit einem flachen Steine, meiſt einem alten Steinbeile, geſchlagen, bis ſie völlig geſchmeidig ſind.

H. Baſt wird in breiter Lage als Schmuckbindemittel, in feinen Strähnen als Material für Schnüre ſowie zum Mattenknüpfen verwendet.

Als Schmuckbindemittel wird vor allem der Baſt von Malvaceen (Embira: dŏdŏ uſw.) benutzt. Es gibt hellrote, rote und ſchwarze Sorten. Er wird in allen Breiten aufbewahrt: die feinſten (0,3 cm breit) werden auf Stäbe gewickelt (Abb. 134^{a}), breitere (2,5—4 cm breit) zu ſtarken Rollen ſo aufgerollt, daß die farbige, glänzende Seite nach innen kommt (Abb. 134^{b}). Sie dienen zur ſchmückenden Umwickelung von Pfeilrohren, Speerſchäften, Geräteſtielen uſw. Eine 4 cm breite Art ſchwarzen Baſtes (ŏănă, săwŭ) dient ausſchließlich zur Verzierung des Randes der ſpitzovalen Körbe (Tafel 67, Abb. 7); ſie iſt mit ſchwarzem Lehm gefärbt.

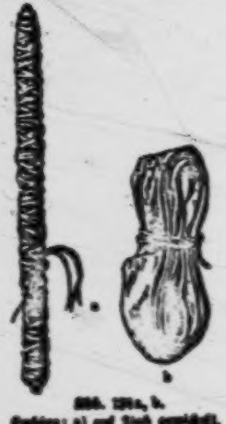


Abb. 134a, b.
Embira: a) auf Stab gewickelt, b) aufgerollt.

Als Material für Seilerei und Mattenknüpfen dienen feingeſpaltene Baſtfaſern von Imbauva und Burity. Die Herſtellungsart der Imbauvafaſer iſt mir nicht bekannt. Die Buritybaſtfaſern (oodo do burity: lădĕhŏwă) werden folgendermaßen gewonnen: Die noch unentfalteten Blätter der Buritypalme (ſogenannte olhos do burity), die in Haufen in den Häuſern der Flechter aufgeſchichtet liegen, werden mit dem einen Ende mehrere Male gegen den Boden geſchlagen, bis der Stengel genügend weit in viele ſchmale Längsteile zerſprungen iſt. Von dieſen Längsteilen wird dann der feine weiche Binnenbaſt (iă) von den gröberen äußeren Blattſtreifen (lădĕhŏdŏbă) getrennt. Letztere werden als Blattſtreifen bei der Hutfabrikation verwendet, erſtere zum Drehen und Knüpfen weiter verarbeitet. Aufbewahrt werden die Imbauva- (Tafel 68, Abb. 4^{a}) wie Buritybaſtfaſern (Tafel 68, Abb. 4^{b};

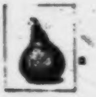
5:Krause

SP9 Caraja

Tafel 58.

1. Töpfertonzuſatz.

2. Topfboden mit Stäbchenſiebſtruktur.

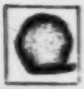


3 a-c. Federcuyen.

5. Korbflechtprobe.

4. a Jmbauvafaſerbündel.
b Burityfaſerbündel.

8 a u. b. Aufbewahrungsart von Federn.

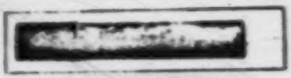


7. Baumwoll-knäul.

6. Spindel mit gezupftem Baumwollband.

11. Totenurne.

10. Affenſchädelraſſeln.



9. Bambustrompete.

[facing p. 288]

Abb. 135) in größeren Bunden, die aus dünnen Bündeln beſtehen (nach Ehrenreich in Zopfgeflechten, Berlin 3996).

Die Schnüre werden daraus durch Drehen zwiſchen Oberſchenkel und flacher Hand hergeſtellt. Stärkere Schnüre werden aus zwei und mehr ſolcher feinen Schnüre mit der Spindel verfertigt. Sie dienen als Bindfaden aller Art, als Bogenſehne, als Stricke für ſtarke Fiſchnetze, Angelſchnuren uſw.

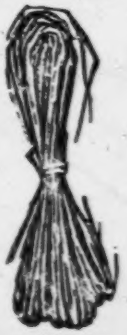


Abb. 135. Burityfaſerbündel.

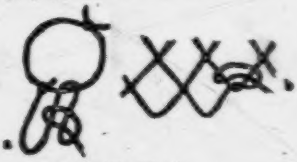


Abb. 136 a, b. Netzknoten.

Zum Knüpfen der Federhaubennetze dienen feine, gedrehte Baſtſchnuren. In gleicher Weiſe wie dieſe Netze werden die großen Fiſchnetze hergeſtellt; es iſt reine Filetarbeit. Geräte werden dabei nicht verwendet: ich habe keine in Anwendung geſehen, ihr Vorhandenſein wurde mir von den Indianern in Abrede geſtellt; doch befindet ſich in Ehrenreichs Sammlung ein angefangenes Netz aus feinen Baſtfäden (Berlin 3958), das zwei Holzſtäbchen am oberen Rande trägt, die Ehrenreich als Stricknadeln anzuſehen geneigt iſt. Die Herſtellung der Haubennetze geſchieht folgendermaßen: Aus einer auf dem Oberſchenkel gedrehten Schnur wird eine Schlinge geknotet, die über die große Zehe des ſitzenden Arbeiters gehängt wird. Ein zweiter Faden wird daran angeknotet und mit ihm die erſte Reihe der Maſchen geknüpft in der Art, daß die Knoten auf die Mitte der Maſchenlänge zu liegen kommen. Die Maſchen der zweiten und ſpäteren Reihen werden in die der vorhergehenden eingehakt und an deren unterem Ende verknotet. Die Art der Knotenbildung geht aus Abb. 136$^{a, b}$ hervor.

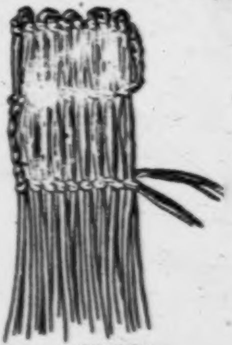


Abb. 137. Flechtprobe einer Schlafmatte.

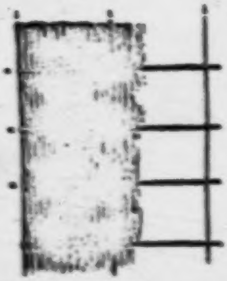


Abb. 138. Schema der Schlafmatte a) Durchſchuß. b) Verſtärkungsſchnüre.

Zum Knüpfen der großen Schlaf- und Sitzmatten dienen ungedrehte Burityballfaſern. Dieſe werden in Bündeln nebeneinandergelegt, und dieſe Bündel werden mit zwei gedrehten Baſtfaſerſchnüren wechſelweiſe umſchlungen, ſo daß ein fortlaufender Durchſchuß von Seite zu Seite läuft. An der Kante werden beide Schnüre zuſammengedreht, etwa 3,5 cm am Rande entlang geführt und dann wiederum durch die Bündel hindurchgeflochten. So geht ein

Durchſchuß durch die ganze Matte. (Siehe die Flechtprobe Abb. 137.) In größeren Zwiſchenräumen, alle 10—20 cm läuft zwiſchen den Bündeln dieſen parallel eine gedrehte Baſtſchnur, um der Matte größeren Halt zu geben (b in Abb. 138). Der Durchſchuß beginnt nicht am Ende der Matte und wird auch nicht bis zum anderen Ende hindurchgeführt, ſondern es bleiben an beiden Schmalſeiten die Enden der Bündel frei als Franſen ſtehen. Solche Matten dienen in großem Ausmaß zur Herſtellung der Schutzwände und Schutzdächer, ſowie als Schlaf- und Sitzmatten. Kleinere Matten werden von ſchwangeren Frauen mit ſich geführt, ſie werden um den Unterkörper gelegt und vorn mit den Händen zuſammengehalten. Kleine, mit ſchwarzen Embiraſäden gemuſterte Matten als Unterlage für die Füße bei längerem Stillſtehen auf den heißen Sandbänken, wie ſie Ehrenreich beſchreibt (Berlin 3907; Beiträge, S. 21), habe ich nie geſehen. Doch erhielt ich eine gemuſterte Schlafmatte, deren Muſter durch Einflechten ſchwarzgefärbter Baſtſtreifen hergeſtellt war (Abb. 22).

In derſelben Art wie dieſe Matten werden kleine Tragſäcke angefertigt (mäšl), deren Boden zuweilen kreuzförmig geflochten iſt (Tafel 57, Abb. 5, 6). Der Rand iſt verfeſtigt, das Tragband beſteht ebenſalls aus Buritybaſtfaſern.

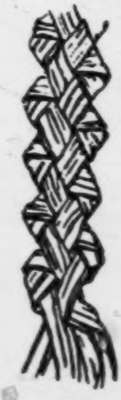
Die Arbeitsteilung bei Seilerei und Knüpferei iſt derart, daß die Herſtellung des Faſermaterials meiſt den Frauen obliegt, während das Drehen der Schnüre von Männern und Frauen geübt wird, meiſt aber erſt im Bedarfsfalle erfolgt. Das Knüpfen der Netze iſt Aufgabe der Männer, das der Matten Aufgabe der Frauen. Meiſt arbeiten mehrere Frauen gemeinſam an einer Matte; es iſt das keine ſchwere Arbeit, aber das feſte Anziehen und das beſtändige Drehen der Durchſchußſchnüre (ſie werden erſt beim Durchflechten gedreht) greift die Finger ſtark an, ſo daß tiefe, verhornte Rieſen quer über die Fingerſpitzen der Flechterinnen ziehen. Anſcheinend gibt es in den Dörfern Frauen, die das ganze Dorf mit Matten verſehen; wenigſtens fanden ſich in einzelnen Häuſern große Vorräte davon, und ich wurde beim Einkauf in beſtimmte Hütten geſchickt, wo Matten angefertigt wurden.

Zum Flechten, das von den Männern betrieben wird, dienen Buritybaſtſtreifen und die Blattfieder der Oaguaſſupalme. Die Buritybaſtſtreifen werden nur bei der Hutfabrikation verwendet. Anſcheinend iſt die Art, Hüte herzuſtellen, den benachbarten Braſilianern abgeſehen. Die Form iſt wenigſtens dieſelbe; ob aber auch alle Arten von Geflechtſtreifen, die ſpiralig zum Hut zuſammengenäht werden, mit braſilianiſchen Muſtern übereinſtimmen, oder ob hier Neubildungen vorliegen, iſt mir nicht bekannt. Das gewöhnlichſte Muſter, aus vierteiligen Streifen mit gezacktem Rand beſtehend, ſcheint braſilianiſch zu ſein, die beiden anderen, der elfteilige Streifen mit glattem Rand und der neunteilige Streifen mit glattem, verdoppeltem Rand können bei dem Flechtgeſchick der Indianer wohl Eigenbildungen ſein (Abb. 139^{a-c}). Dieſe Streifen werden mit feinen Baſtfäden und einer 4 cm langen Knochennadel (Abb. 140) zuſammengenäht.

Für alle anderen Flechtereien werden die Blattfiedern der Oaguaſſupalme verwendet. Das Material dazu wird in den Häuſern in großen

Mengen, meiſt unter Matten am Boden liegend, aufbewahrt; in Schiſchá lag es auch auf beſonderen Gabelgeſtellen an den Längsſeiten und in den Rundungen der Häuſer.

In gleicher Weiſe wie für die Hausbedeckung zwei Oaguaſſuwedel mit den Rippen aufeinandergelegt werden, geſchieht dies bei Herſtellung von Wänden, Fächern und Augenſchirmen; nur daß hier die einzelnen Fieder dann miteinander verflochten werden. Siehe das angefangene Geflecht in Abb. 5 auf Tafel 58.



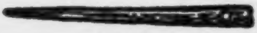
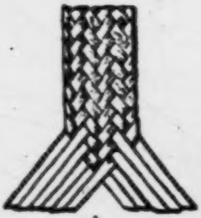


Abb. 140.
Knochennadel zum Zuſammennähen der Hutſtreifen.



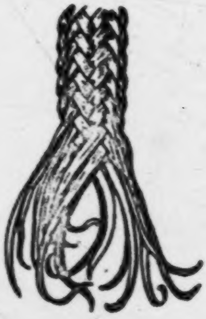


Abb. 139 a—c.
Hutgeflechtſtreifen a) vierteilig, b) elfteilig, c) neunteilig.

Die Körbe weiſen eine große Mannigfaltigkeit auf. Die einzelnen Typen ſind den von Max Schmidt beſchriebenen ähnlich, ſo daß ich mich auf ganz kurze Beſchreibungen beſchränken kann.

Bei großen Rundkörben (wā|iſi, Ehrenreich rorä; Tafel 57, Abb. 3) mit Stirntragband, die zum Mandiokatransport dienen, beſteht der Rand aus der geſpaltenen Palmrippe. Die Fieder ſind verflochten und ergeben ein mäanderartiges Muſter. Der Boden iſt verſtärkt, indem eine zweite Lage von Einzelfiedern, die mit Piranhazähnen in der beſtimmten Länge zugeſchnitten ſind, eingeflochten wird. Ein dicker, an einem Ende zugeſpitzter Jaburúfederkiel von 16,5 cm Länge dient dazu, die Geflechtſtreifen der erſten Lage emporzuheben und die Fieder der zweiten Lager darunter hindurchzuſchieben. Dieſe Federkielflechtnadel wird wā|iālüdōsōnā genannt (Abb. 141).

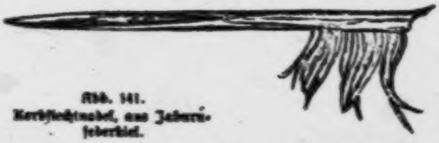


Abb. 141.
Korbflechtnadel, aus Jaburúfederkiel.

Kiepen (bĕhüjĕ) beſtehen aus zwei Oaguaſſuwedeln, deren Rippen die beiden Längsſteifen bilden. Die inneren Hälften der Fieder ſind kreuzweiſe zum Boden verflochten, die äußeren Fieder zum durchbrochenen Rand verarbeitet, indem mehrere Fieder zu einer Säule zuſammengedreht und die Enden dieſer Säulen zu einem Längsrand miteinander verbunden ſind. Bei einem Exemplar iſt der untere Rand ebenfalls dicht verflochten (Tafel 57, Abb. 1 und 2).

Bei ſpitzovalen (lälá; Tafel 57, Abb. 7) und kahnförmigen Körben (dalldún) mit breitem Boden, die oben ſchmal zulaufen, wird der Rand von zwei übereinander gelegten Palmblattrippen gebildet, während die Seiten und der Boden durch die gemuſtert verflochtenen Fieder hergeſtellt ſind; der Boden iſt doppelt. Zuweilen iſt der obere Rand durch einen aufgenähten breiten Streifen ſchwarzer Embira verziert.

Kleine Körbe mit viereckigem Boden und runder Öffnung (mö̱dí; Tafel 57, Abb. 8—11) haben meiſt gemuſterte Wände, deren Muſter zuweilen durch ſchwarze Bemalung hervorgehoben iſt. Solche Körbchen dienen kleinen Mädchen zur Aufbewahrung von Baumwolle, Häkelnadeln, Häkelarbeiten, Fäden uſw. In gleicher Weiſe werden ſolche Körbchen auch aus geſpaltenem Rohr geflochten. Bei dieſen dienen als Tragband vier ſchwarze Baumwollſchnüre, die rings um das Körbchen geführt ſind.

Aus einer Palmblattfieder hergeſtellte Körbe und Taſchen. Längliche Körbe (löalé) ſind nur zur Hälfte diagonal verflochten, während die andere Hälfte von den ſtarken Unterteilen der Fieder gebildet werden, die von dem im Innern des Korbes aufragenden Stiele nach außen gebogen ſind (Tafel 57, Abb. 12 und 13).

Den Rand der länglichen, ſackartigen Tragtaſche (lölá; Tafel 57, Abb. 4) bildet die ringsum gebogene Rippe, während die Wände durch die in der Wandmitte verflochtenen Fieder gebildet werden, deren Enden noch den Henkel abgeben. Jederſeits der Mittelverflechtung iſt durch die Fieder je ein Palmblatt zur Dichtung der Wände längs hindurchgezogen.

Eine ähnliche Tragtaſche brachte Ehrenreich mit (Berlin 3886); doch bildet die Rippe hier nur die eine Längsſeite, während die Fieder an der zweiten Längsſeite miteinander verflochten ſind. Dieſe Ehrenreichſche Taſche entſpricht der von mir von den Šavajé mitgebrachten Taſche (ſiehe Šavajé).

Den einfiedrigen länglichen Körben entſprechen ſolche aus zwei Fiedern geflochtene; bei ihnen ragen die beiden Stiele im Innern der Körbe nahe den Schmalſeiten aus dem Boden empor (Tafel 57, Abb. 14 und 15).

Abweichend von all dieſen Körben ſind zwei Arten hergeſtellt: die Doppelkörbe und die Siebkörbe.

Die länglichen Doppelkörbe [wräbä(h)í], in denen die Indianer, Männer wie Frauen, ihr kleineres perſönliches Eigentum aufbewahren, beſtehen aus zwei gleichartig gearbeiteten Körben, von denen der eine etwas größer iſt und den Deckel bildet. Als Material dienen die Fieder der Oaguaſſupalme; ſie werden in beſtimmter Länge zugeſchnitten (40—45 cm lang bei 2—2½ cm Breite), längshin zuſammengefaltet, ſodann zur Hälfte geknickt (Abb. 142^b) und ſo vielfach übereinandergelegt und zuſammengebunden in großen Vorräten aufbewahrt (Abb. 142^a). Meiſt ſind hier auch ſchon die der Rippenkante gegenüberliegenden geknickten Ecken abgeſchrägt, um beim Auseinanderlegen ſtarkes Auftragen zu vermeiden. Aus dieſen Blättern nun werden die Körbe in folgender Weiſe hergeſtellt: Ein geſpaltenes Rohrſtäbchen wird ſo zuſammengebunden, daß es ein der Größe des Korbes entſprechendes Oval bildet; durch zwei bis drei leichte vorläufige Baſtbinden wird die ovale Form bis zur Vollendung des Korbes bewahrt (Abb. 142^{c}). Über dieſes Oval nun werden die Blattſtreifen derart gehängt, daß ſie ſich etwa zur Hälfte überdecken, wobei die Rippenkanten nach oben zu liegen kommen (Abb. 142^{d}). Mit einer Nadel und Baumwollfaden werden ſie dicht unter dem Stäbchen miteinander vernäht. Darauf wird ein zweites, faſt gleichgroßes Oval hergeſtellt und in dieſen ovalen Blätterzylinder bis auf etwa zwei Drittel der Höhe emporgeſchoben. Nun wird ein drittes, etwas größeres Oval hergeſtellt und außen über die Stelle, unter der das zweite Oval liegt, geſchoben. Beide werden dann durch die Blätter hindurch miteinander vernäht. Darauf werden die überſtehenden Enden der Fieder der Reihe nach über das innere Oval hinweg nach der Mitte hereingebogen und ſoweit verkürzt, daß ſie ſich dort noch 1—2 cm überdecken (Abb. 142^{e}). Darauf werden dieſe Enden miteinander vernäht. Nun werden zwei geſpaltene Rohrſtäbchen genommen, von denen das eine unter dem zweiten und dritten Oval hinweg durch die Wand geſteckt, unter dem Boden durchgezogen und jenſeits wieder herausgeſtoßen wird. Seine Länge iſt ſo eingerichtet, daß es beiderſeits etwa 1/2 cm überſteht. Das zweite Stäbchen wird in gleicher Richtung auf die Außenſeite des Bodens gelegt und dann mit dem erſten Stäbchen hindurch vernäht (Tafel 57, Abb. 17; Abb. 142^{f}). Durch ſie erhält der Boden eine feſte Verſteifung. In genau der gleichen Weiſe wird die andere Hälfte des Korbes hergeſtellt, die als Deckel dient; ſie hat etwas größere Dimenſionen, damit ſie über die Bodenhälfte geſtülpt werden kann. Eigenartig iſt der Verſchluß dieſer Körbe. An den Bodenſtäbchen der unteren Hälfte wird ein Baumwollfaden befeſtigt, der am Rande der Deckelhälfte emporführt, durch das äußere Oval dieſer Hälfte von unten nach oben hindurchgezogen iſt, über dem Deckel ein großes Trag-

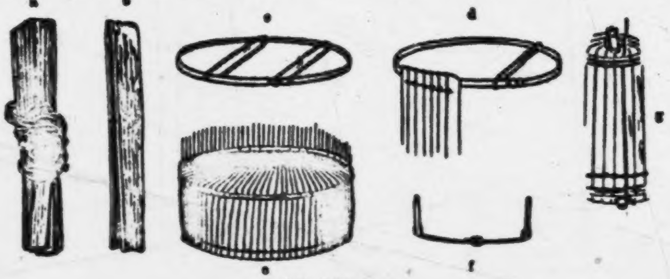


Abb. 142a—g.

Herſtellung der ovalen Doppelſpankörbe.

a) Verpackung der Flechtſtreifen. b) Einzelner Flechtſtreifen. c) Inneres Oval. d) Vernähen der Streifen am Oval. e) Das Umknicken der Streifen zur Bodenbildung. f) Querſchnitt. g) Schnurverſchluß.

band bildet und an der anderen Seite in gleicher Weiſe zu den Bodenſtäbchen hinabführt. Will man den Korb öffnen, ſo ſchiebt ſich die Deckelhälfte an dem Faden empor (Tafel 57, Abb. 16). Gleichzeitig dient der Faden aber auch zum Verſchluß beim Transport: man bildet beiderſeits eine Schleiſe, die man über die Enden der Stäbchen der Deckelhälfte ſteckt und feſt anzieht (Abb. 142 g).

Völlig anders gearbeitet ſind Siebe und Siebkörbe (wãlĭlišĭ; Tafel 55, Abb. 2 und 3). Sie ſind aus Spänen elaſtiſcher Schlingpflanzen (nach Ehrenreich Arimbamba) hergeſtellt. Die Späne laufen radial und ſind konzentriſch mit ähnlichen Ruten (je zwei) durchflochten. Auf dem Boden kreuzen ſie ſich in vier Gruppen. Bei Ehrenreichs Exemplaren iſt das Geflecht zum Teil ſo dicht (Berlin 3898), daß das Gerät zum Sieben unbrauchbar iſt. Derartige dichte Körbchen dienen als Behälter für die Rohbaumwolle beim Spinnen.

Stäbchenſiebe beſtehen aus parallelgelegten feinen Stäbchen, die in größeren Abſtänden mit je zwei Schnüren durchſchoſſen ſind (Tafel 55, Abb. 1).

Die übrigen von Ehrenreich angegebenen Korb- und Taſchenarten: kleine Palmblattkörbe mit rechteckigem Boden, viereckige Körbe, kleine Täſchchen mit Klappdeckel aus Carandaſinhapalmfaſer, flaſchenartige elaſtiſche Körbe (moti), Hängekörbe (Berlin 3879) und Deckelkörbe (Berlin 3900) aus elaſtiſchem Sipogeflecht habe ich bei den Karajá nicht geſehen.

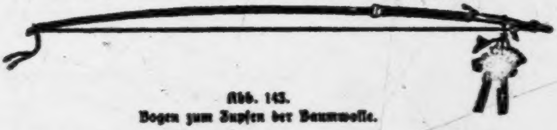


Abb. 143.
Bogen zum Zupfen der Baumwolle.

I. Ebenſo vielſeitig und geſchickt iſt die **Bearbeitung** und Verwendung der **Baumwolle**, die den Frauen obliegt. Die Baumwolle wird in der Pflanzung gezogen; ihre Beſorgung iſt Aufgabe der Frau. Die geerntete Baumwolle wird in Körben aufbewahrt. Ehe ſie verſponnen wird, wird ſie zunächſt gereinigt und gezupft. Dieſem Zwecke dient ein kleiner Bogen (wãšihũãtã; Abb. 143). Man legt die Baumwolle vor ſich auf eine Matte, hält den Bogen dicht daran und läßt die Sehne hineinſchnappen. Auf dieſe Weiſe wird die Baumwolle gelockert, werden Unreinheiten herausgenommen, und wird ſie zu einem etwa 4 cm breiten dünnen Bande auseinandergezupft. Dieſes Band wird dann an einem Ende zuſammengedreht und oben an der Spindel befeſtigt (Tafel 58, Abb. 6).

Das Spinnen. Der Faden wird mit der flachen Hand auf dem Schenkel gedreht; danach läßt man die Spindel tanzen, um die Drehung zu verfeſtigen. Hat man auf dieſe Weiſe einen etwa 1 m langen Faden hergeſtellt, ſo hält man die Spindel an, gleicht etwaige Unebenheiten des Fadens durch Auseinanderziehen und Nachdrehen aus, wickelt den Faden auf die Spindel auf, befeſtigt ihn oben wieder am Knopf und beginnt von neuem zu drehen. Auf dieſe Weiſe werden auch dickere Fäden aus zwei geſponnenen Fäden zuſammengedreht. Das Spinnen iſt Aufgabe der Frauen, beſonders der Mädchen, die ſich ſchon frühzeitig dieſe Fertigkeit aneignen.

Die Spindeln beſtehen aus einem 32—44 cm langen ſchwarzen Holzſtiel (ăsötă), der oben einen kleinen Knauf trägt und unten eine langgeſtreckte Verdickung aufweiſt. Auf dieſe iſt der Spinnwirtel [(kü)dăwă] aufgeſchoben, der aus Knochen, Ton, weißer Erdmaſſe oder Wachs beſteht. Spinnwirtel aus Rinde, wie ſie Ehrenreich mitgebracht hat (Berlin 3939), habe ich nur noch bei Kinderſpindeln (ſiehe Spielzeug) angetroffen. Knochenwirtel ſind planparallel von 4½—6½ cm Durchmeſſer (Abb. 144^{a}). Meiſt werden Bruſtſchildknochen der Tartarugaſchildkröte dazu verwendet. Tonwirtel beſtehen aus rohgebranntem, grauem Töpferton und werden meiſt mit Wachs am Stabe befeſtigt. Ihre Geſtalt iſt flach oder leicht doppelkoniſch. Nur ſelten ſind ſie verziert; einmal beobachtete ich eine kreuzartige Verzierung (Abb. 144^{c}), ein anderer Wirtel trägt Ritzverzierungen auf der rotgefärbten Fläche. Wirtel aus weißer Erde [mäülé, mänä(k)ülá] ſind meiſt leicht doppelkoniſch geſtaltet (Abb. 144^{b}). Ich erhielt im Dorf an der Tapirapémündung zwei wirtelähnliche Gegenſtände aus ſolch weißer Erde, die aber nicht durchbohrt ſind. Sie tragen auf beiden Seiten eingeritzt einen Kreis mit Strahlen; die Rieſen ſind rot und ſchwarz ausgezogen (Abb. 144^{d}). Wirtel aus Wachs von doppelkoniſcher Geſtalt ſind ſehr gebräuchlich. Zufällig habe ich von den Karajá keine erworben; ſie ſind aber den von den Šavajé mitgebrachten gleich (ſiehe unten).

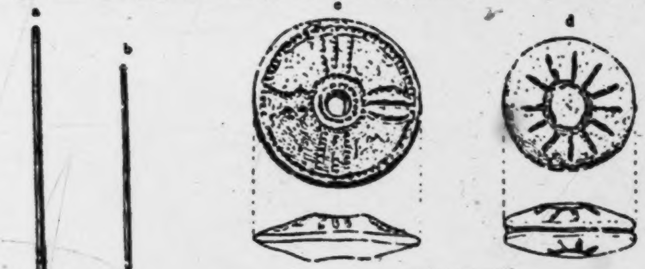


Abb. 144 a—d.
Spindeln und Spinnwirtel.

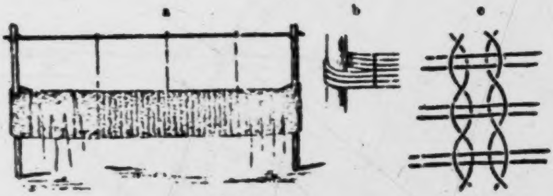


Abb. 145 a—c.
Flechten der Netzdecken.
a) Flechtapparat. b) Aufwicklung der Kette. c) Durchflechten des Durchſchuſſes.

Der Faden (Ăsōtắkė) wird zu Knäueln gewickelt aufbewahrt (Tafel 58, Abb. 7). Dieſe Knäuel ſind anſcheinend eine indianiſche Erfindung; jedenfalls waren die Karajá äußerſt erſtaunt, als ſie meine Bindfadenknäuel ſahen. Ihre Knäuel ſind etwa würfelförmig von 9—10 cm Seitenlänge.

Die Verarbeitung der Baumwollfäden, die entweder ihre natürliche Farbe behalten oder mit Erdfarbe geſchwärzt werden, geſchieht durch Flechten, Häkeln und Knüpfen.

Das Flechten iſt die Arbeit der Männer, Häkeln und Knüpfen die der Frauen. Verflochten werden die Baumwollfäden zu vierkantigen Schnüren, z. B. Hüftſchnüren.

Eigentliches Weben gibt es nicht; die Indianer ſind über das Flechten noch nicht hinausgekommen. Sie benutzen ganz einfache Apparate dazu, um ihre Netzdecken, Tanz- und Mädchengürtel herzuſtellen.

Zur Anfertigung der Netzdecken [ri(l)ŏ, riŭ] werden zwei dicke Pfoſten im Abſtand der Länge der Decke ſenkrecht in den Boden geſchlagen. Um beide iſt die Kette fortlaufend herumgeſchlungen und zwar ſo, daß die hintere Fadenlage beim Verarbeiten in die vordere hineingeſchoben wird, ſo daß nur eine Lage entſteht. Ermöglicht wird das dadurch, daß aller vier bis acht Umgänge ein neuer Faden genommen wird und die hinteren Fäden des erſten Bundes über deſſen vordere geſchoben werden (Abb. 145^b). An vier bis fünf Stellen werden nun Einſchläge emporgeknüpft und an einem beſonderen, an den oberen Enden der beiden Pfoſten befeſtigten Querſtab oder auch an den unterſten Blattrippen der Dachbedeckung angebunden. Danach werden die übrigen Einſchläge hindurchgeknüpft, etwa in 2,5 cm Abſtand voneinander (Abb. 145^a). Die Einſchläge beſtehen aus vier Baumwollſchnüren, die am unterſten Kettenfaden verknotet werden. Zwei Einſchlagfäden befinden ſich vor, zwei hinter der Kettenlage. Über dem zweiten Kettenfaden wird das vordere Paar nach hinten, das hintere Paar nach vorn geführt, wobei das von hinten kommende Fädenpaar das vordere umfaßt. Dasſelbe geſchieht über dem vierten, ſechſten, achten uſw. Kettenfaden (Abb. 145^c). Inſtrumente werden dabei nicht benutzt, das Durchknüpfen geſchieht nur mit den Fingern. Am oberſten Kettenfadenpaar werden die Einſchlagfäden verknotet, ihre Enden werden abgeſchnitten. Iſt die Decke fertig, ſo wird ſie von den Pfoſten abgehoben; durch die Endſchlingen der Kettenfäden jeder Seite wird eine dicke Schnur gezogen und feſt zuſammengebunden, ihre Enden werden abgeſchnitten. Auf dieſe Weiſe entſtehen die beiden Zipfel der Decke.

Die Netzdecken der Karajá ſind einfarbig, meiſt gelbbraun. Zuweilen kommen auch weiße vor. Es iſt mir nicht bekannt, ob die gelbbraune Farbe nur durch das lange Tragen auf dem geölten Körper entſteht, doch möchte ich dies als wahrſcheinlich annehmen. Durch Einflechten ſchwarzer oder roter Einſchläge gemuſterte Netzdecken gibt es bei den Karajá nicht. Sie fertigen überhaupt ſehr wenige an (ich ſah im ganzen nur dreimal ſolche Flechtapparate), ſondern kaufen ſie lieber bei den Šavajé und Tapirapé, die beſſere und, was die Tapirapé anlangt, gemuſterte, dichtere Decken herſtellen[1].

---

[1] Erwähnt werden die Netzdecken zum erſten Male 1791 bei den Šambioá.

Ehrenreich (Beiträge, Seite 12) nimmt an, daß die Karajá dieſe Technik von den Braſilianern gelernt haben. Fonſeca ſoll 1773 den Šavajé auf Bananal das Weben beigebracht haben. Darin, daß die Šavajé noch heute beſſere Decken herſtellen, glaubt Ehrenreich dieſe Angaben ſtützen zu können. Meiner Meinung nach iſt das keine Stütze für dieſe Annahme; denn die Tapirapé ſtellen noch beſſere Decken als die Šavajé her, und von ihnen kauften die Karajá in den früheren friedlichen Zeiten ſehr viele Decken. Demnach könnten die Karajá dieſe Technik ebenſogut von den Tapirapé übernommen haben. Nun habe ich in den Häuſern der Tapirapé und an ihren großen Fiſchplätzen keine Lagerſpuren getroffen, ſo daß ich annehmen muß, daß die Tapirapé in Hängematten ſchlafen. Dann wäre es eigenartig, daß die Karajá ſich die Hängematten (denn der Form nach ſind ja die Decken nichts anderes) kauften, aber die Hängeſtricke entfernten und die Decken als Umhang und Zudecken benutzten. Weiter ſtammt die taftartig gewebte Decke, die Ehrenreich als wahrſcheinlich den Šavajé zugehörig beſchreibt, wohl ſicher nicht von den Šavajé, ſondern von den Tapirapé; denn die Šavajé benutzen und ſtellen Decken her, die genau denen der Karajá gleich ſind, während die Tapirapé das taftartige Gewebe anfertigen. Demnach können die Karajá, die doch den Tapirapé näher wohnen als die Šavajé und die Vermittler zwiſchen dieſen beiden Völkern ſpielen, dieſes Gewebe nicht von den Šavajé übernommen haben. Fonſeca berichtet allerdings, daß er den Karajá einen Webſtuhl gebaut und ihnen die erſte Anleitung im Weben gegeben habe (Rev. trim. 8, Seite 387). Mir ſcheint, daß ſich dieſe Notiz eher auf die Herſtellung der Mädchen- und der Tanzgürtel beziehen kann, die tatſächlich eine Art Weberei aufweiſen. Die Technik, in der die Decken hergeſtellt ſind, iſt keine Weberei, ſondern Knüpferei, und ſie iſt eine rein indianiſche Technik, die wir über einen großen Teil Südamerikas verbreitet finden. Schließlich wird in der Schöpfungsſage der Frau vom Urubu-re gezeigt, wie man die Netzdecken macht. Der Urubu-re lehrt in der Sage die Indianer die Geſpinſtpflanzen kennen, das Spinnen und Anfertigen der Netzdecken, ſodann Anfertigung und Gebrauch von Bogen und Pfeilen. Das weiſt darauf hin, daß dieſe Technik den Karajá ſeit alters bekannt iſt. Demnach glaube ich, daß ſie eine uralte Kunſt iſt, die die Karajá aus ihrer früheren Heimat nördlich oder nordweſtlich ihres heutigen Gebietes mitgebracht haben, wo ſie wahrſcheinlich Hängematten benutzten. In ihrem jetzigen Gebiet haben ſie eine andere Schlafart angenommen, vielleicht unter dem Einfluß der umwohnenden Gesvölker. Weiſt ja doch ihre ganze Kultur einen ſtarken Einſchlag von Elementen der Geskulturen auf. Die eigentlichen Karajá haben allmählich die Art der Herſtellung verlernt, da ſie mit den von den Braſilianern eingehandelten Eiſenſachen ſich mühelos gute Decken bei ihren Nachbarn einhandeln konnten. Deshalb iſt ihre Technik heute ſo gering und die der Šavajé, die noch unberührt von der Kultur leben, um ſo vieles beſſer.

Ähnliche, aber kleinere Apparate dienen zur Herſtellung der Tanz- und Mädchengürtel und der Stirnbänder. Die Kette iſt entgegen den Netzdecken fortlaufend zwiſchen den kurzen Stäben eines länglichen Rohrrahmens geſpannt (Abb. 146). Bei einem Apparat vertraten die Stelle der langen Seitenſtäbe ein Bogen und eine Lanze (Abb. 147). Der Rahmen wird wagerecht oder leicht ſchräg nach oben gehalten. Die Kettenfäden werden mit der Hand aufgehoben, der Durchſchlag wird mit der Hand hindurchgezogen, eine mühſelige Arbeit beſonders bei den Tanzgürteln, die ſchwarz und weiß gemuſtert ſind. Der Durchſchlag beſteht nur aus einem Faden, mit dem ein Kettenfaden um den anderen aufgehoben wird. Dieſe Art der Flechterei kommt der Weberei ſchon ſehr nahe.

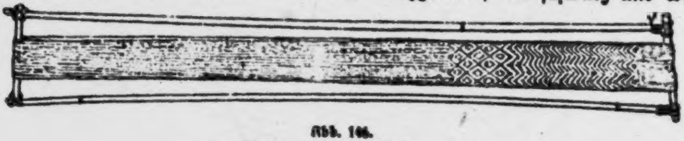


Abb. 146.
Rahmen zum Gürtelflechten.

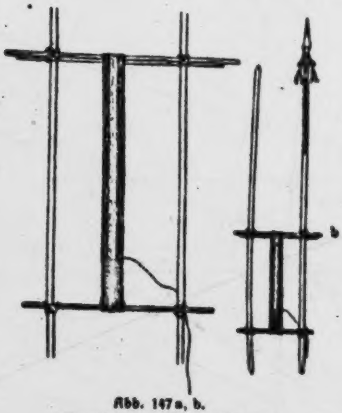


Abb. 147 a, b.
Apparat zum Gürtelflechten.

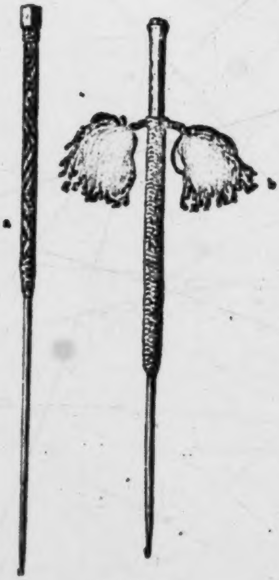


Abb. 148 a, b.
Häkelnadeln.

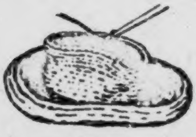


Abb. 149.
Häkelprobe.

Die Kunſt des *Häkelns* iſt den Frauen eigen, ſie wird von ihnen ſchon von früh auf geübt. Gehäkelt werden Armſtulpen, Waden- und Knöchelbänder. Als Häkelnadel (dösidúnä) dient jetzt eine etwa 12—16 cm lange

Eiſennadel mit Widerhaken, die in einem 17—23 cm langen Rohrſtiel eingelaſſen und darin mit Harz befeſtigt iſt. Der Stiel iſt meiſt verziert: beide Enden ſind mit roten Baumwollfäden umwickelt, zwiſchen denen ſich ein gemuſtertes Geflecht aus gelben, mit ſchwarzen Streifen durchſchoſſenen Längsſtreifen befindet (Abb. 148a). Zuweilen iſt auch der ganze Stiel rot umwickelt und trägt ein paar Quaſten am Ende (Abb. 148b). Die Muſter entſprechen den übrigen Flechtmuſtern, wie wir ſie an Bogen, Lanzen, auf Körben, Fächern uſw. finden. Die Armſtulpen werden über der Keule oder dem Mörſerſtampfer gehäkelt; Häkelklötze, wie ſie Ehrenreich beſchreibt und Beiträge, Tafel VII, Fig. 9 abbildet, habe ich nie geſehen. In welcher Weiſe der verdickte Rand hergeſtellt wird, habe ich nicht beobachten oder erfahren können. Die Häkelprobe (Abb. 149) iſt ſchon weiter vorgeſchritten und zeigt nur die Art der Maſchenbildung. Waden- und Knöchelbänder werden am Körper ſelbſt angehäkelt. Sie bleiben ſo lange daran, bis ſie zu eng werden; dann werden ſie vorſichtig abgeſchnitten, indem man flache Hölzchen unterſchiebt, um ſich nicht zu verletzen. Zum Anhäkeln legt ſich der Betreffende in der Hütte auf die Matte, läßt ſich ein Bündel Decken unter die Knie ſchieben und von weiblichen Verwandten die Bänder anhäkeln.

Abb. 150. Stäbchen zur Kammfabrikation.

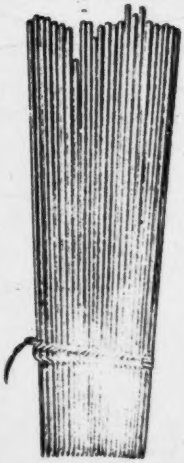


Abb. 151. Erſte Verflechtung der Kammſtäbchen.

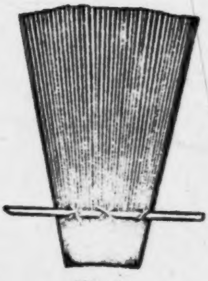


Abb. 152. Befeſtigung der Querſtäbchen.

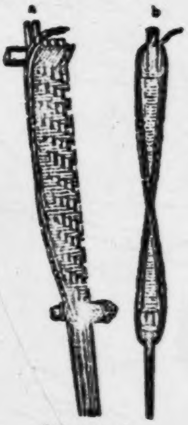


Abb. 153a, b. Kreuzfäden an den Schmalkanten der Kämme.

Die verſchiedenen Arten der Verknüpfung von Baumwollfäden zu Franſen und Quaſten geht aus den Abb. 4 u. 6 auf Tafel 45 (Armſtulpen, Wadengehänge) und Abb. 68 (Nackenquaſten) hervor.

K. Schließlich iſt hier noch die Kammfabrikation zu erwähnen. Als Material dienen etwa 15 cm lange, feine, einſeitig zugeſpitzte Holzſtäbchen (Abb. 150). Sie werden nebeneinandergelegt und an der Stelle, wo das untere Querſtabpaar befeſtigt wird, leicht mit Baumwollfaden durchflochten (Abb. 151). Danach werden die beiden unteren Querſtäbe darüber befeſtigt, zunächſt loſe mit feinem Baſtfaden (Abb. 152), dann dauerhaft durch feſte Überwickelung mit Baumwollfaden. Darauf wird das Flächengeflecht angebracht; es wird ebenfalls nur mit der Hand hergeſtellt. Schließlich werden die beiden oberen Querſtäbe angebracht und in derſelben Weiſe wie die unteren überflochten. Die Muſter der Flächen ſind die üblichen Flechtmuſter. An der Schmalkante ſind oft Kreuzfäden angebracht (Abb. 153).

L. Die **Federtechnik**. In Befeſtigung, Anordnung und Farbenzuſammenſtellung der Federn weiſt der Federſchmuck der Karajá eine reiche Mannigfaltigkeit auf, ſo reich, wie wohl ſelten wieder bei einem anderen Indianerſtamm. Als Material dienen weiße Flaumfedern von Enten und Tauchervögeln, feine rote Federchen, Körperfederchen von Papageien aller Art, Flügel- und Schwanzfedern von Araras, Geiern, Eulen und Reihern. Färben der Federn, worüber Ehrenreich, Beiträge, Seite 14 berichtet, habe ich nicht beobachtet und auch nichts darüber erfahren können. Aufbewahrt werden die Flaumfederchen in beſonderen kleinen Kürbiſſen, die mit einem Wachsknopf oder einem Baſtſtöpſel verſchloſſen werden (Tafel 58, Abb. 3^{a-c}). Die feinen roten Federchen werden nebeneinander an eine Schnur gebunden und ſpiralig auf einen Stab gewickelt. Papageifedern werden als kleine Bündelchen in die Körbe gelegt oder fächerartig nebeneinander angeordnet (Tafel 58, Abb. 8^{b}). Flügel- und Schwanzfedern werden in Flügeln angeordnet, und zwar in abnehmender Länge. Meiſt ſind zwei ſolcher Flügel ſo aufeinandergelegt, daß die Federreihen in entgegengeſetzter Richtung abſteigen (Tafel 58, Abb. 8^{a}). Dieſe Art der Anordnung iſt ſehr dauerhaft, ſie ermöglicht zugleich das leichte Auffinden der gerade nötigen Federn.

Meiſt werden die Federn in voller Form verwendet. Zuweilen werden ſie aber auch zugeſtutzt, und zwar in der Längsrichtung bei der Pfeilbefiederung, querab dagegen bei Federſchmuck aller Art. Während dieſes Zuſtutzen jetzt mit der Schere geſchieht, wurden die Federn früher abgeſengt, um die gewünſchte Form zu erhalten.

Befeſtigung der Federn an der Unterlage. Flaumfederchen werden durchgängig aufgeklebt, und zwar mit hellem Harz. Alle übrigen Federn werden je nach der Unterlage verſchieden befeſtigt.

An Stäben. Lange Federn werden entweder mit dem Federkiel oben auf den Holzſtab aufgeſteckt (Federräder), oder mit dem halbierten Kiel flach auf den Holzſtab gelegt, wobei Kiel und Stab an mehreren Stellen mit feinem Baſt verbunden werden (Abb. 154). Über die Pfeilbefiederung ſiehe oben unter Waffen.

Um kleine Federchen zu befeſtigen, werden breite Rohrſtreifen mit feinem Faden ſpiralig umwunden, wobei die Federchen nach einer Richtung hin eingebunden werden (Federſtab; Abb. 155^{a}). Rundſtäbe werden ebenfalls ſpiralig umwickelt und dabei Federn fortlaufend nach allen Seiten eingebunden

(Roſettenſtab; Abb. 155^{b}). Das gleiche Prinzip iſt bei den Ohrroſetten und Ohrtulpen angewendet, nur daß da die Wickelung ſehr eng iſt und die Federn ſehr dicht ſtehen, dieſe auch durch die oben aufgepreßte Muſchelſcheibe geſpreizt werden; ferner bei den kleinen Roſetten, die in die Federhauben eingeknüpft ſind, nur daß hier alles im kleinſten Maßſtabe hergeſtellt iſt.

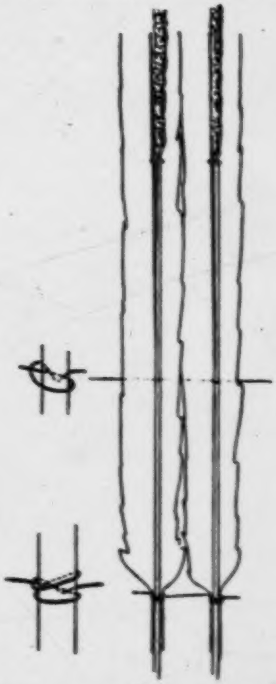


Abb. 154.
Anbinden der langen Federn der Federräder an den Holzſtäben.

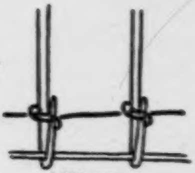


Abb. 156.
Befeſtigen der Federn nebeneinander durch eine fortlaufende Schnur.

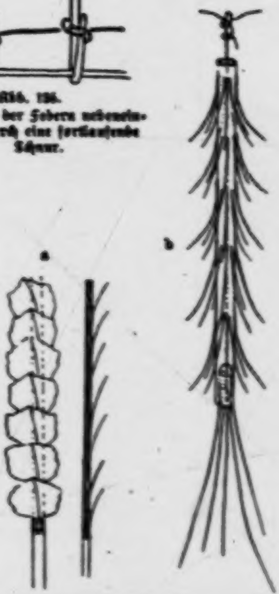


Abb. 155 a, b.
a) Federſtab. b) Roſettenſtab.

Bei der Befeſtigung an Fäden müſſen wir ſenkrecht ſtehende und hängende Federn unterſcheiden. Um Federn ſenkrecht ſtehend an einer Schnur zu befeſtigen, werden die Kiele unten um eine dickere Schnur gebogen und dann das umgebogene Ende und der Kiel mit einem Baumwollfaden umwickelt. Unterſchiede finden ſich nur in der Art dieſer Umwickelung. Entweder iſt jede Feder für ſich befeſtigt (bei den Federhauben, Abb. 77), oder ein Faden verbindet fortlaufend die Federn miteinander, indem er entweder je einmal um jede Feder herumgewickelt oder um jede Feder herumgebunden iſt

(Abb. 156) oder ſchließlich, indem der Faden fortlaufend je zweimal um die Federn geſchlungen oder gebunden iſt (Abb. 154).

Hängende Federn werden in gleicher Weiſe wie die ſtehenden Federn am Faden befeſtigt; die gegenſeitige Verbindung der einzelnen Federn erfolgt durchgängig durch einen fortlaufenden Faden, der um die Federn geſchlungen iſt.

Entſprechend den Roſettenſtäben werden auch zuweilen dicke Baumwollſchnüre ſpiralig umwickelt und darein fortlaufend Federn eingebunden.

Eigenartig iſt die Befeſtigung der Federn untereinander. Gleichgroße Federn werden entweder zu Büſcheln vereinigt, die dadurch hergeſtellt ſind, daß zwei Federn unten mit den Kielen verbunden und die Fäden einer Anzahl ſolcher Federpaare zu einem Büſchel zuſammengebunden werden, oder nebeneinander angeordnet ſind (ſiehe oben an Fäden befeſtigte Federn, ſowie in Abb. 167 die Verbindung der Federn der Aufbewahrungsflügel [Tafel 58, Abb. 8 a b]). Zuweilen werden dieſe Federn in halber Höhe durch einen Faden verbunden, der von Kiel zu Kiel gezogen iſt (Abb. 164).

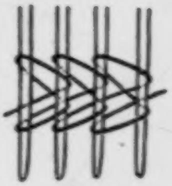


Abb. 167.
Verbindung der Federn der Aufbewahrungsflügel.

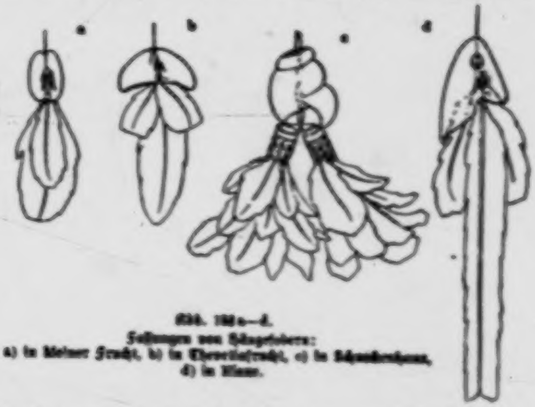


Abb. 168 a—d.
Faſſungen von Hängefedern:
a) in kleiner Frucht, b) in [illegible], c) in Schneckenhaus, d) in Klaue.

Gern werden kleinere Federn an größeren befeſtigt. An dem oberen Ende der großen Feder werden ſie angebracht, indem die obere Fahne entfernt wird, ſo daß ein Stück des Kieles ſtehenbleibt; dieſes Kielende wird überharzt, die Federchen werden darauf geklebt und umwickelt. Oft wird dieſe Umwickelung noch durch aufgeklebte weiße Flaumfedern oder durch darum geſchlungene weiße Rohbaumwolle verdeckt. Beſonders gern werden die unteren Kielenden ſenkrecht ſtehender hoher Federn durch kleinere Federn verdeckt. In dieſem Falle werden die Enden der Kiele ſpiralig umwickelt, wobei die Deckfederchen an der Vorderſeite mit eingebunden werden.

Vielfach werden Federn in Früchten, Klauen uſw. gefaßt, indem ein Faden durch dieſe hindurchgezogen wird, an deſſen Ende die Federchen als kleines Büſchel angebunden ſind (Abb. 168 a—d).

Verſtärkt werden Federn (an Federhauben) zuweilen durch Aneinandernähen zweier halbierter Federn durch ſpiralige Umwickelung mit feinen Fäden, wobei aber die oberen Enden der Federn in voller Form erhalten werden und ſich überdecken. Die Naht iſt dabei von der Vorderſeite aus nicht ſichtbar (Abb. 169).

Was die Gruppierung der Federn anlangt, ſo iſt die allgemeine Regel, daß die unteren Enden verdeckt werden müſſen. Demnach finden wir faſt überall Deckſchichten in Geſtalt kleinerer Federn, die vor die großen Federn gebunden werden, oder von Flaumfederchen, die mit Harz aufgeklebt werden. Bei den Federrädern z. B. ſind ganze Federbänder als Deckſchichten vor die Hauptlage des Rades gebunden, und zwar ſind es bei den Karajá ſtets zwei Lagen verſchieden langer und verſchiedenfarbiger Federn.

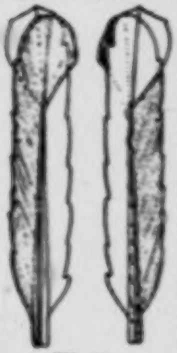


Abb. 169.
Verſtärken von Federn durch Aneinandernähen zweier halbierter Federn.

Die Farbenzuſammenſtellungen ſpielen eine große Rolle bei flächenhaftem Federſchmuck, ſei er nun ſtehend oder hängend, eine geringere dagegen bei büſchelartigem Schmuck. Beliebt ſind vor allem folgende Zuſammenſtellungen: gelbe und rote Federn neben- oder aufeinander; ſchwarzgrüne, weiße und gelbe Federn.

Flächenhafter Federſchmuck. Bei den Federrädern ſind die Deckſchichten nur an der Vorderſeite vorhanden, und zwar ſind es ſtets zwei, von denen die oberſte, kürzere weiß, grün oder bunt, die zweite, längere durchgängig ſchwarzgrün iſt. Die Hauptſchicht beſteht bis auf eine Ausnahme (Federn des roſa Löffelreiher) aus weißen Jaburúfedern. Bei einem Exemplar ſind dieſe an drei Stellen durch je drei eingefügte blaue Ararafedern unterbrochen. Die Endfederchen, die am oberen Ende der Federn der Hauptlage angebracht ſind, ſind gelb oder bunt und tragen meiſt kleine rote Deckfederchen.

Diademe beſtehen aus bunten Federn verſchiedener Vögel oder aus grünen und roten Federn, die gruppenweiſe miteinander abwechſeln. Beim feſten Diadem (Tafel 48, Abb. 7) ſind auf den weißumwickelten Stäben rote, auf den ſchwarzumwickelten Stäben gelbe Federchen befeſtigt.

Stirnfedern beſtehen meiſt aus langen, ſchwarzgrünen Federn, deren Kiele von gelbgrünen Papageifedern verdeckt ſind. Abweichend davon trägt ein Stutz eine rote und eine grüne Feder, die unten mit einem roten und gelben Federſtab bedeckt ſind, ein anderer zwei blaue Federn, die eine rote Feder einſchließen, und deren Kiele durch gelbe Federchen verdeckt ſind.

Stutze auf Stirnreifen beſtehen aus langen, blauen Ararafedern. Die Stirnreife ſelbſt ſind aus roten oder gelben Federn angefertigt (Stirnreife ohne Federſtutze durchgängig nur aus roten Federn). Ein ſolcher Federſtutz trägt unten Deckfedern, die nach Art der Federſtäbe angebunden ſind, und zwar von unten an erſt gelbe, dann rote Federchen. Am oberen Ende tragen die langen Stutzfedern gelbe Endfedern mit kleinen roten Deckfederchen.

Flache Ohrroſetten beſtehen, wenn ſie einfarbig ſind, ſtets aus roten Federchen, wenn ſie mehrfarbig ſind, aus roten und gelben Federn, und zwar kommen gelbe Außen- und rote Innenlage ſowie das Gegenteil davon vor. Ohrtulpen beſtehen aus gelben, rötlichen oder bunten Papageifedern und tragen im Innern einen roten Federkranz, wenn ſie überhaupt einen haben.

Sehr abwechſlungsreich iſt der hängende Federſchmuck an den Leibgürteln ausgeſtaltet. An ihnen ſind meiſt Roſettenſtäbe befeſtigt, die im weſentlichen aus gelben Federn beſtehen. Bei einem Gürtel werden die unteren Enden dieſer gelben Roſettenſtäbe durch bläuliche Federn gebildet, bei einem anderen tragen die beiden mittelſten Stäbe lange rote Ararafedern als Schlußſtück. Bei einem dritten Gürtel ſind die Federſtäbchen in der oberen Hälfte rot, in der unteren gelb, bei einem letzten Gürtel ſchließlich tragen die gelben Federſtäbchen am unteren Ende abwechſelnd weiße lange Federn oder rote Baumwollſchnüre. Mit dieſen Federſtäben nun wechſeln andere Gehänge am unteren Rand der Gürtel ab: je 3—4 Thevetiagehänge, kleine Muſchelchen, Muſchel- und Thevetiagehänge gemeinſam. Ein Gürtel trägt abwechſelnd je zwei Thevetiafrüchte mit bunten Endfederchen und dazwiſchen je eine direkt an den Gürtelrand angeſetzte rote Feder.

Armbänder tragen entweder Roſettenſtäbe, die oben kurze, unten lange Federn führen (oben gelb, unten rot, oder umgekehrt) oder Lagen von Federn, die meiſt gleichfarbig bunt ſind, bei einem Exemplar aber aus einer roten Decklage auf gelber Hauptlage beſtehen.

Den Übergang zum büſchelartigen Federſchmuck bilden die Federhauben, die entweder einzeln eingebundene Federn oder kleine Roſetten beſitzen, die oft in Zonen gleicher Farbe angeordnet ſind. Einfarbige Federhauben beſtehen aus gelben, rotgelben, bunten und weißen Federn, eine Haube trägt als Seltenheit lange weiße Reiherfedern. Bei mehrfarbigen Federhauben unterſcheiden wir die Randfedern von denen des Deckels. Die Deckelfedern ſind meiſt einfarbig (rot, ſelten weiß), ſelten mehrfarbig (rote und blaue Ararafedern, desgleichen mit Geierfedern, oder auch mit roſa Reiherfedern vermiſcht). Die Randfedern beſtehen entweder aus einer Zone roter oder rot und gelb gemiſchter Federn, oder roſa Reiherfedern, oder aus zwei Zonen, die von unten nach oben zartblau und grün ſind, oder aus einem gelben Reif und roten Roſetten, oder aus weißen Federn und roten und zartblauen Roſetten beſtehen. Nur ein Exemplar weiſt drei Randzonen auf, nämlich unten einen gelben Reif, darüber rote und darüber gelbe Federn.

Wenig abwechſelungsreich iſt der büſchelartige Federſchmuck. Federquaſten in Früchten, Schneckenhäuſern u. dgl. ſind durchgängig rot, ganz gleich, ob ſie ſich an Armbändern, Ohrgehängen, Kämmen oder dergleichen befinden. Federquaſten als Armbänder beſtehen aus roten Roſettenſtäben oder bunten Federn; als Schopffedern tragen ſie lange, bunte Papageifedern an roten Roſetten. An Bogen beſtehen ſie aus roten Roſetten, aus denen meiſt lange rote oder gelbe Federbüſchel heraushängen; an Speeren ſetzen ſie ſich aus roten oder rotgelben Roſetten mit langen Büſcheln bunter Arara- und Papageifedern zuſammen, und an Kürbisraſſeln beſtehen ſie entweder in

Einzelfedern oder in Büſcheln gelber oder bunter Federn oder aus Roſettenſtäben mit Büſcheln langer Ararafedern.

M. Farb- und Klebſtoffe. An Farbſtoffen kommen neben Urukúrot (Bixa Orellana) und Genipapoſchwarz (Genipa brasiliensis), die im weſentlichen als Körperfarben verwendet werden, als techniſche Farben nur noch Schwarz und Weiß vor. Als Weiß dient die weiße Erde (mánaúlá — weißer Stein); ſie wird zerſtampft und vor allem zur Bemalung der Bogenholzumwickelung benutzt. Daneben dient ſie zur Herſtellung von Spinnwirteln. Zum Schwarzfärben dient ſchwarzer Lehm (göabiſaſá). Embira färbt man damit, indem man über den Baſt naſſen ſchwarzen Lehm aufhäuft und eine Nacht lang ſo liegen läßt. Baumwolle wird in kochendes Waſſer getaucht und dann durch den Lehm, den man in einem Topfe nebenan ſtehen hat, gezogen. Dies wird mehrmals wiederholt, bis die Fäden genügend geſchwärzt ſind. Rot gefärbt wird die Baumwolle erſt nach Vollendung des betreffenden Gegenſtandes mit Urukúölfarbe. Über die Aufbewahrung und Handelsform des Urukúrots ſiehe S. 212 und Abb. 40.

Das Univerſalklebmittel iſt Bienenwachs (tāboſá), das in Kugelform aufbewahrt und den Vorüberfahrenden maſſenhaft als Material zum Bootdichten angeboten wird. Viel verwendet wird auch Jatobáharz (kówáó), ein helles, durchſichtiges, hartes Harz. Aus ihm wird das rote, lackartige Harz (dãũmaſè), wie es zur Verzierung des Fiederendes der Pfeile benutzt wird, folgendermaßen hergeſtellt: Man erweicht das Harz in einem Topf über dem Herdfeuer, ſchüttet Urukúfarbe hinein, vermiſcht beides und läßt das Ganze erſtarren. Das ſchwarze, lackähnliche Harz (döwbdaſá), das dem gleichen Zwecke dient, ſcheint auf ähnliche Weiſe durch Beimiſchen ſchwarzen Farbſtoffes hergeſtellt zu werden. Beide Sorten werden in großen Klumpen, die nur ſelten beſtimmte Formen tragen, aufbewahrt. Zum Befeſtigen der Perlmutteraugen an den Stühlen, der Flaumfederchen am Körper der Kinder uſw. dient ein weiches, gelbes Harz (koódl), das in einem Stück zuſammengebogenen Palmblattes aufbewahrt wird.

11. Spiel und Sport.

Kinderſpielzeug.

Die Kinder ahmen ſchon frühzeitig die Tätigkeiten der Erwachſenen nach: die Knaben üben ſich im Schießen, Rudern, Fiſchen und Flechten, die Mädchen im Spinnen und Kochen; dabei werden verkleinerte Geräte der Erwachſenen benutzt. Daneben gibt es aber einige Geräte, die zu reiner Spielerei dienen, wie kleine Boote, Nachbildungen der Gewehre, Kreiſel, Tonpuppen. Andere Spiele bedürfen keiner weiteren Vorrichtungen, wie Bälle, Fadenſpiel uſw., oder ſind auf die erwachſenen Männer beſchränkt, wie Brummkreiſel, Schwirrſcheibe und Vexierſchnitzerei.

An verkleinerten Nachbildungen von Geräten Erwachſener benutzen die Knaben kleine Bogen und Pfeile, Netze, Ruder, die

Mädchen kleine Spindeln und Tongeſchirr. Merkwürdigerweiſe fehlen kleine Lanzen vollkommen.

Die Bogen ſchwanken in ihrer Länge. Die kleinſten haben nur 27 bis 32 cm Sehnenlänge und einen ganz rohen Aufbau, der dem der großen Bogen nicht entſpricht. Mit ihnen werden kleine, ungefiederte Pfeile aus geſpaltenem Rohr geſchoſſen (Abb. 160$^{a\,b}$). Sie dienen den erſten Schießverſuchen der kleinen Knaben. Größere Bogen, für Knaben von 3—4 Jahren an beſtimmt, ſchwanken je nach dem Alter der Knaben zwiſchen 60 und 120 cm Länge. Ihr Aufbau entſpricht denen der unverzierten Bogen der Erwachſenen; nur ein einziger Bogen trägt als Verzierung eine weißgefärbte Baumwollumwickelung mit Maisblatt in der Mitte und Federquaſte am oberen Ende (Abb. 161). Die Pfeile für dieſe Bogen weiſen zum Teil andere Typen auf als die der Erwachſenen. Pfeile mit Widerhaken (Fiſchpfeile), desgleichen ſolche mit gezahnter Holzſpitze fehlen. Sehr ſelten ſind Pfeile mit Bambusblattſpitzen (Abb. 162^{c}), häufig dagegen ſolche mit drehrunder Holzſpitze, die bei etwa 80 cm Schaftlänge 25—40 cm lang iſt (Abb. 162$^{a\,b}$). Bemerkenswert iſt, daß die Fiederung ſolcher Pfeile bei drei meiner Exemplare einen vom allgemeinen Typ abweichenden Charakter beſitzt. Die Federn ſind halbiert und durch fortlaufende Spiralwickelung am Schafte befeſtigt (Abb. 162^{d}); ähnlich der Pechfiederung, nur daß die Pichung fehlt (ſiehe auch oben S. 268). Häufig ſind Vogelpfeile, die zum Töten der Vögel dienen und aus einem vorn zugeſpitzten Rohrſchaft beſtehen (malôl; Abb. 163). Ob die ſtumpfen Pfeile zur Vogeljagd verwendet werden, oder ob ſie bei den Übungen Verletzungen verhindern ſollen oder für ſenkrechten Hochſchuß dienen, iſt mir nicht bekannt. Bei ihnen iſt entweder vorn ein Wachsklumpen angebracht (Abb. 164^{a}), oder der ganze Pfeil beſteht aus einem Stück Rohr, deſſen rundgeſchnittener Wurzelknauf als ſtumpfe Spitze dient (Abb. 164^{b}). Eingeſetzte Holzknaufſpitzen fehlen auch hier (ſiehe aber Savajé). Für ſenkrechten oder ſchrägen Hochſchuß werden Pfeile benutzt, auf deren Holzſpitze eine kleine Nuß mit ſeitlichem Loch geſchoben iſt (Abb. 165). Die Beſchwerung durch die Frucht bewirkt, daß der Pfeil ſich am Wendepunkt

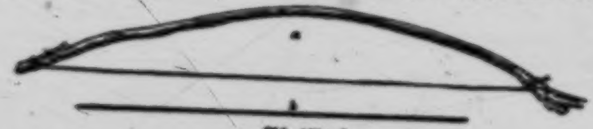


Abb. 160 a, b.
Kleinſter Kinderbogen mit Pfeil.

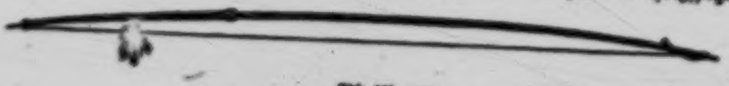


Abb. 161.
Kinderbogen.

mit der Spitze nach unten kehrt; einen pfeiſenden Ton habe ich beim Schießen mit dieſen Pfeilen nicht gehört.

Ziele für Schießübungen ſind zunächſt längliche Früchte, die in den Sand geſteckt werden, ſpäter laufende Baſtringe (wààiòjòjò), ſchließlich emporgeworfene Kürbiſſe.

Um Rudern zu lernen, benutzen die Knaben kleine Ruder, die im allgemeinen in der Geſtalt denen der Erwachſenen ähnlich ſind, zuweilen aber in der Form des Blattes abweichen (Abb. 166a). Sie ſind 64—96 cm lang. Nur ein Exemplar

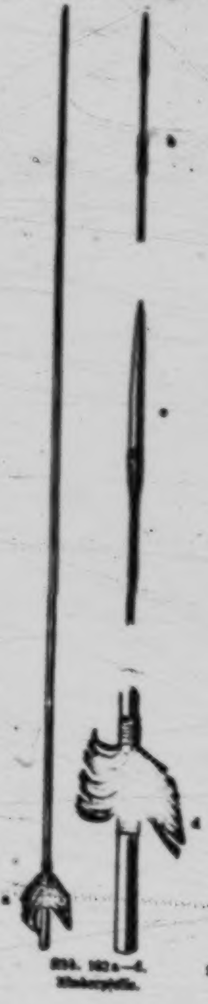


Abb. 162 a—d. Kinderpfeile.

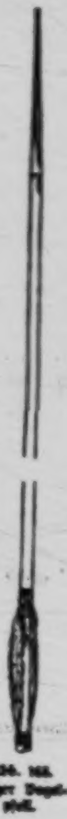


Abb. 163. Spitzer Doppelpfeil.

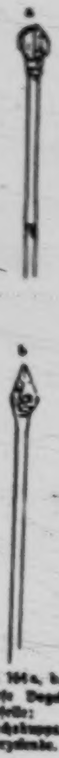


Abb. 164 a, b. Stumpfe Doppelpfeile: a) Wachsknopf. b) Wurzelende.

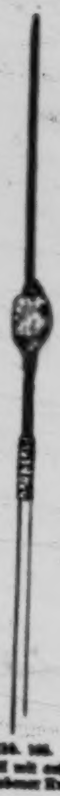


Abb. 165. Pfeil mit aufgeſchobener Nuß.

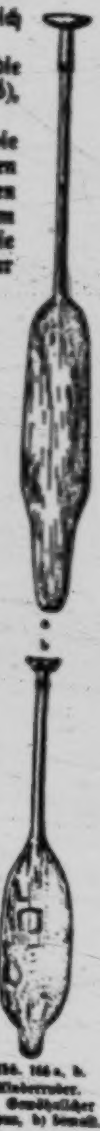


Abb. 166 a, b. Kinderruder. a) Gewöhnlicher Typus, b) bemalt.

zeigte Bemalung mit roten und ſchwarzen Vierecken (Abb. 166^{b}). Auch ſie haben zwei Riefen in der Griffrolle.

Zum Fiſchenlernen verwenden die Knaben kleine aus Baſt geknüpfte Stellnetze (hädökö; lähöſö), die ſie am Ufer der Sandbänke im Waſſer aufſtellen; ſie ſind an zwei langen Seitenſtäben montiert und werden durch mehrere ſenkrechte Spreizhölzer geſtreckt erhalten (Abb. 86).

Die Mädchen lernen ſpinnen und kochen. Sie beſitzen kleine Spindeln, auf denen ſie ſchon frühzeitig gebrauchsfähige Fäden drehen. Schon von 6—7 Jahren an ſieht man die Mädchen faſt immer ſpinnend. Die Spinnwirtel ſind entweder doppelkoniſche Tonwirtel oder einſeitiggewölbte Holzwirtel (Abb. 167). Dieſe primitive Form hat ſich alſo in der Hand der Kinder noch erhalten, während ſie den Erwachſenen verloren gegangen zu ſein ſcheint.

Kleines Tongeſchirr iſt in allen Größen vorhanden; das größere kann wirklich zum Kochen verwendet werden, während das kleinere nur zum Spielen dient. Das eigentliche Kochgeſchirr iſt teilweiſe außen rußgeſchwärzt, alſo dem Feuer ausgeſetzt geweſen. Neben den gewöhnlichen Formen (Topf, Abb. 168^{a}) und Schale (Abb. 168$^{b\,c}$) treten auch andere Formen auf: Schale mit gewölbtem Boden (Abb. 168^{d}), Schüſſel (Abb. 168$^{e\,f}$); eine vierteilige Schüſſel (Abb. 168^{g}), deren Verwendung mir trotz der langen indianiſchen Auseinanderſetzung der betreffenden Mutter nicht klar geworden iſt, ſcheint zu einem ganz beſonderen Zwecke benutzt zu werden.

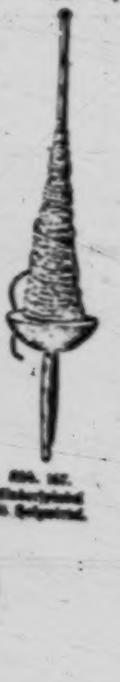


Abb. 167. Kinderſpindel mit Holzwirtel.

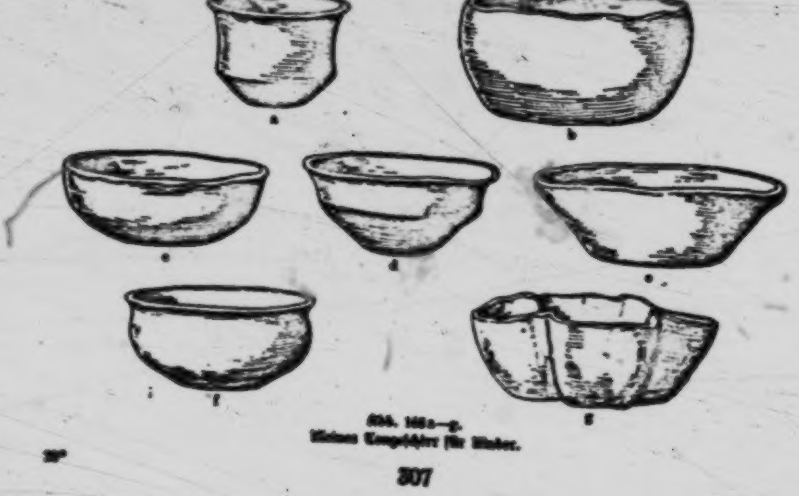


Abb. 168a—g. Kleines Tongeſchirr für Kinder.

Alles übrige Geſchirr dient nur zum Spielen; es iſt zum Teil ungebrannt und ſo klein, daß das Kochen damit unmöglich wird. Überraſchend iſt hier neben den gewöhnlichen Typen die Unmenge abweichender, faſt europäiſch ausſehender Gefäße, die merkwürdigerweiſe alle aus dem Dorfe an der Tapirapémündung ſtammen. In anderen Dörfern habe ich dieſe eigentümlichen Formen

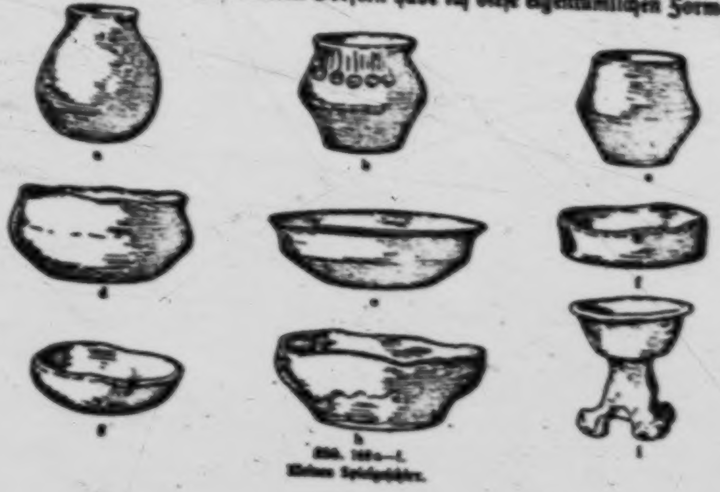


Abb. 169a—i.
Kleines Spielgeſchirr.

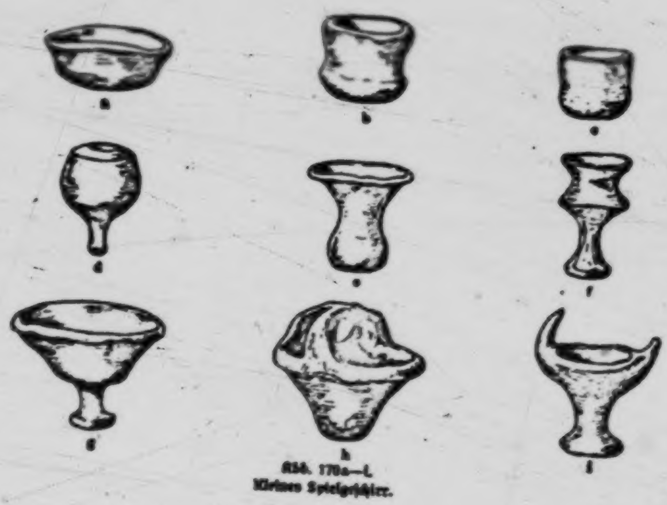


Abb. 170a—i.
Kleines Spielgeſchirr.

nicht geſehen. Sollte hier Einfluß der Tapirapéindianer vorliegen? Einige Exemplare ſcheinen nur ungeſchickte Ausführungen echter Karajátypen zu ſein. Von den gewöhnlichen Formen ſind zu erwähnen: waſſerkrugartige Gefäße (Abb. 169$^{a, b}$), hohe geſchweifte Töpfe (Abb. 169^{c}), doppelkoniſche Töpfe (Abb. 169^{d}), flache Kochtöpfe (Abb. 169^{e}), flache Schüſſeln mit geraden oder gewölbten Seiten (Abb. 169$^{f—h}$), dreibeiniger Topf (Abb. 169^{i}). Die abweichenden Formen beſtehen in ovalen Schalen (Abb. 170^{a}), kleinen Töpfen mit minimaler Öffnung (Abb. 170$^{b, c}$), deren Boden zum Teil in eine Spitze ausläuft (Abb. 170^{d}), vaſenähnliche Töpfe (Abb. 170^{e}), geſtielte Töpfe (Abb. 170^{f}), Pokale (Abb. 170^{g}), blumenkorbartige Schalen mit dreiteiligem Henkel (Abb. 170^{h}) und lampenähnliche Schalen mit zwei Spitzen am oberen Rande (Abb. 170^{i}).

Dieſe kleinſten Gefäße leiten uns ſchon zu den eigentlichen Spielſachen.

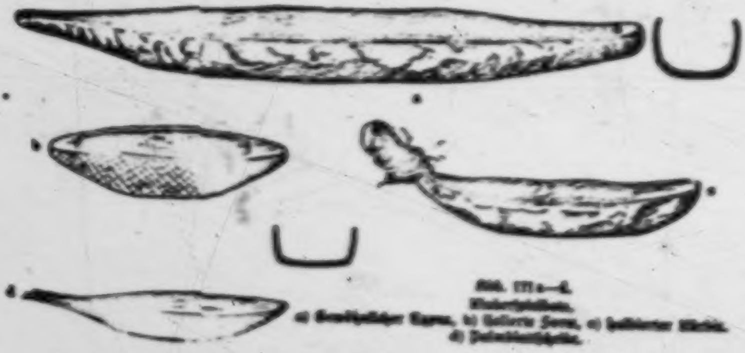


Abb. 171 a—d.
[illegible]
a) [illegible], b) [illegible], c) halbierter Kürbis.
d) Palmblattſcheide.

Kleine Boote ([illegible]) mit Rudern werden von den Kindern, beſonders den Knaben, in den Lachen am Rande der Sandbänke ſchwimmen gelaſſen. Ihre Form weicht inſofern von der der großen Boote ab, als das Hinterteil quer abgeſchnitten iſt und nicht in eine lange Spitze ausläuft. Den gewöhnlichen Typus ſtellt das Boot in Abb. 171^{a} dar, zu dem zwei bemalte Ruder und eine Tonpuppe (Mädchen mit langem Schnurſchurz und Federſtutz) gehören. Einen abweichenden Typus zeigt das Boot in Abb. 171^{b}; es iſt von Kuriſl geſchnitzt, der ſchon in Rio und São Paulo war und aus eigenem Antriebe bemerkte, daß dieſe Form ſeiner eigenen Fantaſie entſprungen ſei. Als Erſatz für dieſe Nachbildungen wurden halbierte Kürbisſchalen (iſä, Abb. 171^{c}) oder Palmblattſcheiden (öládäzl, Abb. 171^{d}) benutzt, die an Stricken im Sand entlang gezogen wurden; ſie wurden nur im Dorfe an der Tapirapémündung beobachtet. Die kleinen Ruder, die zu dieſen Bootmodellen gehören, weichen in der Griffbildung und zum Teil auch im Blatt von den großen Rudern ab (Abb. 172$^{a—d}$). Einige zeigen die typiſche Bemalung: rotes Mittelquerband auf dem ſchwarz gefärbten Blatte.

Die Gewehrnachbildung (mähauã = Gewehr) wird von den kleinen Knaben gehandhabt. Der Lauf iſt durch ein Stück Rohr dargeſtellt, in das nahe dem einen Ende ein kürzerer, nahe dem anderen ein längerer Querſchnitt eingeſchnitten iſt. In beide Schnitte iſt ein feiner Bügel aus geſpaltenem Rohr geſpannt (Abb. 173^{a}). Man hält das Gewehr in der linken Hand, mit dem längeren Querſchnitt von ſich ab, zieht den Bügel darin mit dem Zeigefinger der rechten Hand zurück und läßt ihn wieder vorſchnellen. Der Ton, der beim Anſchlagen vorn erzeugt wird, ſtellt den Schuß dar. Das Rohr iſt ſorgfältig ausgehöhlt; zum Reinigen dient ein kleines Inſtrument aus Bambus mit kurzem Griff und dünner, ſchmaler Klinge (Abb. 173^{c}). Auch Doppellaufgewehre ſind üblich. Die beiden Rohre ſind mit hellem Harz aneinandergeklebt und mit zwei Baumwollumwickelungen verbunden (Abb. 173^{b}). Das Schießen von kleinen Steinchen, das doch mit dieſem Inſtrument möglich iſt, wurde nicht geübt. Erſt als ich ihnen das vorgemacht hatte, ſchoſſen ſie eifrig mit Steinchen gegen kleine Wachsſchweinchen, die ſie im Sande aufſtellten. Zur Unterſuchung darüber, ob es ſich hierbei tatſächlich nur um eine Nachbildung der Gewehre oder etwa um ein altes Spielzeug handelt, auf das nur dieſer Name übertragen wurde, muß noch mehr Vergleichsmaterial bei anderen Indianerſtämmen beigebracht werden, als bisher vorliegt.

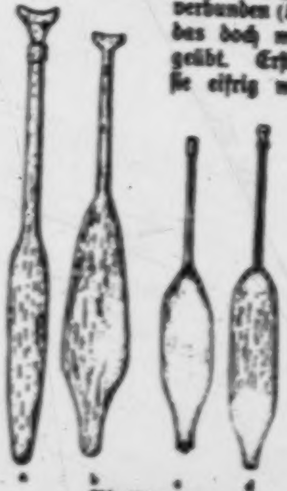


Abb. 174^{a-d}.
Kinderſpielkreiſel (c und d bemalt).

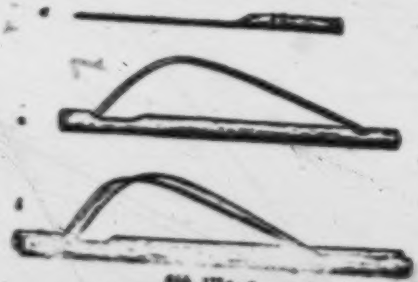


Abb. 173^{a-c}.
Gewehrnachbildungen. Karajá.
a) Einfach, b) Doppellaufgewehr, c) Inſtrument zum Reinigen der Rohre.

Kreiſel ſind ſehr gebräuchlich (küdaũẽ). Sie beſtehen aus einer doppelkoniſchen Wachsſcheibe von 3½—6 cm Durchmeſſer und 1—2 cm Dicke, durch die ein Holzſtäbchen von 5—18½ cm Länge ſo geſteckt iſt, daß es unten nur ganz wenig hervorragt (Abb. 174^{a-d}). Kreiſel mit planparallelen Tonſcheiben, die beiderſeits mit hohen Wachsſchichten belegt ſind, wie ſie Ehrenreich mitbrachte, habe ich nirgends geſehen, dagegen fehlen in Ehrenreichs Sammlung die Kreiſel mit Wachsſcheibe. Meiſt ſind die

Scheiben mit roten und gelben Federchen und roten Holzſtückchen belegt, die beim Tanzen Kreisfiguren erzeugen. Gequirlt wird der Kreiſel zwiſchen den flachen Händen in der Luft und dann fallen gelaſſen. Die erwünſchte Drehungsgeſchwindigkeit hat er erſt dann erreicht, wenn er ſummt.

Auch Brummkreiſel (ina͡uiná) ſind gebräuchlich. Der Körper beſteht aus einem Kürbis, der zwei ſeitliche, einander gegenübergelegene, verſchieden große Löcher trägt. Der Stiel geht von oben bis unten durch und ragt unten noch 14½ cm hervor. Er iſt mit Wachs im Kürbis befeſtigt (Abb. 175). Zum Aufziehen dient eine Schnur, die am Ende ein kleines Griffholz trägt. Offenbar fehlt ein Ring oder dergleichen, um das Aufziehen ohne Beſchädigung der linken Hand zu ermöglichen. Koch-Grünberg bildet in ſeinem Buch: „Zwei Jahre unter den Indianern" (Berlin 1910), Bd. 1, Seite 121, einen Brummkreiſel vom Rio Aiary ab, der ganz ähnlich iſt, und bei dem ein geflochtener Ring die Hand ſchützt. Vielleicht benutzen auch die Karajá derartige Ringe. Benutzt werden kann der Brummkreiſel nur auf feſtem Boden, alſo wohl nur in der Regenzeit auf den Hochufern. Angeblich ſoll er allgemein ge-

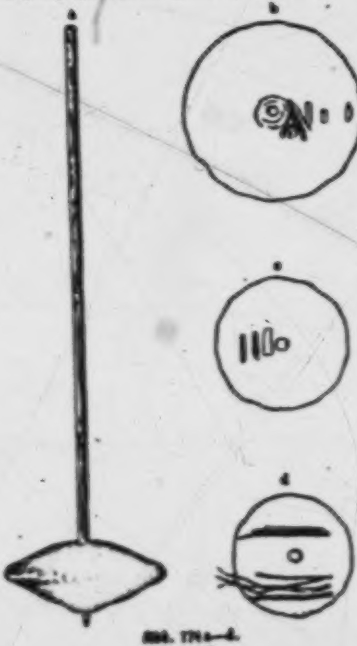


Abb. 174 a—d.
Kreiſel.

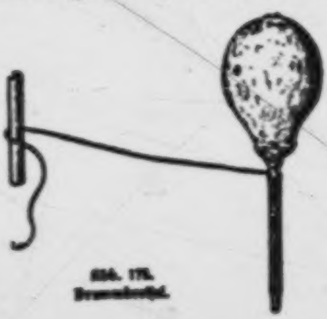


Abb. 175.
Brummkreiſel.

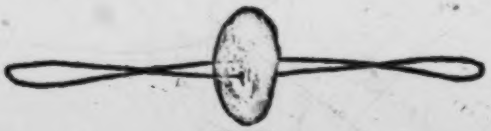


Abb. 176.
Surrſcheibe.

bräuchlich ſein, doch ſah ich nur dies eine Exemplar (in dem Indianerhaus in São Joſé). Auffällig iſt der Name, der mit dem der Tanzmaske Ina͡uinĭ faſt übereinſtimmt.

Die Surrſcheibe [(ži)žádĕké] beſteht aus einer flachen Kürbisſcheibe von 7 cm Durchmeſſer, die in der Mitte zwei Löcher trägt, durch die eine in ſich zurückgeführte Schnur gezogen iſt (Abb. 176). Die beiden Schlingen werden über die Daumen geſteckt, durch Schleudern wird der Faden zuſammengedreht, und dann bringt man durch Abrollenlaſſen, Ziehen und Nachlaſſen die Scheibe in Rotation, wobei ſie einen ſurrenden Ton von ſich gibt. Die Indianer hatten kein derartiges Gerät da, kannten es aber alle; das in Abb. 176 wiedergegebene ſtellt ein Modell dar, das mir ein Indianer aus freien Stücken anfertigte. Mein Gewährsmann teilte mir mit, daß nur die Männer dieſe Inſtrumente benutzen, Frauen und Kinder dagegen nicht. Auch brachte er es in Verbindung mit dem

Schwirrholz (nölĭnölĭ). Dieſes wird an einer Stange gebunden gehandhabt. Ich habe nie ein Schwirrholz geſehen, noch ſonſt dieſe Mitteilung beſtätigen können. Zu ſprechen kam der betreffende Indianer darauf beim Beſichtigen des Bildes in Steinens zweitem Reiſewerk, Seite 498. Da dieſe Mitteilung im erſten Dorf erlangt wurde, wo ich mit der Ausdrucksweiſe der Indianer noch nicht völlig vertraut war, liegt vielleicht ein Mißverſtändnis vor. Immerhin wäre eine ſpätere Nachprüfung nötig. Sollte das Schwirrholz exiſtieren, ſo tritt es wohl in Verbindung mit den Maskentänzen auf. Auch die Surrſcheibe, die ja auf die Männer beſchränkt ſein ſoll, ſcheint mit ihnen in Beziehung zu ſtehen.

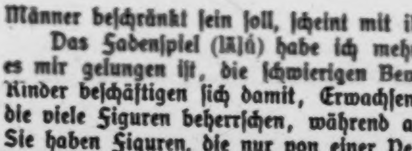


Abb. 177a, b.
Vexierſchnitzerei:
a) übereinandergeſteckt, b) auseinandergezogen.

Das Fadenſpiel (lăǰú) habe ich mehrmals ausführen ſehen, ohne daß es mir gelungen iſt, die ſchwierigen Bewegungen feſtzuhalten. Vor allem Kinder beſchäftigen ſich damit, Erwachſene nur zuweilen. Es gibt einige, die viele Figuren beherrſchen, während andere keine fertig bringen ſollen. Sie haben Figuren, die nur von einer Perſon hergeſtellt werden, und ſolche, bei denen eine zweite Perſon durch Abheben uſw. mitwirkt. Die Figuren haben jede einen beſonderen Namen, vorgeführt wurden mir Wind, Sterne, Hirſch. Im allgemeinen gilt das Fadenſpiel als ein ſehr ſchweres Spiel.

Bälle habe ich nicht geſehen, doch wurde mir erzählt, daß ſie ſich Bälle aus Maisblättern machen (dökĭ). Sie wollen deren Anfertigung von den Braſilianern gelernt haben. Auch die Federbälle aus Maiskolben mit ringförmiger Einlage, die Ehrenreich erwähnt, habe ich nirgends geſehen.

Schließlich iſt noch ein Vexierſpiel zu erwähnen, das von den Jünglingen und Männern gern geübt wird. Die Aufgabe iſt, zwei ineinanderhängende Rohrfächer aus einem Stück herzuſtellen. Es kommt dabei nur auf die geſchickte Art der Herſtellung an. Man ſpaltet ein Stück Rohr von etwa 15 cm Länge und $^1/_8$ cm Breite der Länge nach auf, ſchneidet in der Oberſchicht durch parallele Schnitte die beiden Fächer aus, kratzt die Innenmaſſe bis auf zwei Kolben an den Enden ab, und das Spielzeug iſt fertig (Abb. 177 a b).

Sport und körperliche Fähigkeiten.

An Tierkämpfen ſoll es Hahnenkämpfe geben, die ſie, wie die Hühner, von den Braſilianern übernommen haben. Geſehen habe ich keine, beſchrieben wurden ſie mir folgendermaßen: Kinder verſtecken eine Henne unter einer Matte; dann bringen ſie nacheinander zwei Hähne dahin, um ſie zu reizen.

Klettern wird viel geübt. Sie ſind ſehr geſchickt im Erklettern hoher Bäume; zuweilen ſollen ſie ſich dabei einen Strick um beide Füße als Kletterſchlinge binden.

Wettlaufen iſt ſehr beliebt bei der männlichen Jugend; auch Frauen und Kinder ſollen ſich daran beteiligen. Anſcheinend gibt es Zeiten, wo größere Wettlaufſpiele veranſtaltet werden (Regenzeit). Sonſt laufen die jungen Leute zur Übung auf der Sandbank; der vordere hält oft beide Arme ſeitwärts geſtreckt, um den andern nicht vorüber zu laſſen. Eigentümlich iſt ihre Ausruheſtellung: ſie ziehen ſtehend das eine Bein empor und legen ſeine Sohle gegen die Innenſeite des Knies des anderen (Tafel 30, Abb. 4).

Tauchen wird viel geübt; ſie ſind ſehr geſchickt darin, tauchen ſehr lange und bringen verlorene Gegenſtände faſt mit Sicherheit wieder herauf. Es ſollen Übungen im Wettauchen ſtattfinden, wobei der Gewinner einen Pfeil bekommt. Ebenſo geſchickt ſind ſie im

Schwimmen. Angeblich werden die Kinder nicht angelernt, ſondern lernen es durch Nachahmen und Probieren (ebenſo wie das Gehen). Sie ſchwimmen raſch und ausdauernd. In einem Dorfe ſchwammen meinen Booten ſämtliche junge Leute nach. Auf meine Bitte machten ſie mir die verſchiedenen Schwimmarten vor: die Männer werfen abwechſelnd den rechten und den linken Arm vor, wobei ſie ſich auf die betreffende Seite legen; die Frauen paddeln wie die Hunde, aber gleichzeitig mit beiden Armen, d. h. ſie ſtoßen beide Arme geſchloſſen nach vorn und unten; die Mädchen ſollen ſich gern auf den Rucken legen und beide Arme geſtreckt mit einem Ruck nach hinten ſchlagen. Nach anderer Mitteilung aber ſollen die Frauen nicht zu ſchwimmen verſtehen (?). Beim Wettſchwimmen dient die Entfernung von einem Flußufer zum anderen (6—800 m) als Bahn.

Die beliebteſte körperliche Übung iſt das Ringen. Bei jeder Gelegenheit üben ſich die jungen Leute darin; es geht dann ganz zwanglos dabei zu. Die Griffe ſind die unſrigen, doch ſcheint Einhaken der Beine üblich zu ſein. Verletzungen an Armen und Beinen ſollen vorkommen, tödliche nur, wenn der Betreffende auf den Penis fällt. Dem Gegner wird keine Schuld dafür angerechnet.

Wenn die Tracajá Eier legt (Auguſt bis September), ſollen Ringkämpfe (Idjăzó), wenn man in den Lagunen die Tartaruga fiſcht (September bis

Oktober) ganztägige Ringkampfſeſte (ánárkán) ſtattfinden. Dabei ringt die geſamte Jungmannſchaft. Wer die meiſten wirft, heißt dörıdó (= Häuptling); er bekommt von den anderen Geſchenke, wie Pfeile und dergleichen. Wer nie im Ringkampf geworfen wird, heißt ıdjázúdü; er darf auch als verheirateter Mann die Armſtulpen ſowie Federſchmuck tragen. Auffällig iſt die Bezeichnung ıdjázó und ıdjázúdü; ſollte zwiſchen den Ringkämpfen und den idjäzó-Maskentänzen etwa irgendeine Beziehung beſtehen?

Kommen Karajá in ein fremdes Dorf, ſo müſſen ſie offiziell zum Ringkampf mit der Jugend des Dorfes antreten, ehe ſie als aufgenommen gelten[1]. Schon ſobald das Dorf in Sicht kommt, hört man von da das Herausforderungsgeſchrei zum Ringkampf herübertönen: lange und kurze, in verſchiedenſter Weiſe miteinander abwechſelnde, hundegebellartige kjü-Rufe. Die Fremden verhalten ſich ganz ruhig; meiſt beobachtete ich, daß meine Indianer, die doch dann beim Kampfe gut beſtanden, vor Furcht zitterten. Das kjü-Geſchrei dauert an, bis die Fremden gelandet ſind und der Häuptling ihnen den Kampf befohlen hat. Dann ziehen ſie zum Ringplatz, meiſt bei der Maskenhütte, wo die Jungmannſchaft aufgeſtellt ſteht, ſonſt dorthin, wo feſter Sand vorhanden iſt. Die beiden Parteien treten einander gegenüber, der Häuptling ſteht auf der Seite der Fremden. Die Einheimiſchen fordern zuerſt heraus: zwei Jünglinge tanzen nebeneinander aus der Reihe vor, indem ſie ſtampfend etwa acht Schrittchen halbrechts vorwärts tanzen, dann eine Vierteldrehung ausführen und in gleicher Weiſe halblinks vortanzen und ſo abwechſelnd weiter. Dabei ſchlenkern ſie in ganz eigentümlicher Art die herabhängenden Arme, und der jeweils Vordere ſtößt ein heulendes Geſchrei in hoher Tonlage aus, indem er bei jedem Schritte einmal hü ſchreit (Abb. 10, 11. Ringkampf zwiſchen Šavajé und Karajá). Sind ſie vor der Gegenreihe angelangt, ſo halten ſie inne, drehen auf dem linken Fuße um, wobei ſie die rechten Arme weit herumſchleudern und beide ein langgezogenes abſteigendes hu ausſtoßen; dann laufen ſie in ihre Reihe zurück. Die Gegenpartei erwidert in gleicher Weiſe dieſe Herausforderung. Erſt dann tanzen von den Einheimiſchen zwei Mann auf dieſelbe Art vor, aber nur bis zur Mitte, ein Paar der Fremden kommt ihnen tanzend entgegen, und dann beginnt ohne weiteres das Ringen, bis einer der Gegner liegt. Meiſt dauern die Kämpfe nur ein bis zwei Minuten.

---

[1] Es iſt das eine uralte Sitte, die ſchon Fonſeca aus dem Jahre 1773 berichtet (Rev. trim. 8, 384/85). Danach ſtatteten die Šavajé den Karajá einen Beſuch ab; ſie kamen in einer großen Anzahl Boote, geſchmückt und bewaffnet, ſchrien und blieſen auf Trompeten. Die Karajá antworteten in gleicher Weiſe, und während ſie ihnen bewaffnet in einem Boote entgegenfuhren, ſtellten ſich die anderen am Ufer hinter dem Häuptling, der eine große Lanze trug, auf. Die Šavajé landeten und ſtellten ſich ebenfalls auf. Beide Volkshaufen gingen dann dreimal vor und zurück, wobei ſie ſchrien und einen Kreis ſchloſſen, in deſſen Mitte ſich dann die Häuptlinge begrüßten. Darauf begann ein Ringkampf: von jeder Seite ging ein Krieger vor, beide rangen, angefeuert von den Häuptlingen. Die ſiegende Nation wurde allemal mit drei lauten Schreien begrüßt. Erſt nach dieſer Zeremonie führte der Karajá-Häuptling den der Šavajé zu Fonſeca ins Lager.

Sind die Gegner gleich gewandt und können ſie ſich nicht zu Fall bringen, ſo wird der Kampf abgebrochen. Beſiegt iſt, wer auf den Rücken zu liegen kommt. Er bleibt liegen, der Sieger tanzt, hū ſchreiend, um ihn herum und ſteigt zum Schluß über ihn hinweg, oder der Sieger umtanzt mit erhobener Hand in gleicher Weiſe ſchreiend den geſenkten Hauptes daſtehenden Gegner. Dann gehen beide ab in ihre Reihen. Der Häuptling tanzt darauf mit dem Sieger mit über den Schultern verſchränkten Armen, ha ſchreiend, einmal um den Ringplatz herum. Jeder weitere Kampf wird in gleicher Weiſe eingeleitet; die große Zeremonie findet jedoch nur vor dem erſten Kampfe ſtatt. Nur einmal ſah ich, daß ein einzelner Mann vortanzte, ſonſt gingen ſie immer paarweiſe vor. Zuweilen wurde die Herausforderung nicht angenommen; dann tanzten die Herausforderer bis zur Gegenſeite, drehten dort um und gingen zurück. Darüber, ob die einzelnen ſich beſtimmte Gegner herausſuchen, oder ob jeder Beliebige auf die Herausforderung eingehen kann, habe ich nichts erfahren können. Nach dem Kampfe nehmen ſie eine beſtimmte Ausruhſtellung ein: ſie beugen ſich ſtehend nach vorn und ſtützen die geſtreckten Arme auf die Knie. In dieſer Haltung verharren ſie, bis ſie wieder ringen. Über den Ringkampf zwiſchen Karajá und Šavajé ſiehe Šavajé.

Tänze, außer Maskentänze, die religiöſer Art zu ſein ſcheinen, habe ich nicht beobachtet. Ehrenreich und Caſtelnau berichten ſolche von den Šambioá.

Schießen als Sport war nicht zu beobachten. Ob Wettſchießen vorkommen, vermag ich nicht zu ſagen. Zuweilen ſollen ſie zur Übung grüne Kürbiſſe in die Höhe werfen und mit Pfeilen danach ſchießen. Das Schießen aus der Rückenlage, wobei ſie den Bogen mit den Füßen feſthalten, iſt ein Sport, dem ſie ſich zuweilen, aber wegen der großen Schmerzen, die der Sehnenrückſchlag an den Füßen erzeugt, nicht zu häufig hingeben. Geſehen habe ich es ſelbſt nicht.

Von Keulenwerfen, von dem Königswald berichtet, habe ich nie etwas gehört noch geſehen.

12. Muſik.

An Muſikinſtrumenten ſind die Karajá ſehr arm. Sie haben nur Signaltrompeten, kleine Pfeifen und Schildkrötenkratzer; als Begleitinſtrument für Geſänge dienen Raſſeln. Das iſt alles. Es erſcheint dieſer Mangel ſehr verwunderlich, da die Karajá ſehr gerne und gut ſingen und anſcheinend muſikaliſch gut veranlagt ſind[1].

An Signaltrompeten haben ſie drei Arten.

Die Bambustrompete (ũhũhúk) beſteht aus einem 44 cm langen Bambuszylinder von 7 cm Durchmeſſer, deſſen Mundende durch einen Knoten gebildet wird, deſſen Zentrum durchbohrt iſt. Das offene Schallende iſt reich beſchnitzt (Tafel 58, Abb. 9).

---

[1] Über die Muſikliebe der Karajá ſiehe Teil I, S. 52.

Die Kürbistrompete beſteht aus einem gebogenen Flaſchenkürbis von 26 cm Länge, der am ſchmäleren Ende das ſeitliche Blasloch, am ſtärkeren Ende das zentrale Schalloch trägt (Abb. 178^{a}).

Am häufigſten ſind Taquaraflöten mit Kürbisreſonnanz [(h)ä(n)djülònå]. Die Flöten beſtehen aus einem 44—46 cm langen und etwa 3$^{1}/_{2}$ cm dicken Taquararohr, deſſen eines Ende geſchloſſen, das andere offen iſt. Nahe dem geſchloſſenen Ende befindet ſich das ſeitliche Blasloch. Als Reſonanz dient ein Kürbis von 33—38 cm Länge und 16—24 cm Dicke, der beiderſeits offen iſt, und in deſſen größere Öffnung die Flöte ſchräg hineingeſteckt wird. Dieſe Reſonanzkürbiſſe ſind meiſt mit Brandmalerei verziert (Abb. 178^{b}).

Dieſen Trompeten werden dumpfe Töne entlockt, die ſehr weit tragen. Durch Abwechſeln langer und kurzer Töne, hineingeblaſener und herausgezogener Töne werden verſchiedenartige Tonfolgen erzeugt, die auf Bootsfahrten in der Nähe der Dörfer zur Anmeldung geblaſen werden. Eine eigentliche Signalſprache ſcheint aber noch nicht ausgebildet zu ſein. Jetzt finden ſchon Ochſenhorntrompeten, wie ſie die braſilianiſchen Schifferknechte bei ſich führen, Eingang.

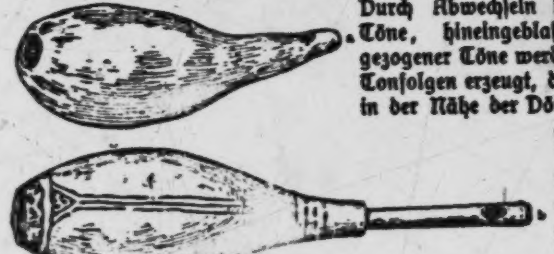


Abb. 178 a, b. Kürbistrompeten.

Sonſtige Flöten habe ich nicht geſehen, beſonders nicht die von Ehrenreich erwähnten Pansflöten aus Taquara.

Ein kleines Horn aus Kürbisſchale, das anſcheinend bei Maskentänzen geblaſen wird, ſah ich in Dorf 8. In Gegenwart der Frauen durfte es nicht angeblaſen werden, ſo daß ich Gebrauch und Tonart nicht kennen lernen konnte. Auch erwerben konnte ich das Gerät nicht; anderswo habe ich es nicht wieder geſehen.

Pfeifen gibt es verſchiedener Art.

Die Kürbispfeiſe (wöläwúk ädjulònå, läkú) beſteht aus einem kleinen, doppelbauchigen Flaſchenkürbis von 8,2 cm Länge, deſſen kleinerer Bauch quer abgeſchnitten iſt (Abb. 179^{a}). An dieſer Querſchnittfläche wird der Kürbis von der Seite her angeblaſen und gibt dann einen ſcharfen, hellen Ton.

Buritypblattpfeifen (ädjülònå) beſtehen aus einem ſchmalem Buritiblattſtreifen, der ſpiralig aufgewickelt und dann flach gedrückt iſt. Durch ein darum geſchlungenes ſchmales Baſtband wird die Pfeiſe in ihrer Form erhalten. Solche Pfeifen ſind etwa 3 cm breit und 1—2$^{1}/_{2}$ cm hoch und haben zuweilen eine Mittelzunge, während dieſe anderen Exemplaren fehlt (Abb. 179^{b}). Angeblaſen werden ſie, indem man die Pfeiſe mit dem einen Ende flach in den Mund ſteckt.

Der **Kratzer** aus der Schale der kodú-Schildkröte (hüli-hüli) iſt aus der 8 cm langen und 3 cm breiten Schale derartig hergeſtellt, daß das Schwanzende der Höhlung völlig mit Wachs verklebt iſt, während der Halszapfen des Bauchſchildes mit einer dicken Wachsſchicht umgeben iſt (Abb. 180^{a}). Man nimmt die Schale in die rechte Hand, ſetzt ſie mit dem Wachszapfen leicht ſchräg geneigt auf die ſtraffgeſpannte linke Handfläche und ſtreicht den Zapfen über die ſchweißige Handfläche kräftig nach unten (Abb. 180^{b}), wodurch ein knarrender dumpfer Ton entſteht. Nach Angaben der Indianer ſoll das Inſtrument benutzt werden, wenn die Knaben aus dem Walde kommen. Ob hierin ein Hinweis auf Knabenerziehung, Weihen uſw. im Walde liegt, gelang mir nicht feſtzuſtellen.

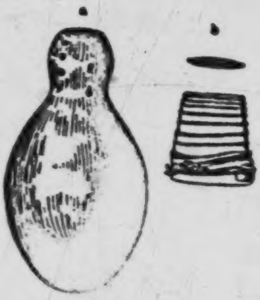


Abb. 179 a, b.
Pfeifen:
a) Kürbis, b) Blatt.

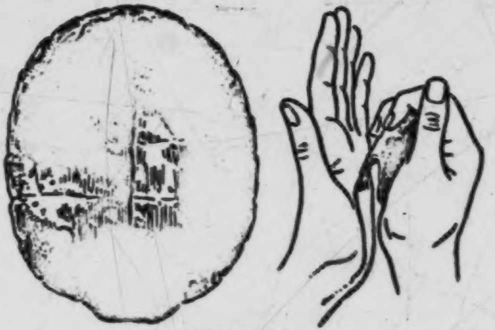


Abb. 180 a, b.
Schildkrötenkratzer und deſſen Handhabung.

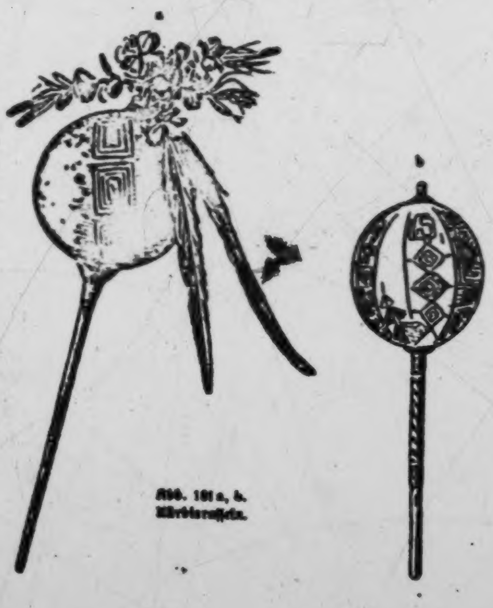


Abb. 181 a, b.
Kürbisraſſeln.

Als einziges Begleitinſtrument zu ihren Geſängen dienen **Raſſeln**. Bei allen Raſſeln iſt der Stiel durch den ganzen Raſſelkörper hindurchgeführt und an beiden Enden mit Wachs befeſtigt. Er iſt einfach gehalten und nur ſelten ein Stück umflochten. Seine Länge ſchwankt unterhalb des Raſſelkörpers zwiſchen 9 und 16 cm. Sehr ſelten ſind Affenſchädelraſſeln, zu denen 7 cm lange und 4—5½ cm breite Affenſchädel benutzt werden. Ich traf nur zwei dieſer Exemplare an (Tafel 58, Abb. 10$^{a\,b}$). Sonſt werden allgemein Kürbiſſe (ŭkſú) als Raſſelkörper benutzt, die meiſt 12—15,5 cm lang und 5,5—13 cm dick ſind (eine kleine Raſſel iſt 6,5 cm lang bei 6 cm Dicke). Die meiſten dieſer Kürbisraſſeln ſind mit den üblichen Muſtern[1] beſchnitzt, viele tragen an dem oben aus dem Kürbis hervorragenden Stielende Federſchmuck (Abb. 181$^{a\,b}$). Dieſe Raſſeln werden von den Maskentänzern taktmäßig in der Hand geſchwungen.

Eine weſentlich größere Rolle ſpielt der Geſang. Nur die Männer ſingen, die Frauen laſſen nur wie die Männer während der Trauerzeit eintönige Klagegeſänge in hoher Stimmlage ertönen. Der Geſang iſt einſtimmig, Maſſengeſänge kommen ſelten vor, nur einmal hörte ich einen a-Capella-geſang. Bei Tänzen ſingen zwei Mann gleichzeitig dasſelbe, ſonſt ſingen ſie einzeln, beſonders auf dem Fiſchfang. Anſcheinend ſind die Karajá ſehr muſikaliſch; ſie ſingen gern und gut. Die meiſten ihrer Geſänge ſind Maskentanzlieder; doch ſcheint es, als ob gewiſſe Leute beſtimmte Lieder erſänden und vererbten. Oft wurde mir geſagt: das iſt der Geſang dieſes Knaben da oder jenes Jünglings dort. Gewiſſe Tänze und Geſänge ſcheinen ſich nur in beſtimmten Familien durch Tradition zu vererben, die anderen kennen ſie wohl, führen ſie aber nicht aus. Die meiſten Geſänge kannte 1908 Häuptling Ilk in Dorf 13, dicht unterhalb von Izabel do Morro. Er war faſt unerſchöpflich. Der wörlzó-Tanz und -Geſang vererbte ſich in ſeiner Familie. Er kannte nicht nur Karajálieder, ſondern ſang auch ſolche der Savajé und Tapirapé. In allen Dörfern war er als Sänger bekannt, und überall begehrte man von mir die Wiedergabe der mit ihm aufgenommenen Phonogramme. Im ganzen habe ich 44 Walzen mit Geſängen phonographiſch aufgenommen. Die Indianer ſangen gern in den Apparat, ſobald einmal die erſte Scheu überwunden war. Dazu benutzte ich europäiſche Muſik, die ſie ſtark in Erſtaunen ſetzte. Sie lachten laut verwundert, viele hielten ſich dabei die geſpreizte Hand vors Geſicht; die Frauen ſchnalzten meiſt erſtaunt mit der Zunge. Heiterkeit erregte vor allem die den Geſängen und Muſikſtücken vorangehende ſprachliche Ankündigung. Inſtrumentalmuſik ſtanden ſie völlig fremd gegenüber, Vogelſtimmen erkannten ſie als ſolche; Geſänge hörten ſie am liebſten und freuten ſich über die Tonfülle beſonders bei Frauenſtimmen. Damit war ihre Scheu überwunden, meiſt drängten ſie ſelbſt herbei zur Aufnahme. Dazu benutzte ich zuerſt den Trichter, ſpäter den Schlauch, in den ſie unbefangener hineinſangen. Waren mehrere Indianer anweſend, ſo berieten ſie erſt lange, wer ſingen ſollte, überlegten dann gemeinſam den Text, ſangen das Lied erſt leiſe zur Probe vor ſich hin, und dann erſt ſetzte ſich der Auserwählte vor den Apparat zurecht. Auch Ilk memorierte ſtets vor der Aufnahme das betreffende Lied. Nach der Aufnahme gab ich ſofort das Lied wieder. Ihre eigene Stimme zu hören, löſte zunächſt ſtets große Heiterkeit aus, dann ſangen ſie regelmäßig leiſe mit zur Kontrolle und lachten zum Schluß äußerſt befriedigt, weil alles genau ſtimmte. Auch bei Wiedergabe von Geſängen aus anderen Dörfern wurden Text und Melodie genau kontrolliert. Auffällig war, daß Ilks Geſänge ſtets erkannt wurden, auch wenn ich ſeinen Namen nicht vorher genannt hatte, und obwohl er auch Lieder ſang, die ich noch von anderer Seite hörte, die alſo nicht ihm allein zukamen. Erklären konnten ſich die Indianer den Phonographen nicht. Sie ſchauten bei der Wiedergabe ihrer Lieder ſtets in den Trichter, „um zu ſehen, wer darin ſänge". Ilk ſprach nach einer Aufnahme noch lange in den Apparat hinein; auf mein Befragen erwiderte er, er habe mit dem Ilk, der da drinnen wäre, geſprochen.

---

[1] Siehe meinen Aufſatz über „Die Kunſt der Karajáindianer", Bäßler Archiv, Bd. II, Heft 1.

Leider haben ſich die Walzen durch die Einflüſſe der Feuchtigkeit un Hitze verzogen, ſo daß ſie an dem einen Ende oval geworden ſind; ihr Bearbeitung iſt daher bisher noch nicht gelungen. Über die Melodien kam ich nur folgendes ſagen: „Das Lied, das man alle Tage ſingt" beginnt mi hohen Kopftönen, geht dann mit wenig Tönen herab und endet in eine langen Satze tiefer Bruſttöne. Die hohen Kopftöne und das Umſchlagen de Stimme klingen beſonders bei älteren Männern nicht gut, während vo Knaben und Jünglingen die Töne rein geſungen wurden. Dieſes Lied wur beſonders bei der Rückkehr vom Fiſchfang geſungen. Dann wurden an b-ſtimmter Stelle die Namen der gefangenen Fiſche eingefügt. In einzelne Liedern werden Tierlaute nachgeahmt, ſo z. B. die Töne, die der Pirarau von ſich gibt, wenn er aus dem Waſſer gezogen wird. Dieſes Lied löſe ſtets allgemeine Heiterkeit aus.

Texte habe ich nur wenige erlangt; ſiehe Anhang II, Texte. Von Tangeſängen wurden ſie mir nicht mitgeteilt, ſolange Frauen dabei waren. S-dann ſtieß die Überſetzung bei den geringen braſilianiſchen Sprachkenntniſſe der Indianer auf die größten Schwierigkeiten.

Außerdem erhielt ich noch folgende Geſänge:

Maskentanzlieder der Karajá: aruana[1] (S, N)
djälhënf (N)
dööwöliå (N)
idjäzó (S, N)
ikönå (N)
üljú (S)
wörizó (N), 5 Lieder, ſowie 9 Tanzgeſänge ohne Namen, ſodann das Maskengeſchrei: kjú.

---

[1] Auf Karajá: idjäzó. Hierin iſt mit inbegriffen: „Das Lied, das man alle Tage ſingt".

Lieder der Karajá: dja͡ubĭ (S)
hidähố (N)
iöbĕgẽ (N)
makanditã (S)
Pakugeſang (N)
Pirararageſang (S, N)
ſowie 10 Geſänge ohne Namen.
Tanzlieder der Šavajé: idjaǐhõnǐ (N)
Lied des Šavajé: döso͡i, döso͡i (N), angeblich geſungen, wenn ein Jaguar getötet wurde.
Lied der Tapirapé: äkǐlǐ (N).
Die Tapirapé ſollen auch ein djäǐhõnǐ-Maskenlied kennen.

13. Politiſche Verhältniſſe.

Kriege ſcheinen nur des Frauenraubes wegen ſtattgefunden zu haben; denn ſteis wurde berichtet, daß die Männer der Feinde erſchlagen, Frauen und Kinder dagegen mit ins Dorf gebracht würden. Die Stellung der Karajá zu ihren Nachbarn iſt in dieſer Hinſicht folgende: mit Bororo und ſüdlichen Kayapó ſcheinen ſie nicht in Berührung zu kommen. Mit Chavánte ſind Kämpfe vorgefallen, bei denen die Karajá ſteis die größeren Verluſte hatten. Mit den Šavajé der Inſel Bananal leben ſie in freundſchaftlichem Verkehr, während die Canoeiros, ebenfalls auf Bananal, gegenwärtig ihre gefürchtetſten Feinde ſind. Mit den Tapirapé ſtanden die Karajá früher in friedlichem Tauſchverkehr; die Karajá lieferten Eiſenwaren und erhielten dafür Netzdecken, Bogen, Steinlippenpflöcke, Nahrungsmittel, Araras uſw. Die Gelegenheit dieſes Tauſchverkehrs auf einer Sandbank im Tapirapéfluß, weit ab vom Dorfe, benutzten die Karaja, um inzwiſchen Frauen und Kinder, die in der Pflanzung tätig waren, wegzuführen. Die Tapirapé wußten lange nicht, wer ihnen die Frauen raubte. Vor jetzt etwa 6—7 Jahren nun hatten die Karajá wiederum 5—6 Frauen geraubt; auf der Heimfahrt entflohen dieſe, die Karajá verfolgten ſie und töteten alle bis auf eine, die zu den Tapirapé zurückkam und berichtete, daß die Karajá die Frauenräuber ſeien. Als im Jahre darauf die Karajá wiederum ihre Handelsfahrt zu den Tapirapé unternahmen, gingen dieſe ſcheinbar auf den Handel ein, überfielen dann aber die Karajá und töteten mehrere Männer. Seitdem iſt jeder Verkehr zwiſchen beiden Stämmen abgebrochen; die Karajá fahren nicht mehr bis zum Handelsplatz, und auch die Tapirapé haben ſich weiter flußaufwärts gezogen.

Mit den nördlichen Kayapó ſcheinen die Karajá ebenfalls auf geſpanntem Fuße zu leben. Über frühere Kämpfe habe ich nichts berichten hören. Auffällig aber war das feindlich abweiſende Verhalten, das meine Karajá den Miſſionskayapó in Conceição gegenüber an den Tag legten.

Natürlich rauben nicht nur die Karajá Frauen der Feinde, ſondern werden in gleicher Weiſe von dieſen ausgebeutet.

Erſchlagene Feinde werden liegen gelaſſen. Über Anthropophagie habe ich nichts erfahren können. Verwundete Stammesgenoſſen werden ins Dorf zurückgeſchafft und vom Arzt in Behandlung genommen. Gefangene Frauen und Kinder werden als Arbeitsſklaven benutzt; gefangene Knaben, die nicht arbeiten wollen, werden, wenn ſie nicht ſelbſt ausreißen, ausgeſetzt. In beiden Fällen gehen ſie wohl ihrem Untergange entgegen.

Der Nutzen an der Arbeit der Kriegsgefangenen kommt dem betreffenden Beſitzer (ihrem Erbeuter) zugute. Er gibt ihnen dafür Nahrung und Kleidung. Kriegsgefangene Frauen werden außerdem als Dorfdirnen benutzt. Gegen Zahlung eines Pfeiles werden ſie der Jungmannſchaft des Dorfes ſowie fremder Dörfer zur Verfügung geſtellt. Dauernde Anſprüche erwirbt man durch Zahlung einer Netzdecke an den Beſitzer. Gegenwärtig haben die Karajá nur Tapirapéfrauen als Dirnen; ich traf im ganzen nur fünf ſolcher Frauen und Jungfrauen, ſowie zwei kleine Knaben bei ihnen an. Auch Šavajéfrauen ſollen gelegentlich dieſe Rolle ſpielen; es ſind dies aber nicht geraubte Frauen, ſondern ſolche, die bei Handelszügen ſich den Karajá angeſchloſſen haben oder wegen Vergehungen mit ihnen ausgeſtoßen wurden (?). Ein Fall, den ich mir nur auf dieſe Weiſe erklären kann, ereignete ſich bei meinem Beſuche der Šavajé, wo ein offenbar ſchwangeres Šavajémädchen meinen Karajá mitgegeben wurde, um es mit in ihre Dörfer zu nehmen.

Geleitet werden die Karajá durch Häuptlinge (idjãó, dėridó, ixrí). Sie tragen als äußeres Abzeichen die Kinntätowierung, ihre Frauen den großen Thevetia-Halsſchmuck (ſiehe oben). Sonſt haben ſie keinerlei Kennzeichen; „man erkennt ſie an ihrem würdevollen Benehmen“, ſagte Kuriſ.

Die Aufgaben des Häuptlings ſind folgende: Er beſtimmt und leitet die Arbeiten in der Pflanzung, die Maskenfeſte ſamt ihren Vorbereitungen (Anfertigen der Tanzmasken); er hält auf Ordnung im Dorfe, ſchlichtet Streitigkeiten, entſcheidet Rechtsfälle und unterſtützt Arme, Witwen und Waiſen. Er beſtimmt die Fiſch- und Handelszüge, er entſcheidet über Kriegsfahrten. Außerdem nimmt er die Fremden in ſeinem Hauſe auf und verpflegt ſie, und repräſentiert das Dorf den Fremden gegenüber. Dieſe ſeine Aufgaben verrichtet er perſönlich, ohne Mittelsperſonen. Seine Anordnungen gibt er nicht in Beratungen der Männer kund (derartige Einrichtungen fehlen), ſondern indem er von Haus zu Haus geht. Nachrichten in andere Dörfer übermittelt er durch Abgeſandte, die aber nicht weiter legitimiert werden.

Seine Macht iſt indeſſen nur eine beſchränkte; ſie beruht völlig auf dem guten Willen der Dorfbewohner. Sind dieſe aus irgendwelchen Urſachen mit ihm unzufrieden, ſo ziehen ſie einfach weg und laſſen ihn allein. Einen ſolchen Fall berichtete bereits Souza Villa Real 1792[1]. Er traf auf der Fahrt durch den Oſtarm fünf Tage unterhalb des Nordendes der Inſel Bananal auf einer Sandbank Indianer an, die angaben, aus ihrem Dorf wegen Streitigkeiten mit ihrem Häuptling, den ſie für einen böſen Zauberer hielten, abgewandert zu ſein.

---

[1] Rev. trim. 11, 1848, S. 416.

Früher ſcheint es eine ganze Anzahl Stammes-Häuptlinge gegeben zu haben. 1908 wurden nur vier Häuptlinge genannt[1], während eine ganze Menge Dörfer ohne Häuptlinge lebten (ſiehe Nachfolge). Der ſüdlichſte Häuptling war Fotuna in Dorf Nr. 14, die übrigen Cyriaki in Dorf 18, Tumanakü in Dorf 21 und Criſote in Dorf 22. Es ſcheint, als ob ihre Macht zunächſt nur auf das betreffende Dorf beſchränkt ſei. Doch ſcheinen ſich um ſie die jungen Leute auch aus anderen Dörfern zu verſammeln; wenigſtens traf ich in den Dörfern mit Häuptlingen regelmäßig eine ungewöhnlich große Anzahl von Jünglingen an. Auch meine Karajáruderer gehorchten willig den Befehlen dieſer Häuptlinge. Die von den braſilianiſchen Bootsleuten capitão genannten Leute der einzelnen Dörfer ſind keine indianiſchen Häuptlinge, ſondern meiſt Leute, die etwas braſilianiſch verſtehen und infolgedeſſen den Verkehr mit den Bootsleuten vermitteln (z. B. Jlá).

Daß es auch zu Rivalitäten zwiſchen Häuptlingen kommen kann, beobachtete ich bei meinem Aufenthalte an der Tapirapémündung. Auf der Talfahrt traf ich in Dorf Nr. 18 zwei Häuptlinge an, den gutmütigen alten Stammeshäuptling Cyriaki und einen ſogenannten Capitão, den tatkräftigen, gefürchteten Chico Cabete. Von ihnen hatte Cyriaki das würdevollere Auftreten, obwohl er keinen Anhang im Dorfe beſaß; Cabete herrſchte dort unbedingt, ſo daß Cyriaki völlig in den Hintergrund trat. Auf der Bergfahrt traf ich das Dorf auf einer Handelsfahrt nach Santa Maria begriffen. Als ich von der Befahrung des Tapirapé zurückkam, fand ich Cyriaki im Dorf an der Tapirapémündung vor. Er war wegen Streitigkeiten mit Cabete von Dorf 18 weggezogen und hierher nach Dorf 17 übergeſiedelt.

An Vorrechten genießen die Häuptlinge für ihre Amtsführung folgende: Sie arbeiten nicht in der Pflanzung, jagen nicht und fiſchen neben Tartaruga und Tracajá nur Tokunaré, Pintado und Piraracú. In der Nahrung ſind ſie keinen Beſchränkungen unterworfen. Sie dürfen mehrere Frauen haben, die gemeinſam in ihren Häuſern wohnen; eine Hauptfrau gibt es nicht. Ihre Häuſer werden von den Dorfbewohnern gebaut; ſie ſind zuweilen größer und höher als die anderen Häuſer.

Iſt der Häuptling abweſend, ſo überträgt er die Leitung ſeiner Frau; auch ſein Sohn ſcheint ihn oft zu vertreten.

Zu ſeinem Amte wird der Häuptling ſchon von klein auf erzogen. Nach einer Waſchung mit heißem Waſſer lebt er vier Jahre lang abgeſchloſſen in einer beſonderen Hütte; hier lernt er von ſeinem Vater die Tänze und Tanzgeſänge, lernt Rechtſprechen und was ſonſt zu ſeinem Amte nötig iſt. Er darf auch ſchon Entſcheidungen fällen, die durch ſeinen Vater kundgegeben werden. Dafür erhält er Pfeile, Steine für Lippenpflöcke und dergleichen geſchenkt. Die Lehrzeit ſchließt mit einem großen Feſte ab.

Nachfolger des Häuptlings iſt ſein Sohn. Hat er nur Töchter, ſo wird eine von ihnen Häuptling (haûkö dërödi). Heiratet dieſe, ſo bleibt die

---

[1] Souza Villa Real erwähnt 1792 von den Karajahi auch nur vier Häuptlinge, allerdings nur dem Hörenſagen nach; Rev. trim. 11 (1848), S. 452.

Würde bei ihr, ſie geht nicht auf den Mann über. Hat der Häuptling keine Nachkommen, ſo bleibt das Dorf ohne Oberhaupt; es muß dann erſt ein Knabe von klein auf zu dieſem Amte erzogen werden. Dann beraten ſich die Männer des Dorfes, wählen ein Kind aus, gehen zu deſſen Mutter und fragen ſie, ob ſie ihr Kind Häuptling werden laſſen wolle. Gibt ſie ihre Einwilligung, ſo wird der Knabe zu ſeinem Amte erzogen, anſcheinend von ſeinem Vater. So z. B. war der Häuptling des Dorfes 7 längſt geſtorben. Sein Sohn hieß Cabete; dieſer hatte drei Töchter und einen Sohn. Der Sohn ſtarb vorzeitig, die Töchter wollten die Regierung nicht annehmen, alſo gab es keinen Häuptling in dieſem Dorfe. „Es müßte erſt wieder einer dazu erzogen werden."

Fremde werden vom Häuptling aufgenommen und bewirtet. Der gute Ton verlangt, daß der Fremde allerlei Geſchenke (Kokosnüſſe, Honig, Bataten, Töpfe, Matten uſw.) erhält, in der Erwartung, daß er dafür reichlich wiedergibt. In meinem Lager nahe den Dörfern blieb ich nie allein, ſondern es war ununterbrochen, Tag und Nacht, eine Wache von 2—3 Jünglingen, manchmal auch von mehreren, im Lager anweſend. Nachts ſchliefen ſie am Herdfeuer. Offenbar iſt dieſe Maßregel einem Mißtrauen gegen die Fremden entſprungen. Jetzt aber wird das Stellen der Wache gerade von den Indianern, die noch auf alte Formen halten, als eine Ehrung angeſehen, die dem Fremden erwieſen wird, und beſonders hoch iſt die Ehre, wenn der Häuptling ſelbſt nachts im Lager des Fremden bleibt.

Rechtsverhältniſſe. Perſönliches Eigentum iſt ſchon ſtark ausgebildet. Als ſolches gelten: Haus und Boot (beide der Frau gehörig), Waffen, Geräte, Schmuckſachen und Kleidungsſtücke. Die Nahrungsmittel aus der Pflanzung ſind Familieneigentum, große Ausbeuten bei Jagd und Fiſchfang werden unter das geſamte Dorf verteilt. Auch kleine Kinder beſitzen ſchon als Eigentum ihren Schmuck und Spielſachen. Über den Verkauf entſcheidet nur der jeweilige Beſitzer, wenn es ein Kind iſt, deſſen Eltern, meiſt die Mutter. Fremde miſchen ſich nie in die perſönlichen Angelegenheiten der anderen ein.

Eigentumsverletzungen kommen nur ſelten vor. Mir gegenüber beobachtete ich nur einmal einen Diebſtahlsverſuch. Diebſtähle ſcheinen ſich im weſentlichen auf Pflanzungsprodukte zu erſtrecken und bleiben anſcheinend nicht lange verborgen. Der Geſchädigte beſchwert ſich beim Häuptling; dieſer ſchickt ihn zum Dieb mit der Anweiſung, von dieſem Entſchädigung zu verlangen. Weigert ſich aber der Dieb, das zu tun, ſo beſchwert ſich der Geſchädigte wiederum beim Häuptling und darf, falls dieſer einwilligt, „Streit" mit jenem beginnen, d. h. alſo, ſich gewaltſam ſein Recht verſchaffen.

Totſchläge ſcheinen, wenn auch ſelten, vorzukommen. Dabei herrſcht die Sitte der Blutrache: die Verwandten des Getöteten verfolgen den Mörder überallhin, auch in andere Dörfer, bis ſie ihn erſchlagen haben.

Soziales Leben. Mißliebige Elemente (Prahler, Schwätzer, Zankhähne) werden bei Gelegenheit verprügelt. So ſoll mein Camarada Pedro II, im Dorf 17 faſt wöchentlich ſeine Prügel beziehen wegen ſeiner unglaublichen prahleriſchen Aufſchneiderei.

Bösartige Elemente, die mit ihren Streitereien das Dorf nie zur Ruhe kommen laſſen, werden ſchließlich, wie Kurišl berichtete, auf Befehl des Häuptlings von den anderen getötet; ihre Verwandten haben dann keine Rechte auf Blutrache.

Standesunterſchiede fehlen. Kriegsgefangene Frauen und Kinder dienen als eine Art Sklaven. Dagegen gibt es Vermögensunterſchiede; es gibt reiche und arme Leute. „Der Reiche hat alles, Äxte, Meſſer, Töpfe; der Arme hat nichts. Er geht zum Reichen und ſagt: Gib mir einen Topf, eine Axt. Der Reiche muß es ihm geben." (Kurišl.)

Als reich gelten beſonders die Häuptlinge, die ja von ihrem Überfluß an Gegenſtänden den Armen mitteilen müſſen. Als beſonders reich galten Ilk in Dorf 13 und Criſote in Dorf 22. Die Indianer der Südhorde gelten als arm, und ſie ſind es auch im Vergleich zur Nordhorde, die ſelbſt wieder den Šavajé gegenüber als arm zu bezeichnen iſt.

Grußformen. Kommt jemand in ein fremdes Dorf, ſo verharrt er geſenkten Hauptes im Boote (sta sem vergonha, d. h. ohne Scham, wie die Indianer fälſchlich ſtatt com v., d. h. voller Scham ſagten), bis die anderen kommen, ihn begrüßen und einladen, mit ins Dorf zu kommen. Dann erſt gehen ſie ans Land. Dieſe Sitte war beſonders bei den Indianern zu beobachten, die ſich im Dienſte von Weißen befanden. Kam ich in ein Dorf, ſo ſaßen meine Indianer unbeweglich, mit geſenktem Haupte und betretenen Geſichtern im Boot, bis der Häuptling des Dorfes ſie angeſprochen hatte. Sie taten in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes im Dorf keinen Handgriff, aßen auch nicht aus meiner Küche, ſondern hungerten, falls ſie keine Verwandten im Dorfe hatten, die ſie verpflegten. Sie waren eben sem vergonha.

Bei der Rückkehr von der Reiſe wurden ſie von ihren weiblichen Verwandten und Angehörigen mit tränenreichen Reden empfangen[1]. Dabei ſehen ſich beide Teile ſelten an, oft ſtehen ſie hintereinander. Die Klagen finden in weinerlichem Tone ſtatt. Plötzlich hören ſie auf und unterhalten ſich ganz freundſchaftlich mit dem Zurückgekehrten. Offenbar iſt das Ganze bloß Zeremonie, deren Übertreibung ſeitens einzelner Frauen ſelbſt bei den übrigen Indianern ſpöttiſches Lächeln hervorrief.

14. Ehe, Geburt, Erziehung, Tod.

Ehe. Ein Verlöbnis oder eine Hochzeit habe ich nicht mit erlebt, ſo daß ſich meine Mitteilungen hierüber nur auf die Angaben der Indianer ſtützen.

Das Alter, in dem die Heirat ſtattfindet, war ſchwer zu beſtimmen. Männer heiraten anſcheinend zwiſchen 17 und 20 Jahren, die Frauen zeitiger, mit 14—16 Jahren. Als Ehehindernis gilt nur die direkte Verwandtſchaft zwiſchen Geſchwiſtern; Vettern und Baſen dagegen dürfen einander heiraten. Anklänge an Eheverbote, die vielleicht auf Totemismus zurückgehen könnten, habe ich nirgends getroffen. Der Freier wirbt zunächſt bei der Mutter und den übrigen Verwandten des Mädchens. Die Entſcheidung aber liegt dem Mädchen ſelbſt ob. Die Antwort gibt die Mutter dem Freier. Nach Pedro erhält der Schwiegervater vom Vater des Freiers Geſchenke, auch muß der Freier für den Schwiegervater mit arbeiten (?). Während der Brautzeit baut der Bräutigam mit der Jungmannſchaft das Haus. Dieſes wird ſpäter Eigentum der Frau, die nach der Hochzeit die Bauleute auszahlt. Die Braut beſorgt indeſſen anſcheinend das Hausgerät, die Schlafmatten, Töpfe uſw.

---

[1] Auch dieſe Art der Begrüßung lange nicht geſehener Verwandter durch weibliche Angehörige wird bereits von Fonſeca 1773 (Rev. trim. 8, S. 379) erwähnt.

Über die Hochzeitszeremonien habe ich nur unklare Nachrichten erhalten. So ſoll der Großvater den Bräutigam bemalt und geſchmückt ins Haus der Braut tragen und wieder zurück. In Begleitung der Jungmannſchaft holt der Freier die Frau ab und führt ſie ins neue Haus. Dort ſchneiden ſie ſich gegenſeitig die Beinbänder ab und legen für die Dauer der Ehe die Armſtulpen ab. Nach einer anderen Nachricht ſchneidet dagegen die Braut die Wadenbänder des Mannes ab, die Mutter des Mannes aber die der Braut. Die Brautfahrt findet ohne Gepäck ſtatt. Erſt wenn das Paar im Haus angekommen iſt, läßt der Mann das Eigentum der Braut herbeibringen und nimmt es in Verwahrung.

Im allgemeinen haben die Karajá nur eine Frau zur ſelben Zeit; nur der Häuptling kann gleichzeitig mehrere Frauen haben, die gemeinſam in ſeinem Hauſe leben. Wie ſchon oben geſagt iſt, gibt es keine Hauptfrau, doch ſollen viele Streitigkeiten unter ihnen vorkommen. Wird die Frau alt, ſo kann der Mann ſie wegſchicken und eine zweite, jüngere Frau heiraten. Es geht das darauf zurück, daß den jungen Leuten nur die älteren Mädchen übrig gelaſſen werden, und daß ſie, wenn dieſe zu alt werden, ſich dann an die jungen Mädchen halten.

Die Stellung der Frau iſt ſehr gut. Ihr gehört das Haus, das Hausgerät, das Boot; der Mann wohnt nur bei ihr. In allen Angelegenheiten gibt ſie ihr Urteil mit ab. Alle ſchwere Arbeit übernimmt der Mann: Anlegen der Pflanzung, Heimtransport der Ernte, Jagd und Fiſchfang. Die Frau hat die leichteren Pflanz- und Erntearbeiten zu verrichten und den Haushalt zu beſorgen. Beide ſind ſelten untätig. Die ſchwere Arbeit wird von den Männern nicht gern verrichtet. Jedenfalls wollen die jungen Leute aus Scheu davor nicht heiraten und ſchieben die Heirat möglichſt weit hinaus, verleitet vor allem durch einige ältere Junggeſellen. Das ſorgloſe Junggeſellenleben iſt ja frei von jeglicher Arbeit; man tut nur, was man will, ein Muß gibt es nicht. Auch Witwer heiraten meiſt nur aus Rückſicht auf ihre Kinder noch einmal. Haben ſie keine Kinder, oder können ſie die Heirat irgendwie umgehen, ſo tun ſie das nur zu gern.

Die Mahlzeiten nehmen beide Geſchlechter gemeinſam ein. Im allgemeinen iſt das Eheleben ſehr friedlich, Zank und Streit ſind ſelten. Dennoch beobachtete ich einige Eheſzenen: In Dorf 17 erhob ſich eines Abends lautes Geſchrei und Kreiſchen einer Frau, dem eine halbe Stunde lang laute Schimpfreden der Frau folgten. Am nächſten Abend kam der Mann zu mir und bat mich um Eſſen, da ihm ſeine Frau wegen des geſtrigen Streites nichts zu eſſen gäbe. Die Urſache des Streites konnte ich nicht erfahren. In Dorf 13 ſchlug der Häuptling Ilk ſeine Frau, weil ſie bei einem Beſuche in Dorf 11 geſtohlen habe. So ſagte er; die anderen aber erzählten, daß die Frau ihn bös empfangen habe, als er von Dorf 11 zurückkam, weil er ſich dort mit einer Frau abgegeben habe; erſt darauf habe er ſie geſchlagen. Im Dorf 7 hatte Kuriſſ bereits die dritte Frau. Die erſte war ihm weggelaufen, die zweite geſtorben, die dritte, jetzige war viel älter als er und ſehr eiferſüchtig. Am erſten Abend meiner Anweſenheit beobachtete ſie, wie er einem Mädchen auf deſſen Bitte zweimal Tabak ſchenkte. Darauf ſoll es zu Haus zum Streit gekommen ſein; ſie zog ihn an den Haaren, er ſchlug ſie. Das Reſultat war, daß die Frau nachts mit den Kindern abfuhr, ich traf ſie dann in Dorf Nr. 8 wieder. Der Mann war alſo nun Strohwitwer, hatte nichts zu eſſen und mußte ins Junggeſellenhaus ziehen. Auf der Rückreiſe traf ich beide wieder vereinigt, ſie lebten in Frieden und ſprachen, leicht verlegen lachend, über das Ereignis.

Scheidung kommt in dem oben erwähnten Falle vor, daß die Frau zu alt wird. Der Mann ſchickt ſie dann fort und heiratet meiſt ein junges Mädchen. So hatte in Dorf Nr. 6 der Mann ſeine alte Frau nach São Joſé zu ihrem Bruder geſchickt und eine jüngere geheiratet. Die Kinder hatte er behalten, die ältere Frau mußte er weiterhin noch mit Lebensmitteln verſorgen. Die Trennung der Gatten leitet die Mutter der Frau; an ſie wenden ſich beide Teile, wenn eins das andere nicht mehr mag. Die Kinder bleiben in jedem Falle beim Vater. Die geſchiedene Frau behält ihr Eigentum. Ehrenreich berichtet (Beiträge, S. 27), daß ein Mann, der ſeine Frau verſtößt, nicht wieder heiraten, ſondern nur eine Haushälterin annehmen darf. Nach meinen Beobachtungen iſt der oben mitgeteilte Fall aus Dorf Nr. 6 ganz typiſch. Ein ſolcher Mann verfällt durchaus nicht der Verachtung, wie Königswald berichtet[1].

Witwen und Waiſen. Verwitwete legen ihre Bein- und Armbänder wieder an. Der Witwer lebt als Junggeſelle; er darf wieder heiraten, tut das aber meiſt nur, wenn er Kinder hat, die der Mutter bedürfen. Sonſt ſcheut er die Arbeit, die dem Ehegatten obliegt. Witwen bleiben im Hauſe wohnen, das ja ihr Eigentum iſt. Sie dürfen wieder heiraten. Ihren Unterhalt empfangen ſie vom Häuptling, falls keine erwachſenen Söhne da ſind, die für ſie ſorgen können. Andernfalls beſtimmt der Häuptling jemanden, der für ſie pflanzen und fiſchen ſoll, und bezahlt ihn dafür. Waiſenkinder werden vom Bruder der Mutter aufgezogen und unterhalten.

Außerehelisches Geſchlechtsleben. Die Mädchen ſuchen ihre Reinheit möglichſt zu bewahren; ſo gehen ſie nicht allein in den Wald, aus Furcht vor der Jungmannſchaft. Hat ein Mädchen dennoch Unglück, ſo wird es, wenigſtens in der Südhorde, nicht beſtraft. Auch in dieſem Fall wird es von anderer Seite geheiratet. Über die harten Strafen für vorehelichen Verkehr und Ehebruch, wie ſie Ehrenreich und Königswald mitteilen, habe ich nichts erfahren können. Die Männer genießen vor der Ehe volle Freiheit. In vielen Dörfern befinden ſich Tapirapé- und Savajéfrauen, die als Proſtituierte dienen und auch Fremden zur Verfügung geſtellt werden. Doch ſcheinen ſich die Karajá auch mit Stammesangehörigen zuweilen in Abenteuer einzulaſſen. Pedro ſchäkerte in vielen Dörfern mit jungen Mädchen, die er ſeine primas (Baſen) nannte; im Lager Nr. 23 wurden ihm von zwei Frauen Anträge auf ein nächtliches Stelldichein gemacht, doch lehnte er ſie ab. Über die Einrichtung der viri viduarum, von der Ehrenreich nach Magalhäes berichtet (Beiträge, S. 28), habe ich nichts erfahren.

---

[1] Globus, Bd. 94, S. 237.

Geburt. Während der Schwangerſchaft tragen die Frauen kleine geflochtene Matten um die Hüften, die ſie vorn mit den Händen zuſammenhalten. Die Schwangerſchaft wird vorzeitig unterbrochen, indem die Frau Pulver aus zerſtoßenem weißen Stein (mänäälá) ißt oder Blut trinkt. Künſtlicher Abortus gilt nicht als verboten.

Die Geburt findet im Hauſe ſtatt (nach einer iſolierten Angabe auch in einem beſonders dazu gebauten Hauſe); die nach Ehrenreich hockende Frau wird von ihrer Mutter unterſtützt. Der Mann iſt unbeteiligt (nach Ehrenreich hilft er dagegen ſeiner Frau). Es ſoll allerlei Medikamente zur Erleichterung der Geburt geben. Die Nabelſchnur wird mit einem Taquaraſpan abgeſchnitten und Aſche auf die Wunde getan. Die Nachgeburt wird im Walde vergraben.

Das Wochenbett iſt ſehr kurz. Die Mutter bleibt nur einen Tag in der Hütte liegen, am zweiten ſteht ſie ſchon wieder auf. Nach Ablauf von vier Tagen, während der ſie nur Honig und etwas Mandiokabrei zu ſich nimmt, wäſcht ſie ſich im Schatten mit heißem Waſſer, das ſie in einem Topfe neben ſich ſtehen hat. Danach arbeitet ſie wieder und darf alles wieder eſſen. Der Mann mußte in früherer Zeit ebenfalls eine gewiſſe Diät einhalten, während er das heute angeblich nicht mehr tut. In uralter Zeit, „als die Karajá noch unter Waſſer wohnten“, hielt er fünf Monate lang Diät. Später blieb der Mann nur ſechs Tage im Hauſe; er aß weder Fiſche noch Mandioka — ſie ſeien zu hart —, und leerte täglich den Magen durch Erbrechen, das er durch Eſſen von Honig mit Pfeffer oder von Ananas mit Pfeffer erzeugte.

Wie lange Zeit nach der Geburt der Mann der Frau fern bleibt, war nicht zu ermitteln; jedenfalls aber wird die Frau eine Zeit lang geſchont.

Dem Neugeborenen ſchiebt der Vater der Mutter, nach anderer Mitteilung die Großmutter, den Schädel zurecht. Es wird dann mit warmem Waſſer gewaſchen, ſodann mit Urukú- und Almesquaharz beſchmiert, wodurch der rote Schleim heruntergeht und das Kind hell wird. Dann wird es offenbar nochmals gewaſchen und wiederum eingerieben. Hierauf wird es in eine kleine Netzdecke gehüllt. Mißgeſtaltete Kinder (auch blinde) werden von der Mutter im Fluſſe ertränkt; es gilt das nicht als Unrecht. Nur wohlgeſtaltete Kinder werden aufgezogen, auch wenn es alles Mädchen ſind. Über die Behandlung von Zwillingen war nichts zu erfahren; dieſer Fall ſei „noch nicht vorgekommen“. Die Familien haben durchſchnittlich zwei bis vier

Kinder; fünf gelten bereits als viel. Doch ſollen auch noch mehr Kinder in einer Familie vorkommen. Geſtillt wird das Kind mehrere Jahre lang, und ſelbſt Kinder von fünf bis ſechs Jahren laufen noch zur Mutter, um ihren Hunger zu ſtillen.

Die Kinder erhalten ihren Namen bei der Geburt von den Großeltern väterlicher und mütterlicher Seite. Dieſe Namen behalten ſie ihr ganzes Leben lang. Viele Karajá trugen chriſtliche Namen, die ihnen von den braſilianiſchen Bootsleuten beigelegt waren; wirklich getaufte Karajá ſoll es nur ein bis zwei in São Joſé geben. An Eigennamen erhielt ich eine ganze Anzahl für Perſonen beider Geſchlechter; leider ließ ſich keine Überſetzung dafür erlangen. Nur bei ſolgenden männlichen Namen laſſen ſich bekannte Silben abtrennen: mäüzí = Töpfertonzuſatz (ſiehe oben, Seite 282); küſi = Tapir; änänlöå = Katze; änläüzí = Jaguar-zi (zi = Ei; vielleicht verhört für ti = Knochen). Die übrigen Namen ſiehe im Sprachverzeichnis.

Bald nach der Geburt werden den Kindern die Ohrläppchen durchſtochen zur Aufnahme der Ohrtulpen (küådjů), die ſpäter durch die Ohrſtäbe erſetzt werden; ſpäter erſt wird den Knaben das Lippenloch eingeſtochen. Beide Maßnahmen finden ohne weitere Zeremonien ſtatt.

Die Knaben laufen nackt umher, die Mädchen tragen einen ſchwarzen Schnurgürtel. Erſt mit 9—12 Jahren ſchnüren die Knaben den Penis zuſammen und hängen die Mädchen die Baſtſchürze über den Gürtel. Von da an wohnen auch die Knaben mit bei den Jünglingen. Als Abzeichen tragen die Kinder Armſtulpen, Waden- und Knöchelbänder, welch letztere von den Knaben ſchon mit ſechs bis acht Jahren wieder abgelegt werden.

Mit Eintritt der Pubertät werden beiden Geſchlechtern die Stammesringe auf den Backen eingeſchnitten; anſcheinend finden dabei keine Zeremonien weiter ſtatt. Von da an tragen die Jungfrauen volle Frauentracht und bekommt der Baumwollbehangſchmuck rote Farbe ſtatt der ſchwarzen, die den Kindern eigentümlich war. Die Jünglinge wohnen für ſich; wo es ein Maſkenhaus gibt, halten ſie ſich tagsüber darin auf und ſchlafen nachts darin oder an einem Feuer in ſeiner Nähe. Wo es keins gibt, ſchlafen ſie an einem Feuer abſeits vom Dorfe. In kleinen Siedlungen mit ein bis zwei Häuſern wohnen ſie mit im Hauſe.

Die Eltern lieben ihre Kinder ſehr. Es iſt rührend zu beobachten, mit welcher Zärtlichkeit ſie an ihnen hängen und wie ſie, fern von ihnen, beſtändig mit ihren Gedanken bei ihnen weilen. Als Pedro die (falſche) Nachricht erhielt, daß ſeine Kinder geſtorben ſeien, war er ſtundenlang einſilbig und blieb auch von da an merklich ſtiller, als er ſonſt geweſen war. Mit kleinen Kindern ſpielen die Mütter; ſelbſt Küſſen der Kinder haben ich beobachtet. Aller erdenklicher Schmuck wird den Kleinen umgetan; je älter die Kinder werden, um ſo weniger Schmuck wird angelegt, bis endlich Verheiratete faſt ganz darauf verzichten. Eine etwa 60jährige Frau lachte ſelbſt über ihre Eitelkeit, als ſie von mir dem Enkelkinde geſchenkte Perlenketten ſich um den Hals legte und wohlgefällig darauf herabſah. Dieſe Sucht, die

Kinder zu ſchmücken, geht ſo weit, daß ſie ihnen große Stücke zerbrochener bunter Porzellanteller um den Hals hängen, ohne die Gefahr zu kennen[1]. „Beim Vater gelten die Knaben mehr, die Mutter will lieber Mädchen haben" (Kurišš). Der Vater lernt den Sohn an, die Mutter die Tochter. Entgegen anderweitigen Mitteilungen wurde mir verſichert, daß auch Schläge als Strafe vorkommen. Sonſt beobachtete ich nur Eſſenverweigerung als Strafmittel (in Dorf 17, weil der betreffende Knabe nicht gefiſcht, ſondern ſich bei mir im Lager herumgetrieben hatte). Ihren Eltern gehorchen die Kinder aufs Wort, und auch Erwachſene folgen noch unbedingt den Ratſchlägen ihrer Mutter. So gab Pedros Mutter dieſem folgende gute Lehren mit auf die Reiſe (Pedro war Witwer mit drei Kindern): Verborge kein Geld (Pedro ſchlug daher Borgverſuche anderer Kameraden rundweg ab mit der Begründung, die Mutter habe es verboten); bringe keine Frau mit (auch hierin folgte Pedro ſeiner Mutter und ſchlug mehrere Vermittlungsverſuche anderer ab); Leute, die den Frauen nachſtellen, werden mager; wer aber viel ißt, wird dick.

Auch rechtlich ſcheinen die Eltern, beſonders die Mutter, über ihre erwachſenen Söhne Macht zu behalten. Denn die abſchließenden Verhandlungen wegen Pedros Mitnahme der Kinder mußte ich mit deſſen Mutter führen. Mit Pedro ſelbſt habe ich gar nicht verhandelt.

Die Folge dieſer **Erziehung** iſt, daß die Kinder nie ungezogen ſind und ſich ſelten ſtreiten; ſie ſind heiter und luſtig und dem Fremden gegenüber bald zutraulich, ohne ſich plumpe Vertraulichkeiten zuſchulden kommen zu laſſen.

Auf würdevolles und höfliches Benehmen wird überhaupt viel Wert gelegt. In den Hütten wurden mir die Familienmitglieder einzeln vorgeſtellt. Wenn ich abends beim Feuer ihre Mitteilungen aufſchreiben wollte, blieſen ſie einen Holzkloben an und hielten ihn mir hin, um mir zu leuchten. Wurde unterwegs Honig geſucht, ſo brachten ſie mir jedesmal einen Teil davon in einer Baumrinde.

Dezenz gehört zum Anſtand der Indianer. Die Defäkation findet weit außerhalb des Ortes ſtatt, möglichſt verſteckt vor den Blicken der anderen. Als ein Mädchen von etwa acht Jahren mir ihren Schamgürtel verkaufen ſollte, lief ſie hinter die nächſte Mattenwand, legte dort einen neuen an und brachte mir dann den alten. Nur gegen Farzen ſind ſie etwas nachſichtiger. Laute Töne werden lachend begrüßt oder mit Hundegebell begleitet. In einzelnen Orten ſchien das geradezu zum guten Ton zu gehören, und einer überbot den anderen. Hingegen wurden üble Gerüche übel vermerkt; alle blickten ſich entrüſtet nach dem vermeintlichen Übeltäter um und gaben ihrem Unwillen durch mißbilligende hu- und hm-Laute Ausdruck.

Tod und Beſtattung[2]. Der Eintritt des Todes wird daran erkannt, daß man den Verſtorbenen anruft und ihn ſchüttelt: gibt er keine Antwort, ſo gilt er als ſicher geſtorben.

---

[1] Dieſe Sitte wird bereits von Rufino aus dem Jahre 1846 von den Šambioá berichtet (Rev. trim. X, S. 196).

[2] Ich habe ſelbſt keinen Todesfall beobachtet; meine Mitteilungen hierüber beziehen ſich auf übereinſtimmende Angaben verſchiedener Indianer.

Der Leichnam wird dann mit Harz (dömäſé) beſchmiert, auf das weiße Flaumfederchen geklebt werden. Das Geſicht wird mit Urukú bemalt (vielleicht auch nur ein Stück vom Ohr übers Kinn zum anderen Ohr), der Lippenſtock wird herausgenommen, in die Ohren werden Ararafedern geſteckt; auch ſonſt wird der übrige Schmuck angelegt (z. B. werden den Frauen die Perlenketten umgehängt). Dann wird der Körper in eine Schlafmatte gehüllt und an eine Stange angebunden, die zu einem abſeits vom Dorfe ſenkrecht im Sande ſtehenden Pfahl geſchafft wird. Ob ſie dort angebunden wird, oder was ſonſt da mit ihr geſchieht, konnte ich nicht feſtſtellen. Hier finden die Klagen der Frauen und Verwandten ſtatt. Die Jungmannſchaft hält hier die Totenwache, ſie bekommt dafür vom Bruder des Verſtorbenen Eſſen geliefert. Iſt der Tote abends geſtorben, ſo wird er am nächſten Morgen begraben, iſt er am Tag geſtorben, ſo wird er möglichſt raſch weggeſchafft. Das Beſtatten iſt Aufgabe der Männer, die Frauen begnügen ſich mit Weinen und Klagen. Alle Toten werden gleichmäßig behandelt und beſtattet.

Beſtattet werden die Toten auf dem Friedhofe. Es gibt mehrere große Sammelfriedhöfe (Urnenfriedhöfe), daneben ſcheint es noch kleinere Dorffriedhöfe für Beſtattungen zu geben. Alle liegen auf Hochufern über der Hochwaſſerlinie, zum Teil Tagereiſen weit vom Orte entfernt. Neu anzulegende Friedhöfe werden von den älteſten Karajá markiert. Die Karajá ſuchen durchaus, auf ihren Stammesfriedhöfen begraben zu werden. So brachte Kabiiá aus Leopoldina ſein totes Enkelkind auf den Friedhof nach Schiſchá (drei Tagereiſen abwärts von Leopoldina), weil dort „ungeweihte Erde" ſei. Große Friedhöfe befinden ſich bei São Joſé, S. Izabel do Morro[1]. Auf den kleineren Friedhöfen wird das Grab ausgehoben und der Leichnam an der Stange wagerecht hineingehängt. Dann werden Stangen über die Öffnung gelegt und das Ganze mit Erde bedeckt. Über die genauere Ausſtattung dieſer Gräber, deren ich leider keins zu Geſicht bekam, ſiehe bei Ehrenreich (Beiträge, S. 31). Sechs Tage lang wird auf das Grab eine Schüſſel mit Lebensmitteln geſtellt. Iſt der Körper verweſt, ſo wird das Grab wieder aufgegraben (nach Pedro nach einem Monat, nach Kuriſí nach einem Jahr). Die Knochen werden gereinigt und in eine große Totenurne geſammelt. Dieſes Reinigen der Knochen von noch anhaftenden Fleiſchteilen ſoll mittels eines Knochens wie des zum Ausbrennen der Wunden üblichen geſchehen; der Knochen wird mit dem einen Ende ins Feuer gehalten und mit dieſem erhitzten Ende dann das Fleiſch abgeſchabt. Beſondere Zeremonien ſcheinen hierbei nicht mehr vorgenommen zu werden. Die Urnen werden auf den großen Friedhöfen unter Bäume geſtellt, wo ſie allmählich verſanden (ſiehe Tafel 13, Abb. 2). Ihre Form entſpricht der der Kochtöpfe, nur daß ſie mit einem Deckel ausgeſtattet ſind (Tafel 58, Abb. 11). Die größte derartige Urne, die ich ſah, hatte einen Durchmeſſer von 80 cm. Leichen kleiner Kinder ſollen angeblich gleich in ſolchen Urnen beigeſetzt werden.

---

[1] Offenbar iſt das dieſer Friedhof, den Rufino am 6. Dezember 1846 beſuchte; Rev. trim. X, S. 206.

Die Hütte des Verſtorbenen wird verlaſſen und dann verbrannt. Iſt der Mann geſtorben, ſo wird der Frau und der Mutter des Mannes das Haar kurz geſchnitten bis auf einen ringsum laufenden Haarkranz (näkülàü), den Kindern wird das Haar aber nicht verſchnitten. Beim Tode der Frau ſchneiden ſich Mann, Mutter und Kinder die Haare nicht ab. Als weiteres Trauerzeichen tragen beide Geſchlechter Baſt- oder Baumwollbinden um den Kopf. Eine Frau trug außerdem einen ſchmalen Baſtgürtel um den Leib, ein Knabe hatte ſich auf die Wadenbänder Baſtſtreifen gebunden. Aller Schmuck wird im übrigen abgelegt. Totenklagen werden von beiden Geſchlechtern mit lauter, hoher Stimme in eintönigem Tonfall herausgeſchrien; dazu werden Raſſelkürbiſſe geſchwungen. Es ſcheint, daß die Klagen ſtattfinden, ſobald ſie durch irgend etwas an den Verſtorbenen erinnert werden. Beſtimmte Zeiten am Tage ließen ſich jedenfalls dafür nicht feſtſtellen. Dabei ſind die Leute aber aufrichtig betrübt, man ſieht ihnen die Trauer an, wenigſtens in der erſten Zeit. Um ein Kind klagt der Vater angeblich nur einen Tag, die Mutter vier Tage. Dieſe Mitteilung ſtimmt ſicher nicht, da ich in Schiſchá Trauerklagen um ein Kind hörte, das ſchon vor etwa drei Wochen geſtorben ſein ſollte. Um die Frau klagt der Mann nur geringe Zeit, um den Mann die Frau dagegen ein Jahr. Nach Ablauf dieſer Zeit wird die Witwe auf Befehl des Häuptlings mit Urukú bemalt und mit Schmuck behängt. Darauf klagt ſie noch einen Tag, und damit iſt die Trauerzeit zu Ende.

15. Religion, Maskenweſen, Zauberei, Medizin.

Über religiöſe Anſchauungen der Karajá habe ich nur wenig ausfindig machen können. Dem Forſcher begegnet nichts, was nur irgendwie an Geiſterglauben und Kult gemahnen könnte, mit Ausnahme der Maskentänze.

Leider habe ich nur ganz wenige ſolcher Tänze geſehen, da ich von Juni bis Oktober im Karajágebiet reiſte, während die Tanzzeit gerade von November bis April zu ſein ſcheint. So kann ich nichts über den Sinn dieſer Tänze berichten; alle meine Bemühungen, etwas darüber aus den Leuten herauszufragen, ſcheiterten an der geringen Verſtändigungsmöglichkeit oder an abſichtlicher Verweigerung der Mitteilung. Ich nehme aber an, daß dieſe Tänze, die mit der Reifezeit beſtimmter Feldfrüchte zuſammenfallen und bei denen Masken verwendet werden, die Tiere darſtellen, zum Teil Erntefeſttänze ſind, zum Teil aber Ideen entſpringen, aus denen ſich ſpäter der ſogenannte Analogiezauber entwickelt hat. Mehr läßt ſich nicht darüber ausſagen, alles andere würde unnütze Spekulation ſein. Einige der Masken ſind nicht Tanz-, ſondern Bettelmasken, die bei beſtimmten Gelegenheiten umherreiſen und Nahrungsmittel zuſammenbetteln; andere ſcheinen mit dem

Totenkult in Zuſammenhang zu ſtehen. Jedenfalls haben wir es hier noch mit ganz primitiven Formen zu tun; eine ſtraffe Organiſation der jungen Leute ſcheint völlig zu fehlen; nur die Altersklaſſe der unverheirateten Männer und das Männerhaus (Maskenhaus) hat ſich herausgebildet[1]. Prieſter fehlen infolgedeſſen noch gänzlich, es kann noch jedermann an allen Tänzen gleichwertig teilnehmen. Die Anordnung liegt dem Häuptling ob. Vor den Frauen wird alles Maskenweſen geheimgehalten. Genaueres über das Maskenweſen ſiehe in meinem Aufſatz: Tanzmaskennachbildungen vom mittleren Araguaya (Zentralbraſilien)[2].

Nachholen möchte ich hier nur noch einige Bemerkungen über die Maskenhütten. Caſtelnau erwähnt und bildet ab (Vue et scènes, Paris 1853, Tafel 8, und Text, Seite 7) im erſten Šambioá-Dorf eine faſt halbkreisförmige, ſenkrechte Palmblattwand, deren gewölbte Seite gegen das Dorf zu gewendet iſt. Im offenen Raume ſtehen etwa zehn Tanzmasken. Daneben befindet ſich ein Stangengerüſt, das aus mehreren im Kreis geſteckten, ſchrägen Stangen beſteht, aus deren Mitte eine lange Stange emporragt, die am Ende ein Blätterbüſchel trägt. Auf Tafel 9 ſind dieſe beiden Bauten etwas größer ausgeführt. Vor der Palmblattwand befinden ſich zwei Tänzer, die die Masken auf den Kopf geſetzt haben. Die Art der Darſtellung (das Fehlen der Blätterſchurze und die Art des Umherſpringens) beweiſt, daß Caſtelnau Tänzen nicht beigewohnt hat. Auch Ehrenreich berichtet von ſolchen halbkreisförmigen Verſchlägen für Masken, und zwar auch bei den Karajá (Beiträge, Seite 34). Derartige Verſchläge habe ich nie geſehen, ſondern nur die von mir beſchriebenen hausähnlichen Maskenhütten.

Über das Jenſeits konnten die Karajá mir keine Auskunft geben. Angeblich kommen die Verſtorbenen in den Himmel.

Träume, die ſehr häufig ſein ſollen, werden für Wirklichkeit gehalten. Z. B.: „Wenn jemand träumt, daß ein Verwandter von ihm geſtorben iſt, ſo ſetzt er ſich ins Boot und fährt hin, um zu ſehen, ob es wahr iſt.“ (Kuriál).

Zauber (löbänl) aller Art iſt ſehr verbreitet; an ſeine Wirkung wird auch von aufgeklärten Karajá noch feſt geglaubt. Man glaubt, durch Handlungen auf natürliche Vorgänge (Regen) einwirken oder durch Zauberei anderen Menſchen ſchaden zu können.

---

[1] Dr. Walter Lehmann-München vermutet in einer Beſprechung meines Maskenaufſatzes im Zentralblatt für Anthropologie, XVI. Jahrg. 1911, S. 100, daß die Tanzmasken ähnlich wie die in Zentralamerika zum Teil mit Totenkult zuſammenhängen könnten, und daß ſie mit totemiſtiſchen Vorſtellungen in Kombinationen mit Pubertätsweihen verbunden ſein könnten. Der Zuſammenhang mit Totenkult ſcheint für die lóbò'-Maske auch vorhanden zu ſein, doch konnte ich leider zu wenig Aufſchluß darüber erlangen (ſiehe Teil I, S. 78), als daß ich mit Sicherheit etwas darüber auszuſagen vermöchte. Was den zweiten Punkt anlangt, ſo vermutete ich von Anfang an Totemismus bei den Karajáindianern, ich habe aber trotz aller Bemühungen nichts derartiges ausfindig machen können. Und mit den Pubertätsweihen iſt es ebenſo. Ich glaube mich daher im Recht, wenn ich derartige Kombinationen noch unterlaſſe. Aufgabe eines Forſchers, der in der Regen-(Tanz)zeit die Karajá beſucht, wird es einſt noch ſein müſſen, dieſem Problem ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen.

[2] Jahrbuch des ſtädtiſchen Muſeums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. 3, Leipzig 1910, S. 97–122.

Regenzauber iſt ſehr gewöhnlich; jeder kann ihn anwenden, jeder hat den dazu nötigen Apparat. Deren habe ich mehrere erhalten:

hètjiwå. Zwei kleine Rohrſtäbchen ſind aneinandergebunden; am vorderen Ende ſind auf eine Wachsſchicht Federn aufgeklebt. Die Stäbchen ſind abgeſchnitten, ihre eigentliche Länge beträgt etwa 1 m (Abb. 182ᵃ). Mit

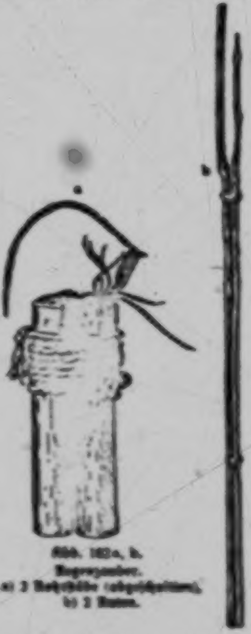


Abb. 182a, b.
Regenzauber.
a) 2 Rohrſtäbe (abgeſchnitten),
b) 2 Ruten.

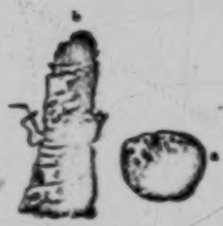


Abb. 183a, b.
Regenzauber (a) mit Pinſel (b).

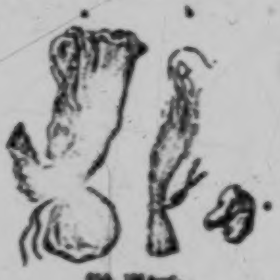


Abb. 184a—c.
Fieberzauber (a) mit [illegible] (b, c).

ſolchen Inſtrumenten ſchütteln die Leute gegen die Wolken, um den Regen zu vertreiben.

Ein zweiter Apparat beſteht aus zwei etwa 50 cm langen Ruten, die miteinander verbunden ſind (Abb. 182ᵇ). Die dicke ſchwarze Rute heißt kuòſanì, die ſchwache helle nàhòdàmadå. Mit beiden ſchlägt man ſenkrecht gegen die Wolken.

haſàjàbèdò (kòwòſå) beſteht aus einer einfachen Rute. Ihre Anwendung ſoll nur wenigen Eingeweihten bekannt ſein. Kuriſi führte mir bei drohendem Regen den Apparat vor: im Boote ſitzend ſchlug er damit ſchweigend wagerecht flußabwärts, als ob er die Regenwolken dahin vertreiben wollte.

Um nachts ſehen zu können, ſtreicht man mit dem Pinſel (Abb. 183ᵇ) etwas von der aus der Jequitibafrucht gewonnenen Maſſe (Abb. 183ᵃ) auf die Augenlider.

Als Schutz gegen Pfeilſchüſſe klebt man geſchabte Bogenſehne mittels Wachs als Scheiben von etwa 10 cm Durchmeſſer auf beide Brüſte.

Um bei anderen Fieber zu erzeugen, zerreibt man von der Maſſe im Säckchen (Abb. 184ᵃ) ein wenig in der Hand und ſtreicht es beim Streit dem Gegner ins Haar. Sich ſelbſt ſchützt man durch Abwaſchen der Hand. Die Beſtandteile, aus denen die Maſſe angefertigt wird, ſind in Abb. 184ᵇᶜ dargeſtellt; es ſind einmal ein Bündel brauner Faſern, ſodann eine gelbliche getrocknete Schale, die beide zerrieben und mit Kohle vermiſcht werden. Den Namen für dies Zaubermittel wollte man mir nicht mitteilen, wie man überhaupt Furcht hatte, mir die Sachen zu überlaſſen, da ich ſie ja hätte gegen die Verkäufer ſelbſt anwenden können. Ich mußte ſie vor ihren Augen gleich wegpacken, anders waren ſie nicht zu erhalten.

Um einen anderen zu töten, hat man verſchiedene Mittel.

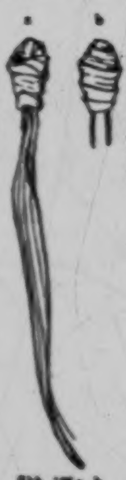


Abb. 185a, b. Affenpenis. b) Rückſeite der Eichel in a).

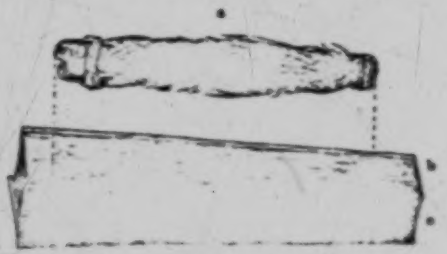


Abb. 186a—c. Zitteraal mit Schutzhülle.

Man flicht aus Baſt den Affenpenis (nôô kraôbê, Abb. 185ᵃᵇ) und ſteckt ihn dem Feinde zu, der daraufhin ſterben muß.

Der Zauberpfeil (bôſôhê) beſteht aus einem 21 cm langen Holzſtab, der mit einer Wachsſchicht umgeben iſt, die mit roten Federchen völlig bedeckt iſt. Die Spitze wird von einem Knochenſpan gebildet. Eigentlich ſoll der Pfeil aus Gibaterohr und die Spitze aus Rochenſtachel beſtehen. Offenbar änderten die Indianer das Inſtrument ſo ab, damit ich kein Unheil damit anrichten könnte. Mit einem kleinen Bogen wird der Pfeil gegen Vorübergehende geſchoſſen; der, in deſſen Richtung er zu liegen kommt, muß ſterben (Abb. 16ᵃᵇ). Es gibt kein Gegenmittel gegen dieſen Zauber.

Der Zitteraal (kadôſûnî, bêtjiwâ) beſteht aus einem Gemiſch von zerſtoßenen Knochen des Zitteraals, Kohle und Wachs, das in Fiſchform gebracht und mit roten Federchen beklebt iſt. Als Augen dienen zwei Perlmutterſcheibchen, den Hals ziert ein weißer Baumwollring (Abb. 186ᵃ). Man hält das hintere Ende des Zitteraales mit der rechten Hand gegen den Zeigefinger der linken und zielt ſo auf den Vorübergehenden. Dieſer muß ſterben, falls er ſich nicht ſofort vom Arzt behandeln läßt. Der Arzt ſaugt den Verzauberten am Bein, ſchlägt ihn mit einer Rute auf Rücken, Bruſt, Arme und Beine und zieht dadurch den Zauber aus dem Körper heraus. Darauf wälzt er ſich ſelbſt auf dem Boden, ſpukt aus uſw., um ſeinerſeits den Zauber loszuwerden. Aufbewahrt wird der Zitteraal in zwei Palmblattſchalen (Abb. 186$^{b c}$).

Auffällig iſt die Verwendung von Kohle als Träger des zauberkräftigen Mittels.

Medizin. Alle Krankheiten gelten als durch böſen Zauber anderer entſtanden. Infolgedeſſen ſpielen Zauberärzte, denen die Anwendung von Gegenzauber obliegt, eine große Rolle. Daneben wird aber auch eine Menge von Medizinalpflanzen verwendet, die teilweiſe unfehlbar wirken ſollen. Es iſt mir geglückt, eine Reihe ſolcher Pflanzen zu erhalten ſamt den Mitteilungen über ihre Anwendungsweiſe.

Die Ärzte (kölö, kaûdüwâdü, nach Ehrenreich kahöôêbadô) üben ihre Tätigkeit durch Zauberhandlungen aus: Singen, Raſſelſchwingen, Ausſaugen des Krankheitserregers, Maſſieren, Schlagen mit Ruten, auf deren Enden Zitteraalknochen geſteckt ſind, ſowie durch Anwendung innerlich und äußerlich zu gebrauchender Medikamente. Ich habe im ganzen von ſieben Ärzten gehört, doch mag ihre Zahl größer ſein. Davon galt der eine, in Dorf 16, als böſer Zauberarzt. Der kranke Häuptling dieſes Dorfes war nicht bei ihm in Behandlung, ſondern abwärts in Dorf 19 bei einem berühmten Arzt, zu dem von weither die Karajá kamen, um ſich heilen zu laſſen. Er hatte eine Art Krankenhaus aufgetan: mehrere Mattenwände waren geſpannt, in deren Schatten die Kranken auf Matten lagen, gepflegt und unterhalten von ihren Angehörigen. Es mochten drei bis vier Kranke beiderlei Geſchlechts hier liegen.

Heilungszeremonien habe ich nicht geſehen. In Dorf 14 hörte ich vom Weſtende des Dorfes Singen und Raſſeln herübertönen, doch ließ man mich nicht hingehen, als ich die Abſicht bekundete, den Häuptling Ilk aus Dorf 13 bei ſeiner Tätigkeit als Arzt zu beobachten.

Die Ärzte werden für ihre Tätigkeit bezahlt mit Booten, Töpfen, Nahrungsmitteln uſw. Stirbt der Kranke, ſo erhalten ſie angeblich keine Bezahlung.

In der **Chirurgie** weiſen die Karajá ziemliche Kenntniſſe auf.

Auf kleine Wunden ſtreicht man den Abſud einer roten Baumrinde (ödüdêwô), die in großen Mengen in Töpfen mit etwas Waſſer aufbewahrt wird. Oder man ſtreut Aſche auf blutende Wunden (z. B. bei Abnabelung), oder ſtreicht auf leichte Verletzungen etwas Urukúölfarbe, damit die Fliegen nicht daran gehen. Auch das Abbinden verletzter Glieder ſcheint bereits bekannt zu ſein. Eiternde Beinwunden (durch Verletzung: kadjô) werden mit warmem Waſſer gewaſchen; ſie heilen auf dieſe Weiſe von ſelbſt wieder.

Tiefe Wunden, wie ſolche von Pfeilſchüſſen und dergleichen, werden auch ausgebrannt. Dazu dient ein menſchlicher Unterſchenkelknochen (Abb. 187; dël oder wöltsöti), der mit Baſt umwickelt iſt. Sein unteres Ende iſt durch das Feuer gebräunt. Bei Pfeilſchüſſen ſoll noch ein anderes Heilmittel verwendet werden, das in ſehr kurzer Zeit, angeblich in einem Tag, die Heilung vollbringt (?).

Gebrochene Glieder werden nach Ehrenreich (Beiträge, S. 32) durch Schienenverbände geheilt. Der Häuptling aus Dorf 16, den ich im Krankenhaus antraf, hatte angeblich einen Beinbruch; ein Schienenverband war aber nicht vorhanden. Nach Kuritſs Angabe verſtehen ſie es auch nicht, Arm- und Beinbrüche zu heilen.

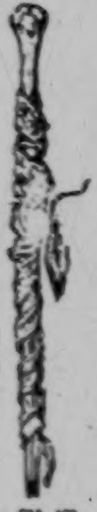


Abb. 187. Knochen zum Ausbrennen von Wunden.

Nabelbrüche habe ich nur einmal bei einem Knaben beobachtet.

Über Aderlaß, von dem Ehrenreich berichtet, habe ich nichts erfahren.

Skarifizieren iſt ſehr gebräuchlich, faſt alle Indianer tragen die Ritznarben davon an Oberarmen und Oberſchenkeln. Über die Prozedur, die Ehrenreich (Beiträge, S. 33) beſchreibt, konnte ich nichts beobachten. Über den dabei benutzten Apparat ſiehe oben Seite 218, Abb. 61.

Von Krankheiten, deren Heilung mir nicht bekannt iſt, beobachtete ich ein blindes Mädchen, einen einſeitig erblindeten Mann, einen waſſerſüchtigen Knaben, ſowie einen Mann, deſſen Beine bis zu den Knien vertrocknet waren und der nur durch Kriechen auf Händen und Knien ſich fortbewegen konnte.

Ehrenreich berichtet (Beiträge, Seite 32), daß ſie des Morgens durch Einführen eines angekohlten Taquaraſtabes in den Schlund Erbrechen erzeugen, um auf dieſe Weiſe den Magen zu entleeren. Er brachte derartige Stöcke auch mit (Berlin 3964). Ich habe dieſe Sitte nie beobachtet, ſondern habe nur, wie oben berichtet, erzählen hören, daß die Männer während der Couvade künſtlich Erbrechen hervorrufen (ſiehe Seite 327).

Im folgenden will ich die übrigen Krankheiten erörtern, ſoweit ich Mitteilung über ſie erhalten habe; beobachtete Krankheitsfälle werde ich dabei beſonders hervorheben.

Bei Schlangenbiß wird das betreffende Glied abgebunden und etwas zerſchlagene döähl-Wurzel aufgelegt.

Sehr viel Mittel hat man gegen Magen- und Darmbeſchwerden. Gegen Magenbeſchwerden benutzt man drei verſchiedene Wurzeln. Entweder zerſtößt man die moná-Wurzel (braſilianiſch angeblich murizi), vermiſcht ſie mit Waſſer und trinkt die Flüſſigkeit, oder man nimmt auf gleiche Weiſe mit kaltem Waſſer angeſetzte zerſtoßene Wurzel einer Sipo-Pflanze [b(ë)döilalö] zu ſich. Schließlich wird noch die Wurzel eines Strauches, der zu dieſem Zwecke in der Pflanzung angebaut wird, bei Magenſchmerzen mit den Zähnen zernagt. Bei Darmbeſchwerden werden zwei Wurzeln (dilakkägö und bödi) kleingeſchlagen, jede für ſich abgekocht, beide Abſude dann vermiſcht und ſo getrunken.

Auch Abführmittel ſind mehrere vorhanden. Die Wurzel nláhínö (braſilianiſch angeblich tiú) wird zerſtampft, in Waſſer gekocht und als Purgativ getrunken, oder man benutzt die Wurzel einer Schlingpflanze (hàmbaládôẽ), die zerſtoßen und mit kaltem Waſſer ausgezogen wird.

Gelb- und Bleichſucht der Jugend wird geheilt, indem die Blätter einer rotblühenden, auf der Goyaba wachſenden Schlingpflanze (döwilizá) zerſtoßen und der Körper damit eingerieben wird. Gelbſucht entſteht vor allem durch das Eſſen von Ton, der in Kugelform gebracht wird. Dies Toneſſen geht wahrſcheinlich auf das Fehlen des Salzes zurück. Statt des Tones wird auch Aſche und Sand genoſſen, die verſtopfend wirken ſollen. Oft beobachtete ich, wie die Indianer den Sand der Sandbänke händeweiſe aßen.

Um dick zu werden, eſſen ſie eine beſtimmte kleine Frucht.

Zahnſchmerzen ſcheinen trotz der guten Zähne, deren ſich die Indianer erfreuen, doch häufiger vorzukommen, als man anzunehmen geneigt iſt. Beobachtet habe ich zwar keinen Fall, doch beſitzen ſie eine ganze Anzahl Heilmittel dagegen. So benutzen ſie die küši genannte Umkleidung von Wurzel- und Zweigſtücken (braſilianiſch ſog. para tudo), ſowie eine kleine, elbaré genannte Frucht. Die Zähne werden nicht herausgezogen; ſchmerzen ſie, ſo verwendet man dieſe Mittel. Im übrigen läßt man ſie von ſelbſt ausfallen.

Schnupfen (wadöwö) habe ich nur einmal bei einem älteren Manne beobachtet. Als Gegenmittel hatte er ſich eine Palmblattbinde um den Kopf gewickelt. Anſcheinend hatte er einen ſtark benommenen Kopf, denn er hielt ihn vorn und hinten mit beiden Händen.

Huſten (wadö) beobachtete ich vielfach; viele Indianer hüſtelten etwas, wohl infolge der kalten Nächte. Die Kinder in Dorf 17 hatten anſcheinend den Keuchhuſten; ſie bekamen beim Huſten Erſtickungsanfälle, bis es ihnen gelang, einen Schleim auszubrechen. Die Mütter ſchlugen ſie dabei auf den Rücken, ein anderes Gegenmittel war nicht bekannt. Erklärt wurde der Huſten als Folge der kalten Nächte und des Mangels an Decken. Ein Mittel gegen Huſten kennen ſie nicht.

Tuberkuloſe habe ich nicht beobachtet. Ehrenreich berichtet (Beiträge, S. 32), daß die Karajá darunter zu leiden hätten, daß ſie ihre Gefährlichkeit kannten und jeden Fremden mit der Frage begrüßten: „ahi catarrho não tem?“. Jetzt iſt dieſe Sitte erloſchen, wahrſcheinlich mit dem Nachlaſſen der Krankheit.

Gegen Bruſtſchmerzen wenden ſie Ipipokama-Brechpulver (hädkö) an.

Fieber ſind anſcheinend von Mai bis Oktober ſelten. Jedenfalls habe ich keinen Fieberanfall in den Dörfern beobachtet. Nur einer meiner Indianer-Ruderer lag drei Tage lang im Auguſt an ſchwerem Fieber darnieder. Doch ſollen beſonders in dem Sumpfgebiet zwiſchen São Joſé und Rio das Mortes Fieber häufig ſein am Ende der Regenzeit; dieſe Strecke wird denn auch nicht dauernd von Indianern bewohnt. Als Gegenmittel verwenden ſie die

Pflanze ködaläzi; ſie wird zerſtampft, mit heißem Waſſer angeſetzt, und mit dieſem Aufguß der Körper, beſonders Arme, Schultern und Bruſt gewaſchen. Hat man dies viermal an einem Tage getan, ſo ſoll das Fieber vorüber ſein.

Pocken werden unfehlbar (wie mir mehrmals auf meine Frage verſichert wurde) geheilt, und zwar tritt die Heilung am elften Tage der Krankheit ein. Sie geſchieht folgendermaßen: Die vier Wurzeln: nãũcklědizó, eindăkálăndó, kjakjá, loſüó werden zerſtoßen, mit Waſſer vermiſcht und getrunken. Der Trank hat ſtarke Schweißbildung zur Folge. Elf Tage lang nimmt man dreimal täglich ein, mittags, nachmittags und abends, und ißt während dieſer Zeit nur ganz kleine, gekochte Fiſche. Am elften Tage iſt die Krankheit behoben.

Maſern können nicht geheilt werden. 1906/07 muß eine ſchwere Maſern-Epidemie die Karajá heimgeſucht haben. Viele Leute ſollen hierbei dadurch geſtorben ſein, daß ſie im Fieber im Fluß gebadet haben. Deshalb darf jetzt während jeder Krankheit nicht gebadet werden. Als Krankenſpeiſe dienen gebratene Piranhas und Mandiokabrei; auch die Eltern der Erkrankten eſſen während der Krankheit der Kinder nur dieſe Speiſen.

Geſchlechtskrankheiten ſind ſelten. Die Karajá halten ſie ſich ſyſtematiſch fern, indem erkrankte Karajá, ſolange ſie nicht geheilt ſind, vom Verkehr mit den Frauen ausgeſchloſſen ſind und eventuell überhaupt aus dem Stamme ausgeſtoßen werden. Pedro I, der ſich in Conceição angeſteckt hatte, ſagte, wenn er ſo nach Hauſe käme, könne er nicht dort bleiben: er ſei dann kein Karajá mehr. Gegen Syphilis ſcheinen ſie ein Heilmittel zu haben, das aber nur in der Hand eines guten Arztes wirkſam ſein ſoll.

Leute mit anſteckenden Krankheiten werden allein gelaſſen; auch der Arzt kümmert ſich nicht um ſie. Man zieht einfach weg, läßt ihnen aber Nahrung zurück. Sterben ſie, ſo kommen die anderen und begraben ſie. Mit dem Tode gilt die Krankheit, auch die anſteckende, als erloſchen.

Geiſteskrankheiten ſcheinen ſehr ſelten zu ſein. Beobachtet habe ich nur einen epileptiſchen Jüngling. Aller Monate beim erſten Mondviertel ſoll er um ſich ſchlagen und mit geſchloſſenen Augen umherlaufen. Er hatte einen eigentümlichen Blick und ſchwere Bewegungen. Ohne jegliche mir erkennbare Urſache wurde er plötzlich von den anderen gepackt, überwältigt und hingeworfen; nach einiger Zeit ließ man ihn wieder aufſtehen und frei laufen, doch behielt man ihn immer unter Kontrolle.

Geiſteskrankheit (ldjödě) ſitzt nach ihrer Anſicht im Kreuz.

Tobſucht (ãhãhá) iſt unheilbar. Bei Anfällen wird der Kranke auf Befehl des Häuptlings an Knöcheln und Händen gebunden und auf eine Matte in den Schatten gelegt.

Eine merkwürdige Sitte, die wohl auf ſadiſtiſche Neigung zurückgeht, beobachtete ich auf der Rückreiſe in Schiſchá. Nachts ſaßen der alte Junggeſelle, Maũdihi und Mãnzi bei mir am Zelt. Plötzlich ſprang der Junggeſelle Mãnzi an die Gurgel, drückte dieſe zuſammen, wobei er ſagte, ich will dich töten, und ließ dann endlich wieder los. Darauf probierten alle drei dies an ſich ſelbſt. Sie warfen den Kopf zurück, legten die Hände von hinten her um den Hals, und indem ſie den Atem anhielten, drückten ſie den Kehlkopf von beiden Seiten her mit den Daumen zuſammen. Nach einiger Zeit ließen ſie wieder los, ſchluckten einige Male und holten tief Atem. Auf ihren Mienen ſpiegelte ſich dabei äußerſte Befriedigung.

16. Kenntniſſe in Rechnen, Aſtronomie und Geographie.

Rechnen. Gezählt wird an Händen und Füßen, und zwar beginnt man am Daumen der rechten Hand, geht dann zu dem der linken über und behandelt die Füße in gleicher Weiſe. Zuweilen verwenden ſie auch Steinchen als Zählmittel. Reiſetage zählen ſie durch Kerbſchnitte in einem kleinen Holz oder in dem Bootsrand.

Das Zahlenſyſtem iſt das der 5 (vgl. Wörterverzeichnis, IX: Zahlworte). Auffällig iſt: die Doppelbezeichnung der 5; das Nebenhergehen eines beſonderen zweiten Wortes, lëäl(j)ö, für 6, mit dem dann 7 als Handlöäl(j)ö gebildet iſt; das Nebenhergehen beſonderer Silben: lähü bei 10, lëdö bei 11, 15, 16, 17, (18?).

Bis 6 zählten die meiſten glatt; von da an waren faſt alle unſicher. Nur wenige konnten bis 10 oder gar bis 20 zählen; auch wurden mir für dieſe großen Zahlen abweichende Bezeichnungen gegeben. Über 20 hinaus war keine Zahl zu erlangen.

Bei Ausdrücken mit Zahlworten wird dieſes nachgeſetzt: ein Gewehrlauf: djiö-göhödĭ; zwei Gewehrläufe: djiö͡-Inätjĭ; zwei Hüte: säpä(ö)Inätĭ.

Aſtronomiſches. Daß das Jahr 13 Vollmonde hat, iſt ihnen bekannt. Sie rechnen das Jahr von einem Fallen des Waſſers bis zum anderen. Dabei unterſcheiden ſie zwei Jahreszeiten: die Trockenzeit (wöajá), wo man auf den Sandbänken lebt, und die Regenzeit (biú), wo man auf den Hochufern lebt.

Den Tag teilen ſie nach dem Stand der Sonne ein. Zeitbeſtimmungen werden gemacht, indem man mit der Hand nach der Höhe der Sonne zu der betreffenden Zeit zeigt.

Beim Mond unterſcheidet man anſcheinend fünf Phaſen; ich erhielt von einem Indianer folgende Namen dafür: Erſte Sichel: ähändü jotä; noch nicht ganz voller Mond: ähändú-läjälĭ; Vollmond: djalám läläli; letzte Sichel: ähändü-äjäjänä; Neumond: ikónä. Davon bedeutet ähändú-läjälĭ eine Phaſe zwiſchen Halb- und Vollmond: „das ſeien eigentlich zwei Monde“. Wahrſcheinlich ſind der helle und der dunkle Mond gemeint. Dies wurde mir auch von anderen Indianern beſtätigt, ohne daß es aber möglich war, Genaueres darüber zu erfahren. Waren die Leute ſich doch über die Reihenfolge der Phaſen ſelbſt nicht klar, gaben verſchiedene Folgen an und verbeſſerten ſich oft. Auf das erſte Erſcheinen der Mondſichel machten ſie mich freudeſtrahlend aufmerkſam. Die Mondgebirge werden als Kröte (kraötä) bezeichnet.

Sonnenfinſternis (wäbäliwä, tjüü-hálö-läjärĭ) und Mondfinſternis (ähändülüʃá, ahändá-ládóʃä) erklärt man ſich dadurch, daß ein böſer Zauberer (ôhödiwätú) Pfeile gegen das betreffende Geſtirn ſchießt. Gegenwirkungen von ſeiten der Indianer ſind unbekannt.

Einen rieſigen Hofring um den Mond von etwa acht bis zwölf Mondbreiten Radius nannten ſie djaüʃá und kuäʃó, ohne genauer angeben zu können, was dieſe Erſcheinung bedeute.

Der Regenbogen (kuädí) iſt der Schatten eines rieſigen Zitteraales (dieſer nach Ehrenreich koadzi genannt). Er gilt als böſe; wenn man zu ihm hinkommt und ihn berührt, ſtirbt man; das Tier gibt einen „bum“-Laut von ſich und iſt verſchwunden.

Sternbilder konnte ich mehrere von ihnen erfahren, einige zeichneten ſie mir ins Skizzenbuch. Die Milchſtraße beſteht nicht aus Sternen, ſondern aus Aſche (bülibí). Das ſüdliche Kreuz iſt der ſchwarze Rochen (bóʃóhüá). Die zwei Sterne darüber (α u. β Centauri) ſtellen den Strauß (näüekté) dar, der durch einen Jaguar (änlöá; = unſer Skorpion) angeſprungen wird. Die Plejaden ſind Periquittos (bóʃóbédó). Ehrenreich gibt noch für den Orion die brennende Roça an.

Meteore heißen dákinálázá; das Geräuſch beim Zerſpringen geht vom Stern aus.

Sternſchnuppen heißen lèdiwrtálán. Erklärt wurden ſie mir von einem halbziviliſierten Karajá als Platzwechſel der Sterne, während ſie nach Ehrenreich (Beiträge, S. 46) die ausgeworfene Angel mit dem Köder bedeuten. Den Indianern war bekannt, daß im November große Sternſchnuppenfälle auftreten.

Geographiſches. Der Flußlauf des Araguaya iſt den Karajá gut bekannt. Entfernungen auf dem Fluß berechnen ſie nach Steilufern und danach, wie oft man aufwärtsfahrend den Fluß kreuzen muß; größere Entfernungen nach Nachtlagern. Für Nebenflüſſe, Seen, Steilufer, Gebirge haben ſie beſondere Eigennamen (ſiehe im Sprachverzeichnis).

Seitlich des Araguaya reicht ihre Kenntnis des Landes etwas über die Grenzen ihres Gebietes hinaus. So kennen ſie den Waſſerfall des Rio Tapirapé, der mehrere Stunden oberhalb der jetzigen Grenze liegt. Vom Furo (Oſtarm der Inſel Bananal) wiſſen ſie, daß er während der Trockenzeit austrocknet, ſo daß nicht einmal Indianerboote ihn paſſieren können. Ein kleiner Furo ſoll quer durch die Inſel Bananal vom Oſtarm zum Weſtarm des Araguaya ziehen.

Auf Landmärſchen ſind ſie ausdauernd; ſie laufen ſehr raſch. Um Waſſer auf ödem Camp zu finden, halten ſie das Geſicht in der Windrichtung: iſt der Wind kühl, ſo kommt er von einer Stelle, wo Waſſer vorhanden iſt; iſt er heiß, ſo iſt in dieſer Richtung kein Waſſer zu vermuten. Ehe man an einer Stelle nach Waſſer gräbt, ſtößt man einen Stock tief in die Erde; iſt er feucht, ſo beginnt man zu graben. Unterwegs achten ſie auf alle Spuren, und ſie verſtehen es meiſterhaft, ihre Schlüſſe zu ziehen. Als ich den Tapirapé herabfahrend die Sandbank erreichte, wo wir unſer erſtes Lager im Tapirapé gehabt hatten, erkannten meine Karajá ganz genau aus den Fußſpuren; wer von ihren Angehörigen hier geweſen war, wie lange ſie ſich etwa aufgehalten hatten, wo ſie ihre Boote liegen hatten, ſeit wann ſie etwa weg waren; alles Vermutungen, die ſich nachher als der Wahrheit ſehr nahe kommend erwieſen.

Was ſich die Karajá über die benachbarten Indianerſtämme erzählen[1].

Die Chavánte (kitugá, kojtzá) wohnen auf dem Weſtufer, am Rio das Mortes, auf Campgebiet; zwiſchen São Joſé und Leopoldina kommen ſie auch bis an den Araguaya heran. Sie ſind groß, haben dicke Bäuche und helle Hautfarbe. Alte Männer tragen Bärte; das Haar wird vorn kurz geſchnitten wie bei den Karajá, hinten ſehr lang herabhängend getragen und mit rotem Faden zuſammengebunden. Die Männer binden den Penis mit einer ſchwarzen Schnur vorn zuſammen; in der Unterlippe tragen ſie kleine Knöpfe aus Holz. Beliebt iſt eine Genipapobemalung auf der Bruſt: je eine Linie von der Achſelhöhle nach dem unteren Ende des Bruſtbeines. Die Chavánte fiſchen mit Giftſipo, und die Karajá behaupten, dieſe Art des Fiſchens erſt von ihnen gelernt zu haben. Die Chavánte ſind ein echtes Campvolk, im Wald gehen ſie ungern; ſogar den Camp brennen ſie noch ab, um beſſer gehen zu können. Ihre Vorräte transportieren ſie in Tragkörben, die von den Männern getragen werden. An Waffen führen ſie Lanzen, Keulen, Bogen und Pfeile. Die Pfeile ſind wie die der Karajá, gelten aber für häßlich. Eine Sorte hat Spitzen aus Tukumholz; bei der Verwundung bleiben dieſe ſtecken und werden abgebrochen (während die Bambusplattſpitzen der Karajápfeile herausgezogen werden können, dabei aber große Löcher reißen, ſo daß der Verwundete ſich daran verblutet). Die Federn der Fiederung werden durch Brennen in ihre Form gebracht. Vergiftete Pfeile gibt es nicht. Die Chavánte ſind die Feinde der Karajá. Sie haben ſchon viele Karajá getötet, während dieſe erſt einen Chavánte getötet haben[2].

Über die **Cherénte** (tuššétá) konnte ich nur die wenig glaubliche Mitteilung erlangen, daß ſie Exkremente der Menſchen, auch ihre eigenen, eſſen, indem ſie ſie mit einem pinſelartig breitgeſchlagenen Holz in den Mund führen. Vielleicht iſt dies nur eine Erzählung, die der Feindſchaft und Überhebung der Karajá entſprungen iſt.

---

[1] Ihre Mitteilungen über Javahé, Tapirapé und Kayapó ſiehe unter dieſen Völkern.

[2] Dieſes Feindſchaftsverhältnis datiert aus alten Zeiten. Wie Fonſeca berichtet (Rev. trim. 8, S. 382—388), pflegten die Chavánte, die zwiſchen Araguay und Tocantins wohnten, in der Trockenzeit den Furo zu durchſchwimmen und die Pflanzungen der Karajá zu plündern. Sie brauchten nur die Trompeten zu blaſen, und die Karajá entflohen ſchon. Infolgedeſſen wagten dieſe nicht, ihre Pflanzungen zu beſuchen, und litten daher an Nahrungsmangel. Fonſeca unternahm, als die Chavánte wieder in die Pflanzung eingebrochen waren, einen Zug gegen ſie und überraſchte ſie; ſie entflohen unter Zurücklaſſung der Waffen und ihrer Beute. Die Karajá hatten ſich feig zurückgehalten, brüſteten ſich nun aber als Sieger. Es war dies das erſte Mal, daß die Chavánte vor ihnen flohen; bis dahin war immer das Gegenteil eingetreten. — Und ſo ſcheint es auch heute zu ſein.

Die **Canoeiros** (Ubēgá)[1] wohnen auf dem Oſtufer, ſchweifen aber auch auf der Inſel Bananal, von der Rio das Mortesmündung bis zur Südſpitze. Alle Rauchſäulen, die in dieſem Gebiete auf Bananal geſichtet werden, werden ihnen zugeſchrieben. Nach einer iſolierten Angabe ſollen ſie auch ein Dorf landeinwärts vom Furo das Pedras beſitzen, das in beſtändigem Kampfe mit den benachbarten Šavajé lebt. Sie ſollen von dunklerer Hautfarbe ſein als die Karajá. Das Haar wird in Topffriſur getragen. Die Männer tragen Bärte und große Holzſcheiben, nach anderer Mitteilung breite Lippenpflöcke aus Muſchel in den Unterlippen; die Ohren ſind durchlocht und hängen weit herab. Sie ſind ein echtes Campvolk, das keine Boote hat. Auch zu fiſchen verſtehen ſie nicht. Im Herbſt kommen ſie an den Araguaya, um auf den Sandbänken Schildkröteneier zu ſuchen. Dabei treffen ſie wohl mit den Karajá zuſammen, von denen ſie wegen ihrer gefährlichen Pfeile ſehr gefürchtet werden. Gelten ſie doch als das ſtärkſte (kriegeriſchſte) Volk am Araguaya und ſpielen jetzt dort dieſelbe Rolle, wie am Ende des 18. Jahrhunderts die Chavánte.

Die Völker des **Xingugebietes** waren den Karajá vollkommen unbekannt. Über die fremde Art der Kleidung (unbekleidete Männer mit langherabhängendem Penis, uluri der Frauen), ſowie über allerlei Geräte debattierten ſie lange, als ich ihnen Steinens Bilder zeigte. Offenbar ſahen ſie zum erſten Male dergleichen. Auch Sprachproben, die ich ihnen vorlas, waren ihnen fremd; nur bei den Suyáworten horchten ſie auf und ſchienen verwandte Anklänge zu finden. Nur ein Häuptling, Chico Cabeie in Dorf 18, dicht unterhalb der Tapirapémündung, gab vor, die Suyá mit ihren großen Lippenſcheiben zu kennen. Man könne vom Tapirapé aus zu ihnen gelangen. Als ich genauer fragte, hüllte er ſich in Schweigen. Vielleicht hatte er durch die Tapirapé Kenntnis von weſtlicher wohnenden Stämmen erhalten.

17. Die Sprache.

Sprachaufnahmen bei den Karajá zu machen iſt ſehr ſchwer, da dieſe Indianer ihre an naſalen Bildungen reiche Sprache äußerſt undeutlich reden. Weſentlich klarer als die Männer ſprechen die Frauen.

Die abgefragten Worte wurden gern geſagt, die Indianer waren unermüdlich, ſie mir vorzuſprechen, bis ich ſie richtig nachſprechen konnte. Zur Übertragung bediente ich mich der Meinhofſchen Transſkription in Neumayers

---

[1] Nach Cunha Mattos ſind die Canoeiros die Abkömmlinge der Carijos, die vom Entdecker von Goyaz, Bartholomeu Bueno, aus São Paulo als Hilfstruppen und Arbeiter mitgebracht wurden, 1725 deſertierten, die Chavánte vertrieben und ſich in den hohen Gebirgen zwiſchen Maranhão, Santa Thereza und Amaro Leite auf dem linken Ufer des Tocantins oberhalb von Porto Real niederließen. Sie ſollten nur 300 Krieger ſtark ſein, aber wegen ihrer Grauſamkeit gefürchtet werden (Rev. trim. Bd. 37, S. 370—379; Bd. 38, S. 19 und 83). Caſtelnau erwähnt ſie vielfach und lokaliſiert ihr Gebiet genauer (Bd. 2, S. 116). Dr. Couto de Magalhães (Viagem ao Araguaya) gibt die Angaben des Cunha Mattos wieder, ſowie eine kurze Schilderung und ein Wörterverzeichnis ihrer Sprache.

Anleitung zu wiſſenſchaftlichen Beobachtungen auf Reiſen, 3. Aufl., Seite 484. Das Fixieren der eigentümlichen Zwiſchenlaute, die der Sprache eigen ſind, war oft ſchwer und iſt nur als angenähert zu bezeichnen.

Ich habe verſucht, dieſelben Worte in möglichſt vielen Orten zu erhalten. So habe ich für die Worte der Südhorde (S) 21, für die der Nordhorde (N) 29 Gewährsleute. Nicht alle Worte habe ich in beiden Gruppen erhalten. Die Vergleichung ergibt, daß die meiſten Worte in beiden Gruppen gleich ſind, daß aber doch auch eine Anzahl von Abweichungen vorkommen. Dieſe berechtigen uns meiner Meinung nach aber noch nicht, beſondere Dialekte anzunehmen, da ſie keine Geſetzmäßigkeiten aufweiſen, und da nicht feſtſteht, wieviele auf Mißverſtändnis beruhen. Zum Teil erklären ſie ſich auch nur durch Auslaſſen von Vokalen bei ſchnellem Sprechen, hellerer oder dunklerer Vokalbildung, ſtärkerem Betonen des einen oder anderen Charakters bei Zwiſchenlauten (l oder r bei l uſw.). Bemerkenswert iſt, daß die im Dorfe des José, der aus der Südhorde in die Nordhorde übergewandert war, erlangten Worte noch deutlich die größere Verwandtſchaft mit der Südhorde aufweiſen, während ſich die des ins Innere von Bananal übergewanderten Häuptlings Korumaré enger an die der Nordhorde anſchließen. Mit Ehrenreichs Karajá- und Caſtelnaus Šambioáworten und Coudreaus Karajáworten zeigen meine Aufnahmen ſowohl Übereinſtimmungen wie Abweichungen. Letztere gehen wohl auf beiden Seiten zum Teil auf Mißverſtändniſſe zurück, wie bei einigen ſich direkt nachweiſen läßt. Gegen die Šavajéſprache ergeben ſich mehrere ganz auffällige Abweichungen, deren Urſache noch unbekannt iſt.

Die Sprache der Karajá iſt vorläufig noch als iſoliert zu betrachten; die wenigen Anklänge an Ges-Sprachen berechtigen uns zunächſt noch nicht, ſie dieſen zuzuzählen.

Den Unterſchied zwiſchen Männer- und Frauendialekt, den Ehrenreich[1] entdeckt hat, habe ich von Anfang an verfolgt und eine große Menge von Frauenworten dadurch erhalten. Die der Südhorde wurden direkt von Frauen erhalten, die der Nordhorde von Männern. Dieſe konnten viele Worte ſofort ſagen, oft aber überlegten ſie lange, ehe ſie das Wort fanden. Es iſt fraglich, ob ſie immer das richtige Wort wiedergegeben haben; jedenfalls ſind die Frauenworte der Nordhorde etwas mit Vorſicht aufzunehmen. Die Männer bezeichneten die Sprache der Frauen mit ſinàlí — ſehr ſchlecht. Sie behaupteten, daß beide Geſchlechter ſich nicht in allen Ausdrücken verſtänden, ſondern daß es Worte gäbe, die dem anderen Geſchlechte fremd ſeien. Meine Aufnahmen haben bisher dieſe Behauptung nicht beſtätigt. Der Hauptunterſchied beruht darin, daß in der Frauenſprache ein k eingeſchoben iſt, wo bei den Männern zwei Vokale nebeneinander ſtehen; anlautendes k der Frauen wird bei den Männern weggelaſſen. Ehrenreich gibt noch einige weitere Umwandlungen[2]. Daß das Auslaſſen des k als Hauptmerkmal der Männerſprache gilt, möge ein Scherzwort Pedros I. beleuchten. Pedro ſagte eines Tages, mein Begleiter Adam ſei eine Frau, denn er ſage kákúbä (= jacuba, der braſilianiſche Name für ein Getränk aus Farinha, Rapadura und Waſſer); wenn er ein Mann wäre, müßte er áúbä ſagen. Wahrſcheinlich ſtellt der volltönendere Frauendialekt eine ältere Form der Sprache dar. Denn um eine verſchiedene Sprache, die durch die Aufnahme kriegsgefangener Frauen aus fremden Stämmen entſtanden ſein könnte, kann es ſich hier nicht handeln. Einmal bleibt die Übernahme fremder Frauen (Tapirapé, Kayapó, Šavajé) in zu engen Grenzen, als daß deren Sprache von Einfluß ſein könnte, andererſeits ſind die Abweichungen von der Männerſprache zu gering, um die Frauenſprache als fremden Urſprungs anſehen zu dürfen.

---

[1] Materialien zur Sprachenkunde Braſiliens. I. Die Sprache der Carajá (Goyaz). Zeitſchrift für Ethnologie, Bd. 26, 1894, S. 23.

[2] Ibid., S. 24.

Beim Sprechen werden viele Silben, beſonders am Ende der Worte, verſchluckt; der Mund wird nur wenig geöffnet, ſo daß eine leiſe, undeutliche Sprache zuſtande kommt. Doch verſtehen ſie es, ſich im Flüſterton weithin über das Waſſer vernehmbar zu machen. Der Tonfall iſt etwas ſingend, die Sprechweiſe ungleichmäßig. Bald werden die Silben raſch hintereinander herausgeſtoßen, dann wieder wird eine Silbe lang ausgedehnt, gerade als ob der Sprecher erſt überlegte, wie er ſich nun weiter ausdrücken ſolle. Und ſo geht das in buntem Wechſel fort; eine Art zu ſprechen, die von den Braſilianern ſehr gern nachgeahmt wird. Vielleicht geht hierauf auch die Sitte zurück, kurz auslautende Worte in Zuſammenſetzungen lang zu ſprechen (mãná — mãnaóiſá, mãnádjú uſw.).

Bei Geſprächen unter ſich begleitet der Zuhörende die Rede des anderen mit vielen nde, ndo (= ja), hm̃, hm̃, oder er wiederholt das letzte Wort jeden Satzes. Im Verkehr mit den Braſilianern lieben ſie es, die Sätze mit ahí (= dort) zu beginnen und nach jeder Auseinanderſetzung zu fragen: sábẽ (= verſtanden?). Braſilianiſche Worte ſprechen ſie im allgemeinen ſchlecht aus; f gelingt ihnen nur ſelten einmal richtig auszuſprechen, meiſt ſagen ſie p dafür (pãcṍ für facão, šiprẽ für chifre, pãrinã für farinha, pásẽr für facer.)

Das Verzeichnis der von mir aufgenommenen Worte und Texte ſamt Überſetzung ſiehe im Anhang I und II.

18. Sagen.

Sagen wurden mir von zwei Perſonen erzählt: Häuptling Cadete Chico von Schiſchá erzählte mir die Schöpfungsſage; eine zweite Verſion dieſer ſowie alle übrigen erhielt ich von Kuriší. Meiſt erzählte er ſie das erſtemal am lebhafteſten und ausführlichſten, bei Wiederholungen weſentlich einfacher. Manche Züge mußte man erſt durch vieles Fragen wieder feſtſtellen, wenn ſie beim erſten Notieren überſehen worden waren. Auf Befragen teilte Kuriší mit, daß er die Sagen ſo erzähle, wie ſie ihm ſeine Mutter erzählt habe. Demnach ſcheint ſich bei den Karajá die Sage durch die Mutter zu überliefern. Auffällig war mir, daß er von den von Ehrenreich mitgeteilten

Sagen (Beiträge, S. 39—44) außer der Brüllaffenſage keine kennen wollte. Anſcheinend waren ſie ihm wirklich fremd. Dies iſt um ſo auffälliger, als er der Enkel Pedro Mancos, des Gewährsmannes Ehrenreichs iſt, alſo wohl von dem Sagenſchatz, der in dieſer Familie lebte, hätte wiſſen müſſen.

Als ihre Urheimat ſehen die Karajá den Furo das Pedras an. Dort haben die alten Karajá unter Waſſer gelebt. Die Šavajé und Šambioá betrachten ſie als ihre Stammesverwandten. Tiere gelten als den Menſchen gleiche Weſen, ſo daß Verwandlungen von Menſchen in Tiere und umgekehrt eine große Rolle ſpielen. Die Geſtirne denken ſie ſich von Weſen bewohnt, die zeitweilig zur Erde kamen und dort mit den Menſchen in Verbindung traten.

Die Schöpfungsſage.

(Nach Kurišl: wie ſie ſeine Mutter erzählte.)

Ein Knabe ſah ein Mädchen, heiratete es. Deren Baſe kam. Die eine ſchickte die andere in den Wald, ohne Netzdecke, ohne alles. Der Knabe ſah das Mädchen von hinten, es gefiel ihm; von vorn, es gefiel ihm. Er heiratete es.

Ihre Mutter kam. Es war noch alles finſter. Sie lebten von den Wurzeln und Früchten des Waldes, deren gab es ſo viele, wie in einer Pflanzung. Aber nur, wenn einmal ein Lichtſtrahl aufleuchtete, konnten ſie ſie herausholen. Die Mutter zerſchlug ſich die Hände beim Herausholen. Da wurde das Weib böſe: der Knabe ſolle etwas anderes ſchaffen.

Der Knabe aß „codo", nachdem er ſie geſchabt hatte. Er wurde ganz dick davon und legte ſich hin; die Augen verfaulten.

Durch den Geſtank ſeines Bauches kamen viele Urubú herbei und ſetzten ſich ihm auf den Bauch. Er zitterte, ſagten ſie: er lebt noch. Dann ſetzten ſie ſich ihm in die Augen; er blinzelte, ſagten ſie: er lebt noch. Es kamen viele Urubú, ſetzten ſich ringsum und verſuchten immer wieder, aber er wackelte und blinzelte immer noch.

Der Karakará (Uõnl) kam, kreiſte oben in der Luft. Der Mann blinzelte immer mit den Augen und ſah den Vogel oben fliegen. Der Vogel kam in Kreiſen herab, der Mann blinzelte immer noch. Der Karakará ſah es, kam herab, ſetzte ſich auf einen Aſt daneben und ſchrie: er lebt. Die Urubú ſagten, er iſt tot. Der Vogel flog weg und kam mit dem Urubú-Re wieder. Der Streit ging weiter: er iſt tot — er iſt lebendig. Da kam ein Onkel des Urubú-Re, ein ganz alter Urubú; der ſagte: er iſt tot. Da flog der Urubú-Re herab auf den Bauch, da knallte es. Der Mann faßte mit den Händen zu und fing ihn.

Er ſagte zum Urubú-Re (hatte roten Schnabel und ganz wenig Haare): ich will Schmuck (infoitos) haben. Jener ſagte, er hätte welchen, aber er wäre überall zerſtreut. Brachte einen Stern. Der andere war nicht zufrieden. Brachte den Mond. Der andere war noch nicht zufrieden. Dann brachte er die Sonne.

Der andere war zufrieden, ſagte: Du kannſt mich nun ausrupfen, ſo wie du biſt. Das tat er; dann hatte er lauter Haare. Ebenſo alle übrigen Urubú. Daher haben die Urubú alle kahle Schädel. (?) Der Karakará kam wieder und wollte auch berupſen, er hat aber nur die Haare ringsum abgeſchnitten.

Die Mutter kam und fragte, wie ſie leben ſollten. Der Urubú-Re zeigte Pflanzen, von denen ſie ſpinnen könnten, und zeigte, wie ſie ihre Netzbecken machen. Die Mutter wollte wiſſen, wie man Fiſche fängt; jener zeigte ein Rohr, zeigte, wie man Federn anbindet, wie man den Bogen macht, wie man ſpannt, wie man Fiſche ſchießt.

Da ließ der Mann den Urubú-Re los. Die Mutter ſagte, er hätte noch fragen ſollen, wie die alten Leute jung werden. Da ſchrie der Urubú-Re von oben eine Antwort; alle hörten ſie, Bäume, Tiere, Fiſche, aber die Menſchen nicht. Nur einer hat es gehört, der wohnt hinter Pará, der weiß es; jener große Mann, der das in die große Leinwand einrollt.

(Nach Cadete Chico.)

Der Vater der Karajá iſt Gott (kinóölwó).

Es war dunkel. Gott ſchluckte Luft, da bekam er einen dicken Bauch; er lag am Boden.

Der Jaburú kam. Danach kam der kleine Vogel, Karakará, und ſetzte ſich daneben. Der eine ſagte: komm wir wollen eſſen. Der andere ſagte: warte, ſpäter. Der Jaburú flog oben rings im Kreiſe herum. Der kleine Vogel ſagte: er iſt tot; der Jaburú ſagte: nein, er iſt lebendig. Der Jaburú flog immer noch im Kreis herum. Dann ſetzte er ſich dem Gott auf den Bauch.

Der Gott griff zu und war lebendig. Er verpflichtete den Jaburú, Licht zu bringen; denn es gab noch kein Licht. Der Jaburú brachte ein kleines Licht; Gott ſagte: Nein, ich will ein anderes. Der Jaburú brachte ein größeres Licht, den Mond, fragte: iſt es dieſes? „Nein, ich will ein anderes.“ Dann brachte der Jaburú die Sonne ſelbſt, da war alles taghell; fragte, iſt es dieſes? Gott ſagte: Das iſt es, das ich will. Dann flog der Jaburú fort; der kleine Vogel flog auch fort.

Die Karajá blieben da, es war Tag. Sie wohnten damals unter Waſſer, ihre Heimat iſt am Furo das Pedras (ähödšä).

Wie die Karajá die Mandioka erwarben.

(Nach Kurisi).

Die Mandioka haben ſie von Gott ſelbſt.

Ein ſchönes Mädchen fiſchte. Ein Stern guckte herab, ſagte: ſie iſt ſchön. Er kam herab und war ein ſchöner Jüngling, war weiß. Das Mädchen fragte: Wer biſt du? — „Ich.“ — Ich kenne dich nicht; wer biſt du? — „Ich ſelbſt.“ — Sag mir doch deinen Namen. — „Den brauchſt du ja nicht zu wiſſen; denn du haſt ja geſehen, wie ich da oben mit den Sternen geſpielt habe.“ — Ach, das biſt du? — „Ich will dich heiraten, aber ich will ins Haus deiner Mutter kommen, alt und häßlich, und will dich und deine Schweſter heiraten.“

Er kam hin als alter Mann, fragte, ob ſie ihn heiraten wolle; ſie ſagte ja, die andere wollte ihn nicht. Die Mutter ſchimpfte auf die, die ihn wollte. Er heiratete, legte die erſte Pflanzung an, pflanzte Cara, Bananen, Mais, Bohnen, Mandioka, Kürbis, Erdnüſſe. Als alles gepflanzt war, ging er weg, da ihn die Schweſter, als er ſie nochmals fragte, immer noch nicht haben wollte.

Er kam wieder im Kanu als junger ſchöner Mann. Da ſagte die andere Schweſter: ja, den will ich. Da ſagte er: „Nein, jetzt will ich nicht; ich bin der alte Mann, der Mann deiner Schweſter.“ Dann verwandelte er ſie in die kleine Eule (dărĭtẫ).

Er erzeugte raſch Kinder, ſchneller als gewöhnlich. Dieſe lehrte er den Mais uſw. pflanzen und zubereiten, desgleichen alle pflanzlichen Nahrungsmittel. Die Mutter probierte immer erſt ein wenig und aß dann das ganze Stück.

Jemand ſagte einem der Kinder, wenn es dem Vater ein Stück Mais wegnimmt, merkt er es nicht, weil er nur das Flächen kennt. Wie aber der Mais gepflanzt war, wuchs kein Mais, ſondern Moskitos. Dann ging er wieder weg zu den Sternen, die Familie ließ er hier, und dieſe hat es allen anderen gezeigt.

Die Brüllaffen (auô wòbarâ).

(Nach Kuriki.)

Ausführliche Faſſung:

Zwei Brüder (hăŭĕkàbădé; lĭàhân) gingen in den Wald. Sie trafen eine Bande ſchreiender Affen mit Pfeilen. Sie ſagten zu den Affen, ſie ſollten ſchießen. Die Affen ſagten: er ſolle ſchießen. Da ſchoß der eine der beiden Brüder, traf nicht; da ſchoß der Affe und tötete ihn. Darauf ſchoß der andere Bruder, traf auch nicht; die Affen töteten auch ihn.

Die Mutter (ĭdĭĭkérâ) wartete auf die zwei Knaben Tag und Nacht, ſie kamen aber nicht. Da ging ſie in den Wald, ſie zu ſuchen; auch der Vater (ĭmbaôſĭâ) ging ſuchen; ſie fanden ſie aber nicht. Die Mutter traf am Wege eine alte Frau (kraĭĭtâ)[1], die ſagte, daß die Kinder tot wären, die Affen hätten ſie getötet. Da ging die Mutter nach Hauſe, raufte ſich das Haar und weinte Tag und Nacht.

Sie hatte noch einen dritten Sohn (uĭâ)[2], klein und häßlich. Den gab ſie dem Großvater (ăabŭgâ); denn da die anderen beiden tot waren, wollte ſie ihn auch nicht mehr.

Eines Tages ging der Knabe in den Wald, Vögel zu ſchießen. Ein Pfeil ging ihm verloren, er ſuchte ihn; der Pfeil war gerade vor die Tür des Mannes im Loch (hôkmuâſi) gefallen. Als er ihn aufheben wollte, packte ihn der Mann und fragte: du biſt jetzt bei deinem Großvater, gibt er dir auch zu eſſen? Da ſagte der Knabe: nein, nur abgeſchabte Mandiokarinde und Suppe aus Fiſchgräten. — Und haſt du eine Decke? — Nein, nur dieſe, und zeigte auf ein altes Stück Netzdecke, das er auf der Schulter hatte. Der Mann ſagte: Gut, komm morgen früh, wenn du Vögel fangen gehſt, hierher. Die Kinder des Mannes wollten aber nicht, daß er wiederkomme; nur eins ſagte: Komm wieder, wir wollen dich mit Medizin einſchmieren. Der Mann ſagte: Komm beſtimmt, mein Freund.

---

[1] — Froſch, Kröte.

[2] — weiß.

Der Knabe ging nach Hauſe und erzählte es dem Großvater, und am anderen Tag ging er hin zum Mann. Der hatte einen großen Topf voll Medizin (wãwẽnl) gemacht und rieb ihn damit ein. Darauf ſchickte er ihn baden bis nachmittag. Dann rieb er ihn wieder ein, auch mit Holzkohle, denn ſeine Haut war voller Wunden (er hatte die Krankheit knẽdjĩ)[1], und ſchickte ihn wieder baden, bis es dunkel war. Dann ging der Knabe nach Hauſe.

Am nächſten Tage geſchah es ebenſo. Da wurde der kleine Knabe groß, ſtark, hübſch und geſund und ging wieder zum Mann im Loch. Der gab ihm Pfeil und Bogen und ſagte: Jetzt will ich dich anputzen. Da kamen alle Kinder des Mannes und wollten helfen. Der Knabe aber ſagte: Nein, nur das eine, das mich zuerſt behalten wollte. Darauf machten ihm der Mann und das Kind die Armſtulpen, Waden- und Knöchelbänder an, gaben ihm Ohrſchmuck (dôbôlũã), ſalbten ihm das Haar, banden es und bemalten ihn mit Genipapo. Der Mann gab ihm einen ſteinernen Lippenpflock und ſagte zu ihm: Gehe den Weg hier; du wirſt am Wege ein altes häßliches Weib (krãutẽ) finden, wie eine Kröte; die wird ſich dir anbieten. Gebrauche ſie und gehe weiter, dann findeſt du die Affen; ſchieße nicht zuerſt, dann wirſt du ſie töten.

Er ging und traf das alte häßliche Weib am Wege ſitzend. Sie zitterte und ſagte: Komm zu mir und gebrauche mich. Er ging hin und gebrauchte ſie tüchtig. Dann ging er weiter und hörte ſchon von ferne die Affen ſchreien. Sie ſagten: Schieße; aber er ſchoß nicht, ſondern ſagte: Schieße du. Und die Affen ſchoſſen, trafen aber nicht. Und dann ſchoß er, da fielen ſie vom Baum herab, und er ſchlug ſie tot.

Dann ging er in den See baden und ſchlug ins Waſſer. Da kamen zwei große Gaviões (denidẽnl) nacheinander, er packte ſie bei den Beinen und tötete ſie. Darauf ging er zum Manne zurück, und der fragte ihn aus, und er ſagte: Sie ſind tot.

Da gab ihm der Mann den Stock (ôbirã)[2] und ſagte: Nun geh nach Hauſe zu deiner Mutter. Wenn ſie dir zu eſſen gibt, ſo iß nicht, ſondern iß nur, was dir der Großvater gibt! Und dann gab er ihm noch einen Zauberſtock (hẽtũiwã[3]; zwei Stöcke aus Canna brava, mit Wachs verklebt und mit ſchwarzen Federn am Ende). Wenn er damit ſchlägt, ſo wird der Wind alles mögliche bringen: Honig, Wildſchweine uſw.

---

[1] = eiternde Beinwunden, ſiehe Wörterverzeichnis.

[2] = Wurfholz.

[3] Vergl. auch [illegible]; ſiehe Wörterverzeichnis, und Regenzauber, S. 323, Abb. 182a.

Der Knabe ging nach Hauſe. Da kam ihm ſeine Mutter entgegen; und die anderen riefen: Da kommt dein Sohn! Er aber ſagte: Du biſt nicht meine Mutter. Und die Mütter brachte ihm Mandiokabrei zu eſſen, er aber aß nur vom Großvater Mandiokareſte und Fiſchgrätenſuppe. Sie legte ihm eine ſchöne Matte hin zum Daraufſitzen, er aber ſetzte ſich auf eine kleine abgeriſſene des Großvaters.

Dann nahm er den öbirá und machte Wind. Da kamen Schlangen (öóhá)[1], die krochen in den hētáiwá. Da kamen Honig, Fiſche, Wildſchweine. Den Honig gab er allen zu koſten, das andere aß er mit ſeiner Mutter. Am Abend kam ſeine Tante und begehrte ihn zu heiraten; er heiratete ſie.

Eines Tages ging er Tokunaré fiſchen. Da packte ein Kind nach dem öbirá, da kam der Wind und brachte Schlangen; das Kind aber verſtand es nicht, die Schlangen in den hētáiwá hineinzubringen, und die Schlangen biſſen das Kind und alle Leute, ſo daß ſie alle ſtarben. Und jener im Walde hörte den Wind und dachte ſich gleich, was paſſiert ſei, und lief nach Hauſe. Unterwegs begegneten ihm die Schlangen; da er aber den öbirá nicht bei ſich hatte, ſo biſſen ſie auch ihn, und er ſtarb. Itáäré.

Kürzere Faſſung.

Zuerſt waren die Affen da, die hatten Pfeile. Sie töteten die zwei Brüder.

Da blieb der kleine Bruder übrig, der war ſehr häßlich. Den gab die Mutter dem Großvater, denn ſie wollte ihn nicht mehr. Der Großvater zog ihn auf.

Der Knabe ging Vögel ſchießen, und ein Pfeil fiel vor die Tür des Mannes (ökúmáré). Der Mann wollte den Kleinen aufziehen. Seine Töchter wollten aber den häßlichen Knaben nicht, nur eine.

Da beſchmierte der Mann den Knaben mit Medizin und befahl ihm, zu baden. Mittag kam er aus dem Waſſer zurück. Er beſchmierte ihn wieder. Danach ſchickte er ihn ein zweites Mal baden, frühmorgens. Als er aus dem Waſſer kam gegen Mittag, war er ſchon ein Mann. Und er ſchmückte ihn: mit Armſtulpen, Ohrſtäben (dóhó), ölte ihm das Haar, bemalte ihn mit Genipapo uſw.

Und befahl ſeinem Großvater: wenn die Mutter kommt und ſeine Sachen holen will, ſoll er ſie nicht geben. Der Großvater ging und gab ſie ihm. Da brachte die Mutter Eſſen, aber er wollte nicht eſſen. Da brachte der Großvater ſchlechtes Eſſen, wie Fiſchgräten und Mandiokareſte, das aß er.

Und am anderen Tage ging er, um ſeine Brüder zu entdecken. Da ſagte der Mann zu ihm: Auf dem Wege wirſt du ein altes Weib treffen, die heißt Kröte (kráatô); die wird dich bitten, ſie zu gebrauchen. Tue das, gehe zu ihr. Dann da befahl er ihm, die Brüder zu ſuchen.

---

[1] = Wind; auch Pfeil.

Der eine Affe ſchoß zuerſt, traf nicht. Da ſchoß er mit dem öbirá, traf und tötete ihn. Da warf der andere; da traf er auch ihn. So tötete er die Affen.

Da ging er ins Waſſer, um die Brüder zu ſuchen. Er ſchlug ins Waſſer, töá, töá. Da kam ein Gavião, um den Knaben zu töten. Er faßte ihn mit der Hand. Da kam ein anderer, er tötete ihn auf dieſelbe Weiſe.

Er hörte auf zu töten, ging fort und kam zum Haus des Mannes. Der ſagte: Gib dein Zeug der Mutter; jetzt gehſt du; deine Mutter kommt; gib ihr dein Zeug.

Er kam ins Haus ſeiner Mutter. Eine andere Frau bat ihn, ſie zu heiraten; er heiratete ſie ſogleich. Da machte er Wind mit dem hêtáiwá; ſchlug er, ſo kam der Wind. Der Wind trug Honig, Schlangen, Hirſch uſw. herbei. Dann verbarg er die Schlange im hêtáiwá.

Eines Tages war er im Walde. Das Kind griff nach dem hêtáiwá, machte auch Wind. Es verſtand es nicht. Die Schlange kam und räumte mit allem Volke auf. Der Knabe hörte den Wind und dachte, daß das Kind das getan hätte. Und die Schlange kam und biß ihn und tötete ihn. Da war es zu Ende. Nun gibt es keine Leute mehr.

Die Mutumſage ſiehe im Anhang II, Texte, Nr. VII.

II. Die Šavajé.

1. Hiſtoriſches.

Die Šavajé ſind bisher faſt nur dem Namen nach bekannt geworden. Der erſte, der die ganze Inſel Bananal ſah, iſt **Diogo Pinto da Gala** 1720 geweſen; doch habe ich ſeinen Bericht nicht erhalten können, ſo daß ich nicht angeben kann, ob er mit den Šavajé zuſammengetroffen iſt. Die älteſte Nachricht beſitzen wir von **José Pinto da Fonſeca**, der 1775 den Araguaya beſuchte und die Karajá pazifizierte. Er berichtete (Rev. trim. 8, S. 376 ff.), daß ſie in drei Dörfern auf der Inſel Bananal wohnten. Im Innern der Inſel befände ſich ein großer, fiſchreicher See[1].

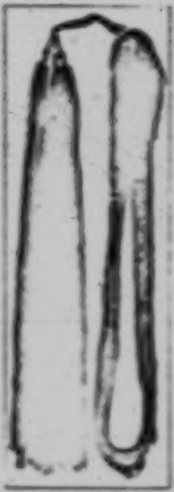
Während ſeines Aufenthaltes bei den Karajá erhielten dieſe Beſuch von den Šavajé; es fand zur Begrüßung ein Ringkampf ſtatt. Nach ſeinen Mitteilungen lebten beide Völker in Frieden. Die Šavajé kamen in großer Anzahl in Booten angefahren, ſie trugen Federſchmuck auf dem Kopfe und mit Federn verzierte Lanzen in den Händen und blieſen auf Trompeten.

Vasconcellos war mit Fonſeca 1774 am Araguaya, er legte ein Präſidio und das Aldeamento Nova Beira am Oſtarm von Bananal an, wo er Karajá und Šavajé anſiedelte. Die drei Dörfer der Šavajé benannte er Cunha, Mello und Ponte de Lima (Rev. trim. 37, S. 393). Das Präſidio und Aldeamento gingen bald ein: 1782 wurden die Indianer des Aldeamento in die neue Aldea von São José de Moſſamedes übergeſiedelt, wo ſie allmählich zu Grunde gingen. Ob ſich Šavajé auch auf der Aldea Pedro III (Carretão) befunden haben, ſteht nicht völlig feſt. 1786 erhielt **Miguel de Arruda e Sá** den Befehl, die Chavánte zu bekriegen und eine Aldea für ſie anzulegen. 3500 Indianer ſiedelte er in Carretão an. Souza e Silva, 1812, ſpricht nur von Chavánte, die da untergebracht wurden, während Cunha Mattos auch Šavajé dieſes Schickſal zuſchreibt. Eine Maſernepidemie vernichtete faſt alle Indianer, die Reſte wurden 1788 nach der Aldea Salinas übergeführt. Seitdem verſchwinden die Šavajé aus dem Geſichtskreiſe; ſie werden allmählich zu einem wilden, gefürchteten Volke, von dem nichts Genaueres bekannt iſt. **Cunha Mattos** (Rev. trim. 38, S. 20) berichtet 1824 nur, daß ſie auf der Inſel Bananal wohnen, ſehr hell und faſt ausgeſtorben ſeien. **Caſtelnau** erklärte 1844 die Inſel für unbewohnt; nach ihm

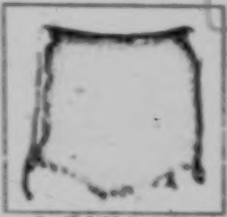
---

[1] Ibid. S. 380. — Daß die Šavajé an dieſem See wohnen, wie ſpätere Forſcher ausgelegt haben (Ehrenreich, Beiträge S. 6. 7), geht aus dieſem Berichte **nicht** hervor.

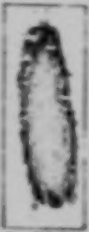
Tafel 59.



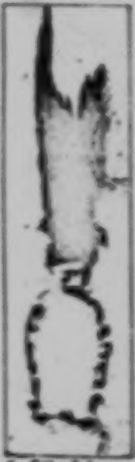
1. Armwickel mit zwei Schmuckquaſten.



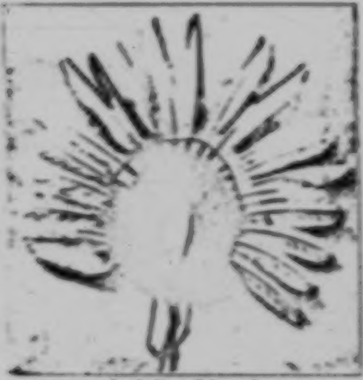
2. Beinbinde mit Fransenbehang, gequaſtelt.



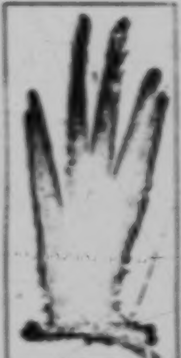
3. Kleine Kopfdecke.



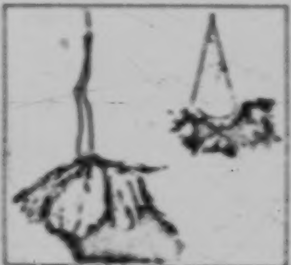
6. Stirnfedern.



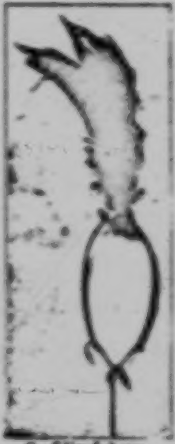
4. Lalinä-Schmuck.



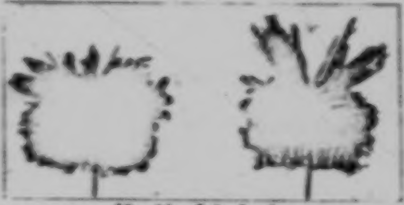
5. Federreif mit Stab.



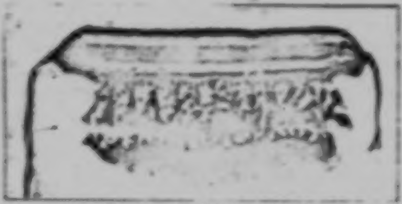
Armbänder.



7. Stirnfedern.



10., 11. Federhauben.



12. Baumwollgürtel mit Behang.

[Facing p.359]

wohnen die Šavajé etwa 30—40 Meilen oberhalb des Nordendes der Inſel Bananal und 3—4 Tagereiſen öſtlich vom Furo, im Gebiet der Chavanté. Offenbar beruht dieſe Angabe auf mißverſtandenen Erzählungen ſeiner Bootsleute (Band 2, Seite 115). In dem Werk O Rio Araguaya von **Moraes Jardim** aus dem Jahre 1880 wird berichtet, daß bei einem Karajádorf ein See exiſtiere, der mit dem großen See im Innern der Inſel Bananal in Verbindung ſtehe, und daß von dieſem aus ein Kanal nach dem Furo hinüberführe bei einem Šavajédorf. Aus einer ſpäteren Notiz geht hervor, daß die Dörfer der Šavajé ſämtlich am Furo liegen ſollen. **Ehrenreich** gibt Fonſecas Angaben wieder (Beiträge, Seite 6 und 7); zugleich berichtet er, daß die Šavajé am See in drei Dörfern wohnten und das letzte Mal 1888 an der Mündung des Abfluſſes des Sees in den Furo angeſprochen worden ſeien. Sie gelten allgemein als ein den Karajá ſprachlich verwandter Stamm. **Coudreau** ſchließlich gibt 1896 nur an (Araguaya-Tocantins, S. 110), daß ſie auf Bananal wohnten und nur wenig bekannt ſeien, aber der ſtärkſte der Karajáſtämme wären.

In Goyaz erfuhr ich, daß in den erſten Jahren des 20. Jahrhunderts der Biſchof von Goyaz den Araguaya mit einem Dampfer befahren hätte. Dabei wären die Braſilianer von Norden her in den Furo eingefahren und hätten am Einfluß eines Baches ein rieſiges Dorf der Šavajé angetroffen. Eine Bananenallee habe vom Fluß zum Dorfe geführt. Da ſie in großer Anzahl (gegen 70 Mann) und alle bewaffnet gekommen ſeien, hätten die Šavajé ſie bald wieder zum Abzug gezwungen, indem neben jedem Braſilianer beiderſeits ein Šavajé einherging. Als der Dampfer bei der Abfahrt pfiff, ſeien viele Šavajé vor Schreck aus ihren Kanus in den Fluß geſprungen. Jedenfalls herrſchte ſeitdem unter der braſilianiſchen Bevölkerung große Furcht vor den übergewaltigen Šavajé.

2. **Wohnſitze.** Nach meinen Erkundigungen bei den Karajá wohnen die Šavajé im Innern der Inſel Bananal in 3—5 Dörfern, die ſich über ein lang geſtrecktes Gebiet verteilen. Das nördlichſte, kleine Dorf ſoll 3—4 Tage oberhalb des Nordendes der Inſel Bananal im Innern liegen. Das Hauptdorf liegt in der Trockenzeit etwa acht Tage oberhalb der Mündung des Furo auf einer Sandbank am Einfluſſe eines Baches (Abfluß des Binnenſees?). Mitte Auguſt wird es landeinwärts verlegt. Es ſoll ſehr groß ſein: „wie eine Stadt"; Pedro zeichnete ſechs Reihen mit je 20—25 Häuſern in den Sand. In dem abſeits gelegenen Maskenhaus ſollen die Junggeſellen ſchlafen. Weiter ſüdlich, 1—2 Tage (?), liegen im Innern von Bananal 1—2 kleine Dörfer. Das eine davon habe ich vom Karajádorf Nr. 15 aus beſucht, von dem es ziemlich genau öſtlich liegt. Man gelangt dahin auf einem gut eingerichteten Verkehrsweg: nach $^1/_2$tägigem Marſch trifft man an einem Fluß das Karajádorf Korumaré. Entweder fährt man den Fluß $1^1/_2$ Tage lang im Boot aufwärts, einen großen Bogen nach Süden und Oſten beſchreibend, oder man läuft einen Tag lang quer über den Camp nach Oſten bis zum Hafen, von dem aus man noch 3—4 Stunden Marſch bis zum Dorfe hat. Das Dorf, das fünf Häuſer mit etwa 100 180 Be-

wohnern umfaßt, liegt an einem See; es wird im Laufe der Trockenzeit mehrmals verlegt. In der Regenzeit iſt das geſamte Gebiet von Waſſer überflutet; offenbar bildet dieſer See dann einen Teil des großen Sees, von dem Fonſeca erzählt. Wohin das Dorf in der Regenzeit verlegt wird, konnte ich nicht erfahren. Endlich ſoll es noch weiter ſüdlich ein fünftes kleines Dorf geben, doch ſchwanken die Angaben darüber.

Dies iſt der eine Zweig der Šavajé. Ein zweiter wohnt bei der Südhorde der Karajá und zwar in den beiden ſüdlichſten Dörfern: Schiſchá und bei Leopoldina. Sie ſind in der vorvorigen Generation hierher gewandert; denn der Häuptling Chico in Schiſchá, der verſtorbene Häuptling Pedro Manco, die Mutter Joana aus dem Wanderlager Nr. 9, Leute von etwa 60—70 Jahren, gelten als Kinder der eingewanderten Šavajé. Neuerdings ſind wiederum Šavajé von Bananal nach Schiſchá gekommen; ſie wohnten im Oktober 1908 in einem beſonderen Hauſe. Natürlich ſind dieſe Šavajé vielfache Verbindungen mit den Karajá eingegangen.

Ein dritter Zweig ſoll ſich, anſcheinend in der vorigen Generation, von den Šavajé auf Bananal abgezweigt haben. Dieſe Horde hat den Araguaya überſchritten und iſt nach Weſten abgezogen; bei den Karajá des Araguaya gelten ſie als verſchollen. Die Abzweigung geſchah im Gebiete der Rio das Mortes-Mündung oder etwas ſüdlicher.

Ehe ich in die Behandlung der Kultur der Šavajé eintrete, will ich noch ganz kurz mitteilen, was mir die Karajá über ſie erzählten: Die Šavajé ſind ihre Verwandten, ſie ſprechen die gleiche Sprache und haben dieſelbe Stammestätowierung. Mit den Karajá leben ſie in friedlichem Verkehr, es wird gegenſeitig geheiratet; vor allem findet ein lebhafter Tauſchhandel ſtatt, wobei die Karajá Steinwerkzeuge, die den Šavajé fehlen, ſowie Eiſenwaren, Stoffe und Perlenketten an die Šavajé gegen Urukú, Netzdecken, Araras und Nahrungsmittel vertauſchen. In Kleidung und Schmuck ſollen die Šavajé den Karajá gleich ſein, aber viel ſchönere Sachen beſitzen. Sie gelten bei den Karajá als reich an Schmuck und Nahrungsmitteln, in Notzeiten wandern daher die Karajá häufig zu ihnen über. Dieſe Angaben habe ich im allgemeinen beſtätigt gefunden.

Das Volk iſt phonetiſch Šàvàjó zu ſchreiben, gemäß der bei den Karajá üblichen Ausſprache. Die Karajá nennen ſie auch noch: (ı)šåndjå, (ı)šå(n)dı-wåndå. Ihre Zahl kann ich nicht angeben, da ich nur ein kleines Dorf mit fünf Hütten kennen lernte. Jedenfalls ſcheint neben 3—4 ſolchen kleinen Dörfern ein ſehr großes Dorf, ähnlich denen der Šambioá zu exiſtieren, ſo daß man die Zahl vielleicht auf 800—1000 angeben kann. Die unter den Südkarajá lebenden Šavajé erreichen etwa die Zahl 60.

3. **Körperlich** unterſcheiden ſich die Šavajé von den Karajá nur durch den höheren Wuchs (Tafel 30, Abb. 3 u. 4). Die Männer ſind im Mittel wohl 4—6 cm größer als die der Karajá; auch die Frauen ſind größer als die Karajáfrauen. Doch kommen auch hier kleinwüchſige Perſonen, beſonders weiblichen Geſchlechts, vor (Tafel 30, Abb. 3). Im übrigen gilt alles für die Karajá Geſagte auch für die Šavajé.

In ihrer geſamten Kultur ſind die Šavajé reine Karajá. Doch zeigen ſie einige Abweichungen von dieſen, die ſie wiederum enger mit den Šambioá verknüpfen. Im folgenden werde ich daher nur ganz kurz die Abweichungen konſtatieren.

4. **Haus und Dorf.** Der Hausbau weicht von dem der Karajá erheblich ab und iſt dem der Šambioá ähnlich. Ich verweiſe auf meine Ausführung oben beim Hausbau der Karajá, wo auch die infolge des braſilianiſchen Einfluſſes eingetretene Umwandlung des Šavajéhauſes bei den unter den Südkarajá wohnenden Šavajé dargeſtellt iſt (S. 196/97; Abb. 20, 21; Tafel 30, Abb. 1). Die Querbalken der Dachſtützpfoſten ſind mit dünnen Stangen überlegt und bilden eine Art Boden, auf dem Kiepen, Körbe, Waffen, Frauengürtel, Flechtmaterial uſw. aufbewahrt werden. Entgegen den Karajá befinden ſich die Kochplätze im Hauſe und zwar in den Rundbauten, je einer beiderſeits vom Eingang, ſo daß vier Herde im Hauſe vorhanden ſind. Die Rundbauten dienen gleichzeitig als Vorratsräume für Körbe, Kürbiſſe, Lebensmittel uſw. An den unteren Teilen der Hauspfoſten ſind ringsum an den Wänden allerlei Vögel, wie Geier uſw. angebunden.

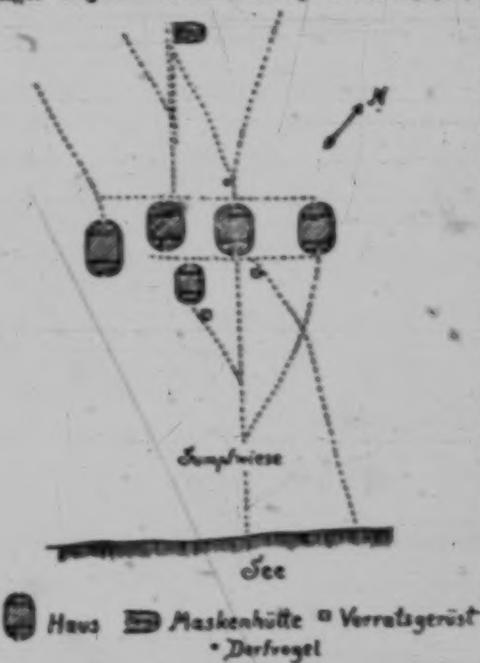


Abb. 188.
Grundplan des Dorfes der Šavajé [illegible]

Das Dorf iſt wie das der Karajá in einer Reihe parallel zum Ufer angelegt (ſiehe den Plan, Abb. 188). Das Maskenhaus liegt abſeits vom Dorfe. Es entſpricht dem der Karajá, hat aber einen Firſtbalken, wie er beim Maskenhaus der Südkarajá auftritt.

5. **Kleidung und Schmuck.** In Kleidung, Schmuck und Körperpflege iſt kein weſentlicher Unterſchied gegen die Karajá zu bemerken.

Die Männer tragen Hüft- und Penisſchnur in gleicher Weiſe wie die Karajá. Augenſchirme wurden nicht bemerkt. Netzdecken wurden von beiden Geſchlechtern getragen; ſie werden von den Šavajé ſelbſt hergeſtellt. Die Art der Knüpfung iſt dieſelbe wie bei den Karajá. Abb. 3 in Tafel 89 ſtellt eine nur 24 cm lange Netzdecke dar, die nach Art der loſen Mädchengürtel geknüpft iſt. Offenbar dient ſie als Lager für ein Neugeborenes. Zuweilen waren die braunen Kettenfäden der Decken mit weißen Fäden durchſchoſſen; nach Erkundigung bei den Karajá ſollen die Šavajé derartige Decken herſtellen, während die Decken mit breitem, ſchwarzem Mittelſtreifen nicht von den Šavajé, ſondern von den Tapirapé ſtammen.

Auch die kleinſten Mädchen trugen ſchon feſtgeflochtene, ſchwarze Gürtel, die denen der Karajá entſprechen. Die loſe geflochtenen Schnurgürtel (Karajá, Abb. 30 u. 31) habe ich nirgends geſehen. Erwachſene Frauen trugen den hier habiödá genannten Baſtſchurz meiſt aus weißem, ſelten nur aus rötlichem Baſt.

Die Haartracht weiſt nichts den Karajá Fremdes auf. Die Kämme werden in gleicher Weiſe wie bei den Karajá von den Männern geflochten. Formen und Muſter entſprechen den anderen; ſelten aber ſind die Verzierungen durch Federbüſchel oder Baumwollbündel. Auch die Seitenkreuzfäden fehlen oft.

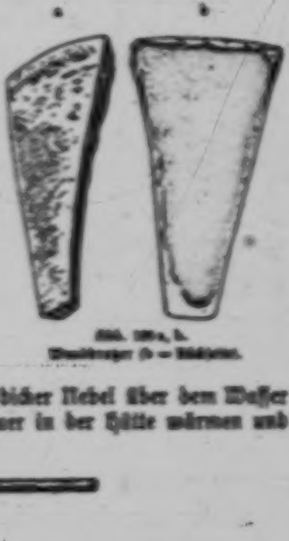


Abb. 189 a, b.
Wundkratzer (b = Rückſeite).

Die Körperbemalung iſt mit der der Karajá identiſch. Als Öl wird Kokosnußöl verwendet, als Farbe vor allem Urukú, das entkernt in rieſigen Hohlkürbiſſen aufbewahrt wird.

Wundkratzen iſt auch bei den Šavajé gebräuchlich. Das Inſtrument dazu (laiódjö; Abb. 189) iſt aber auf der ganzen Rückſeite mit einer dünnen Wachsſchicht bedeckt (vergl. die Ehrenreichſchen Exemplare Berlin 3953 a b von den Karajá).

Über die Körperpflege iſt zu bemerken, daß die Šavajé jeden Morgen mit Sonnenaufgang in den See baden gehen, auch wenn dicker Nebel über dem Waſſer liegt und es empfindlich kalt iſt. Am Herdfeuer in der Hütte wärmen und trocknen ſie ſich dann.

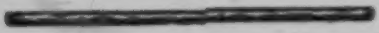
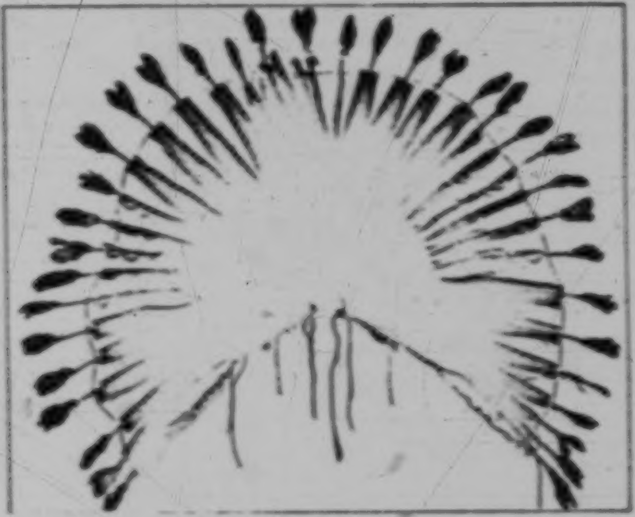


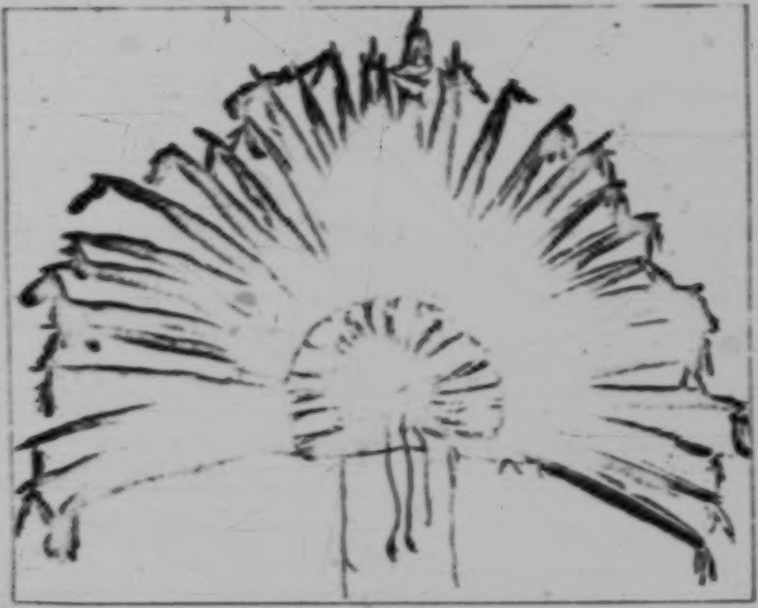
Abb. 190.
[illegible]

Abzeichenſchmuck. Die Lippenpflöcke nehmen bei den Jünglingen gewaltige Dimenſionen an. Der längſte Holzlippenpflock (ödúö) war 31,5 cm lang bei 2,2 cm Breite. Die Muſchellippenpflöcke (idjë) der Knaben laufen faſt alle in eine emporgebogene Spitze aus. Steinlippenpflöcke habe ich nicht geſehen.

An Ohrſchmuck ſind gelbe Stäbe (döhö), Stäbe mit roten Federroſetten und einem Wachspunkt im Zentrum der Perlmutterſcheibe (döhö, döhödöä), ſowie tulpenartige Roſetten mit Nagetierzahn in der Mitte (göädjä) vor-



1. Hinterhauptsfederrad.



2. Hinterhauptsfederrad.

[Facing p. 356]

handen. Letztere ſind bei den Kindern faſt allgemein, erſtere beiden Arten waren nur ſelten vorhanden, vor allem die einfachen Ohrſtäbe, im Gegenſatz zu den Karajá, die faſt alle welche tragen. Auch ſind die Ohrſtäbe nur ganz einfach durch einige eingeſchnittene Ringe am vorderen Ende verziert (Abb. 190).

Die Armmanſchetten (dëšl), Waden- (dööbädå) und Knöchelbänder (wäläll) ſind denen der Karajá gleich. Jünglinge tragen über Armſtulpen und Wadenbänder oft ein Baſtband gebunden.

Von ſonſtigem Schmuck wurde ſehr viel Baumwollſchmuck getragen. Schwarze Nackenquaſten der Mädchen (wädjikldjå) trugen zuweilen, wie auch bei den Karajá, aufgeſchobene Schneckenhäuſer. Die langen Schnurenröcke (gööhl) werden auch von den Šavajémädchen getragen. Sehr ausgebildet war der Arm- und Beinbehangſchmuck. Von den drei Arten der Karajá bemerkte ich die erſte: Schnüre mit Quaſten als Oberarm- und Unterarmſchmuck, die zweite: flachgeflochtene oder gequäſtelte Bänder mit langem Behang nur als Wadenſchmuck, die dritte Art: zwei dicke Wülſte mit langem Behang nur als Armſchmuck. Während bei den Karajá die Schnüre der erſten Art (döjå) je zwei Quaſten am Ende tragen, ſind es bei denen der Šavajé ſtets drei (Tafel 59, Abb. 1). Dieſe Quaſten ſamt Schnüren ſind durchgängig ſchwarz gefärbt. Bei dem einen Exemplar, das für den Oberarm eines Kindes beſtimmt iſt, ſind die Wickelſchnüre 325 cm lang, bei dem anderen, das angeblich für die Unterarme eines Mannes beſtimmt iſt, dagegen 925 cm! Die zweite Art wurde nur als Wadenſchmuck, und zwar ſchwarz gefärbt für Kinder (deähaljå), rot gefärbt für Jünglinge (lüdjàuwå) angetroffen. Der Franſenbehang reicht, wie das bei den Beinbändern immer der Fall iſt, ringsum (Tafel 59, Abb. 2). Die dritte Art, nur als Armſchmuck beobachtet (deštädägl) und rot gefärbt von Jünglingen am Unterarm hinter den Armſtulpen getragen, iſt identiſch mit den Wadenbehängen der Karajá (Abb. 76), während ſie, für den Oberarm beſtimmt, den Franſenbändern der Karajá (Abb. 74$^{a\,b}$) gleichkommen. Die Franſen erreichen bei dieſen Exemplaren 65 cm Länge und werden zu dicken Zöpfen verflochten aufbewahrt (Abb. 191$^{a\,b}$).

Unter dem Federſchmuck erhielt ich den von Ehrenreich in vielen Exemplaren von den Karajá erworbenen, von mir dort nicht vorgefundenen Hinterhauptsſchmuck lolinå (Tafel 69, Abb. 4). Das von mir erworbene Exemplar iſt inſofern unvollſtändig, als die Rohrſtäbchen zwiſchen den beiden geflochtenen Flächen, in die die roſa Reiherfedern geſteckt ſind, nicht durch Federkränze überdeckt ſind. Das Geflecht iſt gemuſtert und mit weißer Farbe beſchmiert (vgl. Abb. 192^{a-c}, Aufbau dieſes Schmuckes).

An Federhauben (dölldöll) erwarb ich zwei Stück von den Šavajé in Schiſchá. Beide tragen die Federn in drei Zonen angeordnet. Bei dem einen Exemplar beſtand die unterſte Zone aus roten Federroſetten, die mittlere aus Büſcheln von je zwei kleinen blaugelben Ararafedern, die oberſte aus einzeln eingebundenen, langen, bunten Federn (Tafel 59, Abb. 11). Beim zweiten Stück beſtand die unterſte Zone aus zwei Reihen roter, die mittlere Zone aus zwei Reihen gelber Roſetten, die oberſte aus Büſcheln von je zwei bunten Papageifedern (Tafel 59, Abb. 10). Die Federn und Roſetten ſind wie bei den Karajá nicht in den Knoten, ſondern an den Fäden des Netzes befeſtigt.

Von Federreifen erhielt ich ebenfalls von den Šavajé in Schiſchá ein Exemplar mit einem Stutz (hânanâ). Der Reif trägt gelbe Federchen; vorn ſind ſechs lange blauſchwarze Ararafedern ſenkrecht ſtehend befeſtigt, deren Kiele durch kleine Federn verdeckt ſind (Tafel 59, Abb. 5).

Von Federrädern (lòhìdò) erhielt ich vier Stück von den Šavajé auf Bananal, eines von denen in Schiſchá. Davon iſt nur das eine Exemplar von Bananal denen der Karajá gleich. Es beſteht aus einem großen Fächer von roſa Reiherfedern und blauen Ararafedern, die in Gruppen von 5—6 und 4 Stück miteinander abwechſeln. Die längere Decklage beſteht aus blauen Ararafedern, die kürzere obere Decklage aus roſa Reiherfedern. An die oberen Enden der Federn der Hauptlage ſind gelbe Federchen angebunden (Tafel 60, Abb. 1). Alle übrigen Exemplare tragen auf der Hauptfederſchicht nur eine Decklage, die bei dem einen Exemplar aus blauen Ararafedern, bei einem anderen aus weißen Jaburúfedern, bei den beiden letzten aus blaugrünen Federn beſteht. Die Hauptfederſchicht weiſt in gleicher Reihenfolge folgende Federn auf: roſa Reiher- und Eulenfedern, die miteinander abwechſeln, blaue Ararafedern (Tafel 60, Abb. 2), weiße Jaburú-

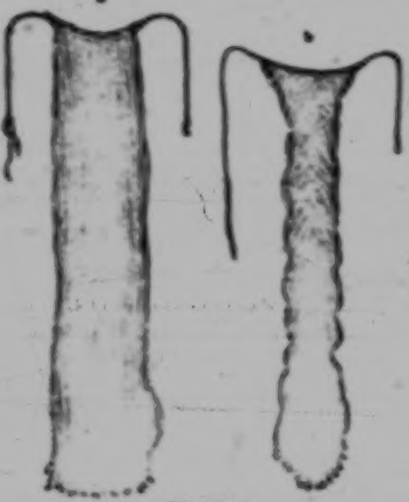


Abb. 190 a. b.
Doppelbastband mit langem Schnurbehang.
b) in Aufbewahrungsform.

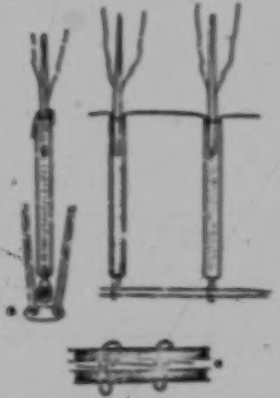


Abb. 191 a—c.
Aufbau des [illegible].
a) Querſchnitt durch die beiden Flächen und die Mittellage.
b) Befeſtigung der Rohrſtäbchen (Federträger).
c) Verbindung der beiden Flächen miteinander (von der Innenſeite aus geſehen).

federn, die bei dem Exemplar aus Schiſchá dreimal durch je zwei blaue Ararafedern unterbrochen ſind. Die Endfederchen ſind durchweg gelb.

Stirnfedern, die vielleicht zu ſolchen Federrädern gehören könnten, vielleicht aber auch ſenkrecht emporſtehend getragen werden, indem der Reif um das Geſicht gelegt wird, habe ich zwei Stück erhalten. Bei dem einen (wãidôbê) iſt der Reif mit ſchwarzer Baumwollſchnur umwickelt, ſeine Enden ſind durch eine dünne Schnur miteinander verbunden. Vorn befinden ſich zwei Federſtutze, die jeder aus einem Stab mit roten Federn beſtehen, der oben einen gelben Federkranz trägt, aus dem lange ſchwarzgrüne Federn emporragen. An der Baſis ſind beide Stäbe mit weißer Rohbaumwolle umwickelt (Tafel 69, Abb. 7). Bei dem anderen (kôdôulakuâdwô) iſt der Reif mit weißen Flaumfederchen beſetzt, der Stutz beſteht aus mehreren, bis 35 cm langen roten Ararafedern, die unten mit kleinen roten und gelben Federchen buſchig umgeben und unterhalb dieſer mit Rohbaumwolle umwickelt ſind (Tafel 69, Abb. 6).

Feine rote Federchen (wâlalá), Flügeldeckfederchen des roſa Löffelreihers, ſind auf einer feinen Schnur befeſtigt und ſpindelartig auf einen Stab gewickelt. Die Schnur iſt viele Meter lang. Dieſelben Schmuckfedern brachte Ehrenreich von den Karajá mit. Angeblich werden ſie für Kopfſchmuck verwendet.

An ſonſtigen Schmuckſtücken ſind vorhanden:

Halsketten aus kleinen, rötlich-weißen Früchten (lialaĩkôí), die ſehr häufig waren, ſodann Federarmbänder, die zum Teil denen der Karajá entſprechen. Sie tragen entweder Federbüſchel an einer Stelle (Tafel 69, Abb. 8), oder zu beiden Seiten einer Schnur bunte Federſchichten (Tafel 69, Abb. 9).

Fingerringe (dãbô) werden ebenfalls aus den Schwanzringen von Eidechſe und Chamäleon hergeſtellt.

Tanzgürtel (wádákáná) der männlichen Jugend ſind nicht ſo reichhaltig wie die der Karajá, ſondern weſentlich einfacher gehalten. Das eine Exemplar iſt ſchwarz und weiß längsgeſtreift; an ſeiner Unterkante hängen an einer beſonderen Schnur abwechſelnd zwei Thevetiafruchtbündel und ein bis drei Federſtäbchen. Das andere, aus Schiſchá ſtammende weiſt neben der Längsſtreifung noch eine Querſtreifung auf; an ſeiner Unterkante ſind direkt abwechſelnd je zwei Thevetiafruchtpaare und je ein Federſtab befeſtigt (Tafel 69, Abb. 12).

6. **Nahrung.** Die Šavajé leben wie die Karajá vom Fiſchfang und den Erträgniſſen ihrer Pflanzung. Der See, an dem ſie wohnen, iſt trotz ſeiner geringen Tiefe (0,75 bis 1 m) äußerſt fiſchreich; ſelbſt Pirarucús gab es in ihm. Die Pflanzung lag weit ab vom Dorfe, etwa 6 bis 7 Stunden Wegs, am Rande des Regenzeitſees. Sie war äußerſt gut bewachſen und ſo dicht, daß man kaum den Weg darin verfolgen konnte. Dicht neben der neuen Pflanzung befand ſich eine ältere. Hier und da lagen gefüllte Kiepen am Wege und harrten der Abholung.

Die Mandioka wird im kniehohen Mörſer (kôô), der eine etwa fingerdicke Wand beſitzt, mit einem 1,6 m langen und 0,10 m dicken Stampfer (hââõ) aus rötlichem Holze geſtampft, oder auf dem Reibholz (wôlanákiâ) gerieben, auf dem Stäbchenſieb (brödjě) ausgeleſen und in ihm gepreßt. Dann wird dieſes Mehl mit Waſſer verſetzt und gekocht. Derartiger Mandiokabrei ([illegible]) bildet auch bei den Šavajé die Hauptſpeiſe. Sonſt ſah ich noch als Feſtſpeiſen gelben Brei und grünes Gemüſe.

Gefiſcht wurde von den jungen Leuten mit Bogen und Pfeilen. Bereits früh am Morgen fuhren ſie auf den See hinaus und kamen bald mit guter Beute wieder. Von allem erhielt ich meinen Anteil, auch von dem rieſigen Pirarucú, der am zweiten Vormittage gefangen wurde. Der glückliche Fiſcher ſchlachtete das Tier aus, dann ſchnitt er die Bauchſeiten heraus, die vom Häuptling verteilt und auf verſchiedene Haufen gelegt wurden. Dann wurden die Rippenſtücke zu je drei Rippen herausgeſchlagen und ebenfalls verteilt. Jede Familie erhielt dann ihren Anteil, auch ich bekam davon.

An gezähmten Tieren fand ich bei den Šavajé vor:

Hühner, die mir gern verkauft, aber von ihnen nicht gegeſſen wurden; angebunden ſaßen auf den Vorratsſtändern vor den Häuſern Geier, Löffelreiher und Periquitos, an den Wandpfoſten im Hauſe auf der Erde hockend Geier in großer Zahl. Araras fehlten völlig. Dafür ſaß hinter dem Häuptlingshauſe, auf niedriger Querſtange angebunden, ein rieſiger weißer Adler (Tafel 30, Abb. 2).

Gegeſſen wurde von den Frauen auch in meiner Gegenwart. Nur das Mädchen, das mit uns zu den Karajá zurückreiſte, aß unterwegs abgewendet von uns und nur, wenn es ſich nicht beobachtet glaubte.

Der Herd liegt, wie oben erwähnt, in den Rundbauten der Häuſer, beiderſeits vom Eingang. Er beſteht wie bei den Karajá aus den Spitzen von drei Termitenhaufen oder aus drei Tonſcherben. Geröſtet wird auf Röſtherden (Tafel 61, Abb. 1).

Das Kochgeſchirr iſt mit dem der Karajá identiſch. Die Mandiokareiber (wölánákłä, in Frauenſprache: kölanákłě), die Stäbchenſiebe (brödjě) haben dieſelbe Form und Bauart wie die der Karajá. Zum Umrühren dient ein ruderförmiger Löffel (nälthl; Abb. 193). Alles übrige vergleiche man bei den Karajá!

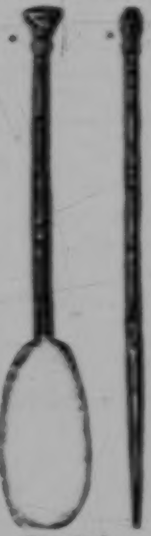


Abb. 193 a, b. [illegible]
(a [illegible] von der Seite.)

Genußmittel iſt der Tabak, der bei den Šavajé in einer weſentlich beſſeren Sorte gebaut wird als bei den Karajá. Dieſe kaufen ſich große Mengen davon bei jenen, auch Stecklinge, um ſich zu Hauſe dieſe edlere Sorte ſelbſt ziehen zu können. Der Tabak (kötá) wird in dreiteiligen Zöpfen geflochten aufbewahrt (Abb. 194) und in geflochtenen Taſchen oder ſolchen aus Affenfell (djalönl; Tafel 61, Abb. 2) mitgeführt. Die Tabakspfeifen (wällöná) werden aus der Jequitibafrucht hergeſtellt; ſie tragen ſämtlich die Rieſe um die vordere Öffnung und ſind rötlich gefärbt.

Vorräte ſcheinen die Šavajé nur in geringer Menge zu Hauſe aufzubewahren. Am zweiten Tage bereits ließen ſie mich bitten, wieder abzureiſen, da ſie nichts mehr zu eſſen hätten. Die Verpflegung meiner fünf Karajá, zu denen ſich noch vier aus Korumarés Dorf eingefunden hatten, hatte ihre Vorräte dezimiert; in meiner Anweſenheit aber ſcheuten ſie ſich, das Dorf zu verlaſſen, ſo daß ich ſchließlich ihren Bitten nachgeben mußte.

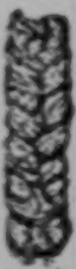


Abb. 195.
[illegible]

7. Bei den **Waffen** iſt ebenfalls nichts Neues zu bemerken. Die Bogen (djúhádé) ſind entweder unverziert oder tragen weiße Überwickelungen, Maisblatt und Federquaſte, wie der Karajábogen (Abb. 110). Die Handhabung iſt derart, daß die linke Hand den Bogen in der Mitte faßt, ſo daß der Pfeil zwiſchen dem zweiten und dritten Finger hindurchgeht; der zweite bis fünfte Finger der rechten Hand ſpannt die Sehne, der Pfeil liegt zwiſchen dem zweiten und dritten Finger.

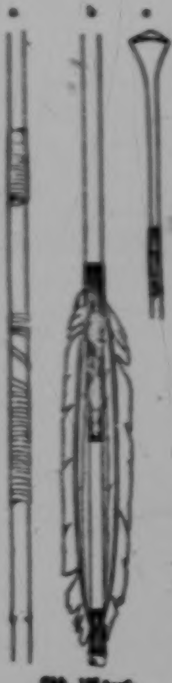


Abb. 196 a—c.
Šavajépfeile.
a) [illegible]
b) Fiederung.
c) [illegible]

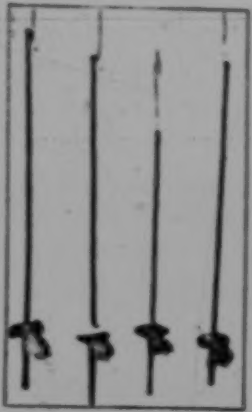
An Pfeilen (wohá) traf ich ſolche mit kantigen Holzſpitzen, die zum Teil rot gefärbt waren, mit Holzknaufſpitzen (döbolá), deren Knauf bis 4 cm Dicke aufwies (Abb. 196c), mit Bambusblattſpitzen auf beſonderem Holzzwiſchenſtab, mit runden Knochenſpitzen, die an einem im unteren Teil rotgefärbten Holzeinſatz befeſtigt ſind, und mit Rochenſtachelſpitzen. Beſonders bemerkenswert ſind für die Šavajé die Rochenſtachelſpitzen und die Pfeile mit rotgefärbtem Zwiſchenſtiel. Die Länge der Pfeile beträgt 130—160 cm, am längſten ſind die Fiſchpfeile. Die Umwickelung mit ſchwarzer Embira an der Stelle, wo die Spitze in den Schaft eingeſetzt iſt, iſt ein- bis dreiteilig und weiſt gern Spiralverbindung zwiſchen den einzelnen Teilen auf (Abb. 195a). Das Fiederende iſt analog dem der Karajápfeile ausgebildet (Abb. 196b). Seine obere Umwickelung beſteht durchgängig aus ſchwarzem Baumwollgarn, in das meiſt gelbe, ſelten rote Federchen eingebunden ſind. (Bei den Karajá iſt das Verhältnis gerade umgekehrt.) Der Zwiſchenteil zwiſchen den Federn iſt auch bei den Šavajé durch Ringe und Bänder aus rotem Tuch verziert, die meiſt in zwei Gruppen angeordnet ſind. Die meiſt weiße Kerbumwickelung iſt nur ſelten rot gefärbt. Die Angabe Kurißs, daß die Šavajépfeile dadurch kenntlich wären, daß die Kerbumwickelung nicht ganz bis an die Kerbe reiche, kann ich nach meinen Exemplaren nicht beſtätigen; bei ihnen reicht überall die Umwickelung bis zur Kerbe. In der Ausgeſtaltung dieſer Umwickelung finden wir die Typen der Karajá

Tafel 61.

1. Röſtherd der Šavajé.

2. Tabakstaſche aus Affenfell.

3. Tragſack, aus einem Palmwedel geflochten.



5. Spindeln.
a Wachs, b ungebrannter,
c u. d gebrannter Ton.

4. Baumwollzupfbogen.

[facing p.360]

ebenfalls wieder, nur in einfacheren Formen. Endfederchen habe ich bei den Šavajé-Pfeilen nicht geſehen.

Die Keulen (göhördô) ſind wie die Karajákeulen nur bis zur Hälfte gerieſelt, unterſcheiden ſich von ihnen aber dadurch, daß das Zwiſchenſtück am Griffende mehr als drei Rieſen (vier und fünf) trägt[1] (Abb. 196 b). Bei einem Exemplar ſind als Verzierung innerhalb der Rieſelung diametral gegenüberliegend je zwei ſchmale Leiſten mit eingeſchnittenen Punkten ſtehen geblieben (Abb. 196 a). Umflochtene Keulen ſowie Flachkeulen habe ich hier nicht geſehen.

Zum Rieſeln der Keulen wird auch von den Šavajé der an einem Stäbchen montierte Cutiazahn (hâulidjŭ) benutzt (Abb. 197).

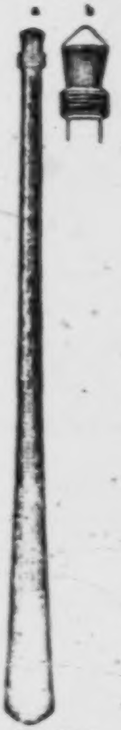


Abb. 196 a, b.
Šavajékeule.
b) Griffende eines zweiten Exemplares.

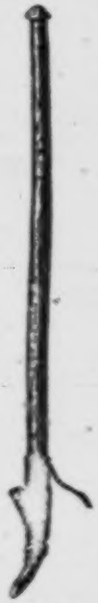


Abb. 197.
Keulenriefler.

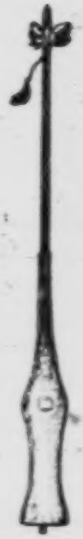


Abb. 198.
Pfeilſchleuder.
Šavajé.

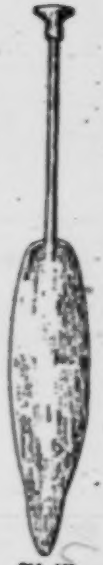


Abb. 199.
Šavajéruder.

Von Lanzen (dönöll) erwarb ich nur ein Stück, das ein ſehr altes Ausſehen hat. Es iſt wie die der Karajá gebaut. Der Schaft iſt bei 2,5 cm Dicke 200 cm lang, die Knochenſpitze 19,2 cm, die rote Umwickelung 11,5 und das Geflecht 63 cm lang. Die Federquaſten hängen 42 cm lang herab. Das Geflechtmuſter iſt das ſenkrechtſtehende Zickzackmuſter.

---

[1] Vergl. Karajá, Keulengriffe.

Verhältnismäßig häufig war die Pfeilſchleuder (haöbl). Während ich in den 22 Dörfern der Karajá keine ſah, ſondern nur ein Modell erhielt, fand ich in dieſem einen kleinen Šavajédorfe bereits drei Stück vor (Abb. 198). Benutzt wird das Gerät noch zu Fiſchfang, Vogeljagd und als Sportwaffe. Man führt damit Hoch-, Horizontal- und Tiefſchüſſe aus. Der 36—40 cm lange, 3,5—6,5 cm breite Griff iſt kantig und geſchweiſt und trägt einen kleinen Knopf am unteren Ende. Das Loch für den Zeigefinger iſt ziemlich groß, und rechteckig oder quadratiſch geſtaltet. Der 30—35 cm lange Stab iſt rund und trägt einen kleinen Haken aus Knochen, der mit dichter, feiner Umwickelung befeſtigt iſt. Zum Teil hängen von dieſer Umwickelung einige Federchen als Schmuck herab.

Sonſtige Waffen habe ich bei den Šavajé nicht angetroffen.

8. Transport und Verkehr. Die Boote ſind denen der Karajá gleich, gewöhnlich aber ſehr lang und ſehr breit. Die Ruder unterſcheiden ſich von denen der Karajá meiſt dadurch, daß die Rolle am Griff vier Rieſen trägt (Abb. 199). Kiepen und Körbe ſind ebenfalls denen der Karajá ähnlich. Die Kiepe [bäh(ı)ülá] iſt auch an der Unterkante verflochten, ſo daß beim Tragen der Inhalt ein feſteres Widerlager hat, als dies bei den Karajákiepen der Fall iſt. Sie iſt 158 cm lang, 27 cm breit und hat einen 12 cm hohen Rand. An Körben beobachtete ich große Tragkörbe (wälili) aus Oaguaſſu-Palmfiedern gemuſtert geflochten, die mit einem Baſttragband getragen werden, ſodann längliche Körbe (dädá), die ebenfalls Muſterung aufweiſen und am Tragband getragen werden, ovale Deckelkörbe (wäläbähl) und ſchließlich Tragſäcke, und zwar ſolche aus Mattengeflecht (mänal), ſolche, die aus einem Palmblatt ſchräg geflochten ſind (löſl), und rechteckige, aus zwei Palmblättern geflochtene Säcke (löſl), deren eine Längskante die beiden Rippen bilden, während an der anderen und an der Unterkante die Fieder beider Wedel miteinander verflochten ſind (Tafel 61, Abb. 3). (Vergl. Ehrenreich, Berlin 3886, Karajá.) Alle übrigen erwähnten Körbe uſw. ſind mit denen der Karajá identiſch.

Waſſer wurde in langen Kürbiſſen (rükö) mit kurzem Hängeband transportiert; die Kürbiſſe waren meiſt roh mit Brandmalerei verziert (Abb. 200).

9. Die Technik iſt noch urſprünglicher als die der Karajá; bekommen doch die Šavajé ihre Eiſengeräte und alle fremden Waren erſt im Austauſch von den Karajá. Alles bei dieſen Geſagte gilt daher auch für die Šavajé.

An Steinbeilen [aömädü(ě)] fand ich noch einige Exemplare vor; ſie wurden als Schlägel beim Weichklopfen der Frauenbaſtſchurze auf dem umgelegten Mörſer benutzt. Die beiden von mir erworbenen Exemplare ſind ſtarke, keilförmige Beile von 14 und 20,5 cm Länge; bei dem einen iſt die Schneide, wohl durch den Gebrauch als Nußknacker, ſtark ausgehöhlt (Abb. 201 a b).

Die Töpferei iſt eben ſo primitiv wie die der Karajá. Auch hier finden wir keine ornamentierten Gefäße. Die beiden von mir erworbenen Gefäße beſtehen aus rotem Ton, zeigen den Karajátypus und ſtellen einen Kochtopf (wädjiwl) und Napf (wädjiwäüdá) dar.

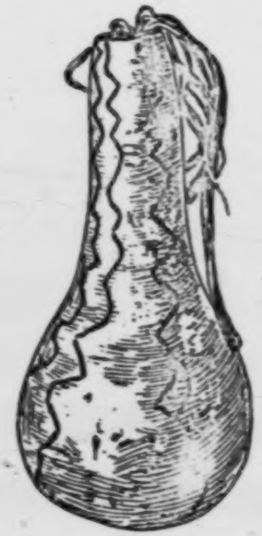


Abb. 280.
Wassertransportkürbis.

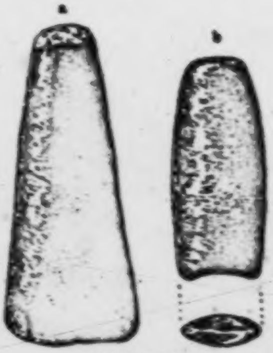


Abb. 281 a, b.
Steinbeile.

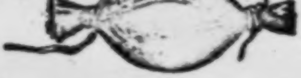


Abb. 282.
Baumwollknäuel in Basthülle.

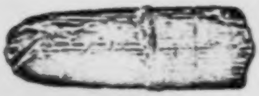


Abb. 283.
Schwarzes Harz.

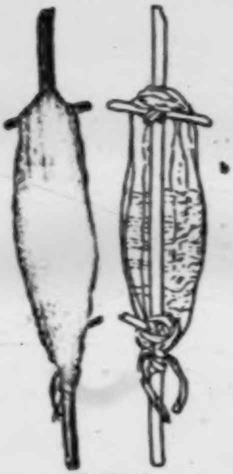


Abb. 285 a, b.
Strickapparat für Mädchengürtel.
b) = Rückansicht.

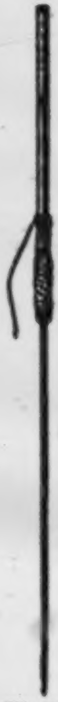


Abb. 284.
Häkelnadel.

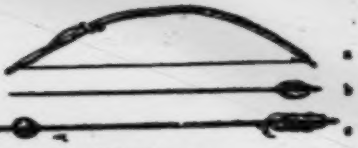


Abb. 286 a—c.
Kinderbogen mit Pfeilen.

Baumwollverarbeitung. Zum Auszupfen der Baumwolle dient ein kleiner, recht roh gearbeiteter Bogen (Tafel 61, Abb. 4). Die Spindeln (āzödäó, Tafel 61, Abb. 5) beſtehen aus 32,5—49 cm langen, runden Stäben mit Wirteln aus Wachs, ungebranntem oder gebranntem Ton oder Knochen. Bei weitem überwiegen die Wachswirtel, die teils klobige Scheiben ſind, teils ſchneidige Kanten haben und oben und unten koniſch zulaufen. Die ungebrannten oder roh gebrannten Wirtel haben meiſt doppelkoniſche Form mit ſcharfem Rand; nur ein Exemplar beſteht aus einer dicken Platte mit gerundetem Rande. Gebrannte Tonwirtel ſind ſcheibenförmig, haben zwei ſcharfe Ränder und flache, koniſche Erhebungen auf beiden Flächen. Knochenwirtel beſtehen wie bei den Karajá aus ganz flachen Scheiben.

Fadenknäuel aus weißer (āzō) oder aus ſchwarzer (āzödēbē) Baumwolle ſind auch bei den Šavajé gebräuchlich; ſie werden zum Teil in einer Baſthülle verſchnürt aufbewahrt (Abb. 202).

Die Herſtellung der Netzdecken entſpricht der der Karajá, auch die Apparate ſind genau ſo primitiv wie dort. Zum Flechten der Mädchengürtel dient ein kleiner Apparat: an ein langes Holz iſt in einigem Abſtande von den Enden je ein kurzes Querholz angebunden. Um dieſe iſt dann die Kette geſchlungen (Abb. 203 a b). Der Einſchlag wird mit der Hand hindurchgeflochten.

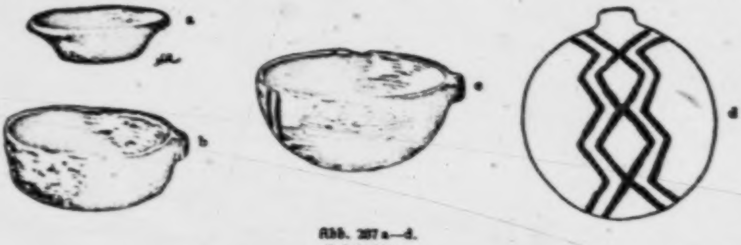


Abb. 207 a—d.
Spielgeſchirr.
a b) Näpfe, c) bemalte Schale, d) deren Muſter.

Gehäkelt wird auch hier ſchon mit eiſernen Häkelnadeln (dēšidunā). Der Stiel iſt nur ſelten verziert und dann nur einfach mit rotem Baumwollfaden umwickelt (Abb. 204).

Farb- und Klebſtoffe ſind denen der Karajá gleich. Ich erhielt rotes dömäjē und ſchwarzes Harz zöbädālá, beide in 12—15,5 cm langen, 5,5—6 cm breiten und 2 cm dicken, einſeitig gewölbten Stücken (Abb. 205). Dieſe ſind in Stäbchenſieben gepreßt, deſſen Struktur noch zum Teil auf der Oberfläche erkennbar iſt.

Federn werden zur Aufbewahrung entweder in kleine Bündel gebunden oder wie bei den Karajá zu Flügeln geordnet.

10. An Kinderſpielzeug brachte ich mit: kleine Bogen und Pfeile, von denen die Bogen ſehr roh ausgeführt ſind, während die Pfeile entweder aus dem zugeſpitzten Schaft beſtehen, auf den zum Teil vorn eine kleine

Nuß mit ſeitlichem Loch aufgeſchoben iſt (Abb. 206^{a-e}), oder eine runde eingeſetzte Holzſpitze aufweiſen. Die Fiederung iſt die gewöhnliche Bundfiederung. Gewehrnachbildungen ſah ich hier nicht. Als Spieltongeſchirr erhielt ich zwei kleine Näpfe (wädjiwilliölé) und in Schiſchá einen Napf und eine außen rotbemalte Schale, die einen Kürbislöffel nachbildet (207^{a-d}).

11. Muſikinſtrumente ſind auch bei den Šavajé ſehr ſelten. Flöten mit Kürbisreſonanz ſah ich nicht, dagegen Flöten, die aus Kürbis ſelbſt hergeſtellt ſind. Der flaſchenförmige Kürbis hat am breiten Ende eine runde, am ſchmalen ſeitlich eine rechteckige Öffnung (Abb. 208). Dieſe Flöte wird ădjalönă genannt. Die andere Flöte, auch lökú genannt, beſteht aus einem beiderſeits offenen, langen Kürbis. An der einen Öffnung ſind Wachsſpuren vorhanden, als ob da ein beſonderes Mundſtück angebracht geweſen wäre. Vielleicht war hier eine Taquaraflöte angebracht, wie es bei den Kayapó üblich iſt. Pfeiſen aus Blattgeflecht mit Zunge ſind auch hier vorhanden (dülĕbŏ). Das Hauptinſtrument iſt auch bei den Šavajé die Kürbisklapper (wăjú), die meiſt unverziert war. Nur ein Exemplar trägt am oberen Stielende einige Federn.

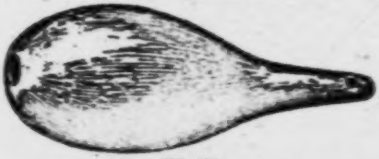


Abb. 208.
Kürbisflöte.

In ihrer Kunſtbetätigung folgen die Šavajé den Spuren der Karajá. Ich verweiſe hierfür auf meine Abhandlung: „Die Kunſt der Karajáindianer".

12. Politiſches und Soziales. Der Häuptling ſcheint eine ziemliche Rolle bei den Šavajé zu ſpielen. In dem Dorf, das ich beſuchte, gab es keinen; ein Mann, der wohl für dieſen Fall dazu beſtimmt war, vertrat deſſen Stelle. Er nahm mich ſamt meinen Leuten in ſein Haus auf. Die ganze Zeit über blieb er an meiner Seite. Bei Käufen vermittelte er, führte mich ſchließlich durch alle Häuſer, ſagte den Leuten mein Begehr und half den Kaufpreis feſtſetzen. Als wir das Dorf verließen, begleitete er uns über den See hinüber und noch mehrere hundert Meter durch den Camp hindurch, ehe er ſich verabſchiedete.

Eigentümlich war die Aufnahmezeremonie. Meine Karajá hatten ſich ſchon vor dem Eintreffen im Dorf mit Ruß ein ſchwarzes Augenquerband gemucht. Im Häuptlingshaus angekommen, ſetzten ſich meine Leute in einer Reihe quer durch das Haus auf den Matten nieder. Der Häuptling ſaß an einem Ende vor ihnen, am anderen ſeine Frau; geſprochen wurde kein Wort, die Karajá ſaßen mit geſenktem Haupte da und machten äußerſt bedrückte Geſichter. Nun ging die Häuptlingsfrau von hinten die Reihe entlang, ölte allen das Haar und kämmte es aus. Danach mußte einer nach dem anderen zu ihr kommen, um ſich von ihr mit Urukú bemalen zu laſſen. Während dieſer ganzen Zeit tönte das Herausforderungsgeſchrei zum Ringkampf von der Maskenhütte herüber.

Jetzt endlich ſprach der Häuptling einige Worte, die Karajá ſtanden auf und gingen mit ihm vors Haus. Ein zweiter Šavajémann aus der Nachbarhütte geſellte ſich zu ihnen Nun ordnete ſich der Zug: voraus die beiden Šavajé, hinterher die Karajá zu zwei oder drei, alle die Arme über den Schultern verſchränkt. Frauen und Kinder folgten dem Zuge zur Maskenhütte, wo die Šavajéjugend in regelloſer Reihe aufgeſtellt war. Alle waren mit Urukú bemalt, zwei trugen Tanzgürtel und Federarmbänder. Sobald die Karajá angelangt waren, verſtummte das Geſchrei, der Ringkampf begann. Die beiden geſchmückten Jünglinge tanzten zuerſt vor, ſchreiend und die Arme ſchlenkernd, wie wir es von den Karajá kennen (Abb. 10 u. 11). Die Karajá nahmen nicht an. Nun tanzten ſie ein zweites Mal vor und wurden angenommen. Es folgte das Ringen, die Karajá blieben Sieger. Beim zweiten Gang forderten die Karajá, und ſo ging es weiter, fünf- bis ſechsmal. Einige Kämpfe wurden nicht angenommen; dann drehten ſich die Herausforderer rechts um, wobei ſie die Arme weit abſchleuderten, und gingen zur Mitte zurück. Hier ſtellten ſie ſich mit dem Rücken in Ausruhſtellung gegen die Karajá auf und ſchrieen ſo lange, bis einer der Gegner ſie annahm. Einige Kämpfe blieben unentſchieden, ſonſt ſiegten die Karajá. Dies war verwunderlich, weil die Šavajé alle größere Geſtalten waren und einen kräftigeren Eindruck machten, außerdem nicht drei beſchwerliche Reiſetage hinter ſich hatten. Vielleicht erklärt es ſich daraus, daß die Karajá durchſchnittlich 5—10 Jahre älter waren und daher ausgebildetere Muskeln beſaßen. Kaum hatte der Häuptling Schluß erklärt, ſo ſchrieen die Šavajé wieder ihr Geſchrei, die Frauen und Kinder enteilten und verbargen ſich in den Hütten, zu denen ſich alle Teilnehmer in regelloſem Zuge begaben.

Die Kämpfe waren denen der Karajá ſehr ähnlich. Wurde ein Kampf nicht angenommen, ſo machten die Forderer eine wegwerfende Bewegung mit den Armen, kehrten um und gingen in ihre Reihe zurück. Dann ging einer von ihnen wieder vor, nahm in der Mitte die Ausruhſtellung ein mit dem Rücken gegen die Gegner und ſchrie, bis einer von dieſen annahm. Die Ausruhſtellung war der der Karajá gleich: ſie ſtellten ſich mit gebeugtem Oberkörper hin und ſtützten die Arme auf die Knie. Der Sieger führte vor dem Beſiegten einen Tanz auf, wobei er laut ſchrie; beim Weggehen hob er die linke Hand über den Kopf des Beſiegten hinweg. Der Häuptling ſtand auch hier auf der Seite der Gäſte.

Erſt nach der Rückkehr vom Ringkampf wurde den Karajá Eſſen vorgeſetzt; erſt jetzt galten ſie als aufgenommen und durften ſich von nun an in die einzelnen Häuſer zerſtreuen.

Bei meiner Abreiſe vom Dorfe ereignete ſich eine eigentümliche Zeremonie, deren Sinn, wie ich glaube, der iſt, daß ein von Karajá bei früheren Beſuchen geſchwängertes Mädchen den Karajá mitgegeben wurde, um bei ihnen ihre Geburt abzuwarten; ob ſie dann wieder zurückkehren würde, war nicht genau zu ermitteln; vielleicht ging ſie als Dorfdirne mit zu den Karajá. Kurz vor der Abreiſe nahm mich der Häuptling bei der Hand und führte mich ins Nachbarhaus. Hier ſaß ein offenbar ſchwangeres Mädchen und ſpann. Es mußte aufſtehen und ſeine Arbeit weglegen; die Häuptlingsfrau nahm ihm den Halsſchmuck ab (die Beinbänder hatte ich ihm ſchon am Morgen abgekauft). Das Mädchen mußte dann einen zweiten Baſtſchurz und ſeine Netzdecke nehmen und mit uns zum Boot gehen. Offenbar war dies dem Mädchen ſehr wenig angenehm, denn es weinte heftig und beruhigte ſich erſt allmählich. Der Häuptling hielt mir noch große Reden, deren Sinn ich aber nicht verſtehen konnte. Unterwegs ſtand das Mädchen unter der beſonderen Obhut meines indianiſchen Führers, der angeblich ſein Vetter war. Er war ſehr galant zu ihm, trug ihm die Decke, brachte das Eſſen auf einem Teller uſw. Das Mädchen ging immer dicht vor und hinter ihm her.

Der Maskentanz, den ich bei den Šavajé ſah, war ein idjàzó-Tanz und dem der Karajá ſehr ähnlich. Er fand am erſten Abend ſtatt. Die beiden Masken ſtanden vor der Hütte nebeneinander, aber einander zugewendet, und ſangen einen Vers mit Kürbisraſſelbegleitung. Dann tanzten ſie zuſammen gegen das Dorf vor und wieder zurück. Das wiederholte ſich mehrmals. Der Tanz endigte mit lebhaften Verbeugungen am Dorfe. Nachts ſaßen die jungen Leute vor der Maskenhütte und ſangen Tanzlieder mit Raſſelbegleitung. Auch dieſe Lieder waren denen der Karajá ſehr ähnlich. Photographieren der Masken ließen die Šavajé am nächſten Tage nicht zu, ſo daß ich mich aufs Skizzieren verlegen mußte. Die Masken waren Zylindermasken mit Federmoſaikverkleidung. Als Körperhülle dienten ſchwarz gefärbte Blattſchurze für Hüften und Schultern.

In Schiſchá erhielt ich Maskennachbildungen, und zwar ſolche der Idjälhënš-Maske, der Ambüšäwädšä-Maske und der lädënš-Maske. Davon ſcheint Idjälhënš eine typiſche Šavajémaske zu ſein; denn die Geſänge dieſer Maske, die ich bei den Karajá phonographiſch aufnehmen konnte, wurden mir von dieſen ſtets als Šavajégeſänge bezeichnet. An ſonſtigen Šavajégeſängen erhielt ich phonographiſch dësoî dësoî, ein Geſang, den ſie nach Erlegung eines Jaguars ſingen.

Weiteres über die Masken der Šavajé ſiehe in meinem Aufſatze: Tanzmaskennachbildungen vom mittleren Araguaya; Jahrbuch des Muſeums für Völkerkunde zu Leipzig, Band 3, Leipzig 1910.

Ihre Sprache erſcheint nach meinen Aufnahmen der der Karajá gleich. Doch enthält ſie einige völlig verſchiedene Worte, ſiehe Tapir, Gavião, Mais, rote und ſchwarze Nackenquaſten, Unterarmſchmuck aus zwei Wülſten mit Franſenbehang, Wadenſchmuck mit Quaſten, Blattpfeife; abweichend iſt Caracara.

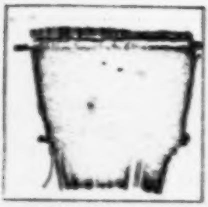
Ein Vergleich ergibt, daß die Südhorde der Karajá den Šavajé ſprachlich ein wenig näher ſteht als die Nordhorde, gewiß eine Folge der Überwanderungen vo[illegible]en Šavajé zur Südhorde.

[pp. 368-402 not processed]

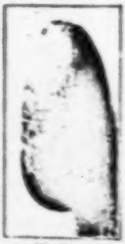
IV. Die Tapirapé.

1. **Hiſtoriſches.** Der Stamm der Tapirapé iſt bisher nur aus Erkundungen bekannt. Zum erſten Male betreten wurde ihr Land wahrſcheinlich von dem Abenteurer João de Godoy Pinto da Silveira etwa 1746—1748, der anſcheinend den Zug des Pires Campos zum Aufſuchen der Martyrios-Goldminen wiederholte (Rev. trim. 37, Seite 262, Anm. 18). Ihr Name wird zum erſten Male erwähnt von Fonſeca 1773, der bei den Karajá hörte, daß dieſe mit ihnen in Frieden lebten (Rev. trim. 8, Seite 388). Souza Villa Real berichtet, ſie hätten acht Häuptlinge. Etwas verwirrend iſt die Angabe des Silva e Souza (1812), die Tapirapé wohnten am Rio Grande (Oberlauf des Araguaya), ſeien ein friedliches, ackerbauendes Volk, das zu ſpinnen und weben verſtände; ſie ſollten aus den Sertões der Provinz Rio de Janeiro ſtammen (Rev. trim. 12, Seite 496). Dieſe Wohnſitze würden weitab liegen von dem ſonſt angenommenen Gebiete am Rio Tapirapé. Beſſer paßt zu dieſer allgemeinen Annahme, wenn Cunha Mattos (Rev. trim. 37, Seite 393) erwähnt, daß ſie gelegentlich auf die Inſel Bananal kämen. Caſtelnau erwähnt ein Dorf der Tapirapé an einem Flüßchen gegenüber dem Nordende der Inſel Bananal (Band 2, Seite 114). Auf ſeiner Karte aber liegen im Quellgebiet des Rio Tapirapé, deſſen Lauf übrigens im allgemeinen richtig dargeſtellt iſt, drei Dörfer: eins der Tapirapé, eins der Mangara Curera und eins der Milo. Moraes Jardim berichtet (O Rio Araguaya, Rio 1880), daß ein Flußdampfer 10 leguas weit den Tapirapé aufwärts bis zum Hafen dieſer Indianer gefahren ſei. Die Tapirapé ſeien noch ohne Verbindung mit der Kultur, aber gelehrig und fleißig. Ehrenreich teilt mit (Südamerikaniſche Stromfahrten, Seite 11), daß der Dampfer, mit dem er fuhr, den Tapirapé bereits 60 km aufwärts befahren habe (vielleicht handelt es ſich hier um denſelben Dampfer und um dieſelbe Reiſe). Hier hauſe das merkwürdige Tupivolk der Tapirapé, das als gaſtfrei und ſanftmütig gelte. Leider konnte Ehrenreich ſie nicht beſuchen, da der Dampfer weiterfuhr. Jedenfalls geht aus dieſen Nachrichten nur das hervor, daß am Rio Tapirapé das Tapirapé genannte Volk wohnt, das mit den Karajá in friedlichem Verkehre ſteht. Coudreau verwirrt nun das ganze Bild durch ſeine Mitteilungen (Voyage au Tocantins-Araguaya, Paris 1897). Nach ihm (Seite 110) ſind die Tapirapé Karajá, die ſo genannt werden, weil ſie am Unterlauf des Tapirapé wohnen. Seite 174 erwähnt er ein Dorf der

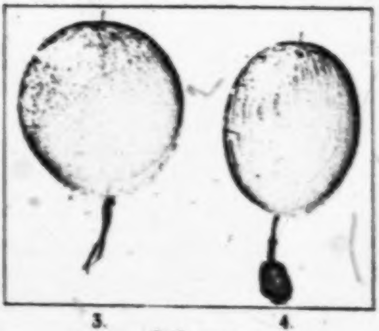
Tafel 69.



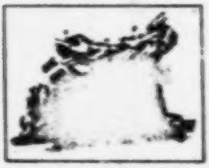
1. Kamm.



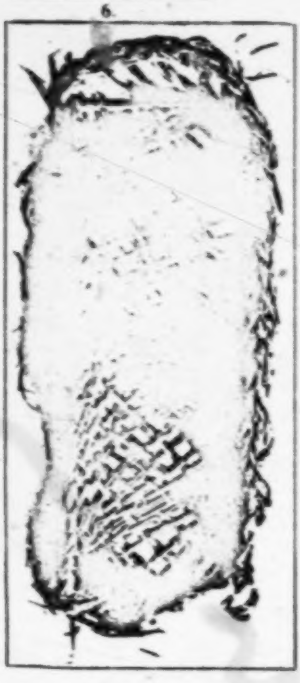
2. Vollcuye.

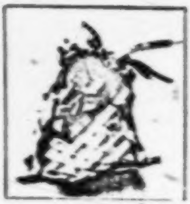


3. 4.
Halbcuyen.

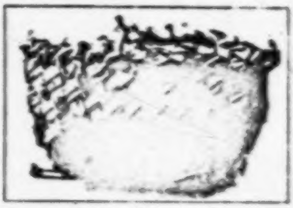


6.



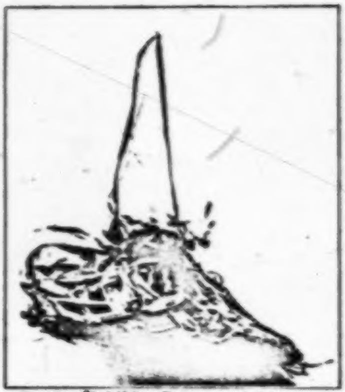


7.



8.

6—8. Rechteckige Transporttäschchen.



5. Kiepe.

9. Elaſtiſche Transporttaſche.

Gegenſtände der Tapirapé.

[facing p. 404]

Tapirapé am Fecho de Tapirapé und ein Dorf der Karajá fünf Tage im Tapirapéfluß aufwärts; das eine Dorf beſteht aus einem Haus mit 10, das andere aus einem Haus mit 20 Bewohnern (Seite 186). Hier werden alſo die Tapirapé als Horde der Karajá angeſehen, die an der Mündung des Fluſſes ſelbſt wohnen, und im Fluſſe befindet ſich fünf Tage oberhalb der Mündung nochmals ein Dorf der Karajá! Coudreau war hier Ende April, er traf nur wenige Orte der Karajá an. Seine ſonſtigen Nachrichten ſind ebenfalls ſehr verwirrt und unſicher, ſo daß man auch dieſe auf falſch verſtandene Mitteilungen der Karajá zurückführen kann.

2. Erkundetes. Die Nachrichten, die ich von den Karajá erhielt, waren folgende:

Die Tapirapé (auf karajá: üöhü) wohnen 6—9 Tagereiſen im Boot oberhalb der Mündung des Fluſſes in den Araguaya. Man hat vom Landungsplatz noch einen halben, nach anderen zwei Tage, über den Camp zu laufen, um in ihre Dörfer zu gelangen. Sie bewohnen drei Dörfer, und zwar ein großes und zwei kleinere (nach einer vereinzelten Angabe vier Dörfer). Die Männer tragen aus Palmblatt geflochtene Penisſtulpe. Das Haar wird von beiden Geſchlechtern hinten bis zum Kreuz herabhängend getragen. Die Männer tragen lange Lippenpflöcke aus (rötlichem?) Stein. Auch Ohrpflöcke ſind üblich. Der Schmuck iſt ähnlich dem der Karajá. Tätowierung iſt bei den verheirateten Frauen vorhanden, ſie ſchneiden ſich ſenkrechte Linien ins Kinn und je eine Linie beiderſeits von den Mundwinkeln ſchräg abwärts; dieſe Linien werden ſchwarz gefärbt. Ihre Nahrung erwerben ſie vor allem durch den Anbau der Mandioka; da ſie ſehr fleißig ſind, bauen ſie große Mengen. Sie gelten daher bei den Karajá als reich. An Tieren halten ſie Hunde und vor allem Araras, die die Karajá von ihnen kaufen. Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile, Keulen, Speere und Speerſchleuder. Sie verſtehen die Bearbeitung der Baumwolle. Die geſponnenen Fäden wickeln ſie zu großen Knäueln auf, gleich denen der Karajá. Ihre großen, feſtgeflochtenen, baumwollenen Netzdecken mit breitem, ſchwarzem Mittelſtreifen werden von den Karajá gern gekauft. Auch die Töpferei wird von ihren Frauen betrieben. Ihre Sprache iſt verſchieden von der der Karajá; beide Völker verſtehen ſich nicht. Das Verhältnis der Karajá zu den Tapirapé ſcheint früher ein friedliches geweſen zu ſein. Mit Eiſenwaren tauſchten die Karajá ſich Netzdecken, Bogen, Araras, Steinlippenpflöcke, Lebensmittel uſw. ein. Als Treffpunkt diente eine Sandbank im Rio Tapirapé gegenüber einem hohen Steilufer, wenig unterhalb der Stelle, bis zu der die Karajá für gewöhnlich ihre jährlichen Fiſchzüge ausdehnen. Die Karajá hatten dieſe Gelegenheit benutzt, um heimlich in den von Männern entblößten Orten Frauen und Kinder zu rauben. Wie ſchon oben (Seite 320) erwähnt, war es ſchließlich vor etwa 6—7 Jahren deswegen zu einem feindlichen Zuſammenſtoß zwiſchen beiden Stämmen gekommen; ſeitdem meiden die Karajá dieſe Stelle, ſie gehen nicht mehr ſo weit flußaufwärts. Die geraubten Frauen benutzen die Karajá als Sklavinnen zum Arbeiten ſowie als Dorfdirnen, die Kinder werden in den Stamm aufgenommen.

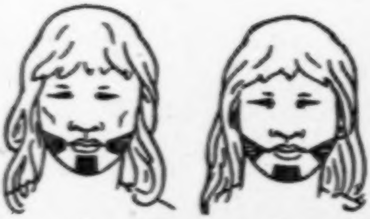


Abb. 262 a, b. Tätowierung der Tapirapéfrauen.

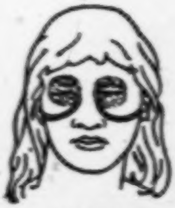


Abb. 263. Bemalung eines Tapirapé-mädchens.

3. Beobachtungen in Karajádörfern. In den Dörfern der Karajá ſah ich im ganzen zwei Frauen, drei Jungfrauen und zwei Knaben der Tapirapé. Sie waren kleiner und zierlicher als die Karajá. Die Frauen trugen ſchwarze Schnitttätowierung am Kinn und auf den Backen (ſiehe Abb. 262$^{a\,b}$). Ein Mädchen war im Geſicht rot bemalt (Abb. 263).

An Gegenſtänden, die von den Tapirapé ſtammen ſollten, erhielt ich in den Karajádörfern nahe der Tapirapémündung folgende: den Kamm (kŭwãã; Tafel 69, Abb. 1); ſeine Machart iſt identiſch mit der der Karajá, das ſehr regelmäßige Geflechtmuſter weicht aber von denen der Karajá ab. Die Spindel (Abb. 264) mit doppelkoniſchem Wachswirtel unterſcheidet ſich in nichts von denen der Karajá.

Die Keule (twúrá, Abb. 265) iſt der Form nach den Rundkeulen der Karajá gleich. Die eine Seite der vorderen Keulenhälfte iſt geriefelt und beiderſeits von einer erhabenen Leiſte flankiert, die gruppenweiſe Querſtriche trägt. Die Rolle am Handgriff hat drei Riefen; der Handgriff iſt geriefelt und trägt ebenfalls zwei Leiſten mit Querſtrichen und Vertiefungen.

Die Vollcuye (kúitá; Tafel 69, Abb. 2) trägt denen der Karajá ähnliche Schnitzmuſter; doch iſt alles ſehr roh ausgeführt. Von den beiden Halbcuyen (kásedl; Tafel 69, Abb. 3, 4) iſt die eine mit einer Quaſte aus roten Baumwollfäden verſehen; ihre Muſter erinnern an Karajáſchnitzmuſter, während die Muſter der anderen völlig fremdartig und ziemlich roh und unbeholfen eingeſchnitten ſind.

Die Puppe (diöhó, Abb. 266) aus weißer Erde, von rhombiſcher Geſtalt, ſtellt eine Tapirapé-

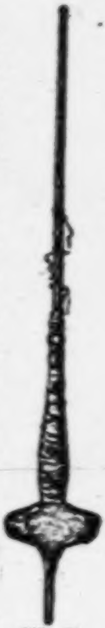


Abb. 264. Spindel.

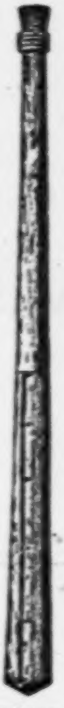


Abb. 265. Keule. Tapirapé.

jungfrau dar. Als Haar dient eine Wachswulſt, die von einer Ecke aus an den beiden benachbarten Kanten herabgeführt iſt. An ihr ſind ein Scheitel und Armſtulpen (rote Bemalung zwiſchen zwei Wülſten) angebracht. Außerdem trägt die Puppe zwei Ohrſtäbe. Im Zentrum und an den vier Ecken befinden ſich kleine Löcher, die nach den Seiten mit einer, nach oben und unten mit zwei Linien mit dem Zentrum verbunden ſind. Die ganze Figur iſt 5 cm hoch und breit und 3 cm dick. Hergeſtellt iſt ſie von einem Tapirapéknaben. Ich kann natürlich nicht mit Beſtimmtheit behaupten, daß alle dieſe Gegenſtände wirklich von der Tapirapé ſtammen. Vor allem iſt bei der Spindel nicht nachzukommen; doch haben ſie alle mehr oder weniger etwas den Karajá Fremdes an ſich.

An Worten erlangte ich durch die Karajá in deren vielleicht verderbter Ausſprache noch folgende: Penisſtulp: hööſă; Urukú: kăă; Tabak: bădúmă.

4. Beobachtungen im Tapirapégebiet. Bei der Befahrung des Rio Tapirapé traf ich nun auf Spuren eines Volkes, von dem ich annehme, daß es die Tapirapé geweſen ſind. Denn ich traf ſie etwa in der Gegend, in der nach den Mitteilungen der Karajá die Tapirapé wohnen ſollten; ſodann überſchritt ich die Grenze des Karajágebietes gegen das Tapirapégebiet, wie meine Karajábegleiter erklärten; ſchließlich ſtimmt die Zahl der angetroffenen Dörfern (drei) mit der von den Karajá angegebenen überein.

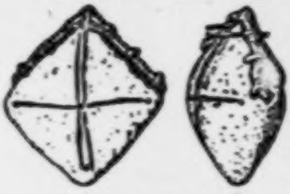


Abb. 266 a, b.
Puppe aus weißer Erde.

Die Spuren, die ich antraf, waren folgende: am 12. Tag der Flußfahrt Fußſpuren auf einer Sandbank; am 13. Tag einen durch einen Fiſchzaun verſperrten See, daneben im Walde einen Bratplatz, von dem ein Weg nordwärts über den Camp lief; am 14. Tage einen zweiten Bratplatz mit Campweg; vom Mittag dieſes Tages ab hörten alle Spuren auf. Vom 12. bis 14. Tage dagegen waren überall Feuerſtellen ſowie Reſte alter Seeabſperrungen zu ſehen. Auf dem Campwege vom erſten Bratplatz aus, der ſpäter den vom zweiten von links her aufnahm, erreichten wir am zweiten Tage des Landmarſches ein großes Dorf, am dritten Tage zwei kleinere Dörfer, alle drei verlaſſen und völlig verfallen. Waſſer war auf dem Camp, auf dem die Dörfer ſich befanden, nicht zu finden; die Sümpfe und Bäche, zu denen Wege hinabliefen, waren ausgetrocknet und gaben bei Grabungen zum Teil in 1 m Tiefe noch keine feuchte Erde, geſchweige denn Waſſer.

Nach den Funden und Beobachtungen, die ich an dieſen Stellen machte, habe ich mir folgende Anſchauung gebildet. Der Stamm wohnt auf dem Hochcamp, der ſich von dem ſüdlichen Knie des Tapirapé aus nach Norden erſtreckt bis zu den hohen Gebirgen (oder Plateaurändern), die ihn im Norden und Weſten einfaſſen. Vor dieſen Rändern zieht ſich eine gewaltige Senke hin, anſcheinend das Quellgebiet des Tapirapé, der von da aus den Hochcamp im Weſten und Süden umfließt, um dann nach Nordoſten abzubiegen.

Hier, etwa 130 km direkt weſtlich von der Tapirapémündung, wohnt das Volk während der Regenzeit in einem großen und zwei kleineren Dörfern. Das große Dorf ſchien 3—4, das zweite kleinere 2—3, das dritte vielleicht eben ſo viele Häuſer gehabt zu haben. Die Häuſer waren derartig verfallen, daß die Konſtruktion nicht mehr erkennbar war; anſcheinend waren es große rechteckige Gebäude mit ſpitzem Giebeldach. Die Dörfer liegen dicht an dem großen Waldgebiet, das die Senke vor den Gebirgen begleitet. Ringsum dehnen ſich in kleineren Senken große Sümpfe, zu denen Bachläufe ziehen. Während der Trockenzeit trocknen dieſe Waſſerſtellen vollkommen aus, ſo daß ſelbſt bis 1 m tiefe Löcher im Bachbett keine feuchte Erde liefern. Infolgedeſſen ſind die Indianer gezwungen, nach Waſſerplätzen abzuwandern, und anſcheinend ſuchen ſie da zunächſt den oberen Tapirapé auf. Früher ſcheinen ſie weiter abwärts bis zu einer Stelle gekommen zu ſein, wo ſie mit den Karajá, die ihre Fiſchzüge bis hierher ausdehnten, zuſammentrafen und in Tauſchverkehr mit ihnen traten. Dieſer Handelsplatz liegt etwa 30 km ſüdöſtlich vom erſten Dorf (34 km vom zweiten und dritten). Infolge der Kämpfe mit den Karajá meiden ſie jetzt dieſes Gebiet und kommen weiter oberhalb an den Fluß, noch ehe er nach Nordoſten abbiegt. Hier fiſchen ſie nacheinander mittels Giftſipo durch Zäune abgeſperrte Seen aus. Dabei ſcheinen ſie von oben nach unten zu ziehen; denn der obere Bratplatz wies neben ſehr alten Balken nur wenige neue auf, während der untere anſcheinend ganz neu angelegt war. Dieſer untere, an dem ſie Mitte bis Ende Auguſt 1908 fiſchten, liegt etwa 16 km ſüdſüdweſtlich vom erſten Dorf (24 km vom zweiten und dritten). Die gut ausgetretenen Wege, die von beiden Bratplätzen ausgehen, ſich vereinigen und über das erſte Dorf zu den beiden anderen führen, ſcheinen darauf hinzuweiſen, daß die Indianer jährlich dieſe Stellen wieder beſuchen. Wohin ſie von hier aus ziehen, konnte ich nicht feſtſtellen; vielleicht ſind ſie über den Tapirapé nach Süden gegangen. Jedenfalls wies ein äußerſt fiſchreicher Campſee, mehrere km vom Handelsplatz entfernt, keine menſchlichen Spuren auf.

Das Volk ſcheint ſehr zahlreich zu ſein. Die Zahl der Häuſer iſt zwar gering, aber deren Ausmaße ſchienen doch ziemlich erhebliche zu ſein. Die 26 rieſigen Bratroſte am erſten und 10—15 am zweiten Bratplatz, die von Fußſtapfen völlig zertretenen Sandbänke am erſten Fiſchſee laſſen jedenfalls auf eine große Volksmenge ſchließen. Geſchlafen wird anſcheinend in Hängematten. Darauf weiſen einmal die Netzdecken hin, die die Karajá von ihnen kaufen, dann aber das völlige Fehlen von Lagerplätzen am Bratplatz, der doch viele Tage hindurch benutzt worden iſt.

Neben Mandioka (nach Angabe der Karajá) baut das Volk auch Mais an, wie aus vielen, zum Teil verkohlten Maiskolben am Bratplatze hervorgeht. Als Haustiere halten ſie Hunde, deren Spuren auf den Sandbänken zahlreich zu finden waren. Daß ſie der Jagd obliegen, iſt wohl anzunehmen. Der Camp iſt äußerſt reich an Rehen, die Wälder an Wildſchweinen. Sicher werden ſie ſich dieſe Fleichquellen nicht entgehen laſſen.

Daneben wird der Fiſchfang im großen betrieben durch Vergiften des

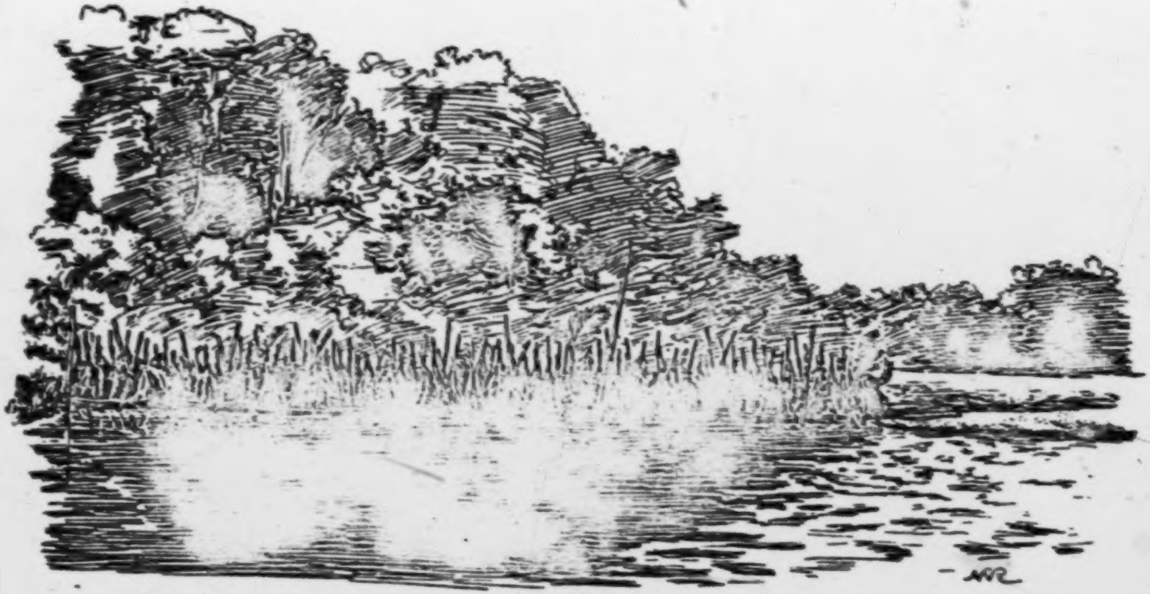


Abb. 267.
Der Fiſchzaun am Fiſchſee der Tapirapé, vom Fluß aus geſehen.
Nach Photographie gezeichnet.

5: Krause
SP9 Caraja

Waſſers abgeſperrter Seen. Sperrpfähle ſahen wir allenthalben im Gebiete dieſes Volkes vor Seemündungen. Der erſte See, den wir trafen, war vollkommen durch einen noch grünen Zaun abgeſperrt. Die Lage des Zaunes geht aus Abb. 7 hervor. Der Zaun iſt vom Seeufer bis zur Sandbank, die ihn vom Fluſſe trennt, gezogen. Senkrechte Pfoſten ſind eingerammt, die durch einen wagerechten, auf dem Waſſer ſchwimmenden Balken miteinander verbunden ſind. Sie ſind durch ſchräge Streben von beiden Seiten geſtützt. Innen iſt dichtes Blattwerk angebunden, das das Hinaustreiben der betäubten Fiſche verhindern ſoll (Abb. 267). Die Pfähle waren nahebei im Walde auf dem ſüdlichen Ufer geſchlagen worden. Das Waſſer war durch Giftſipo vergiftet, der in Mengen auf der Sandbank und am hinteren Ende des Sees lag; er war im Walde am See-Ende geholt worden. Boote zum Befahren des Sees haben die Indianer offenbar nicht. Dafür dienten einige leichte Baumſtämme, die miteinander verbunden im See an der Sandbank lagen. Auf dieſe Weiſe hatten ſie alle Arten von Fiſchen, auch Pirarucús erlegt, offenbar in großer Menge, wie die große Anzahl der Bratroſte (26) beweiſt. Schildkröten hatten ſie ebenfalls gefangen und lebend aufbewahrt. Sie hatten eine Art Käfig gebaut, in deſſen Schatten die Schildkröten die heiße Tageszeit überſtehen konnten (Abb. 268). Etwa 1 m hohe Stöcke waren in einem Kreiſe von ³/₄ m Durchmeſſer in den Boden geſteckt, mit Blättern durchflochten und durch Sipoumwickelung miteinander verbunden.

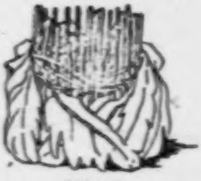


Abb. 268.
Schildkrötenkäfig.

Die Zubereitung der Nahrung ſcheint durch Kochen und Röſten zu geſchehen. Das Feuer wird mit großen Holzkloben übertragen, die allenthalben umherlagen. G[illegible]ocht wird offenbar in Tongefäßen, deren Scherben am erſten Bratp[illegible] und an den Wegen zerſtreut lagen. Hauptſächlich ſcheint aber die Au[illegible]e der Fiſchzüge geröſtet zu werden, eventuell auf Vorrat. Denn die g[illegible]nlage der Bratplätze und die zahlreichen Kiepen ließen auf Großbetrieb [illegible]ßen. Geröſtet wurde nahe den Seen im Walde auf großen Plätzen, auf denen ſich rieſige Bratſtänder befanden. Dieſe hatten dreieckige oder rechteckige Form, bis 4 qm Roſtfläche und waren an den Bäumen des Waldes montiert. Oft waren mehrere mit ihren Geſtellen vereinigt (ſiehe Abb. 269ᵃ⁻ᶜ; Tafel 29, Abb. 2). Die Balken dieſer Ständer waren durch Baſt miteinander verbunden. Zugeſchlagen waren ſie offenbar mit Steinäxten, während dünnere Zweige ſcharfe Meſſerſchnitte erkennen ließen. Die Eiſenmeſſer haben alſo hier infolge des Zwiſchenhandels ihren Einzug gehalten, noch ehe ein Weißer das Volk ſelbſt geſehen hat.

Die geröſtete Ausbeute wird offenbar von den Indianern auf ihren weiteren Zügen nach anderen Waſſerſtellen mitgenommen. Dazu dienen Transportkiepen ſowie kleinere Tragtäſchchen, von denen ich eine Auswahl aus den auf dem Bratplatze herumliegenden Exemplaren mitbrachte.

Die Kiepen ſind denen der Karajá ähnlich gebaut, aber weſentlich kleiner. Die eine Kiepe iſt wie die der Karajá aus zwei Palmwedeln geflochten;

die Rippen bilden die beiden Längsſtangen, die verflochtenen Innenwedel den Boden, die Außenwedel den durchbrochenen Rand. Ihre Maße ſind 87 cm Länge, 26 cm Breite, 14 cm Höhe. Tragbänder fehlen. Die andere Kiepe (Tafel 69, Abb. 5) iſt dagegen nur aus einem Wedel hergeſtellt, indem die Rippe zweimal gebrochen iſt und auf dieſe Weiſe die beiden Längsſtangen und untere Querſtange bildet. Zur Verſtärkung der Längsſtangen ſind zwei beſondere Stangen angebunden. Bodengeflecht und Seitenſtäbchen ſind weſentlich zierlicher als bei der vorigen hergeſtellt. Sie iſt nur 68 cm lang, 26 cm breit und 15 cm hoch.

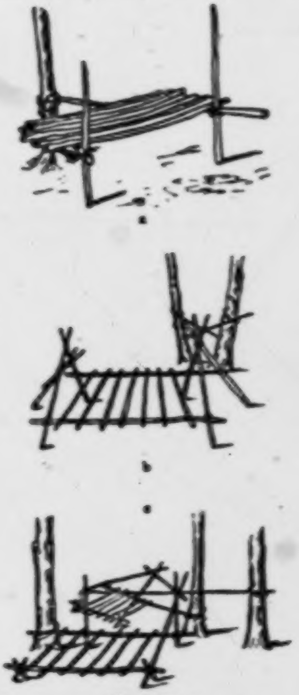


Abb. 269 a—c.
Brutſtänder vom großen Brutplatz der Tapirapé.

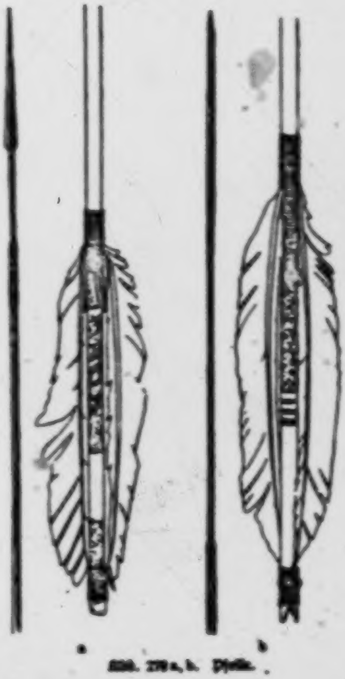


Abb. 270 a, b. Pfeile.

Die Taſchen ſind alle aus einem Palmwedel hergeſtellt in der Art, daß die Rippe die untere Querkante bildet, über der ſich die aus den Fiedern geflochtene Taſche aufbaut (Tafel 69, Abb. 6—8). Dieſe hat durchgängig rechteckige Form und iſt aus einfachem 1-auf-1-nieder-Geflecht hergeſtellt. Wo Tragbänder vorhanden ſind, ſind ſie an der Längs- oder Querſeite beſeſtigt. Abweichend in der Form iſt nur eine Taſche (Tafel 69, Abb. 9); ihr oberer Rand iſt eng zuſammengezogen, ſo daß nur eine kleine runde Öffnung übrig bleibt, unter der ſich die Taſche weit nach allen Seiten ausbauſcht. Die Maße der Taſche ſind: 10—16 cm Höhe bei 15—37 cm Länge.

An ſonſtigen Funden ſind noch zu erwähnen: eine Quaſte aus rotem Baumwollgarn, die vollkommen einer abgeſchnittenen Jünglingsnackenquaſte der Karajá entſpricht. Sodann zwei Pfeile. Davon hat der eine (Abb. 270^{a}) eine flache, 43 cm lange Holzſpitze mit zweiſeitig ausgeſchnittenen Widerhaken und zweikantiger Schärfe. Der Taquaraſchaft iſt 110 cm lang und trägt hinten die zweiteilige Fiederung, deren Drall eine Vierteldrehung ausmacht, und die nur am oberen und unteren Ende durch Umwickelung befeſtigt iſt. Die obere Umwickelung beſteht aus ſchwarzer Baumwolle, in ſie ſind nach innen rote Federchen eingebunden. Der Zwiſchenraum zwiſchen den Federn iſt von oben her bis zur Mitte mit Rotlack bemalt. Die Endumwickelung beſteht aus feinem, weißem Faden, ſie trägt einen gekreuzten Faden und reicht bis zur Kerbe heran. Die Anſatzumwickelung zwiſchen Schaft und Spitze iſt aus Embira hergeſtellt und beſteht aus zwei Teilen, die durch Spiralumwickelung miteinander verbunden ſind. Dieſer Pfeil weiſt alſo nichts auf, was den Karajá fremd ſein würde. Ganz anders der andere Pfeil (Abb. 270^{b}). Die langabgeſchrägte, 30 cm lange Rohrſpitze iſt auf einen runden Holzſtiel von 49 cm Länge aufgeſteckt und am Anſatz mit Embira einfach umwickelt. Der Holzſtiel iſt ſeinerſeits erſt wieder in den 75 cm langen Rohrſchaft eingelaſſen. Deſſen Anſatzumwickelung aus ſchwarzer Embira erſtreckt ſich faſt bis zur oberen Fiederumwickelung. Die Fiederung iſt in gleicher Weiſe wie beim anderen Pfeil ausgeſtaltet. Die obere Umwickelung beſteht aus ſchwarzem Baumwollfaden, daran ſchließt ſich eine ſchwarze Embiraumwickelung, die bis zur Hälfte des Zwiſchenraumes der ſehr langen Fiederung reicht. In ſie ſind rote Federchen eingewickelt. Die Kerbumwickelung beſteht aus weißem Faden und trägt drei parallellaufende weitgekreuzte Fäden.

Faſſen wir alles zuſammen, ſo ſind die Tapirapé ein Volk, das ähnlich den Karajá und Šavajé in der Regenzeit auf dem Camp an Seen lebt, in der Trockenzeit an den Fluß kommt, um da zu fiſchen, aber, im Unterſchied zu jenen, verſchiedene Stellen nacheinander aufſucht, alſo innerhalb eines beſtimmten Gebietes wandert. Es pflanzt Mandioka und Mais, verarbeitet Baumwolle zu Hängematten und Schmuckſachen, kennt Töpferei, Verarbeitung von Steinen zu Beilen und Lippenpflöcken, führt Bogen, Pfeile und Keulen und liebt es, ſeine Gegenſtände durch Schnitzereien zu verzieren In vielen Dingen ſcheint ihre Kultur der der Karajá ſehr nahe zu ſtehen, ſie gehören wohl mit dieſen zu derſelben ethnographiſchen Provinz, die ſtreng von der des Xingugebietes geſchieden iſt; ſie unterſcheiden ſich jedoch weſentlich von ihnen durch ihre kleinere Geſtalt, die fremde Sprache und die Unkenntnis der Schiffahrt.

[p.412 is blank]

Anhang.

I. Wörterverzeichniſſe.
II. Texte.

[p. 413]

[p. 414 is blank]

Anhang I.

Wörterverzeichnisse.

Zur Transkription benutze ich die Tabelle von Meinhof in Neumayer, Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. 3. Aufl., Bd. II, S. 484.

Dabei habe ich aber folgende Zufügungen gemacht:

~ bedeutet Nasalierung (ã, ẽ usw., ñ).
ḷ — Zwischenlaut zwischen l und r.
ḍ — „ „ d und l.
ḅ = „ „ h und w.
ů bedeutet, daß bald o, bald u gehört wurde.

Jeder Vokal wird für sich gesprochen.

Diphthonge sind durch ⁀ gekennzeichnet: a͡u, o͡i, a͡i. In zusammengesetzten Worten werden auslautender Vokal des 1. und anlautender des 2. Wortes oft diphthongartig gesprochen; ich habe das durch Belassung des Bindestriches und der Längenbezeichnung auf den Vokalen unter dem Diphthongzeichen gekennzeichnet. Besonders häufig ist diese Erscheinung bei den Kayapóworten.

Buchstaben in ( ) wurden zuweilen gehört, zuweilen nicht.

' bedeutet, daß beim Schnellsprechen ein Vokal ausgelassen wurde.

In den Verzeichnissen bedeutet S: Worte der Südhorde,
N: „ „ Nordhorde,
T: Worte, deren Bedeutung aus meinen Texten genommen wurde,
E: Worte des Verzeichnisses Ehrenreichs [1]),
C: „ „ „ Castelnaus [2]),
Co: „ „ „ Coudreaus [3]).

---

[1]) Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens.
I. Die Sprache der Karayá (Goyaz). Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, Jahrgang 1894, S. 1—32.
II. Die Sprache der Kayapó (Goyaz). Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, Jahrgang 1894, S. 35—57.

[2]) Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud. Histoire du voyage. Bd. 5. Paris 1851. S. 208—270.

Die Worte dieser drei Autoren sind in deren Transkription wiedergegeben.

[3]) Voyage au Tocantins-Araguaya. Paris, Lahure, 1897. Dialecte Carajá, S. 259—270. Dialecte Cayapó, S. 271—290.

A. Karajá.

I. Körperteile.

	♂	♀
Kopf:	bạá (S), i-|ā (N); wa-ara (E); woara (C); ouara (Co)	
	[1]) öhó (S)	köhó (S)
— -haar:	lädḗ (S); wa-radḗ (N); wa-radā (E), woara-day (C); ouaradé (Co)	lädḗ (S), irädḗ (N); i-radā (E)
Gesicht:	äšǭnḗ (S); naonsana (Co)	käšǭnḗ (S)
Stirn:	ö|ó, ö|ú (S), wa-ū|ú (N); wa-oro (E); wa-a-ro (C); oucouro (Co)	ko̱|ú (S), wā-kā(ū)|ú̱ (N)
Auge:	i-|üá (S, N); wa-ruā (E); wa-a-rouwai (C); ouaroudé (Co)	wā-|üá (S), i-|uá (N)
Augenlid:	lüā-brödēkḗ (S); i-ruābratǫkę ʼ(E); ourou dignetė (Co)	
Wimpern:	(wā)-lü-šḗ (S, N); wa-ruša (E); wato-ta-tou-serai (C); ouarouché (Co)	(a)-lu-šḗ (S, N)
Brauen:	[2]) lü-(b)löd'kē(rē)-sirí (S, N) wa-ritetē (E); ouaroutati (Co)	lü-(b)löd'kērēsirí (N) [3]) lulödḗ (S)
Nase:	dē|á (S); dããʒó (N); wa-dãaʌθa-ö (E); wa-day-asan (C)	dē|á (S); dããkú (N); wa-θãaʌθa (E)
Nasenloch:	[4]) dē|ldjó (S); wa-dearö (E)	
Mund:	lüú (S); wā-lú (N); wa-ru (E); wa-a-rou (C); ouaarou (Co)	i-|ú (N); rüū (E)
Oberlippe:	zūūkú (S); wa-idšotā (E) [5]) wa-ltjösl|í (N)	[illegible]ögirí (N)

---

[1]) Wohl Verwechslung mit Stirn?

[2]) Vergl. Augenlid. Endsilbe: sirí, vergl. Wimpern, Lippenbart, Kinnbart.

[3]) ~ Auge -haar.

[4]) Vergl. C: wa-day-asan-djo — Lippen; ist wohl versehen für Nasenloch.

[5]) Wohl Verwechslung mit Lippenbart.

	♂	♀
Unterlippe:	djüätë (S); wa-idžetă (E); oualété = Lippen (Co)	
	[6]döḷütë (N)	döḷütö (N)
Zunge:	dǫrötö (S), wā-döḷütö (N); wa-darotŏ (E); wa-cla-rato (C); ouadoroto (Co)	dǫḷötö (S), döḷütö (N); torotŏ (E)
	dǫrižö (S)	
Zahn:	djüä (S), wā-tjú (N); wa-idžu (E); wa-adjou (C); ouadiou (Co)	djuá (S), tjüá (N); tŭŭ (E)
Kinn:	[7]djürütë (S); wa-djou-outai (C); ouadou outié (Co)	djühutë (S) dehuta (E)
Lippenbart:	[8]sökü-zërí (S); wa-θokuθerĕ (E)	
	[8]djiö-sirí (N); oua'idiotéri (Co)	dīkö-žirí (N)
	[9]düdëḷëhí (S)	djüdĕ-žërí (S)
Kinnbart:	[10]djüdü-žerí (S), djüĕdĕ-sirí, duhüdësiḷí (N); wa-dehuteθerĕ (E)	djüĕdĕ-sirí (N)
	ioutécéré (Co)	
	üḷäḷö (S)	djüḷäḷö (S)
Backen:	w(ö)ä(h)ö (N)	wä(ä)kö (N)
Ohr:	nädë (S)	
	nöötí (S), wā-nühötí (N); wana-outai (C); noon'oti (Co)	nöhödí (S); wā-nühötí (N)
Ohrläppchen:	nädë (S); wa-nohö-tă (E)	tohoṅ-tă (E)
Ohrloch:	nöhödë-wö (S); tohoṅ-tă-ua (E)	tohoṅ-tă-uokŭ (E)
Hals:	lähö (S); wa-θaŭ (E); ouabato (Co)	mädö (S)
	[11]wäḷötí (N); walaté (C)	kälötí (N)
Schulter:	[12]ăšiöt' (S), ăšlötí (N); wa-šiotă (E); wansiolé (C)	ăšīkót' (S), ăšīkötí (N); wa-šikotă (E)
Oberarm:	hü'dīḷuḷá (S)	
		ăšīkjö (S)
	[13]ö-ănšiö (N); wa-aṅθia (E); ouachicon (Co)	ö-ănšīkö (N), wa-aṅθika (E)

---

[6] Wohl Verwechslung mit Zunge.

[7] Vergl. Zahn; Endsilbe -ṙí — Knochen?

[8] Vergl. Oberlippe.

[9] Wohl Verwechslung mit Kinnbart.

[10] Vergl. Kinn. Für žërí, sirí vergl. Anm. 2.

[11] Wohl Verwechslung mit Nacken; vergl. E: Nacken — wa-θaŭ-tĕ: zusammengesetzt aus Hals- und ṙí — Knochen?

[12] Vergl. Oberarm; Endsilbe ṙí — Knochen.

[13] Vergl. C: Arm — wa-ssio. Als Name der vorderen Extremität (Arm oder Flosse) einer Figur im Skizzenbuch wurde däšhí (N) genannt. Vergl. dazu Ellbogen.

	♂	♀
Ellbogen:	tă(ĕ)hő (S)	dăköhő (S)
	wa-hotirarekő (E); ouatiraricon (Co)	i-hotirarekő (E)
Unterarm:	dălidá (S), dĕölütế (N); wa-θekoritő (E)	lăkölidá (S), dĕkölütế (N)
Handgelenk:	wă-dĕkölătí (N)	dĕkölătí (N)
	wa-θedătă (E)	
Hand:	(wă)-dĕwő (S, N); wa-θebō (E); wa-debo (C); outépon (Co)	
Handfläche:	[14] wă-dĕwō-bế (S); wa-θebō-bĕ (E)	wa-θebō-kubĕ (E)
Handrücken:	wă-dĕwő-rădí (S); wa-θebōbrő (E)	
Finger:	dăbő (S); wadebo (C)	dăbő (S)
	dăbőnuḷế (N)	
	wa-θekorată (E)	[15] dĕkölătí (N)
	ouadéchicon (Co)	
Daumen:	(wă)-dăbō-külű (S); wa-θebō-yuhúθedō (E); ouadéyoudouou (Co)	dăbődjű (S); wa-θebō-tiuhuθedo (E)
Zeigefinger:	wă-dĕwă-lădí (S)	
	dăbődế (S)	dăbőd'k" (S)
	wa-θebō-kőθedō (E); ouadéboutoucou (Co)	wa-θebō-kokűθedő (E)
Mittelfinger:	wă-dĕwă-drá (S)	
	dăbő-dĕădő (S), wa-θebō-toáθedő (E)	dăbő-d'ká (S); wa-θebō-tokáθedő (E)
	ouadéhoutoucou'calandoumé (Co)	
Ringfinger:	[16] wă-dĕwő-lökő (S)	
	dăbő-hălökű (S)	dăbő-hălütű (S)
	ouádéboutou' calédou (Co)	
	wă-θebo-iheóθedō (E)	wa-θebo-rekoθehă (E)
Kleinfinger:	dăbő-hăliší (S)	dăbő-hălüší (S)
	[17] wa-θebō-rokő (E)	wa-θebo-rekőθedő (E)
	ouadéboutoucou'lantot (Co)	
Fingerknöchel:	[18] dĕbō-lübló (N)	
Fingernagel:	dešiá (S), wa-dešiă (E)	dĕšikế (S); wa-dešikă (E)
	(wă)-dĕšló (S, N); ouadéchlou (Co)	dĕšikő (N)
Weibliche Brust:	kahá (S)	
	i-hukă (E); ouaoucan (Co)	wa-hukań (E)
	wa-wou-o (C)	

---

[14] Zur Endsilbe -bĕ vergl. Fußsohle.
[15] Vergl. Handgelenk.
[16] Vergl. E: Kleinfinger.
[17] Vergl. Ringfinger.
[18] Vergl. Augenlid; Brauen.

♂	♀
Brustwarze der Männer: wa-blüĕrötí (N) wa-hukanată (E)	wā-bülĕkötí (N)
Bauch: wa͡ũwé (N); wa-huă (E); wa-awai (C) ouaouancame (Co)	wa͡ũbükünú (N); i-huă (E)
Nabel: binú, bēnú (N); wa-benŏ (E); ouabino (Co)	bēnú (N); i-benŏ (E)
Penis: dōó (S); dōó, dōó (N) nōó (N); wa-nŏ (E)	dōó (N)
Hodensack: wa-ȥōú (N)	ȥōkú (N)
Vulva: (h)i-dú (N); dōó, dēé (N); i-tü (E)	wā-dú, wā-dé (N); wa-atü (E)
Clitoris?: ȥöó (N) [19]) idū-djühú (N)	
Rücken: wā-ȥōní (N) wa-brá (E) ouarancoti (Co)	wā-ȥökūní (N) i-bră (E)
Podex: wā-hāī-blăblé (N); wa-hatiă (E); wa-a-ti (C); ouaatidième (Co) i-hidjí (N)	wā-hătjü-ĕblé (N); i-hati (N)
Oberschenkel: dö(ü)dí (S) wa-lütí (N); wa-rută (E); waroté, wa-até (C) ouatirorame = Bein (Co)	dö(ö)dí (S) ĕ-rütí (N); i-rută (E)
Kniescheibe: mŏná (S); wa-mena (E) [20]) wā-kōwó (N) ouarouti = Knie (Co)	i-mena (E)]i-kŏhó (S), wā-kōwŏkú (N)
Unterschenkel: [21]) dií (S); wŏatí (N); wa-ti (E)	dēí (S), i-ti (E)
Fuß: wā-há (S) i-wá, waü-wá (N); wa-wá (E); wa-a-wa (C); ouaoua (Co)	wā-há (S) i-wọ́ (N)
Fußsohle: [22]) (wā)-waübé (S, N); wā-waubĕ (E)	(wā)-wākübé (S, N), wa-wakubĕ (E); ouacoubé (Co)
Ferse: wā-lālākó (S); wā-wāwĕljikó (N); wa-warekŏ (E); oualocon (Co)	wā-lālākó (S), wā-wāljikó (N)

---

[19]) Vergl. Zahn.

[20]) Vergl. E: Kniegelenk: ♂ wa-koho, ♀ i-kobokü. Wohl Verwechslung meiner Gewährsleute. Vergl. auch Mörser.

[21]) ti = Knochen.

[22]) Zur Endsilbe -be vergl. Handfläche. Der Ausdruck bei Co gehört sicher der Frauensprache an.

	♂	♀
Große Zehe:	33) wă-ļădúru (S); wa-wayuhúθedō (E)	
Haut:	dălödé (N) wa-tǫkę (E); takeu (C); tacou (Co)	wădălödé (N) ī-tękę (E)
Weiße Haut:	34) ha͡ŭödŭláļĕ (N)	
Schwarze Haut:	35) ha͡ŭödŭbúlĭ (N)	
Knochen:	tĭ (N); wa-ti (E)	ī-ti (E)
Herz:	widjí (S) wă-dĕrĕdesé (N) wa-hukananŏ (E) wa-mantiri (C); ouaman (Co)	wıdjí (S) wă-dĕrĕdēsé (N) wa-mań-wa-brăkoti-raukŭ (E)
Ader:	36) wă-dēļatí (N) wa-dăθetă (E)	wă-dĕkölatí (N)
Puls:	kuú, kōú (N) wa-notiruru (E)	wă-dĕdĕsōjé (N)
Exkremente:	ī-djiná (N) tiļú (N)	

II. Natur.

Naturerscheinungen.

Sonne:	tju(h)ú (S); tjuú (N); tiu (E); tiou (C); tiou ou (Co)	tju(h)ú (S), tjūú (N); tiu ura kakon (E)
Sonne am Mittag:	tju-kļé (S)	
Sonnenfinsternis:	37) tjuŭ-hólŏ-ļuļărĭ (N) 37a) wuŏhŭ'iwá (S)	
Mond:	ahăndú (S, N); ahańdō (E); aadou, endo (C); an-andou (Co)	ahăndó (S, N)
— 1. Sichel:	38) ahănduļóftă (N); ahańdŏ roira (E)	

---

33) Vergl. Daumen.

34) Vergl. uļa — weiß.

35) Vergl. dubu — schwarz.

36) Vergl. Unterarm und Handgelenk. Vielleicht Verwechslung seitens der Indianer.

37) Zu ļuļărĭ vergl. ļaļăļĭ — kommen (T).

37a) Zu wuŏhú vergl. Pfeil. Siehe S. 389 f.

38) ļōtă: ļōĭ — kommen (T); ta ev. — ra — Suffix des eingetretenen Zustandes (E).

♂	♀
Mond: noch nicht ganz voll (= 2 Monde; gemeint ist wohl der helle und der dunkle Mond): [78]) ahăndú-lą̄lą̄lı (N)	
— Voll-: [79]) djulúmlă̄ălă̄lı (N); ahańdō inaratua kiranire (E); an-andou iraritė bouran (Co)	
— letzte Sichel: ahăndū-ą́lūlą̄nă (N); ahańdō raturinare (E)	
— Neumond: [80]) ıkóņă (N); ahańdō i-kura (E)	
Mondgebirge: [81]) kräötê (S, N); krau (E)	
Mondfinsternis: ahăndūlulú (S); ahańdō rōrō (E); ahăndú-lădólă (N)	
Erdschatten auf Mond bei Mondfinsternis: [82]) hōlıwăzıłūló (N)	
Hofring um den Mond: djuūlá (S); kuălō (S)	
Stern: damá (S, N); takina (E, C); taĭnan (Co)	dakınă (S, N)
Milchstraße: [83]) bülıbí (S)	
[83a]) hölıdulō(k) (N)	hölıduläkú (N)
Plejaden: [84]) bōlōbĕdó (S); dōlōbĕdó (N); θerabotō (E)	
Südliches Kreuz: [85]) bōlōhuą́ (S); bårahoă (E)	
Sternbild: Skorpionsschweif: [86]) ănlōą́ (N); ańθauă (E)	
Sternbild: α und β Centauri: [87]) na͡uĕkıê (N); naukiă (E)	
Meteor: dăkınălą̆zá (S)	
Sternschnuppe: lĕšıwıūlán (S)	
Himmel: [88]) bı(w)ĕdĕkê (S); biuătĕkē (E) sonétoutouré (Co)	bıkūĕdĕkê (S); bikuătĕkē (E)

---

[79]) djulüm: Zusammenhang mit Sonne? lă̄ălă̄lı wohl von lą̄lă̄lı — gehen, kommen (T).

[80]) Von könĕ — nicht.

[81]) — Frosch.

[82]) Vergl. Sonnenfinsternis: -hṓlō-lūlă̄-rĭ.

[83]) — Asche nach Angabe der Indianer, vergl. E: Asche — bribi̦.

[83a]) Vergl. Sonnenfinsternis und Erdschatten auf Mond.

[84]) Vergl. Papageiart.

[85]) — schwarzer Rochen.

[86]) — Jaguar.

[87]) — Strauß.

[88]) biūĕ vergl. Regen, Muschellöffel; dĕkê vergl. Hemd.

♂	♀
Regen: bıú (S, N); biu (E); bi-ou (C); biou (Co)	biku (E)
Blitz: bıudãlàká (S); biu dãθokã (E); biouré lacanéri, bioutè déca (Co)	
Donner: bıu-mătjú, -mătí (S); bıu-ra motü (E); aimanti (C); bioumata = Gewitter (Co)	
Regenbogen: küàdí (S); [39]) koadži (E)	
Trockenzeit: wõuǀá (S); léouéra (Co) = Sommer	
Regenzeit: bıú (S); biouré nan nan é (Co) = Winter	
Berg: [40]) tulĕhãǀún (S); enwaso = Gebirge (C); amaro = Berg (C); an'ouanio (Co)	
Wald: bĕr'búnük (S)	
kõdıǀá (S)	kõdıǀá (S)
bedžiu (E); bédiou (Co)	
bederaeu (C)	
Camp: bĕdĕǀó (S); badero (C); bédéro (Co)	
Wasser: bãã́ (S); beã (E); be-ai (C); bé'é (Co)	bãã́ (S)
Fluß: bãró (S, N); berõ (E, C); bérooco (Co)	bãràkú (S, N)
See: ahú (S, N); añho (E); en-o (C); an'o (Co)	
Cachoeira: huǀá (S); aorã (E); oou-rai (C)	horãhãkorare (E)
Travessão: [41]) maná huǀá (S)	
Kleine Steintravessão: [42]) huǀĕĩĩõǀẽ (S)	
Wind: u(ĕ)hú (S); o ouou (Co)	
Kleine Windwellen (Schauer) auf Wasser: kõbó (S)	
Schatten: übǀãǀó (S)	
ıünẽ (N)	
Echo: kĕnõšıwã́, kĕna͡üšıwã (N)	
Tag: [43]) džuú (S); tiuu (E); roujouban (C)	
Mittag: tju-ìnãnãdõák (S)	
tioué tiou ou iri (Co)	
Nachmittag: [44]) tju-dõĕtjıõǀú (S)	
Nacht: (d)ǀuú (S); rüúrere (E); roou (C); rou ou (Co)	
Norden: djudẽ (S)	

---

[39]) — Zitteraal (E).

[40]) Vergl. dazu d(l)ulehã-loko — Fledermaus.

[41]) Vergl. Stein.

[42]) ĩĩõjẽ — klein.

[43]) Vergl. Sonne.

[44]) Vergl. Sonne; dõĕtjıõǀú ev. zusammengesetzt mit ĩĩõjẽ — klein?

♂	♀
Osten: ūdĭdjĭdjōl(ŏnŏri?) (S)	
Süden: alólā (S)	
Westen: [45] djĭōló	
heute: ūrdjulé (S); uidiθā (E)	
gestern: kānáu̧ (S); kenau (E); kenau (Co)	
morgen: nudjĭbé (S); ludjëbú (T); rudžebu (E)	
bicouroso (Co)	

Mineralreich.

♂	♀
Steinchen im Sand: ŭna͡ulŭtú (N)	ŭnaŭkŭlŭtú (N)
Stein: maná (S); mána (S); man(n)a (C);	mána (E)
ma oua (Co)	
Bergkristall: mānadērēẓó (S)	
Weiße Erde (als Farbe, Spindelstein usw.):	
mäna-ŭljá (S, N)	
Rote Erde (Farbe für Topfbemalung):	
[46] ẓuẓó (S, N)	
[46] ẓöŭ(-buljé) (N)	
Schwarzer Lehm (zum Baumwollfärben):	
[46] ẓöŭbluljú (S)	
Töpferton: ẓöú (S, N); sou-ou, soru (C)	
Salz: (ĭ)nātú, nōtākánā (S); joucoura(Ç); dioura(Co)	
Sand: kānŭljá (S), kīnōlá (N); kanara (C);	kānāljá (S), kīnōlá (N)
can oura, cao uara (Co)	
ēna͡ué (S)	
Sandbank: [47] kēnōná (S); kenará (E)	
āwākulĭ (S)	

Tierreich.

♂	♀
Jaguar: ānlōá (S, N); āndōá (S); aṅθauā (E);	aṅθokua (E)
avoai (C); anolé (Co)	
Katze: gāh-anlōē-né (S); āngōē-ní (S); anoloé'ni (Co)	ālōkōĭ-ní (S)
Wolf: kōbljērō (S)	
ahōudá (S); aosa (C)	
Affe: kaljōbĭ-dé(rŭ) (S)	
kljaōbí (S, N); k(a)raābi (E); craobi (C)	kljaōbí (N)

---

[45] Vergl. Osten.

[46] Vergl. Töpferton; so'o'o = Erde (Co).

[47] Vergl. Sand.

♂	♀
Affenart: sɪlóʝɪ (N)	
Brüllaffe: ʌʒó (S); ʌʌθa (E) ʌʒő wöbʌrá (S)	
Hirsch: C. paludosus: b(ŏ)ʝöʝá (S, N); brârã (E)	
— C. campestris: ʌatí (N); wati (E)	
Tapir: öʝí (S), kölí (N); kaoṅri (E); coonri (C)	kölí (N)
Schwein: Wildschwein: ɪšá (S, N); ichon (Co)	
— Hausschwein: ɪsá (N); šané (S)	
Nasenbär: tšʌšó, tjʌʒó (S); djʌšó, dšʌšó, dʌšó (N); toucho (C)	
— Schwanz des: 46) djʌšŏn-hãʝaʝá (N)	
Kapivara: hʌá (N); kʌʌã (E)	
— -zähne (für Ohrtulpen)	kʌ(w)á (S)
Cutia: ha͡ʌlí (S)	
Hase: d(ɪ)r(ɪ)djé(k) (S)	
Ameisenbär, großer: wʌlɪlí (N); wariri (E); aoudra (C) ouradi (Co)	
Hund: djöröʒá (N); kɪöʝöʒá (S); kjöʝöʒá (N); kʌlöʒá (N); ikoroθa (E); colosa, aicorotha, kerota (C); icoroça (Co)	kjölöʒá, kɪlöʒá (N)
Fischotter: dɪʌʝá (S); diurã (E); djouré (Co)	
Fledermaus: (bɪʌã)-d(ɪ)ʌlĕhã-ʝökó (S, N); tourãhã (E)	
Maus: ɪndí (S)	
Pferd: kăváʝʌ (S)	
Maulesel: búrʌ (S); hădöá (N)	
Ziege: dɪalĕtó (S) ʌãtɪní (S); wachini (C)	
Schaf: bʌto͡iné (S)	
Weitere Namen von Vierfüßlern: hâbí (N); dešɪó (N)	
Arara, rotblau: ăndãdöʝá (S, N); daidorã (E); andedoura (C); andédoura (Co) = gelber A.	
—, schwarzblau: hănănă (S); arara (Co) = schwarzer A.	

---

46) hãʝaʝá — Schwanz, vergl. E: to-hãraro — Schwanz; Co: tou'éra'rou — Vogelschwanz.

♂	♀
Arara, gelbblau: bĕẓá, bɪẓá (S, N); beɪθă (E); blita (Co) = roter A.	
Papagei: dōḷá (S, N); ndắră (E); do'oré (Co) bi-idi (C)	
Periquittos: ămănăbɪḷí (S); bi'iri (Co) = perruche	
Papageiart (kleine grüne): [49] bölöbĕdó (N)	
Urubu, gewöhnlicher: laḷá (S, N); năără (E); la'ara (Co)	
— rotschnäbliger: lăḷădjó (S, N); năăradžă (E)	
— Königsgeier (U. re): laḷălĕẓá (S); nararăθa (E)	
Caracara: (h)ɪḷá (S, N); ɪlĕní (S), ɪ(h)ɪ(ŏ)ló (N); ɪ́ra (E)	
Geier: kŏšɪ́dūmăḷú (S) ŏăŏá, kọăkọé (S)	
Gavião: nŏkɪ́kĕ (S)	
Eule: kŏdšŭḷŭkú (S); kaudžuruku (E); asou-koulé (C)	
Nachteule: ădjŭăẓaní (S)	
Kleine Eule: dărutau͡ (S)	
Tukano: dōḷɪwá (S); toriwa (C) téroucrou (Co)	
Cuidac: djŭé (S)	
Specht: dŏẓó (S, N)	
Taube: da͡uá (S); beda͡uă (E); botoé (Co)	
Strauß: kŭsă(hă)wé (S) na͡uĕkɪé (S, N)	
Mutum: kŭḷɪtɪ́ (S, N); kuritɪ (E)	
Jacu: bĕdjŭá (S) ohără, kuntɪ (E)	
Jacu cigano: (h)ădaná (S, N)	
Perlhuhn: kŏká (S)	
Hahn: ŏabú (S)	
Huhn: [50] (h)ănɪé (S); (h)ănɪké (S, N); nikĕ (E); aneca (C); anicá (Co)	(h)ănɪké (S)
Hühnerei: hănɪkĕsí (S); nikĕ-zi (E); éici (Co) = Ei	
Gaviota: nŏtjlĕní, nŭdžɪăní (S)	

---

[49] Vergl. Sternbild Plejaden: bölöbĕdó; sollen kleine grüne Papageien darstellen, nach E. Periquittos.

[50] Für weiße Henne wurde genannt: ɪŭrá (S), für schwarze ɪdĕbé (S).

♂	♀
Martim pescador: rádjo͡ljo͡l (N)	
Jaburu: wa|u|í (S, N)	
wö|ḗ (S, N); wölĕhĕk (S); oorai (C)	wö|ḗ (S)
ouaérecan (Co)	
Reiher, grauer: ŏgănsIá (S)	
[81] gŭarí (S)	
döko (E)	
Löffelreiher, rosafarbener: (kr)ü|a|ḗ (S, N)	
Ente: ĕlŭkrá (S); aléca lecan (Co)	
hĕda͡ŭ|ḗ (N)	hădăkö|iní (S)
dŏŏ|ă|á (S); poṅarăra (E)	
Sonstige Vogelnamen: wūdīdu|ĕhó (N)	
Fisch: kădö|á (S); katora lθată (E); pottoura (C);	
catoura (Co)	
Fischgräte: kădu|ă-kí (S)	
la'itoé (Co)	
Pirarucu: b(ĕ)dölĕkḗ (S, N); bedoθekă (E); bédo	
louque (Co)	
Pirarara: dö|ḗ (S); doori, döră (E); dou'ouré	
(Co)	
Pintado: a|eẓú (S); arătŭ (E)	
dẓană (E)	
Hecht: wōădjí (S)	
Hundsfisch (cachorra): ladá (S, N[illegible] la'até (Co)	
Tokunare: ba͡inölá (S); benora ([illegible])	
Bicote: (k)ănă(n)dú|ă (S)	
Aruana: ɪdjăẓó (S)	
Pacu: (h)aliwá (S, N); ariwa (E); ari'oua (Co)	
Piranha, rötliche: duĕtá (S, N); [82] kjŭĕtá (S, N);	
dẑuĕta (E)	
—, schwarze: duŭ|í (S); riri (E)	
Garanha: ălīkɪ|í (S)	
Cari: |ōní (S); rună (E)	
Cascudo: ăhú (S)	
[83] bĕdăo: ladĕní (S)	
Sardine: măɪrwé(nĕ) (N)	
Rochen: bö|ó (S, N)	

---

[81] Vielleicht Verwechslung mit Löffelreiher.

[82] kjŭĕtá ist vielleicht die Form der Frauensprache.

[83] Schreibart in indianischer Aussprache.

♂	♀
Rochen, schwarze Art: bōḷō-huá (S); bàrà hoă (E)	
Delphin: buhá (S, N)	
Krokodil, große Art: kāb(ō)ḷōḷó (S, N); kabrōró (E);	
cabararo (Co)	
— kleine Art: ko̱ḷăḷá (S, N); kárără (E)	
Tracaja: kōdú (S); kàtū (E); cootou (Co)	
Tracajaei: [64]) hōtu-zí (N)	
Tartaruga: kōduní (S, N); cootouné (Co)	
Schildkröte, 3. Art: kōdubōná (S, N)	kadōbōná (N)
Krebs: kōdămáḷś (S)	
Muschel, zweispitzige: daḷá (S)	
ıdjé (S)	
—, dreikantige: buḷú (S)	
—, Perlmutter: ōzmōhó (S)	
—, rote: wuḷūbúḷăbúḷō (N)	
Perle in Muschel: kădăḷă-iuwé (S)	
Schneckenhaus: būḷú (S)	
ḷaḷădjıá mēōdō (S)	
kūūhó (S)	bădăhó (S)
dubară (E)	
Schlange: (h)ămădádă (S, N); ămonθáθa (E);	
amantala (C); émalala (Co) =	
Schlange, Sucuriu.	
—, Jararaca, Sucuriu: ḷē(ō)í (S); erăı = Riesenschlange (E)	
—, Ganinana: bōdūḷēsó (S)	
—, Giboia: ōkōmádō (S)	
—, Klapperschlange: ıērudē (S)	
amoudawa (C)	
Teju-Eidechse: wădăḷē (S)	
Leguan (sog. Chamäleon): kū(ū)ḷá (S); kúūră (E)	
Eidechse: bōōzēdó (S)	
toúrēkóko (E); toricoco (C)	
éama (Co)	
Frosch, Kröte: krăōtē (S); kráu (E); coora (C);	
crooré (Co)	
Vogelspinne: kōdjūrūgú (S); cantiouroucou (Co)	
Libelle: huḷūdó (S)	

---

[64] Siehe Hühnerei.

♂	♀
Gottesanbeterin: ı]öbıkó (S); dǫbıó (S)	
Maulwurfsgrille: [55]) ʒēí (S)	
Grille: nblö]á (S)	
Heuschrecke: [56]) sēōhí (S)	
Sandspringer (Art Heupferd, aber durchsichtig hell): dögí (N)	
Termitenhaufen: kēdó (S); dåō (E)	
Mutuka: kōdārrúlı (S); kōdjūlūlú (N)	
Moskito, Tag-: mā]ū]á (S); monronra (Co)	
— Nacht-, erste Art: ahé (S, N); ahā (E)	ahé (S)
— —, zweite Art: dǫkó (N)	
Schmetterling, allgemein: kōdıšá (S)	
kainohō (E)	
youasé (Co)	
—, weiße Art: kōdıšá (S)	
—, rote Art: u]á kōdıšá (S)	
—, dunkle Art (Art Fuchs): ōkaní (S)	
—, [57])gelbe Art: ʒeí (S)	
Nachtfalter: ı]a]é (S)	
Nachtmotte: [58]) ōdıšá (N)	
Kleine grüne Raupe: ıdja]é (S)	
Schmetterlingspuppe: mādēní (N)	
Biene: bēdí (S); badi (E)	
Bienenstock (oder -waben): būdēdǫ́ (N)	
Honig: bēdó (N); beθāwū (E)	
bådērhó (N)	
Wachs: tåbō]á (N); tobårā (E)	
Schabe (Barate): djūlahá (S)	

Pflanzenreich.

♂	♀
Mais, 1. Art: máı (S, N); mahi (E); maı (Co)	maki (E)
—, 2. Art, große runde Körner: dölımé (S)	
—, 3. Art, runde Körner: ıʒē]ā]á (S)	
—, 4. Art, rot: mārdūʒó (S)	
Zuckerrohr: maı-ıtí (S); maité (E); ma'iti (Co)	
Zuckerrohrschnaps: ıbūā]é (S)	

---

[55]) Siehe auch Heuschrecke und Schmetterling, gelbe Art.
[56]) Siehe auch Maulwurfsgrille und Schmetterling, gelbe Art.
[57]) Siehe auch Maulwurfsgrille und Heuschrecke.
[58]) Wohl dasselbe Wort wie Schmetterling.

♂ ♀

Reis: maĭšímü (S)
Mandioka, 1. Art, do matto: [59]) aẓó (N)
—, 2. Art, giftige: ăndjɪŭḷá (S, N); andẓiura (E); odjou-oura (C) kĕnöndá (N) — ăndjĭkolá (N)
—, 3. Art, Aipim: ɪ(ɪ)ḷú (S); iira (E); irou (Co)
Farinha, von Mais: kĕnöndădĕbú (N)
—, von Mandioka: kĕnōdĕ (S, N); kanande (E); canandé (Co)
Puva: băḷó (S); bĕĕro (E)
Beijú: [60]) beijú (S) ibrăßeka, kerotu (E)
Mandiokaspeise (gekocht und gekaut): ɪŭărúk (N); iuerö (E) [61]) kâuí (S)
Maisgetränk: kănüá (S)
Batate: ködĕrüti (S); kotarută (E); cotarouti (C)
Cara: kará (S); kară (E)
Kokoskerne zum Essen: [62]) hōḷení (S), kölmí (S); hâulĕnɪdó (N) aalay (C)
Tukumnuß: [63]) hăḷú (S, N)
Palmnuß zur Ölbereitung: ahă(n)dĕtĕ (S)
Wassermelone: kublăké (S) toarionan (Co) = Melone
Piki: lămá (S); aramă, arĕma (E)
Banane, reife: jadăẓó (S), ɪdjadá (N); yáta (E); djata (C); djatasso (Co)
—, grüne: jadâuăbó (S)
—, Fruchtstand: [64]) döó (N)
Orange: nalădjá (S)
Mormão: dōdĕdáɪɪ (S)
Mamão: döɪɪwŭ (S); tourikoŭ (E)

---

[59]) Vergl. E: Patipalme: aɔδ.
[60]) beijus wurden bei den Karajá nie gesehen. Sie wenden das brasilianische Wort an.
[61]) Von den Brasilienern entlehntes Wort.
[62]) Vergl. E: Oaguassupalme — hörĕmă.
[63]) Vergl. E: kleine Palmnuß — ♂ woŏ, ♀ hĕĕră; Guarirobepalme — hărori.
[64]) Vergl. Penis.

♂	♀
Speise aus schwarzer Frucht: adömó (N)	
Burityfrucht: [65]) ädëhó; été'on (Co)	
Pfeffer: kašïwërá (S); kašuärä (E); cachi'ouéra (Co)	
Rapadura: bädërá (S), bıdërá (N); biderä (E)	
Tabak: ko̱tí (S, N); koti, kotę, kohotë (E); cooté (C); cooti (Co)	kötí (N)
Tabaksamen: [66]) kötiḷätí (S); kotę atu (E)	
Lantimbaum für Boote: däḷıó (S)	
Holz für Bogen: ölötó (S); wöalüó (S)	
Holz für Keule: wöaluó (S)	
Rohr für Pfeile: b'döḷë (N)	
Canna brava (= Uba?): hëdžıwá (S)	
Thevetiafrucht: maḷäní (S), manani (N); maranë (E)	
Jequitibafrucht: äríkökó (S)	
Genipapo: bädëná (S, N); beðënä (E)	
Uruku: wölënó (S), wöḷanó (N); warenö (E); ouarénan (Co)	
—, runde Sorte: wölënöní (S)	
Jatobafrucht: kuwá (S), küwá (N); küüoä (E)	
Jatobaharz: kuwäó (S)	
Gelbes, weiches Harz: kööđí (S); [67]) dömäḷé (N)	
Rotharz: daumäḷé, dömaḷé (S); dömäḷé (N)	
Schwarzes Harz: döwödäḷá (S)	
Baumwolle: äsötá (N); essondé (Co)	äsöntáк' (S)
Embira, rötlich: dõ̱dé (S); ðöðä (E) = Waimbë	
—, schwarz: dõ̱dé (S, N)	
—, blauschwarz gefärbt: aãwú, öüná (S)	
timbo (Giftsipo): anzí (N); achidé (Co)	
Holz, Baum: [68]) kaũöló (S), köwarú (N); kauirö (E); caouarou, oorou (C) irarire (Co)	kauorö (E)
Blatt: kötí-lalätë (S) = Tabaksblätter; [69]) ıradé (N); kararatë (E) djılú = Bananenblatt; ırú = Blatt am Maisschaft (N); ti'irou (Co) = Blatt	

---

[65]) Vergl. Flechtfaser aus Burityb ast.

[66]) ḷätí vergl. Kopfhaar; Blatt.

[67]) Wohl fälschlich für Rotharz.

[68]) Vergl. awarou (C) = Stock; Holz = ıö (E).

[69]) Vergl. Kopfhaar, Tabaksamen.

♂	♀
Gras: ạ̄lā-gí (S)	
Grasblüte: īkölödīšī (N)	
Orchideenblüte: nōīdīgá (S)	
Weißer Pilz: hēdöhó (S)	
[9]Fruchtart: lụlạ̄ú (N)	

III. Familie und Staat.

♂	♀
Leute = Karajá: mó (N), īnāūlā (N); inomboho (E)	idžo (E)
— = Weiße: ītakībá (S) [10])tólī, tōīrūrá, rūrá (N); tōrī (E) itacouolarécon (Co)	
— = Schwarze: [11])ādēbē (S) tölī-djūbú (N); tōrī āēbē (E); iroubourou (Co)	
Mann: aābú (S, N); āānbu (E); aboū (C) babou'oudounandé (Co)	aābū (S); āānbu (E)
Frau: amūké (S); hanōkō (E); anoucoucoudounandé (Co)	hanōkō (E)
hā͡ū(ĕ)kó (S, N); awkeu (C)	hā͡ūkú (S)
Jüngling: nīlīlībó (N); wereriba ireriba (E)	ūkeriba (E)
Jungfrau: jadómā (S, N); yadôma (E)	yadokoma (E)
Knabe: ūā̄lılí, ūā̄līlībó (S, N) ōdadú, ōgadú (N) oueroulécan (Co)	ūā̄kılí (S) kōdadú, kōgadú (N)
Mädchen: [12]) ūā̄lılí (S); ūā̄līlībó (S); oueourou (Co)	ūā̄kılí (S) hīdadí (S)
Säugling: ūā̄līkí (S) [13]) döhökūé (S); tohokua (E)	döhökūé (S); tohokuā (E)
Vater: wahá (S); waha (E); ouaa (C); oua oua (Co)	wahá (S)
Mutter: nadí (S); nadi (E); nadi (C); naandi (Co)	nadé (S)
Sohn: wa͡idīō, dō (S) wariore (E); wadiaurai (C); narioré (Co)	dō (S) warikorē (E)

---

[10]) Für toji vergl. Fremder; für ura vergl. Leute — karaja, weiß.

[11]) Vergl. nächste Zeile, sowie schwarz.

[12]) Vergl. Knabe. Genannt wurde noch: ♂ waikōįá, ♀ wāīīkiolẽ (N), wörtlich = meine kleine.

[13]) döhö = Ohrstab; kuẽ = Kapivara; Säuglinge tragen die Ohrlappen mit dem Kapivarazahn im Zentrum!

	♂	♀
Tochter:	dĕ (S); deĕ (E)	dĕ (S); deŏ (E)
	oladou (C)	
Bruder:	[74]) ınatjıllö|é (S)	
	wánare (E);	
	wachi (C); oua'si (Co)	
Schwester:	[75]) nadı-|lö|é (S); waiθora (E)	
	[76]) lĭ|ú (S); θĕĕran (E); veran (C)	
	wahĕ, wanoman (E)	
Onkel:	hölabjĭlü (S)	
	waθana (E); wanarüra (E); oibeteran (C)	
Tante:	dülabĕdĕlü (S)	
	wahaura (E); waθaθira (E)	
Vetter:	[77]) wa͡ıšı́ (S)	
	waθabeθăre (E); wara (C)	
Base:	[78]) lĭ|ú (S)	
	nadiúre (E)	
Neffe:	[79]) ınătjıú|ă (S)	
	wara, waranŏ (E)	
Nichte:	[79]) ınătjıkúlă (S)	
Großvater:	wülabıé (S); waθabe (E)	waθabĕ (E)
Großmutter:	wulabí (S)	
	nadi-ura (E)	nadi-ura (E)
Enkel:	[80]) wa-lıölĕ-|lö|é (S)	
	ourario (Co)	
Enkelin:	wă-lıkökö|é (S)	
Häuptling:	ıtrí (S)	
	[81]) derıdó (S)	
	ıdjăó (N)	
	išandenödŏ (E); chandénondo (Co)	hauatŏ (E)
—, weiblicher:	[82]) ha͡uĕké dĕrödı (S)	
Bester Ringer:	[83]) derıdó (S)	

---

[74]) ınatjí — 2; lıö\|é — klein.
[75]) nadí — Mutter; lıö\|é — klein.
[76]) — Base, siehe dort.
[77]) E. waiăi — Eltern, Verwandte allgemein.
[78]) Siehe Schwester.
[79]) ınătjı — 2.
[80]) wa — mein; lıöie-lıö\|é — klein — klein.
[81]) Vergl. bester Ringer.
[82]) ha͡uĕkĕ — Frau; dĕrödí — derıdó; Verstellungen der Vokale und Konsonanten kommen sehr häufig vor. [83]) Vergl. Häuptling.

♂	♀
Ringer, der nie unterlegen ist: [84]) idjăzúdŭ (S)	
Zauberarzt: kö|ú (S); hori (Spinola) kaũdŭwădú, kaũdi|ŏdó (S); kahotebădŏ (E)	
Stammestätowierer: [85]) wairădú (S)	
Stammestätowierung: [86]) ödĕmărrú (S, N); auðamanure (E); waaoumaoural (C)	
Tätowierstempel: [87]) wăliŏná (S) tešiă (E)	
—: [88]) Holz, aus dem er geschnitten wird: kŭ(w)ăó (S)	
Tätowiermesser aus Stein: [89]) mănadjú (S) mána rošimĕ (E)	
Freund: ðalăkídă (S); ouazaquima (Co)	
Feind: ðalikinaúi dílikiji (S) binon (C)	
Frauensprache: [90]) ibináiĕ (S)	

IV. Kleidung und Schmuck.

♂	♀
Hüftschnur: [91]) nŏhŏmŏdí (N) ĕtú (N)	 wa-tú (N)
Penisschnur: [92]) noōdăkán (S); wănŏtĕkăná (N); wanotekairi (E)	nŏtĕkăná (N)
Frauenbastbinde: inaũdú (S); inantŏ (E)	inaũdú (N)
—, rote: ămbŭ(g)ŏdá (S)	ămbiŭŏdé (N), kămbŭ (N)
—, weiße: hidĕ-ú|ĕ (S), idĕhălé (N)	
—, rötliche: ăndă-hú|ĕ (S) ŭatú (N)	 ŭatú (N)
—, Material: idaũ|ó (N) ămbŭŏdé (S) ăndăhŭ|ó (N)	

---

[84]) Vergl. Häuptling und Ringfest. [85]) Vergl. E: Narbe — wadiorarotĕ.

[86]) Für -rrú vergl. Auge. Die Stammestätowierung besteht aus einem kleinen Kreis auf jeder Backe unterhalb des Auges.

[87]) — Tabakspfeife. Zuweilen scheint diese als Stempel benutzt zu werden.

[88]) Angeblich aruerabolz.

[89]) măná — Stein; djuá — Zahn.

[90]) — sehr schlecht. So von den Männern bezeichnet!

[91]) Zusammenhang mit nóó — Penis?

[92]) nóó — Penis; zu dăkán vergl. Gürtel: wădăkăná.

♂	♀
Mädchengürtel aus schwarzer Baumwolle: [93]) wădăkănå (S, N); waitakaui (E)	
Mädchenrock aus langen schwarzen Baumwollschnüren: güöhí (S, N); iöhí (N)	güöhí (N)
Netzdecke: rı(ı)ó (S, N); riiö (E)	rıó (N); riakä (E)
Hemd:	[94]) dökå, dökå (N)
Augenschirm: [95]) odjí (S, N); odí (N); åodi (E)	hodí (N)
Scheitel: lå(w)o]ń (N)	
Scheitelstutz: lägí (N)	
Haarkranz bei kurzverschnittenem Kopf: (ī)djüjő (S)	
— bei Trauer: nàkülán (S)	
Zopf hinten:]aődúå (N)	
— vorn: hősidődånå (N)	
Zopfband mit Quasten, kurz: [96]) ladĕ-wădăkán (S)	
Zopfband, rot, lang:]aődué-ző (S)	
Federhaube: dőlīdőlī (S, N); ϑori-ϑori (E)	
—, Netz dazu: ladĕkĕ (S)	
—, Kinnschnur: lerüdí (S)	
Federreif: [97]) nătăkán (S) [98]) oodjí (N)	
—, Stutz daran: odí (S)	
Senkrechte Stirnfedern: [98]) odjí (S, N); odí (S)	
Kopffederband aus feinen grauen Federchen: lüwjí (N)	
Diadem (Band mit senkrechten Federn): dolīdő (N); ődīdå (N)	
Diadem: warakureϑü (E)	
Diadem mit wenigen langen Ararafedern: dolīdólī (N); ändădădú (N)	
Stabdiadem mit kleinen Federchen: [98]) odjí (N)	
Federhelm, ohne Federn: [99]) lădĕnīnå (N)	
—, mit Federn: [100])]aå (N); taienera (E)	

---

[93]) Vergl. Tanzgürtel; Penisschnur.

[94]) Vergl. C: tacou — vêtements.

[95]) — Federreif, Stirnfedern, Stabdiadem. Alle werden um den Kopf gebunden.

[96]) — Haar-Gürtel.

[97]) Vergl. Gürtel.

[98]) Vergl. Augenschirm.

[99]) Vergl. Tanzmasken.

[100]) Vergl. E: Zylinderhut: taa.

♂	♀
Federraupe: dadūjá (N)	
Hinterkopffedern, senkrecht getragen: [101]) lāhīdó (N) uăīktamaru (E)	
Hinterhauptsrad aus Federn: lahīdó (S, N); ahetō (E)	
—, Bastwulst dazu: [102]) ăăīk|oró (N) [103]) ăhăwó (N) [102]) lāhīdo|ahūnā	
—, Scheibe dazu (Holz, geflochten): [104]) ăhă-wó (N) [104]) ăhedó|ă|īnō (N); do|ăhū-nāní (N)	
—, Stirnband dazu, aus Bast, mit Flaumfederchen besetzt: [105]) īdū|á (S) [105]) ămbū|ótā (S)	
— —, aus schwarzer Baumwolle: [106]) wolīē-dākán (S, N); ōdžīdeθā (E)	
—, Stirnfedern, über das Stirnband gebunden: [107]) (k)ōdšūlūkū-wădjió (N)	
Schopffedern: wăšīwăšīdčīohí (N)	
Nackenfedern: [108]) djagó-lahĕdó (S)	
Nackenquasten, rote: [109]) nōhōgá (S) [110]) nōhōgā-gó (S) wōanīhó (N)	
—, schwarze: nōhōgá (S, N)	nōhōgá (N)
Ohrstab: dōhó (S, N)	dōhó (N)
— aus schwarzem Holz: dōhō-dĕbé (S)	
— mit flacher Federrosette: [111]) dōhōdūē (S); θohoruā (E)	

---

[101]) Vergl. Hinterhauptsrad.

[102]) Vergl. Scheibe dazu } vielleicht verwechselt?
[104]) Vergl. Bastwulst dazu }

[103]) Vergl. Zielring für Bogenschuß.

[105]) Vergl. Frauenbastbinde.

[106]) Zu dakan vergl. Gürtel.

[107]) ködšūlūkū — Eule.

[108]) Zu-djagó vergl. Tanzmaske īdjagó; lahĕdó — Hinterhauptsrad.

[109]) Von nōó — Penis abgeleitet? Vergl. auch schwarze Nackenquasten.

[110]) Zu gó vergl. Ton: gōū; rote Tonerde: gūgó.

[111]) Vielleicht verhört für: dōhō-īūā — dōhō-Auge. So wurde die Perlmutterscheibe im Innern der Rosette genannt; vergl. die Šavajá.

♂	♀
Ohrstab, mit Federtulpe: [112] kŭădjú (S, N)	kŭădjú (N)
Ohrstabscheibe aus Kürbisschale, bemalt: ăndöhö-maļí (N)	
Lippenloch: [113] ıdjărŭlănó (S)	
Lippenpflock, aus Knochen: [114] ıdjé (N); waθai (C)	
— —, Brüllaffenknochen als Material dazu: [115] ăgödí (S)	
—, aus Muschel: [116] ıdjé (N); idză (E)	
—, aus Holz: ödŭ(h)ó (S, N); anθăo (E) kăzoé (N)	
—, aus Stein: [117] mănădĕļó (S); manutĕrĕ (E)	
Halskette aus blauweißlichen Früchten: lĭrŭră (S); lĭrŭļădúkĕ (N)	lĭkulălădú (N)
—, Früchte dazu:	lĭkuļanĭ (S)
—, aus Thevetiafrüchten: maļănĭ (N)	maļănĭ (N)
—, aus Glasperlen: (l)ĭrŭļă (S); iĭlura (E)	lĭkuļă (S)
Halsanhänger, Delphinknochen: [118] bŭhănăŭnĭ (N)	
Oberarmschmuck, schwarze Schnüre mit Quasten: [119] ¢öļú (S, N); wa-uŏ (E)	¢öļú (N)
—, schwarze geflochtene Bänder, mit langen Tressen: loļú (N)	
—, Federband: dĕrogĭ (S, N); dĕrogmă (S, N); deoθană (E) [119] loļú (S)	
—, mit Fransen: [120] dĕšĭ (S)	
—, mit Federn in Nüssen: [120] dĕšĭ (S)	
—, mit Früchten: [121] maļănĭ (S)	
—, mit Schnecken: böļăĭ (S)	

---

[112] Von kŭ(w)ă — Kapivara; djŭá — Zahn. Im Innern der Tulpe erhebt sich ein Kapivarazahn; vergl. auch Säugling.

[113] Von ıdjé — Lippenpflock, oder von djărŭtĕ — Kinn.

[114] Vergl. Muschelpflock; zweispitzige Muschel.

[115] ăzŏ — Brüllaffe; ĭí — Knochen.

[116] Vergl. zweispitzige Muschel.

[117] Vergl. Bergkristall.

[118] bŭhă — Delphin.

[119] Vergl. Oberarmschmuck: Federband, Rasselband; Tanzgürtel; Tragtasche.

[120] Vergl. Armstulpe.

[121] Vergl. Thevetiafrucht.

♂	♀
Oberarmschmuck, Band mit Rasseln (Klauen):	
[179]) lòjú (S)	
[180]) ūäwá (N)	
Unterarmschmuck, rote Schnurgehänge:	
[182]) kodeší (N)	
—, schwarze Schnüre mit Quasten:	
[181]) dëšidëbë (S)	
—, mit Federn: [182]) (dí)-deší (S, N)	dešüdë (N)
Handgelenkschmuck: zweiteilige Wülste mit Fransen: [182]) wodeší (N)	wökudeší (N)
Armstulpen (Abzeichen der Ledigen):	
[183]) déší (S); deší (E)	
wadeoutai (C)	
Fingerring aus Schwanzringen der Eidechse:	
däbó (N)	däbó (N)
Wadenbänder (Abzeichen der Ledigen): [183]) döobütá (S, N); wa-hedäobutá (E)	dëkobüdá (S)
Wadenschmuck, Schnüre aus schwarzer Baumwolle, mit langen Quasten: [184]) üljáú (N)	
—, Binde aus schwarzen Baumwollschnüren, für Kinder: [183]) döobüdá (S, N)	deobüdá (S)
—, geflochtene und gequästelte Bänder, mit Fransen: [183]) deobüdá (N)	
	[184]) wölaëji (S)
[184]) (k)üläũwó, (k)üdjaá (N)	
—, zweiteilige Wülste mit Fransen:	
[184]) wöqaidí (N)	
[184]) kulãubó (S)	
Knöchelbänder, rot (Abzeichen der Ledigen):	
walaú (S); wararü (E)	walaú (S)
deobüdá (N)	dëköjüdá (S)
Wundkratzer: ladjí (S)	
šaüra (E)	
—, Gebiß dazu:	kulädjú (S)
Genipapomatrize: ülmó (N)	

---

[180]) Von ūá — Schwein; wá — Fuß.
[181]) Von déší — Armstulpe; dëbë — schwarz.
[182]) Vergl. allen übrigen Unterarmschmuck.
[183]) Vergl. Unterarm, übrigen Wadenschmuck, Knöchelbänder.
[184]) Vergl. übrigen Wadenschmuck.

♂	♀
Genipapomatrize, Schlangenlinienmuster: [187]) nâûěkíělázı (S) wöděnó (N) büɭú (S)	
—, Halbkreismuster: [187]) nâûěkíělázı (S)	
Harz, wohlriechendes, zum Einreiben: ändıɭÁ (S, N); andgiura (E)	
Haaröl: taɭí (S, N) [188]) hăɭú (S, N)	
Ölnuß: ähʌ(n)détĕ (S)	
Ölcuye: [189]) taɭı-lükú (N)	
Kamm: ẓıhó (S, N); θehŏ (E); sio'o (Co)	ẓıhó (N)
Seife: sabão do matto: wăbăkÁ (S)	
—: Baumbast: döú (S)	

V. Haus, Hausgerät und Werkzeug.

♂	♀
Dorf: ıšó (S) mahandu (E) awaso (C); taoua (Co)	
Haus: hătó (S, N); hetŏ (E); aĕto (C); éĕto (Co)	hătökú (N); betoku (E)
Sonnenschutz, dachförmig: wădó (N)	
—, Mattenwand: wădó, wăẓó (N) [190]) büɭé (N)	 bükuɭé (N)
—, Blätterwand: [191]) nõbó (N)	nõbó (N)
Vorratsgestell: ödědú (N)	
Schemel: köɭıšú (S, N); kaurišă (E)	
—, Federquasten daran: kölıšülabĕdösí (N)	
Matte aus Burityfaser (Schlaf- und Sitzmatte): büɭé (N) [192]) bülĕ-ɭıöɭé (N) erina (C)	 biɭé (N)
—, Material dazu: [193]) ädĕhó (N)	

---

[187]) nâûčkíé — Strauß; lazí — Scheitelstutz.
[188]) — Tukumnuß.
[189]) Zu lukú vergl. Vollcuye.
[190]) Vergl. Matte.
[191]) Vergl. Flechtstreifen aus Palmeirafieder.
[192]) — kleine Matte.
[193]) Vergl. Burityfrucht.

♂	♀
Herdsteine, aus Spitzen von Termitenhaufen: ă(n)dó(N) [134] kĕdó (N)	
— aus Topfböden: [135] wădjıwıūlá (N)	
Herd: éoti déco (Co)	
Bratrost (moquem): köbıădó (S), [136] köbıú (S), ōbıdó (S)	
Feuer (Herdfeuer): hăōtó (S); heautō (E); eaotou (C); éoti (Co)	hăkótı (S); hekautọ (E)
Rauchsäule (von Campbrand): wūōhó (S); uōō (E)	
Brennholz: hăá (N); hā-hā (E)	hăá (N)
Feuerbast: hăōdé (S)	
Glimmholz: hădĕkó (S)	
Feuerfächer: kǫlí (S, N)	
Mörser: [137] köwó (S, N)	
Mörserkeule: haó (S, N)	
Mandiokareibholz: kōlaná (S); ōlaná (N); àrana (E)	ōlaná (N)
Mandiokapresse (Stäbchensieb): [138] bülĕıdjú, breıdjú, bredıú (N); ble(ı)djé (S)	
Siebkorb: wălılıší (N); wăriri (E)	
Siebschale: ūıtjú odămōdí (N)	
—, modern: ūıtjónā (S)	
Reiber aus Piraruсugaumen: [139] b'dōdĕké (N)	
Rührlöffel: hălădáō (S)	
Cuyenlöffel: [140] ša-lıōlé (S)	
Muschellöffel: [141] kădalá(-lıōlé) (N); katara (E); bıwú (N)	(wălăbo-)kădalá (S)
Frühstücken (Frühstück): [142] ăndóldōhó (S)	
Abendbrot(essen): [143] lıroăík (S)	
Fischjacuba: [144] djūdĕá (S)	
Tabakblätter, gerollt: ılūláū (S)	
—, geflochten: kō(ū)zá (S)	

---

[134] — Termitenhaufen.

[135] Vergl. Topf.

[136] Vergl. braten.

[137] Vergl. Holz.

[138] Vergl. Matte.

[139] Vergl. Pirarucu.

[140] ıšá — Cuye, lıōlé — klein.

[141] Vergl. Muschel, zweispitzige.

[142] Vergl. auch landen und T, V, 13.

[143] Vergl. essen.

[144] Vergl. Piranha.

	♂	♀
Tabakspfeife aus Jequitibafrucht:	wălĭŏná (S, N) wălĭkŏkó (S, N); arikoko (E); ouricoco (Co)	wălĭkŏkó (S, N)
—, Frucht dafür:	(w)ălĭkŏkó (S, N) koniete (E)	
—, aus Ton:	wălĭkŏkó (S)	
Tabakskörbchen:	mŏdí (S)	
Tabakstäschchen:	sahú (S)	šaăkú (N)
Bogen:	wă-š(ĭ)uhăté (S, N); šuahĕtĕ (E); assouatai (C); oua tsi' até (Co)	
Bogensehne:	[145]) änzúk (S) mbaú (S) mahúga (E)	
Bogenholz:	ŏlotŏ (S) wŏaluŏ (S)	
Pfeil:	ŭčhú (S); ŭŏhú (S, N); wĕhĕ (E); ou-eue (C) bouourou (Co)	
Pfeil, mit Bambusblattspitze:	ŭăẓá (N); dı(ŭ)adá (N)	
—, mit glatter Holzspitze:	dă̧lú (N)	
—, mit gekerbter Holzspitze:	(h)adḗdĕ (N); hădŭbĭradădá (N)	
— für Vogeljagd, mit zugespitztem Rohrschaft:	malŏl (S)	
— —, mit stumpfer Spitze:	lă̧lŭȩ́lĕ (S)	
Pfeilrohr:	b'do̧lé (N); betaură (E)	
Knochenspitze am Fischpfeil, aus Affenknochen:	hadjú (S) ahĭdŏ, uhĭdŏ (S) dŭrŏlĕnĭdí (N)	
Holz für Spitzenstiel des Pfeiles:	ŭŏhŭ-húní (S, N); ŭhă-húnĭ (S)	
Rote Fadenverzierung am Spitzenstiel:	[146]) ĭdjăwĕhá (N)	
Kerbe am Pfeil:	dŏnăwŭdŭloná (N)	
Zielring aus Bast:	wăšıŏ̧lo̧ló (N) [147]) ăšĭklo̧ló (N)	
Keule:	gŏhŏ(r)dé (S, N); hâte (kâte) (E); cooati (C)	gŏhŏrdé (N)
Keulenholz:	wŏalŭŏ (S)	

---

[145]) Vergl. Imbauvafaser.

[146]) wĕhá wohl — Pfeil?

[147]) Vergl. Bastwulst für Hinterhauptsrad.

♂ ♀
Instrument zum Riefeln der Keulen:
148) hāulıdjú (S)
Lanze: dōnōļí (S, N); tonāri (E)
Pfeilschleuder: aūbí (S, N); kāobī (E)
ōbırú (S)
Pfeil dazu: kōhuļá (S); kāura (E)
Kugelbogen: bōdókĕ (S)
Steinschleuder: 149) nĕrūdí (S)
Vogelfalle: dọhĕdú (N); būdōļĕkú (S)
Vogelkäfig: 150) hōlĕlú (N)
Angelhaken: waší (S, N); waši (E); oua'si, wāší (N)
ouachi (Co)
Angelschnur: wāšıšā (N)
Angelstock: wāšı-dāó (S, N)
Köder: wāšıdó (S)
Harpune: wōhuná (S)
Fischnetz aus Baumwollstrick: hādĕkĕ́ (N)
— aus Embirastrick: lodĕ́ (N)
— zum Pirarucufang: dāōļāļú (S, N); deaurirō (E)
— zum Carifang: hāndūkú(šī) (N)
Fischsperrzaun: lıkļó (N)
Pflanz- und Grabstock: 151) maū-ļĕ́ (N)
Steinbeil: 152) maná (S)
153) ídjalōá (S)
154) ūōmá (S)
Klopfstein zum Nußöffnen: 152) maná (N)
Messer aus Stein: 155) mānādjú (S)
Nähnadel aus Knochen: 156) wādšīdí (N)
Kanu: (h)awó (S, N); auṅō (E); awo (C); aoun'o (Co)
Bootsstange: (h)ōdjú (S, N); oodjou (C)
wālōtó (S)
Ruder: nalīhí (S, N); nahĕrĕ (E); narii (C); naarii (Co) nālīhí (N)
Tragband aus Embira: 157) ōūná (N)

---

148) hāulī — Cutia; djūú — Zahn. Ein Cutiazahn ist an einem Holzstab montiert.
149) Vergl. lĕrūdí — Kinnschnur an Federhaube.
150) Vergl. Flechtstreifen aus Palmeirafieder.
151) Vergl. Messer, facão.
152) — Stein.
153) Bezeichnet wohl die Gesteinsart.
154) — Beil aus Eisen.
155) — Stein — Zahn.
156) wadi — Hirsch; ıī — Knochen.
157) — Embira, blauschwarz gefärbte.

♂	♀
Kiepe: bĕhu]ê (N); ubehárã (E)	
Rundkorb: wã]ı]í (S, N)	
rorã (E); irouou (Co)	
Spitzovaler Korb: [188]) dalīdún (S); dalīdoná (N)	
Kahnförmiger Korb:]a]á, dadá (S); rarã (E)	
Dehnbarer Korb: mōdí (N); moti (E)	
Korbschale: mǫdí (N)	
Transportsack aus Burityfaser:	
mãší (N); manšī (E)	bãší (N); mãší (N)
[188]) dālīdōná (N)	
Lange Tragtasche aus Palmwedeln: lo]ú (S);	
]oū]ê (N)	
Länglicher Spankorb mit Deckel: wrabáhī (S);	
warabehã (E)	
Korbflechtnadel aus Jaburufederkiel:	
wã]īšīlūdósōnã (S)	
Vollcuye: ūa]ú (N)	ūlākú (N)
]ökó (N)	
kãšēdí (N)	
—, mit Hängeband: wãlãbūkú (N); oua'labocon = calebasse (Co)	
—, in schwarzem Baumwollgeflecht: wãlãbūkú (S)	
—, in Bastnetz: [188]) dãlılīkú (S)	
Halbcuye: ısá (S, N); i-iša (E); kã-ısó, [189]) šãıdīö]ê (N)	[189]) (ı)ša-līkjo]ê (S); iša (E)
ūa]ú (N)	
[188]) dalılūkú (N)	
Tontopf: wãtıwí (S); wãdjīwí (N); wãdžīwí (S);	
watihui (S)	
oua'si'sa (Co)	beθã (E)
Tonschüssel: wãdjīwí (S, N)	
Dreibeiniger Tontopf: wãdjīwí (N)	
Tongefäß, ○gestaltet: kolãá (N)	
Tonteller: bãzá (S)	beθã (E)
[190]) wãlãbūkú (S)	
Töpferton: zoú (S, N); sou-ou, soru (C)	

---

[188]) Zu dalī vergl. dalī-lūkú — Vollcuye in Bastnetz; Halbcuye; Cuye für Haaröl.]ökö — Vollcuye; tä-lī — Haaröl. Zu dūn, dōnã vergl. Häkelnadel.

[189]) — kleine Halbcuye; zu ısá vergl. Icha — Kürbisbaum (Co).

[190]) Vergl. Vollcuye.

♂	♀
Töpfertonzusatz, Baumblüte: [161] adĕnắ (S)	
—, Gebilde an Zweigen im Wasser: maŭẓí (N)	
Rote Erde zur Topfbemalung: ẓŭ-ẓó (S, N) ẓŏŭ(-bŭḷé) (N)	
Roh-Baumwolle: ắsõtắ (N); ăθoṅară (E)	ắsõntắk' (S); ăθoṅkura (E)
Bogen zum Baumwollzupfen: [162] wăšĭh(ŭ)ătắ (N)	
Gezupfte Baumwolle: ắsõtắ (N)	
Spindel: ắsố (S, N) ắsõtắ (S); ăθoṅdăa (E)	ắẓó (N)
Spindelstab:	ắsõntắ (S)
Spindelscheibe aus Tartarugaknochen: [163] (kŭ)dắwắ (S)	dắwắ (S)
—, aus Ton: kŭ-dắwắ (S)	
—, aus weißem Stein: [164] maŭḷé (N)	mănakŭḷắ (N)
Baumwollfaden: ắẓõtắkḗ (N)	
—, weiß: [165] ắẓõ-lŭắ (N)	
—, schwarz: [166] ắẓõ-dĕbḗ (S); -lŏbú (N); aθoṅθebŭ (E)	
Knäuel aus Baumwollfaden: ắsõwắ (S) [167] lıú (S)	
Häkelnadel: [168] dĕšĭ-dúnă (S, N); dĕši-tan (E)	
—, umflochtener Stiel: dĕšĭdúnă dắoḷĭdí (S)	
—, Fadenumwicklung am Stiel: dắrŭhắ (S)	
Flechtfaser aus Buritybast: [169] (l)ădĕhó (S); lădĕhó (N) lădĕhõwú (S) lădĕhõdĕhḗ (N)	lădĕhó (N)
—, feine abgezogene Haut: ıú (N)	
Schnur aus Bast: [170] ădắõwú (N)	
— aus Imbauvafaser: [171] wăšĭhŭădḗ (N)	
Imbauvafaser: [172] anẓú (N)	

---

[161] bădĕnắ — Genipapo.

[162] Vergl. Bogen.

[163] Vergl. Kreisel.

[164] Vergl. weiße Erde.

[165] Zu lŭắ vergl. weiß.

[166] Zu dĕbĕ, lŏbŭ vergl. schwarz.

[167] Wohl weil für rĭŭŏ verwendet?

[168] dĕšĭ — Armstulpe. Zu dŭnắ vergl. spitzovaler Korb, Transportsack.

[169] Vergl. E: atăhŏ — Buritypalme.

[170] Von lădĕhŏ — Buritybast?

[171] Offenbar als Sehne für Bogen bestimmt, daher Verwendung angegeben, nicht Name der Schnur.

[172] Vergl. Bogensehne.

♂	♀
Embira, rötlich: dọ̄dé (S); θoθā (E) = Waimbē	
—, schwarz: dọ̄dé (S, N)	
—, blauschwarz gefärbt: āāwú, ōuná (S)	
Flechtstreifen aus Fiedern der Palmeira: hölë]ú (S, N) nömbó (S)	
— für Hüte: 173)hǟ]ú, ha]unú (S)	
— —, vierzeilig: do]ı]á (S)	
Angefangenes Tanzgürtelgeflecht auf Flechtrahmen: dobo]á (N)	
Weiße Erdfarbe: māna-ū]á (S, N)	
Schwarzer Lehm zum Baumwollfärben: zoūbiū]ú (S)	
Rote Harzfarbe: daūmǟ]é, doma]é (S); domǟ]é (N)	
Schwarze Harzfarbe: döwöda]á (S)	

VI. Spielzeug, Musik, Tanz, Medizin.

♂	♀
Boot aus Kürbisschale: 174)ıšá (N)	
— aus Palmblattscheide: ēlüdǟzí (N)	
Tontöpfchen: baūdí (S)	175)bēzē-līk]īolé (S)
176)wādjıwí (N)	
Körbchen: 177)wǟ]ılí (S)	
Kleines Fischnetz: lahö]é (N)	
Puppe aus Holz: 178)kọwākọ́wā (N)	
— aus Ton, Karajá darstellend:](j)íkökó (S, N); r(l)ikoko (E)](j)ıöhó (N) lıhökúnīmā (N)	](j)íkökó (S, N)
— aus Ton, Kayapó darstellend: k]ǟ]āú (S)	
— —, Stamm am Rio das Mortes darstellend: dobǟí (S)	
— —, Mann darstellend: 179)mó (N)	
— aus Wachs, Mann darstellend: ıió (N)	
— —, Jüngling darstellend: 180)nılılībó (N)	
— —, Frau darstellend: ādöbo]á (S)	bīdādó (N)

---

173) Vergl. Tukumnuß.
176) — kleiner Teller.
177) — Rundkorb.
179) Vergl. Leute.

174) Vergl. Halbcuye.
175) — Tontopf.
178) Vergl. Holz.
180) — Jüngling.

♂ ♀

Gewehrnachbildung: [181]) măhâ̆ná (N)
Kreisel: [182]) kŭdaŭé (S, N); kotauă (E)
dăwá (N)
Brummkreisel: [183]) ınâ̆ŭıná (S)
Signaltrompete aus Bambus: ŭhŭhúk (S)
—, Flöte mit Kürbisresonanz: [184]) ă(n)djuloná (N);
adžiuranĕ (E)
— aus Horn: ăndŭlón (S)
Pfeife aus Kürbis: lăkú (S)
wŏlawúk (S)
— aus Blatt: ădjuloná (N)
Rassel aus Kürbis: [185]) ŭăljú (S, N); uărŏ (E) ŭăljú (S)
— aus Affenschädel: [186]) kraŏbí (N)
Surrscheibe: (žı-)žadĕké (S)
Schwirrholz: nolĭnólı (S)
Kratzer aus Schildkrötenschale: [187]) kodú (S)
hulĭhúlı (S)
Gesänge: djalhení (N)
djâ̆ŭhí (S)
dšŏwĕlıá (N)
hıdăhő (N)
ıdjăzó (S, N)
ikŏná (N)
ıobĕzó (N)
makandită (S)
ŭıjú (S)
wŏrızó (N)
Vexierschnitzerei aus Rohr: [188]) b'dolé (N)
Fadenspiel: lăljú (S)
Ball aus Maisblättern: dokí (S)
Gott: kınŏšıwé (S); sambeoa (C)
Maskenhütte: [189]) hădŏkré (S)
Tanzgürtel: [190]) wădăkáná (S, N); watakaná (E)
[191]) lolú (S)

---

[181]) Vergl. Gewehr.
[182]) Vergl. Spindelscheibe.
[183]) Vergl. Tanzmasken.
[184]) Vergl. Mundharmonika. C: singen: adjuro. Co: Flöte: tourono.
[185]) Vergl. Vollcuye.
[186]) — Affe.
[187]) — Tracaja.
[188]) Vergl. Pfeilrohr (Schaft).
[189]) hătó — Haus.
[190]) Vergl. Mädchengürtel.
[191]) Vergl. Oberarmschmuck.

♂ ♀

Tanzhü[illegible]churz: [192]) ıdjăẓŏ-dĕkẽ (S)
Tanz[illegible] aus Palmblatt: dilĕní (S)
Tanzmasken: a) dakōhí (S)
— b) (ı)djaļhení (S)
— c) dĕewĕlıá (S)
— d) halıdí (N)
— e) ıdjaẓó (S, N); hāūuu-ıdjăẓó (N)
— f) ıdödeẓĕ (N)
— g) ıkōnā
— h) ınaũmí (S, N)
— i) [193]) (ı)ooní (N)
— k) ınjaú (S)
— l) ırābúļĕ (S)
— m) ırhăkú (N)
— n) jadí (S)
— o) jăkrırí (S); jăkrín (S)
bemalter Bastschurz dazu: aũĕkrıdjăẓó (S)
— p) kōdūní (N)
— q) lădení (S, N)
Tanzmaske eines Knaben: dăhōdĕ (N) dăhōdí (N)
Fischtanz: ŭljú (S)
Cascudotanz: ăhú (S)
Alter Tanz: wōrıẓŏ (N)
Ringfest: ānărkán (S)
[194]) ıdjăẓó (S)
Husten: wadó (S); wāto (E); coua'ato (Co)
Schnupfen: wadōwĕ (S)
Geisteskrank: ıdjōdĕ (S); iticouité = verrückt (Co)
Tobsucht: ăhăhă (S)
Elternde Beinwunden (Verletzungen): [195]) kndjó (S)
Rinde zum Auswaschen der Wunden: ōdūdĕwŏ (N)
Knochen zum Ausbrennen der Wunden: [196]) deı (S); [197]) wölısō-tí (S)

---

[192]) Vergl. Tanzmaske; dĕkẽ — Hemd.
[193]) Ist vielleicht mit Maske h identisch.
[194]) Vergl. bester Ringer.
[195]) Vergl. E: kuidŭı — Ausschlag.
[196]) — Unterschenkel.
[197]) ti — Knochen.

♂ ♀

Heilmittel gegen Schlangenbiß: doähí (S)
— gegen Zahnschmerz, kleine Frucht: sibaré (S)
— —, para tudo: kūší (S)
— gegen Fieber: ködulágı (S)
— für den Magen: b(ū)dorlu|ě (S)
— —, a) bedí (N)
b) dīlūākögě (N)
— gegen Leibschmerz: mǫná (S)
Purgiermittel: a) hāmbūladóě (S)
b) ā|āhínō (N)
Heilmittel für den Leib, süß: [198]) brākě (N)
— gegen Bleichsucht: dōwīlīzá (S)
Ipipokamabrechpulver: hādăó (S)
Heilmittel gegen Pocken: a) naûěklödızú (S)
b) sındākálāndó (S)
c) k|ak|ú (S)
d) lō|ūó (S)
Rute zum Schmerzlindern: [199]) kōwō|ú (S)
Zauberei, allgemein: lōbunı́ (S)
Regenzauber, Einzelrute: [200]) kōwō|ú (S)
hū|ā|āhēdó (S)
—, 2 Rohrstäbchen: trwá (S); [201]) hētjrwá (S)
—, Doppelrute: schwarze: kuō|unı́ (S)
weiße: nōhōdāmūdá (S)
Geflochtener Affenpenis als Zauber:
[202]) nōōkraōbě (S, N)
Zauberpfeil (mit Rochenstachelspitze):
[203]) bō|ōhě (S); lōbuná (S)
Zitteraal: [204]) kuō|unı́ (S)
hētjrwá (S)

---

[198]) Vergl. E: ibrāke — süß; süßes gegorenes Getränk aus Mais und Mandioka.
[199]) Dieselbe wie Regenzauber: Einzelrute.
[200]) Vergl. Holz.
[201]) — Canna brava (Uba?); vgl. auch Zitteraal-Zauber.
[202]) — Penis-Affe.
[203]) bō|ó — Rochen; vielleicht — bō|ōhuá — schwarzer Rochen?
[204]) Siehe auch Regenzauber, Doppelrute: schwarze Rute.

VII. Adjektiva, Adverbia, Pronomina.

♂ ♀

groß: ıʒá (S)
[305]) hàkán (N)
l-rariè (E)
klein: (ı)lĩojé (S) ĩkĩlojé (S, N)
l-oßatò (E)
schön: [306]) hâu(ĩ)tètè (S, N); auiture (E); awitori (C); souineiété ourina (Co)
gut = ja (sta bom): èmwĩjà (S); hâuwĩjı (N); ndắnèhũ, dãäwĩlı(è) (T); anuire (E) tawitoo (C)
schlecht: ıbıná (N); aibina (E); ibine (Co) djoucou (C)
sehr schlecht: [307]): ıbınájı (N)
böse (bravo): dãbũrá (N)
viele: [308]) söèdıdí (S); toè-tıtí-lı (N); soetoti (C); son'é toutouré (Co)
sehr: tèdé (S)
wenig: ıbũdé (S)
warm, heiß: [309]) djudökèré (S)
dǭdèké (S, N)
kalt: k(è)rè (S)
[310]) djudèdó (N)
leer: [311]) tuá (S)
naß: hıdädũ (S)
müde: [312]) deölujèjé (S)
da-ou-say (C) = ermüden
feig: bjãbú (N)
schmutzig: beší (S)
geizig: [313]) àhadjĩlójè (N)

---

[305]) Vergl. E: berö haka — Araguaya (nach Moraes Jardim: Berocan — Rio Grande).

[306]) Vorsilbe hâu bei allen Worten der Bedeutung gut, schön usw. Vergl. auch Frau. tèdè — sehr. Vergl. Co: gut — souï'toutoure (Co)

[307]) Zu jı als Steigerung vergl. viele.

[308]) tııı — sehr; zu lı als weitere Steigerung siehe: sehr schlecht.

[309]) dju — Sonne? dökèrè wohl — dǫdèké.

[310]) dju — Sonne?

[311]) Vergl. es ist zu Ende.

[312]) Vergl. E: nehorušérere tabumáre — sie sind sehr faul.

[313]) -ĩlojè — klein?

♂	♀
schwarz: kăĕ-hădŭ|á (N)	
314) i-take-θebŏ (E); toroljobo = nègre (C)	
ldabouré = mulâtre (C)	
rot: 315) bŏ|ŏ-nố (S)	
kaĕ-ŭrŭkú (N)	
i-lθo; i-take-lθŏ (E)	
weiß: 316) rŭdı-ŭ|á (S); i-ura (E)	
taroité (C)	
ich: dĕănă (S); deára (E)	
béoté (Co)	
ja: hă (S); hâ (E)	
ndế (S); endē (E)	
kıákıē (S); kjá (N); kiáki (E)	kıá (N)
ăá (T); siehe auch gut (sta bom)	
nein: dăhá|ĕ (S); dahâre (E) = ich will nicht	
joncon (Co)	
nicht: kónĕ (T); kŏ, koṅ (E)	
es ist zu Ende: ıtŭá, ıtŭă|á (S); itoâ, ito-âra (E)	
Ausdrücke des Erstaunens: kŏbé, băbă (N)	
— der Bestürzung: kwế (N)	kwế (N)
— des Mißfallens: bw (N)	
Gruß an alle, bei Ankunft: d͡aišĕ (S); taĭšĕ, tažĕ (E); taî'sé araraîne (Co)	
—, bei Abschied: 317) ă|ălínĕ (S); ararine (E)	
taî'sé (Co)	

---

314) In Zusammensetzungen werden genannt: d(j)ŭbá; vergl.
schwarze Haut: ha͡uŏ-dŭbú-lī (N)
schwarzer Fremder: tŏ\|ı-djŭbŭ (N)
schwarzer Baumwollfaden: ăɀŏ-dĕbế (S)
áɀŏ-lŏbŭ (N)
schwarzer Lehm: ɀŏŭ-b\|ŭ\|ú (S)
schwarze Henne: ıdĕbŭ (S)

315) Vergl. in Zusammensetzungen: rote Erdfarbe: ɀŏŭ-bă\|ế (S)
roter Schmetterling: ŭ\|ă kŏdıăă (S)

316) In Zusammensetzungen: weiße Haut: ha͡uŏ-dŭlá-\|ĕ (N)
weißer Fremder: tŏ\|ı-ŭrá (N)
weißer Stein: mănă-ŭ\|á (S, N)
weißer Baumwollfaden: áɀŏ-\|ŭá (N)
weiße Henne: ıŭrá (S)
vergl. auch Leute (Karajá), Frauenbastschurz, Mandioka.

317) Vergl. kommen, gehen.

♂ ♀

Gruß an einen, bei Ankunft:
[318]) kâi běhé (S); kai behě (E)
[319]) kátẽ|mẽ (S)
—, dessen Antwort: dĕaná (S); deara (E)
[320]) á|ä|mẽ (S)
—, abends beim Schlafengehen: [321]) änänákrë (N)
danke sehr: [322]) djönódokě (T)
fort: -běhě, -hě (T)
am anderen Ufer: kõmä(lä) (T)
wiederum, nochmals: ändĕkán (T)

VIII. Verba.

gehen: [323]) dj-oî-(ı)tä (N) Ikótra (N)
geh fort: bôi-ık|éwišě (N); coîké (Co) = ich gehe fort
[324]) hänäkré (S)
[325]) la|á (N)
kommen: la|ǻ|ı (T); iroranaréré (Co) = ich bin gekommen
komm herein: maló (T)
komm her!: änák|ě (S); mänákrĕ (N); manáka (E); manaca (Co)
ich komme schon: [326]) |a|élı (N)
Mensch, der in Karriere läuft: kakölú|önĕ (S)
sich setzen: b(ĕ)dũná (S)
aron-aine (E); raanhan (C)
setz dich hierher: b(ĕ)dırõb(ĕ)dú (S); bădũná (N); bedâl (E)
ausruhen: hë|ë| . . . (T)
schlafen: än-|ũ|ú-k (S); än-önó-k|ĕ (N); aǹ-roro-krĕ (E); arourou-cré (C); ronrocré (Co) känönöklékané (N)

---

[318]) kai — du (E). Vergl. Co: guten Abend — caîbé'é.

[319]) Wurde übersetzt mit: como passou?

[320]) Wurde übersetzt als Antwort mit: bem!

[321]) Vergl. gehen, schlafen.

[322]) Bei Rückgabe von Streichhölzern, die ich ihnen zum Pfeifenanzünden geborgt hatte, sagten sie: ĩã|ú (N)

[323]) Wurzel: (l)oî, (b)oî (T, IV, 20).

[324]) Vergl. komm her!

[325]) Vergl. kommen.

[326]) Vergl. kommen.

	♂	♀
schlafen:	[387] djo͡iídö|õ (N) tauhi (C)	
schnarchen:	delo(ĕ)tĕké (N) ra-oron-róm-re (E)	delö(ĕ)kutĕké (N)
lachen:	ădjuắ (N) routinénanéri (Co)	ădjuwắ (N)
weinen (schreien):	hēb|ú (N); ıb|ú (N) ro-bùrere (E); rabouraré (C); robouréri (Co)	hēb|ö|ú (N); i-berö (E)
sprechen:	lubá (S); i-robeθire (E, 3. pl.); iroubé-tira (C); na-rubé-tira (E, 3. pl.)	
pfeifen:	jöẓí (N)	ĭköẓí (N)
niesen:	ădıẓú (N); hatiši (E)	ădıẓú (N)
spucken:	kŭlıwăkú (N) rubĕši (E) rébéchueinonan (Co)	kŭlıwăkú (N)
rülpsen:	I'doé (N)	kiăhĭdoĭk (N)
pissen:	ădĕẓé (N) ari-θu-iṅ (E); areceu (C) = Urin	kăĭidĭkŭn (N); kari-θu-krē (E)
kacken:	ahı|á (N) ari-ku-iṅ (E, 1. sgl.); ari-ku-kre (E) = ich will k.	kăĭikúĭkŭn (N); kari-ko-krē (E) = ich will k.
coitieren:	hoó (N) ar-auhuēnĭ (E)	koú (N)
kämmen:	[388] sthónĕ (T)	
Haarabschneiden:	[389] ă|abūdeăĭtĕkĕ. (N)	
schneiden (Schnitt):	lĭkŏhé (T)	
essen:	dŏši (N); rŏši (E); loosi (C); rerochique (Co)	lăkuší (N); rokuši (E)
trinken:	[390] bă-mömó (N); beai (C) arioṅ (E); beă-m-arioṅ-krē = ich will Wasser trinken	[391] bă-minū-kĭ-ăĭ-ĭŏnū (N)
braten:	köbĭúnĕ (T); cobiyou'i (Co)	
töten:	bērbōn (T); bāre bona (E) rabou (C); ribonara (Co)	
landen:	dölö, döhö (T)	

---

[387] djo͡i̮d — gehen; ö\|ö — schlafen.

[388] sthő — Kamm; nĕ — Verbalsuffix.

[389] \|aắ — Kopf; ăĭtĕkĕ — Spiegel.

[390] Zu bă vergl. Wasser.

[391] ăi — ari — ich (E); Wurzel für trinken: (b)iša (T, IV, 17).

♂ ♀

lügen: hájü (S); arouiré (Co)
bei Streit: mentira: ăloídĕhĕk (S)
Antwort: esse mesmo: söoídĕhĕk (S)
suchen, holen: májkă (T)
schweig: [332]) jübăkŏ (S); iroubecoin (Co) = schweigen
erebo϶ă (E)
wie heißt du? mŏånĭ (N); amoĭnŏ (E)
warte: jŏkjén, jŏkjĕ́ (N)
džonimbiauráo (E)
gib her! kĭấınĭbĭdĭó (N)
gib mir: Kapitān gib mir: djúnĭãtĕ kăpĭtjókă (N)
—, gib mir Tapirfleisch: [333]) kŏlĭ̉ haĭĭló (N)
—, gib mir Ochsenfleisch: [334]) bŏlojení haĭĭló (N)
ich will: doánălĕ (S)
ich will nicht: dăhájĕ (S)
Aufforderung, vamo: ľákă, lăkó, kŏ (T, III, 2, 5)
—, Partikeln der: kĭ (T, I, 5)
[335]) kjĕ (T, I, 4)

IX. Einige Sätze und Aussprüche.

tjuú dọdĕké tĕdé (S): die Sonne ist sehr heiß [wörtlich: Sonne heiß sehr], vergl. E: tiu tåko϶ă, tiu totókere = die Sonne ist heiß.
bĕåbeşí (S) = schmutziges Wasser.
nau͡ĕkĭĕ ųăhá (S) = Straußenzehe [wörtlich: Straußenfuß].
kŏdŭní ıjú (N) = Spur der Schildkröte.
kŏdŭniȥí ıdau͡wó (N) = Abdruck der Schildkröte in Sand und Ei [wörtlich: Schildkrötenei — . . .].
kăpĭtá kaí-tatĕ (N) = bist du der Häuptling? [wörtlich: Häuptling du —].
djĭănáĭĭwĕkjĕ (N) = ich will töten [wörtlich: ich bin im Begriff, zu —? (ĭĭwĕ = ?)]

X. Zahlworte.

♂ ♀

1. sŏhodí, ȥŏhodí (S); ȥŏohí (N); ϑohodži (E) ȥŏhodí (S, N)
soodi (Co)
wadewo (C)

---

[332]) jübă — sprechen; kŏ — nicht (E). [333]) kŏlí — Tapir.

[334]) Vergl. Ochse: boronne, boroleni (C); bororéné (Co).

[335]) kjĕ hat auch noch die Bedeutung: im Begriff sein, etwas zu tun (E); vergl. T, I. 4.

♂	♀
2. (ı)nat(j)í (S, N); inati (E); naati (Co)	ınat(j)í (S, N)
wadebothoa (C)	
3. nadó̠ (S); (ı)nadấ (S, N); inatań, inatầ, inatau (E); naatan (Co)	ınadấ (S); ınădánu (N)
wadeboaheodo (C)	
4. ınămbĭó (S); inambio, imańbio(E); inanoubioa (Co)	ımăkubĭkó (S) ınăkubĭkó (N)
nodĭấ (S); năulĭó (N)	
wadebojeodo (C)	
5. ırikri, ılŭk(ı)lé, [336])ırukúrĕ (S); ouroucouré (Co)	ıtŭkılĕ (S)
[337])debōĭtuấ (S); dĕwōĭtúrĕ (N); θebo itoă (E)	dĕwōĭtjuré (N)
6. [338])dēbó zōhodí (S); wa-θebō θohadžĭ héura (E); wadewa sori (C)	
lĕŭljó (S); deudő (N); lelouroma (Co)	lĕkăljóla (S); lekŭló (N)
7. [339])dēbó ınatí (S); wa-θebō inati héura (E)	
[340])ınătí (S)	natjí (S)
[341])dēbo leŭló (N)	debŏkŏlekjuló (N)
natiroclay (C)	
inatirémo (Co)	
8. [342])dēbó ınădấ (S); wa-θebō inatầ héura (E)	
[343])ınădấ (S); naton (C)	ınādán(u) (S)
[344])dĕbōltúĕ (N)	dĕbōltúĕ (N)
nateureuroma (Co)	
9. [345])dēbōĭ ınămbĭó (S); wa-θebō inambio (E)	
[346])naoubio (C)	ımăkubĭkó (S)
[347])dĕbolăhó (N)	
[344])débaĭtoé (Co)	
10. [348])dēbōıtuấ (S); wa-θebō ibotuma itoă (E)	dĕwōĭ ıtuấ (N)
[349])dĕbolăhú (N)	dĕwōlăhú (N)
dobossoodite (Co)	
11. [350])wăhá zōhōdí (S); inawa-yuhú θedō héura (E)	

---

[336] kürĕ — beide (E).

[337] dēbó — Hand; ıtuấ — ist zu Ende.

[338] — Hand — 1.

[339] — Hand — 2.

[340] — 2.

[341] Vergl. 6.

[342] — Hand — 3.

[343] — 3.

[344] — Hand zu Ende. Wohl falsch.

[345] — Hand — 4.

[346] — 4.

[347] Vergl. 10.

[348] — Hand zu Ende.

[349] Vergl. 9.

[350] — Fuß — 1.

♂ ♀

ũãũlëdó (S)
wawaro-coulgo (C)
12. [381] wāhá inatí, ũãũnïnadí (S); wawa inati héura (E)
nati (C)
13. [382] wāhá inādí, ũãũïnadǫ̱ (S); wa-wa inatari héura (E)
14. [383] wāhá ināmbió, ũãũïmāndïá (S); wa-wa inambio héura (E)
15. [384] wāhãí irũkúrë (S)
[385] ũãi ik'lédö (S)
[386] wa-wa itoã (E)
16. wãũwó ʒöhodí (S); ina-wakure θohodʒi héura (E)
[385] ũãũ södëlédö (S)
17. wãũwó inatí (S); ina-wa inati héura (E)
[388] nädji ledó (S)
18. wãũwó inādí (S); ina-wa inatañ héura (E)
nädãũnïjö (S)
ina-wa heθedo héura (E)
19. wãũwó ināmbió (S); ũãmāmbióli (S)
ina-wa koko θedö héura (E)
20. [387] wãrtúá, ũãidöé (S)
ina-wa reko itoã (E)

XI. Eigennamen, Völkernamen.

Personennamen.

Knaben: S: [390] maũʒí
N: kiũmaié
ănätũmá
djödoïnó
idjähũií.
šawaná
djuãó
Antonio: [389] bänegóë, [389] inänlöá, dëwäší, ŏhäldöã

---

[381] Fuß — 2.
[382] — Fuß — 3.
[383] — Fuß — 4.
[384] Vergl. 5.
[385] Vergl. 11.
[386] — Fuß zu Ende.
[387] — Fuß zu Ende.
[388] Vergl. Töpfertonzusatz.
[389] Namen in einer Zeile sind verschiedene Namen derselben Person.
[390] Vergl. Jaguar, Katze.

Manoel: wālātárū, sīkīljé, hājalīá
Jünglinge: S: maūdīhí
N: desībrá
ībētārá
Männer: S: kābīšá
ku(o)jí
mānēkokó
Pedro: dīmānjú, 381) ālūāgí
N: Ilk: iilk, sākruwá
wōbētó
kōrūmārē
atīkujé
Mädchen: N: o͡īšājó
dīkulīá
kabıoá
māntjīwādá
māhıtá
Frauen: S: noāhá
dīwakí
Tapirapémädchen: S: djūnōmbí, hāšūgá

Namen aus Sagen (S) 382).

Personennamen: 2 Brüder: 1. ha͡ūčkūbādó (B)
2. īšāhán (B)
Ihre Mutter: šīlīkérū (B)
Ihr Vater: āmbuólā (B)
Alte Frau: kraotó (= Frosch) (B)
Der 3. Bruder: ujá (= weiß) (B)
Dessen Großvater: sābūzá (B)
Der Mann im Loch: hōkumājī, ōkūmārē (B)
Ein Knabe: kēnāārwó (M); vgl. Gott, Echo
Tiernamen: 2 Gaviões: denīdénī (B)
Schlange: uohú (B)
Sachnamen: Medizin: wāwení (B)
Zauberapparat: óbırú (B); vgl. Wurfholz
—: dōtārwá (B); vgl. Canna brava, Regenzauber

Dorfnamen: Dorf an Mündung des Rio Vermelho: 383) īšāmādó (S)
Dorf unterhalb Mündung des Rio de Peixe: 384) īšá (S)
Dorf in São José: aūwí (S)

---

381) Vergl. Jaguar.

382) B — Brüllaffensage; M — Mutumsage.

383) Vergl. nächstes Dorf, dessen Filiale es ist.

384) Nach einem Baum genannt, der sehr gute Früchte gibt.

Dorf des Häuptlings Ilk, unterhalb von S. Izabel do Morro: šändälábĕ (S)

Flußnamen: Rio Vermelho: [illegible]) šldadeŏ (S)
Rio Araguaya: [illegible]) bèró (S); berö haka (E)
Rio Crixa: iwû (S); hañkiwö berö (E)
Rio Cristallino: [illegible]) kjalähú bèró (S)
mañriuä-berö (E)
Rio das Mortes: ënaldjó (S)
Inäûń (S)
luä-berö (E)
Rio Tapirapé: [illegible]) bĕrö máná (S); mana-bĕro (E)
[illegible]) nhûbĕró (S)
Seenamen: Lago de montaria: änlkirt (S)
Inselnamen: Insel Bananal: [illegible]) bĕrobĕ(öw)á (S)
Gebirgsnamen: Berg an Tapirapémündung: awä-ló (S)
Gebirge bei Dorf Nr. 20, im W: hawä-ldjö-ĭĭ (N)
— —, im NW: häwä-djó (N)
— -, im N: hawä-djö-lĕsá (N)

Völkernamen.
Karajá: bei sich selbst: [illegible]) má (S)
bei den Šavajé: mó (N)
[illegible]) bĕrĕhököwändá (S)
šöšûmädó (S)
bei den Chavante: wäräšntöró (S)
Šavajé: žäwäjé (N)
[illegible]) lšändjú (N); lšä(n)dïwändá (S, N)
[illegible]) bĕröbeó (S)
Tapirapé: [illegible]) uöhú (S, N); uohu (E)
Kayapó: kjäjäú (S, N); kayabus (E)
Chavante: kl(o)ûzá (N, S); kjlûzá (N); kûlözá (N); kûljzá (S)
Cherente: Inölóeu (S)
Canoeiros: täbĕzá (S)
Volk am Rio das Mortes: dobäí (S)
Volk im Osten: [illegible]) lšäwûndähó (N)

[illegible]) Von brasil. cidade — Stadt? — der von der Stadt (Goyaz) kommt?
[illegible]) — Fluß.
[illegible]) — Fluß der Kayapó.
[illegible]) — Felsenfluß.
[illegible]) — Fluß der Tapirapé.
[illegible]) Bei E. berö beeuä — Puro.
[illegible]) Vergl. Leute.
[illegible]) bĕrĕhökŭ vielleicht — großer Fluß (Araguaya). Zu wändá siehe Šavajá, Volk im Osten.
[illegible]) Yå von Halbcaye oder von Schwein? Zu wändá siehe Karajá.
[illegible]) Siehe Insel Bananal. [illegible]) — Fluß. [illegible]) Vielleicht identisch mit den Šavajé.

XII. Europäische Sachen.

	♂	♀
Hemd:	děkě (N); doukon (Co)	
Strohhut:	šäpěó (S)	
Spiegel:	šněkě (S) itérénan (Co)	
Streichholz:	[377] hãödě (N); éotou (Co)	
Eiserner Kochtopf:	botí (S)	
Beil:	ŭomá (S, N); uomă (E); ooma (Co)	
Messer:	ma(h)ú (S); mahau (E); maeu, maou, maldeai (C); [378] mari'oré (Co) = Messer; maou (Co) = kleines Messer	mák (E)
Facão:	má͡ũlehě (S)	
Foice:	ma͡ũlabú (S, N)	
Hacke:	b|u|ě (S, N)	
Schere:	lŭšăsŏná, kököläsuná (N) ouaré'sina (Co)	köklăsuná (N)
Nähnadel:	děkŭ|u|lăní (S); kŭ|ŭneló (N); toucourourénan (Co)	dăkjălu|aná (S)
Gewehr:	mãha͡ũá (N); bakawa (C); macaoua (Co)	mãka͡ũwá löbölowó (N)
Revolver:	ĭkrăšú (N)	
Geschoß:	ĭtŏkó (N); mokawaka (C); manaoutou (Co)	
Mundharmonika:	adju|ŏná (N)	
Trillerpfeife:	ŏmădí (S)	
Photographie, Bild:	ită|ăná (S)	

XIII. Aussprache brasilianischer Worte.

N: Facão = pácŏ
chifre = šíprě

N: Farinha = părínjă
facer = păsér.

---

[377] Vergl. Feuerbast.

[378] Die beiden Ausdrücke Coudreaus für Messer und kleines Messer sind ganz offenbar vertauscht.

B. Šavajé.

Wörterverzeichnis.

(Nur Worte der Männersprache wurden notiert.)

Tierreich.

Tapir: bölöjḗ
Großer weißer Vogel (Art Adler): ụdäjá
Rotköpfiger Geier: ködjīḗ
Caracara: idá
junges Huhn: dēnīdēnī
Federn, blaugelbe Arara: bigá
Federn, gelbe Arara: bigá
—, Gavião: (ā)ndajḗ
—, Feine rote Federchen (Flügeldeckfedern des Löffelreihers): wäjajá
Hundsfisch: lädá

Pflanzenreich.

Mais: djīūläidjḗ
— gelb: šiläidjḗ
Mandioka: hädji(ū)já
Mandiokaspeise: iūā̆jú
Tabak: kọtí
Jatobafrucht: kuwá
Rotharz: dömajḗ
Schwarzharz: ȝöbädáʌ

Kleidung und Schmuck.

Frauenbastbinde, weiß: häbīödá
—, rot: häbīödá
Mädchengürtel aus schwarzer Baumwolle: wädäkäná
Mädchenrock aus schwarzen langen Schnüren: gụöhí
Netzdecke: rīú
Federhaube: dölīdolī
Federreif mit Stutz aus blauschwarzen Ararafedern: hänaná
Gesichtsreif, mit zwei schwarzen Federstutzen: wa͡ìdöhḗ
Gesichtsreif, mit roten Ararafedern als Stutzen: hödšūīūkūadšió
Federschopfstutz: wa͡ìdöhḗ
Federkranz auf hufeisenförmigem Gestell, für Hinterkopf: lölmá
Hinterhauptsrad aus Federn: lahīdó
Nackenquasten, für Männer: lorị̄á, lorụ̄á
— für Kinder, schwarz: wadjīkīhdjá
Ohrstab: döhó, döhó
Ohrstab mit flacher Federrosette: doīīá, döhodüḗ

Ohrstab mit Federtulpe: gaėdjú
Lippenpflock aus Muschel: ıdjé
— aus Holz: o̧dūó
Halskette aus blauweißen Früchten: ĭmlaı͡ıadí
Oberarmschmuck, schwarze Schnüre mit Quasten: dōḷó
Unterarmschmuck, schwarze Schnüre mit Quasten: dōḷú
— zweiteilige Wülste mit Fransen, rot, hinter den Armstulpen getragen: dešīădăzí
Armstulpen: deší

Fingerring aus Eidechsenschwanz: dăbó
Wadenbänder (Abzeichen der Ledigen): deobıdá̆
Wadenschmuck, geflochtene und gequästelte Bänder mit Fransen, rot, für Jünglinge: lūdja͡ūwó
— dsgl. schwarz, für Kinder: deăhoḷá̆
Knöchelbänder (Abzeichen der Ledigen): walaḷó, wălăḷí
Wundenkratzer: lădedjú
Kamm: zıhó

Haus, Hausgerät und Werkzeug.

Mörser: koó
Mörserkeule: hāá͡ū
Mandiokareibholz: wōḷănákla, kōḷaná (♀ kōḷanáklē)
Mandiokapresse (Stäbchensieb): brădjé, bredjé
Rührlöffel: nalīhí
Tabakspfeife: wăīoná
Bogen: djuhădé
Pfeil: wōhú
— mit Holzknaufspitze: dōboḷá̆
Keule: gōhōrdé
Instrument zum Riefeln der Keulen: hā͡ūlīdjú
Lanze: donōlí, donōḷí
Wurfholz: haōbí
Eiserne Schildkrötenangel: ībılălūkú
Steinbeil: ūōmădūē, ūōmădú
Klopfstein zum Nußöffnen: maná
Ruder: nalīhí
Klepe: băh(ī)uḷá̆

Rundkorb: wălīḷí
Lange Korbtasche: dadá̆
Transportsack aus Burityfasern: mănēí
— aus Palmblatt: loḷí
Tragtasche aus Palmblatt, schräg verflochten: loḷí
Länglicher Spankorb mit Deckel: wălăbăhí
Affenfelltasche: djūlení
Langes Kürbisgefäß (für Wassertransport): rūkú
Halbcuye: wadú
Tontopf, rot: wădjīwí
Tonschale, rot: wădjıwăūdá̆
Spindel: ăzōdăó
Baumwollfaden, schwarz: ăzōdĕbé
Knäuel aus Baumwollfaden, weiß: ăzó
Häkelnadel: dešīdūná
Schwarze Embira: do̧dá̆

Spielzeug, Musik, Tanz.

Tonschälchen: wadjıwí hōḷé
Wachsfigur, eine Jungfrau darstellend: jīkōkó

Flechtfiguren aus Palmblatt, Nachbildung des Lippenpflocks?: kăbōhú

Flechtfiguren, Tabakspfeife: wălĭoná
—, Klapperschlange: ămŏdădá
—, Vogel: bŭdoé
—, Bienenwabe: domálĭīk, bĕdĭdŏháklĕ
—, Zweispiß (Urubu?): dajá, kodĭé
—, Vierspiß: djedá, ʒedá
—, bewegliche Figur: kŏdudá
—, verschiedene unbekannter Deutung: uemá, ɪdjŏlajé, ɪnâumí
Flöte aus Kürbis: lŏkú, ădjŭloná
Flöte mit Cuyenresonanz: ădjuloná
Pfeife aus Palmblatt: dŭlĕhé
Rassel aus Kürbis: wăjú

Tanzgürtel: wădăkăná
Tanzarmband mit weißen Federn: dojú
Grasschurz für Masken (Gesichtsdeckung): ɪdjaʒŏhĕbĕdó, wădăkăná
Tanzmaske: ɪdjăʒó
Nachbildungen von Tanzmasken:
(ɪ)djalhení
lădĕní
ămbuăăwădiă
Namen von Gesängen der Šavajé[1]:
(ɪ)djalhení (N)
dĕsŏí dĕsŏí (N)

Eigennamen.

Name eines Hundes: wălĭhú.

---

[1] Bei den Karajá erfahren.

[pp. 461-468 not processed]

VII. Verschiedenes.

heiraten: bäĭ prõnõ ö̱lẽmá . . . . E: naruma oprõm boi
seŧ dich: máriňjë . . . . E: ba-niuń, ba-idńiuń = sich seŧen
es ist zu Ende: äliˈkatí . . . . E: marikatia (Uelkring)
Fremde Stammesnamen: kăliśá
ŭšįkrí
görötırẽ
Eigennamen von Männern: tükú
tărĭkú
föntórä
béb'orä
kö̯gdjórödĭ
bōībōĭdjı.

D. Tapirapéworte,

von Karajáindianern mitgeteilt.

Tabak: bădúmä
Uruku: kä́á
Penisstulp: höö̆įá
Kamm: küwäă
Keule: ıwürá
Cuye: Vollcuye, Cuyenflasche: kürıá
—, Halbcuye: kăšödí
Puppe aus weißem Stein, eine Jungfrau darstellend: diöhó
Name eines Gesanges der Tapirapé: äkįıįí.

[p.470 is blank]

Anhang II.

A. Texte der Karajá.

Im nachfolgenden will ich einige Texte wiedergeben, für die ich die Übersetzungen erhalten habe. Kuriši erzählte sie mir vor São José, während er einen Korb dabei flocht. Jeder Satz wurde von mir so lange nachgesprochen, bis ich das zu seiner Zufriedenheit tat; erst dann notierte ich ihn und ließ mir die brasilianische Übersetzung geben. Nachstehend setze ich diese seine brasilianische Übersetzung dazu, sowie eine Erläuterung der einzelnen Worte, soweit mir diese zu geben möglich ist. Ich möchte das Ganze nur als Materialmitteilung betrachten.

Charakteristisch ist Inhalt und Form dieser Texte. Sie stellen kleine Erzählungen dar, die Kuriši zum Teil selbst erfand in dem Augenblick, als er sie mir sagen sollte. Meist geben sie Szenen aus dem täglichen Leben der Indianer in Rede und Gegenrede wieder und gewähren so einen guten Einblick in das Denken und Handeln dieser Leute. Einer dieser Texte (VII) gibt eine Sage wieder. Kuriši hatte sie erst brasilianisch erzählt; ich bat ihn darauf, mir sie auf karajá zu erzählen. Daraufhin teilte er mir diese wenigen Worte mit. Sie geben ein ganz knappes Gerüst der Sage ab, das vielleicht überliefert wird und den Indianern als Anhalt beim Erzählen der Sage dient.

Erzählungen.

I. 1. bdölökerő[1]) 2. ānakļé 3. dérbün 4. īīkōhéklö
cassar Pirarucu. você mattou? mattei. vamo cortar carne
5. kīkóbīün 6. lóü(w)ā 7. kíẓā
moquea o carne. sta moqueado. vamo tirar carne do fogo (para comer).
8. ītõā
acabou.

II. 1. bẹ̆dẹ̆dómāļkā 2. dā́wā 3. āa͡ũnílēwū 4. īrēnā͡ūn
Honigsuchen. tirar mel. sta gordo. tem muito samorro.
5. kāögēdí(w)ū 6. ihökónĕ(wĕ) 7. ā́á 8. ītoā́
pedacinho de mel. não tem a bea. é. acabou.

---

[1]) Die gesperrten Ausdrücke stellen eine Art Überschrift dar.

III. 1. lähädómälkă 2. lákă 3. ītjöndě 4. īwölkóně
Wespenhonigsuchen. vamo. tem. sta magro, não tem mel.
5. läkóběhě
vamo embarcar.

IV. 1. küölúmälkă 2. érüdětě 3. īrömbědă
vamo na roça. tem raiz? Tem. tira mandioca mansa tambem.
4. ăâuwé 5. kóběhě 6. fütjīě 7. ăá 8. he|é|kīhün
deu (?). vamo embora. sta pesado. é. vamo descansar.
9. hělědéhünălk 10. ăá 11. lákă 12. ködü|ánberbon
descanso, vamo embora. é. vamo (sta na canoa). matta um peixe.
13. lkó|ö 14. lěkīsóklě 15. kíroăī
eu mattei; vamo encostar, comer peixe. assa. comer.
16. dáhědü 17. läkíü 18. kötěőkīdö 19. lákähě
incheu. vamo beber aqua. vamo pitar vamo embora.
20. loīlleīī 21. ănărsīhón 22. dešīhútă
chegou? cheguei. agora eu quero pentear Você. agora sta pronto.
23. īüermúbīön 24. heītjámümă 25. dăhămánündálīwă 26. maló.
toma cauim. vai buscar lenha. cheguei. Você entra.
27. möhöl(önk)ě kíădjī
agora Você dorme.

V. 1. ŋömbóla|ă|ī 2. debó 3. kömălă|eiíhü 4. kămălăhodjúlăně
lá vem um canoa. cade elle? lá no outro lado. sta singando.
5. kömălanălīhínăleīī 6. dădálīămbö
quando chega lá na beirada do matto, sta remando. agora chegeu; salvo.
7. (n)ă|á|īnī 8. ănīwěrúbiü 9. ndáněhü 10. djönódokě
salvo. dê cauim, vai comer. sta bom. multo agradecido.
11. ăroíklěhě 12. b(ö)oî 13. kănălěwīdjī ănděkándolök|ěn
agora eu vai. elle vai. agora sta incostando outra vez.
14. dăâwfīlě 15. īwüerán ănděkáalī|alen
sta bom. eu guardo alguma cousa por Você.

VI. 1. ītjīădömănīák|ěn 2. üürdélěhě
lá vem canoa da moça só. não tem pai, não mai.
3. děwásölănī 4. kătjfla|ănī
cade sua gente? não, vem mesma só viajante. gente vem atraz.
5. dăâwfīī 6. kaîwótăbe ěkövündoîltě 7. boîböhě
sta bom. Você lá vem adiante. sta bom, vou.
8. ănoé|ăklěhě 9. kăkěnübola|á|ī 10. tsóhökěnă
Você vai indo. elles lá vem. deixe elles vem.
11. küăkīlö|īdóhök|ě 12. lüdjěbülăhămănăléīīk|ī
elles sta incostando por almoçar. elles chegam amanhã.
13. loīdél(e)īwěăą 14. ăhădjīdú|ală 15. dradébīăhăn
elles sta ahi ainda. elle já foi. elles foi madrugada, sem ver.

Die Mutumsage.

VII. 1. kĕnăšiwé 2. dalāhīlīwé 3. hăīdjăīalá 4. dăīdijī
rapaz. mutum. Você busca lenha. dexou.
5. ūōhú mālĕšiwé 6. bīū līdăhán
flechase no dedo de perna. mutum toma chuva, entra na casa.
7. līhīdăhán 8. šībīlūhīdĕhő 9. ītūá
rapaz sahiu no mutum. mutum foi no matto outra vez. acabou.

Gesänge.

1. ōlădō ānărkánū, ānărkánū wīrōté wīrōté
menino brincam ajuntar.
2. ōtīkălălő, ōtīkălălő, līkōhá līkōhá, hâūĕké hūălīó
para comer a cortaria mulher comer.
3. āntūĕdjá tām
mulher sta casando homen; homen de outra qualidade foi com ella.

B. Erklärungen und Anmerkungen zu den Texten.

Erzählungen.

I. 1. bdōlĕké = Piraracu; -ra = Verbalsuffix (E).
2. anakre (E) = kommen (E). Vgl. geh fort! komm her! also wohl: ich komme.
3. wohl verhört für bĕrbōn = töten (T); vgl. IV, 12[1]). töten (E): būre bona; (C): rabou.
4. līkōhé = schneiden. Vgl. Gesänge 2; siehe oben.
klĕ = 1. im Begriff sein, etwas zu tun (E); vgl. I, 2; V, 11, 13; VI, 1, 8, 11, 12. 2. Suffix bei Imperativen (T); vgl. IV, 14.
5. kōbīū = braten (E);
-ne = Verbalsuffix (E).
kī = Suffix bei Imperativ (T); vgl. I, 7; IV, 8, 15, 18, 27.
6. -wă vielleicht = -ra = Suffix des eingetretenen Zustandes (E).
7. kī siehe I, 5.
8. ītōă = es ist zu Ende. Schlußwort fast aller Erzählungen.

II. 1. bĕ̩dĕ̩dó. Honig: bedó; beđăwū (E).
málkă = suchen, holen (T); vgl. III, 1; IV, 1.
2. Vgl. dazu: dăwá = Wachskreisel; kūdăwá = Spindelscheibe (Ton, Knochen, wohl auch solche aus Wachs). Wachs dagegen: tăbōlá.

---

[1]) Diese Hinweise beziehen sich auf die betreffenden Säge der Texte.

3. ăa͡ûn: vgl. II, 4. Beidemal Begriff der Menge (dabei Begriff des Erwünschten) (T). Vgl. IV, 4; V, 14; VI, 5; sowie schön, gut.
ăă = ja; II, 7.
-ilĕ: vgl. II, 4: ɪrĕ-; II, 5: -ɪwŭ; II, 6: ihŏ-; III, 4. In allen Fällen handelt es sich um Honig oder Bienen (T).
4. Vgl. II, 3.
5. kăŏzĕd-fwŭ. kaŏzĕd = ?; zu fwŭ vgl. II, 3.
6. ihŏ-: vgl. II, 3; -kŏnĕ vgl. E: koṅ = nicht; vgl. III, 4. -wĕ = ?
7. ăá = ja. Zustimmender Ausruf (T). Vgl. auch dă-ā-wĭlĭĕ: V, 14; VI, 5.
8. Vgl. I, 8.

III. 1. lăhădŏ = Wespenhonig? (T). mălkă vgl. II, 1.
2. lákă = Aufforderung: gehen wir (T). Vgl. III, 5; IV, 11, 17, 19.
3. = ɪtjŏ-ndĕ́? ndĕ́ = Bejahung. ɪtjŏ = ?
4. Vgl. II, 6.
5. Zu lăkó vgl. III, 2;
-bĕhĕ́ = fort (embora) (T), oft nur hĕ; vgl. IV, 5, 19; V, 11; VI, 7, 8. In der Übersetzung ist embarcar vielleicht verhört für embora. Aber auch im Ausdruck einschiffen liegt der Begriff des Fortgehens.

IV. 1. kŭŏlú- = ? málka vgl. II, 1.
2. Zu éru vgl. IV, 3: ɪrŏ; beide wohl = ɪ(ĭ)ɫú = Aipim.
dĕtĕ = tede = sehr? Also = sehr viel Aipim.
3. Zu ɪrŏ vgl. IV, 2, ĕrŭ.
m- = Imperativpräfix (E).
bĕdă = herausziehen?
4. ăa͡ûwé = Bejahung. Vgl. V, 14; VI, 5.
5. Vgl. III, 5.
6. = es ist schwer?
7. Vgl. II, 7.
8. heɫĕɫ- = ausruhen (T).
kĭ = Aufforderung; vgl. I, 5.
hun: entweder zu heɫĕɫ gehörig (vgl. IV, 9) oder besondere Silbe unbekannter Bedeutung, vgl. IV, 9; V, 3, 9.
9. Vgl. IV, 8. -alk = unbekannter Bedeutung.
10. Vgl. II, 7.
11. Die beiden haben sich ins Boot begeben zur Heimfahrt. Vgl. III, 2.
12. kŏdŭɫá = kădoɫá = Fisch.
n = m = Imperativpräfix.
bĕrbŏn = töten. Vgl. I, 3.

13. = lăkó-ḷŏ; lăkó = Aufforderung: gehen wir; vgl. III, 5, 2.
ḷŏ vielleicht = ḷŏšĭ = essen, also: laß uns essen.
14. klĕ = Suffix bei Imperativen, vgl. I, 4.
kĭ = Imperativpartikel, vgl. I, 5; hier eingeschoben?
lĕ-sõ = rösten?
15. kĭ = Imperativpartikel, vgl. I, 5;
ḷošĭ́ = essen.
16. dắhĕdŭ = ich bin satt.
17. lăkfŭ. lák(a) = Aufforderung, vgl. III, 2.
rŭ = trinken; vgl. IV, 23; V, 8; E: beă-m-arioṅ-krĕ: beă = Wasser; m = Imperativpartikel; ar = ich; ioṅ = trinken; -kre.
18. ki = Aufforderung; vgl. I, 5.
kọ̃tĕó = Pfeife rauchen; von kọ̃tí = Tabak.
19. gehen wir; vgl. III, 2; zu hĕ vgl. III, 5.
20. Begrüßung zu Haus. Die Frau fragt: bist du gekommen? Antwort: ich bin gekommen.
loií, von gehen: ə̑i (T); vgl. V, 11, 12; VI, 6, 7, 8, 13.
Vgl. auch gehen: ♂ djoĭ(ĭ)ta (N), ♀ I-k-óĭ-rä (N); geh fort: boĭĭ-kḷé-wĭšĕ (N).
leiĭ = rere (?) = Gegenwartssuffix (E).
21. an = ? = dich? (vgl. V, 8).
ar = ich (E).
sıhó = Kamm.
-ne = Verbalsuffix (E).
22. de = ?
šĭhu, von sihó = Kamm.
-tă = ɽa (?) = eingetretener Zustand (E).
23. ıŭĕrmú, von ıŭăkrúk = Mandiokaspeise. m = Imperativpartikel, hier eingeschoben.
bıŏn = trinken; vgl. V, 8; IV, 17.
24. heĭtjắmŭmă. Zu heĭtjă vgl. hăĭdjă in VII, 3 = Brennholz? Brennholz: hắắ; Feuerbast: hăŏdé.
mŭmă = ?
25. dăhămắnŭndắĭiwă = ? Kommt zurück vom Holzholen, meldet sich an.
26. maló = tritt ein. m = Imperativpräfix (IV, 3). aló, Zusammenhang mit lăḷăḷı (?) = kommen (T).
27. m = Imperativpräfix (IV, 3).
ŏhŏlŏnkĕ, vielleicht verhört für ănŏnókḷĕ = schlafen.
kı = Partikel bei Imperativen, vgl. I, 5.
ădjı = ?

V. 1. mòmbó = ? Boot = ȧwó.
la|ă|ı = kommen (T); vgl. V, 3, 5, 7; VI, 3, 4, 9, 12. Vgl. ich komme schon: |ä|ělı (N).
2. dĕbó = wo ist es? dĕ- = wo (E). bö = ?
3. kömå(lȧ) vgl. V, 4, 5. Die Endsilbe -la kann auch zu lĕlı gehören (V, 5): lȧlelı = kommen; jedenfalls bedeutet kömȧ(lȧ) am anderen Ufer (T).
(lȧ)|elı = kommen.
hű = ? Vgl. V, 9.
4. kȧmȧ-lȧ, vgl. V, 3.
hȯdjó = Bootsstange. -lȧ = -ra (?) = eingetretener Zustand (E); -nĕ = Verbalsuffix (E).
5. kömȧ-lȧ, vgl. V, 3.
nȧlıhı = Ruder. -nȧ = Verbalsuffix (E).
lelı: entweder = rere (?) = Gegenwartssuffix (E), oder mit la- zusammen = kommen (vgl. V, 1).
6. dădȧ́lılȧmbö, vielleicht verhört für lä|ȧ́lı = kommen; ȧmbŏ = ?
7. = Gruß. Zusammenhang mit lä|ȧlı = kommen?
8. ȧn = ? = dich? vgl. IV, 21.
ıwĕrũ von ıuȧ̆rúk = Mandiokaspeise.
brű = trinken; IV, 23, 17.
9. ndā = ja. -ne = ? hű = ?, vgl. V, 3. Das ganze = Bejahung: gut (sta bom): V, 14; VI, 5.
10. = danke sehr (?)
11. ar = ich (E); o͡l = gehen, vgl. IV, 20. klĕ = im Begriff sein (E). -hĕ = ?, vielleicht verkürzt für -bĕhĕ́ = fort, vgl. III, 5.
12. b(o)o͡l: o͡l = gehen, vgl. IV, 20.
13. kȧnȧlĕwıdjı (verhört für kömȧlȧ? = am anderen Ufer, V, 3) = ?
ȧndĕkȧn = wiederum, nochmals? (T).
dölö = landen (T), vgl. VI, 11. -k|ĕn = im Begriff sein (E).
14. dā = ja, vgl. V, 9. dā-ăwfılĕ, -ȧ̃wfılĕ = gut (Bejahung); vgl. VI, 5; vgl. gut.
15. ıwũĕrȧ = ?
ȧndĕkȧ = wiederum; vgl. V, 13.
alı = ich (E); |a|ĕn = ? = rare? = Perfektpartikel (E), oder von la|ȧlı = kommen?

VI. 1. ıtjılädömȧ von jädómä = Jungfrau.
nlȧ- von la|ȧ|ı = kommen, vgl. V, 1.
k|ĕn = im Begriff sein (E).
2. Zu delĕ vgl. VI, 13.
3. dĕ = wo? (E). lȧnı von la|ȧlı = kommen? Vgl. V, 1.

4. kătjĭ = ? la|ĭnĭ = kommen, vgl. V, 1.
5. Vgl. V, 14.
6. ka͡i = du (E).
wŏtăbŏ = ?
ĕkŏwŭnd = ?
o͡ilĭĕ von o͡i = gehen, vgl. IV, 20.
7. bo͡i von o͡i = gehen, vgl. IV, 20.
bŏhe = bĕhĕ (?) = fort, vgl. III, 5.
8. entweder: ar = ich; o von o͡i = gehen; ĕra = gleich (E); k|e = im Begriff sein (E); hĕ = fort (vgl. III, 5).
oder: ar = ich; oĕ = o͡i = gehen; -ra = Partikel bei Intransitiven (E); k|ŏhĕ wie oben.
9. kăkĕnŭbo = ? la|ắlĭ = kommen; vgl. V, 1.
10. = ?
11. kŭăkĭlŏ|ĭ = ?
dŏ́hŏk|ĕ: entweder = dŏlŏ = landen (T), vgl. V, 13, oder von ăndŏ́|dŏhŏ́ = Frühstück. In diesem Wort kann aber der Begriff des Landens wohl enthalten sein, da man zum Frühstücken an Land gehen muß. Auf den Bootsreisen der Indianer spielt das Landen zum Frühstücken und zum Übernachten eine große Rolle.
12. lŭdjĕbŭ = E. rudžebu = morgen.
lắhă = ?
ma = Futurpräfix (E).
nălŏlĭ = la|ă|ĭ (?) = kommen; vgl. V, 1.
k|ĕ = im Begriff sein (E).
13. lŏĭ von o͡i = gehen; vgl. IV, 20.
dĕlĕ = ? vgl. VI, 2.
ĭ-wĕšĕ = ? vgl. geh fort: bo͡iĭ-klé-wĭšĕ (N), von: bo͡iĭ = gehen; k|ĕ = im Begriff sein.
14. ăhădjĭdŭ = ?
|ălă = răre? = Perfektpartikel (E).
15. drudĕ = ?
b-lăhắn = lă|ắn?, von |ă|ă|ĭ = kommen; vgl. V, 1.

Die Mutumsage.

VII. 1. = Name des Knaben = Echo = Gott.
2. dălăhĭlĭrwé = ?
3. hăĭdjă = heĭtjă = Brennholz? Vgl. IV, 24.
-la = Verbalsuffix?
-|á = ?

4. = ?
5. üöhá = Pfeil.
   mälešiwé = ? šiwé auch in kônäšiwé (VII, 1).
6. biú = Regen.
   ĭidähän = jemand treffen, auf etwas fallen, stürzen usw. (T), vgl. 7.
7. ĭĭhidähán.
8. = ?
9. = es ist zu Ende.

Gesänge.

1. ölädö vgl. ödädö = Knabe.
   änärkánü: änärkán = Ringfest; wohl Spiel überhaupt. -nü = nĕ (?) = Verbalsuffix (E).
   wiroté = ? (sich vereinigen).
2. ŏĭĭkaljäló = ?
   ĭĭkohá = schneiden.
   hau͡ĕkĕ = Frau.
   hüäljió = ?
3. antjüĕdá = ?
   täm = ?

C. Deutsche Übersetzung der Texte.

(Die in Klammern beigefügten Übersetzungen sind die ins Deutsche übertragenen brasilianischen Angaben der Indianer. Wo sich keine andere Übersetzung findet, konnten diese Angaben nicht weiter geprüft werden.)

Erzählungen.

I. 1. (Piraracufischen) Piraracufischen.
   2. (Hast du ihn getötet?) ich komme (?)
   3. (Ich habe ihn getötet). Töten (1. Sgl.?).
   4. (Wir wollen das Fleisch zerschneiden). Wir wollen schneiden.
   5. (Brate das Fleisch). Brate!
   6. (Es ist gebraten).
   7. (Wir wollen das Fleisch vom Feuer wegnehmen, um zu essen).
   8. (Es ist zu Ende). Es ist zu Ende.

II. 1. (Honigsuchen). Honigsuchen.
   2. (Honig herausholen).
   3. (Es gibt viel; eig. er ist dick).
   4. (Es gibt viel junge Bienen).
   5. (Aber nur wenig Honig).

6. (Es gibt keine Biene).
7. (ja). ja.
8. (es ist zu Ende). es ist zu Ende.

III. 1. (Wespenhonig suchen).
2. (gehen wir!). gehen wir!
3. (es gibt welchen, oder ein Nest). ja, . . .
4. (ist gering [mager], es gibt keinen Honig). Honig (?) nicht.
5. (Laß uns einschiffen). Gehen wir fort!

IV. 1. (Gehen wir in die Pflanzung).
2. (Gibt's Wurzeln? Ja). Sehr viel Alpim.
3. (Ziehe auch Alpimwurzeln heraus). Ziehe heraus (?) Alpim.
4. Bejahung, Zustimmung.
5. (Laß uns fortgehen). Gehen wir fort!
6. (Es ist schwer).
7. (ja). ja.
8. (Laß uns ausruhen). Laß uns ausruhen.
9. (Ich habe ausgeruht, laß uns fortgehen). Ich habe ausgeruht (?)
10. (ja). ja.
11. (Los). Fahren wir ab (als sie im Boot sind).
12. (töte einen Fisch). töte einen Fisch.
13. (ich tötete einen; laß uns landen, um Fisch zu essen). laß uns essen?
14. (brate!)
15. (essen). iß!
16. (ich bin voll).
17. (laß uns Wasser trinken). laß uns trinken!
18. (laß uns rauchen). laß uns rauchen (?)
19. (laß uns fortgehen). gehen wir fort!
20. (Bist du gekommen? Ich bin gekommen). ich bin gekommen (?)
21. (jetzt will ich dich kämmen). ich (will) [dich ?] kämmen.
22. (jetzt ist es fertig). gekämmt (?)
23. (trink Cauim). Trink Mandiokabrei!
24. (gehe Brennholz suchen).
25. (ich bin gekommen).
26. (tritt ein).
27. (jetzt schlafe!)

V. 1. (Dort kommt ein Boot). Kommt . . . .
2. (Wo ist es?) Wo . . .
3. (Dort auf der andern Seite). es kommt am andern Ufer (?)
4. (Es fährt mit der Bootsstange). am anderen Ufer fährt es mit der Bootsstange.

5. (Wenn es dort ans Waldufer kommt, rudert es). am andern Ufer rudert es . . .
6. (jetzt ist es angekommen; Gruß).
7. (Gruß). Gruß.
8. (Gib Cauim; komm zum Essen). Mandiokabreitrinken.
9. (gut). ja.
10. (danke sehr). danke sehr.
11. (jetzt gehe ich). ich bin im Begriff fortzugehen.
12. (er geht). gehen.
13. (jetzt landete er noch einmal). am andern Ufer (?) ist sie im Begriff, nochmal zu landen.
14. (gut). ja.
15. (ich bewahre etwas für dich). . . . . . ich bin wieder gekommen?

VI. 1. (Dort kommt ein Boot mit nur einer Jungfrau). Eine Jungfrau kommt.
2. (sie hat keinen Vater, keine Mutter).
3. (Wo sind ihre Leute? Nein, sie kommt ganz allein gereist). Wo kommt . . .
4. (Die Leute kommen hinterher). . . . kommen.
5. (gut). ja.
6. (Du kommst vornweg). Du . . . . gehen.
7. (gut, ich komme [ich gehe]). gehen.
8. (Du bist im Begriff zu gehen). Ich bin im Begriff gleich fortzugehen.
9. (Dort kommen sie). . . . kommen.
10. (Laß sie kommen).
11. (Sie landen, um zu frühstücken). . . . . im Begriff zu landen.
12. (Sie kommen morgen). morgen . . . . im Begriff sein, zu kommen.
13. (Sie sind immer noch dort). gehen . . .
14. (ist schon weg).
15. (sie kommen morgen, ohne [sie] zu sehen). . . . kommen.

Die Mutumsage.

VII. 1. (Knabe). Name des Knaben.
2. (Mutum).
3. (Du gehst Brennholz suchen).
4. —
5. (verwundet sich mit dem Pfeil am Finger des Fußes). Pfeil . . .
6. (Der Mutum bekommt Regen ab, kommt in die Hütte). Regen . . .
7. (Der Knabe stürzte auf den Mutum).
8. (Der Mutum war wiederum im Walde).
9. (Es ist zu Ende). Es ist zu Ende.

Als Sinn dieser Sage erzählte mir Kurišl folgende Geschichte auf brasilianisch.

1. Der Knabe (kĕnãñĭiwẽ[1]) lebte im Hause seiner Großmutter.

6. Ein großer Regen fiel, der Mutum kam in die Hütte, ganz naß.

7. Der Knabe packte den Mutum, warf ihn zur Tür hinaus und sagte: hier hast du nichts zu tun.

3. Anderen Tags ging die Großmutter in den Wald, um Brennholz zu holen. Der Knabe schwärzte sich Gesicht und Körper mit Kohle, schlich ihr nach, vergewaltigte sie, nahm ihr die Bastschürze ab und lief schnell nach Haus.

5. Die Großmutter kam nach Hause und erzählte ihr Erlebnis. Der Knabe sagte, er wolle den Übeltäter bestrafen. Er ging in den Wald, verletzte sich mit dem Pfeil an allen Zehen, kam zurück und zeigte der Großmutter seine Wunden. Diese setzte sich hin und klagte laut. Der Mutum kam, hatte alles im Walde gesehen, machte mm, mm und begann, es der Großmutter zu erzählen. Der Knabe nahm die Trompete und blies, damit die Großmutter es nicht hören sollte. Auf den Klang der Trompete hin kam die Jungmannschaft des Dorfes herbei, nahm die Trompete weg und verhaute ihn wegen seiner Übeltat, die der Mutum erzählte.

Gesänge.

1. (Kinder spielen zusammen). Kinder sollen zusammen spielen.
2. (um zu essen; Schnitt; Frau; essen). Frau hat sich (in den Finger) geschnitten (beim Essen zubereiten?).
3. (Eine Frau wollte einen Mann heiraten; ein anderer Mann war mit ihr).
4. Gesang eines Knaben (10—14 Jahre alt): (Die Matte ist ausgebreitet; die Frau legt sich hin und der Mann darauf).

Um einen Einblick in die Art ihrer Ausdrucksweise auf brasilianisch zu gewähren[2]), will ich im folgenden die Brüllaffensage in der gekürzten Form (vgl. S. 349 f.) wiedergeben. Ich schreibe dabei die Worte so, wie sie der Indianer aussprach, mit sämtlichen Fehlern behaftet. Bemerken möchte ich, daß dieser Indianer (kūrĭšĭ) einer von denen war, die sich am besten auf brasilianisch verständlich machen konnten.

Primeira foi os macacos. Macacos tinha frecha. Matto o irmão. Depois ficou irmão pequininho, muito feio. Depois a mai de elle jogou

---

[1]) — Gott; Echo.

[2]) Siehe auch oben die brasilianische Übersetzung der Texte.

por avo, porque não queria mais; o avo criou elle. Depois o menino foi cassar passarino e a frecha caiu a porta do homem. Homem tratou de criar menino. Dahi as filhas do homem não queria de tudo, sò um queria. Ahi homem frego menino (com medizina) e manda lavar. Sahiu meia dia de agua, donna frigar. Ahi donna na agua outra vez cedinho. Quando sahiu assi de agua, quasi meia dia, ja era homem. Ahi botou infeitado, dẽšĩ, cabello, genipapo, dõhó. Mandou par avo delle, quando chegou, mamai queria tomar o trem delle, não quer dar. Ahi avo sahiu, dê por elle. Ahi mamai trouze comida por elle, não queria comer. Ahi avo trouze comida ruina, sò as spinhas de peixes e restas de mandioca e aqui comeu. E amanhã sahiu par cobrar o irmão. Ahi homem fallou por menino: no caminho vai encontrar uma mulher velha, chamase sapo; ahi mulher vai pedir uma passagem; ahi deve fazer, ahi vai em ella. Dahi mandou par cobrar irmão. Ahi chega jogar um macaco primeira, não acerta; ahi joga elle com õbĩrú, acerta, matta. Ahi torna jogar; ahi torna outra vez acertar. Ahi acabou de matar macaco. Ahi vai na agua par cobrar irmão; ahi battou na agua, tóũ, tóũ. Ahi chegon gavião per mattar rapaziata; ahi pegou no mão. Ahi chegou outro; ahi matta na mesma cousa. Ahi acaba de mattar, ahi sahiu, chega na casa do homem. Ahi homem disse: da o trem par mamai; ahi você vai, sua mai vem, você da sua trem por ella. Ahi chegou na casa de mamai, outra mulher pedei per casar com ella; ahi casou logo. Ahi fez vento com hẽdjĩwá; ahi voltou rapaz, ahi vem vento. Ahi o vento trouze o mel, a cobra, veado, cechada. Ahi a cobra recolheu endentro de hẽdjĩwá. Ahi amanhã rapaziata foi no matto. Ahi menino pegou no hẽdjĩwá, fez vento tambem. Ahi menino não sabe, cobra vem e acabou com tuda gente. Ahi rapaz viu o vento e imaginou, como menino fez isso. E ahi cobra chegou, mordeu em elle, mattou, acabou. Não tem mais gente.

Verzeichnis der Abbildungen.

1. Tafeln.

Erſter Teil.

Tafel 1. (Titelbild) Karajábootsmann.
" 2. 1. Blick auf den Chapadão bei Caldas Novas.
2. Ochſenkarren auf der Landſtraße bei Goyaz. (Nach Photographie des Herrn A. Veiga in Goyaz.)
3. Aufbruch der Tropa vom Rancho (Lageado).
" 3. 1. Am Ufer des Rio Vermelho in Goyaz.
2. Am Ufer des Rio Vermelho in Goyaz.
3. Weſtliche Ausläufer der Serra Dourada, nahe Goyaz.
" 4. Burity-Palmenreihen am Corrego Vermelho. (Nach Photographie des Herrn A. Veiga in Goyaz.)
" 5. Palmengebüſch am Rande der Araguaya-Ebene. (Nach Photographie des Herrn A. Veiga in Goyaz.)
" 6. 1. Steilufer von Leopoldina.
2. Der Araguaya, von Leopoldina aufwärts geſehen.
3. Alter Dampfer mit Baum; Leopoldina.
4. Die Klippe von Leopoldina.
" 7. Skizzenbuchzeichnungen der Karajá.
" 8. Tonpuppen der Karajá.
" 9. 1. Mauzi und Maudihi mit Netzdecken.
2. Camarada Antonio.
" 10. 1. Karajáfamilie unter Mattenſchutz bei Leopoldina.
2. Steilufer des Araguaya mit Buſchwald.
3. Sumpfiges Waldufer. Araguaya.
4. Palmengruppe am Ufer. Araguaya.
" 11. 1. Trockenzeithütte der Karajá.
2. Karajádorf.
3. Rauchende Karajá-Frauen.
4. Karajá-Geſchwiſter.
" 12. 1. Kochplatz der Karajá-Indianer.
2. Karajáknaben.
3. Maskenhütte in Dorf 7 (Südhorde).
4. Frauen und Mädchen der Karajá.
" 13. 1. Mattenlager wandernder Karajá-Indianer.
2. Totenurne auf dem Karajá-Friedhof S. Izabel do Morro.
" 14. Geſichtsausdrücke des Häuptlings Ilk.
" 15. 1. Jüngling in vollem Schmuck. Karajá.
2. In Baſt eingewickelter Zopf eines Karajá-Jünglings.
3. Kiepenträger. Karajá.

4a. Jünglinge mit Zöpfen, die in rote Baumwollſchnur eingewickelt ſind.
b. Dieſelben Jünglinge von vorn.
Tafel 16. Bemalte Karajá-Jungfrau, von vorn und von der Seite.
" 17. Karajá-Indianer (Gruppenbild).
" 18. Karajá-Mädchen in vollem Schmuck, Vorder- und Rückanſicht.
" 19. 1a. Häuptlingsſchemel der Karajá.
b. Vorderanſicht des Schemels.
2. Holzpuppe der Karajá.
3. Wachsnachbildung der iooní-Maske.
" 20. 1. Kobuní-Maskentänzer.
2. Ladení-Maskentänzer.
3. Flechtmuſter: Hundsfiſch.
4. Flechtmuſter.
" 21. Geflechte der Karajá.
1a—e. Kämme.
2. Fliegenwedel.
3. Länglicher Korb.
" 22. Wachsfiguren der Karajá und Šavajé.
" 23. 1. Ufer von Conceição: Guedeshafen.
2. Straße in Conceição mit Guedes Großgeſchäft. (Nach Photographie des Herrn A. Veiga in Goyaz.)
" 24. 1. Kayapó-Kinder.
2. Mann, Jünglinge und Mädchen der Kayapó.
" 25. 1. Bratroſt im Walde. Kayapó.
2. Geflochtene Taſche als Maisbehälter. Kayapó.
3a, b. Kindertraggürtel der Kayapó. (a in Schutzhülle.)
4. Kleines Holzgefäß. Kayapó.
" 26. 1. Doppelhaus im Dorfe der Kayapó.
2. Frau mit Tragkorb und Bogenſchütze. Kayapó.
" 27. 1. Waldufer mit bizarren Bäumen. Tapirapéfluß.
2. Waldufer mit herabhängenden Schlingpflanzen. Tapirapéfluß.
3. Rieſiger Ringſee mit Waldinſel. Tapirapéfluß.
4. Sandbank und Barre im Fluß am Seeeingang. Tapirapéfluß.
" 28. 1. Erſtes Baumhindernis im Tapirapéfluß.
2. Überwindung des Waſſerfalles im Tapirapéfluß.
3. „Glattes" Fahrwaſſer im Oberlauf des Tapirapéfluſſes.
4. Meine Leute auf dem Marſch zu den Dörfern der Tapirapé.
" 29. 1. Durch Zaun abgeſperrter See am Tapirapéfluß. Blick vom Seeende aus.
2. Bratroſt der Tapirapé im Walde.
" 30. 1. Häuſer der Šavajé auf Bananal.
2. Dorfvogel der Šavajé.
3. Frauen und Kinder der Šavajé.
4. Männer und Jünglinge der Šavajé.
" 31. 1—6. Blattflechtereien der Karajá und Šavajé.
" 32. 1. Übergangshütte: Doppelhütte mit Rundbauten. Karajá.
2. Eingang in den Rundbau.
" 33. Knabenſchmuck der Karajá: oben Federhelm, rechts und links Ohrtulpen mit Perlengehänge, in der Mitte Halsgehänge mit Nackenquaſten.
" 34. Tanzmasken-Nachbildungen:
1. idjazó-Maske.
2. ladení-Maske.
" 35. Tanzmasken-Nachbildungen:
1. djaſhoní-Maske.
2. idjazó-Maske.
3. ladení-Maske.

Zweiter Teil.

Karajá.

Tafel 36. 1. Drei Karajá-Männer.
2. Jüngling, Knabe, Mann. Karajá.
„ 37. 1. Jünglinge der Karajá.
2. Frauen und Kinder der Karajá.
„ 38. 1. Zwei Männer, ein Jüngling, zwei Knaben. Karajá.
2. Bemalter Knabe. Karajá.
„ 39. Häuptlingshütte der Karajá mit teilweiſe gedecktem Eingang.
„ 40. 1. Einfache geſchloſſene Hütte. Karajá.
2. Gerüſt einer geſchloſſenen Doppelhütte.
3. Miſchtypus: Kurzhütte. Karajá.
4. Miſchtypus: Langhütte. Šavajé in Schiſchá.
„ 41. 1. Schattendach, dahinter Mattenwand.
2. Unfertiges Dorf: Mattenwandlager neben neugebauter Hütte.
„ 42. 1. Frauenkleidung und -haartracht.
2—3. Karajáfrauen und -kinder.
„ 43. 1. Jüngling in typiſcher Tracht.
2. Knabe mit kurz geſchorenem Haar und Haarkranz.
3. Karajámänner mit Strohhut und Tabakspfeife.
„ 44. 1. Karajájünglinge.
2. Karajájüngling und -knabe.
„ 45. 1. Muſcheln für Lippenpflöcke:
  a. Dreikantige Muſchel.
  b. Perlmuttermuſchel.
  c. Zweiſpitzige Muſchel.
2. Schopffederquaſte.
3. Armſtulpe eines Kindes.
4. Wadenband (a) und Knöchelband (b) eines Mädchens.
5. Beinwickel kleinſter Kinder.
6. Wadenband mit gequäſteltem Schnurbehang.
7. Wachsnachbildung der inauini-Maske.
„ 46. 1. Federhaube mit Reiherfedern.
2. Feſte Netzhaube, mit weißen Flaumfedern beſetzt.
3. Federhaube mit weißen Federn.
„ 47. 1. Eingeſtülpte Federhaube (Aufbewahrungsform).
2. Federhaube mit drei Federzonen.
3. Federhaube mit zwei Federzonen.
4. Federhaube mit Federreif am Unterrand.
5. Federzylinder.
6. Federhaube mit Federreif im oberen Teil.
„ 48. 1. Federreif.
2. Federreif mit einfachem Stutz.
3. Federreif mit zuſammengeſetztem Stutz.
4. Kopfband aus feinen Federchen.
5. Federdiadem.
6. Kopfreif mit langen, ſenkrechten Ararafedern.
7. Steifes Rohrdiadem.
„ 49. 1. Tragart des Hinterhauptsrades.
2. Hinterhauptsrad.
3. Hinterhauptsrad.
4. Geflochtene Scheibe für das Hinterhauptsrad.
5. Holzſcheibe für das Hinterhauptsrad.
„ 50. 1. Stirnband aus Baumwollfaden.

2. Stirnband aus [illegible].
3. Baſtwulſt.
4. Hinterhauptzierat, zuſammengelegt (Aufbewahrungsform).
5a—e. Stirnfedern, über die Stirnbänder (1, 2) gebunden.

Tafel 51. 1. Federraupe.
2. Tragart der Federraupe.
3. Halsketten: a. Thevetiafrüchte.
b. Jinjani-Früchte.

52. 1a—c. Armbänder mit Federbüſcheln.
2a—c. Armbänder mit Federlagen.
3a—l. Armgehänge verſchiedenſter Art.

53. 1—5. Geflochtene Baumwollgürtel mit Federgehängen.

54. 1. Vogelkäfig.
2. Vogelfalle.
3. Fiſchnetz aus Embira.

55. 1. Stäbchenſieb.
2. Siebkorb.
3. Siebteller.
4. Modernes Sieb.
5a—c. Muſchellöffel.
6a—c. Tabakstäſchchen.

56. 1. Bogenſchütze.
2. Zielring.
3a—c. Keulenſtöcke.
4a—c. Kleine Tragkürbiſſe.
5. Karajáboot auf Arbeitsgerüſt.

57. 1—2. Kiepen.
3. Runder Tragkorb mit Stirnband.
4. Tragtaſche.
5—6. Tragſäcke.
7. Spitzovaler Korb.
8—11. Körbe mit quadratiſchem Boden und runder Öffnung.
12—13. Längliche Körbe, aus einer Blattfieder geflochten.
14—15. Korbſchale und Korb, aus zwei Fiedern geflochten.
16. Doppelſpankorb, geöffnet.
17. Doppelſpankorb geſchloſſen.

58. 1a—b. Töpfertonzuſatz.
2. Topfboden mit Stäbchenſiebſtruktur.
3a—c. Federraupen.
4a. Imbauva-Faſerbündel.
4b. Buriti-Faſerbündel.
5. Korbflechtprobe.
6. Spindel mit gezupftem Baumwollband.
7. Baumwollknäuel.
8a—b. Aufbewahrungsarten von Federn.
9. Bambustrompete.
10a—b. Affenſchädelraſſeln.
11. Totenurne.

Javajé.

59. 1. Armwickel mit drei Schnurquaſten.
2. Beinbinde mit Franſenbehang, gequaſtelt.
3. Kleine Netzdecke.
4. Iuſiná-Schmuck.
5. Federreif mit Stutz.

6—7. Stirnfedern.
8—9. Armbänder.
10—11. Federhauben.
12. Baumwollgürtel mit Behang.
Tafel 60. 1—2. Hinterhauptsfederräder der Šavajé.
„ 61. 1. Röſtherd der Šavajé.
2. Tabakstaſche aus Affenfell.
3. Tragſack, aus einem Palmwedel geflochten.
4. Baumwollzupfbogen.
5. Spindeln: a. Wachswirtel,
b Wirtel aus ungebranntem Ton,
c—d. Wirtel aus gebranntem Ton.

Kayapó.

„ 62. 1. Alte Frau; Krieger mit Keule. Kayapó.
2. Kayapó-Männer und -Frauen.
„ 63. 1. Kayapóhütte
2. Kayapóhütte mit Vorratsgerüſt.
3. Einen Hof bildende Kayapóhütten.
„ 64. 1. Federkrone.
2. Schlaf- und Sitzmatte.
3. Mädchenſchärpe.
4. Knabenſchurze: a. aus Baſt,
b. aus Baumwolle.
5. Hinterhauptsſcheibe.
6. Hinterhauptsdiadem.
7. Kopfband.
8. Schlafmatte.
„ 65. 1. Diadem
2—6. Hinterhauptsfedern.
2. Geierfedern mit kleinem Federchen am Kiel.
3. Zwei Ararafedern mit Deck- und Endfedern.
4. Sechs lange Ararafedern.
5. Ararafedern mit weißen Endfedern, nach der Mitte zu länger werdend.
6. Von hinterher durchgeſchobene Deckſchicht andersfarbiger Federn.
„ 66. 1 a—b, 2. Hinterhauptsfedern.
3a—b. Nackenfedern.
4, 5 a—c. Geſtielte Nackenfedern.
6. Nackenſchmuck.
„ 67. 1—2. Nackengeflechte.
3. Armgehänge aus Baſt.
4. Muſchelſcheibenhalsband.
5—7. Halsfederquaſten.
8. Federarmband.
9. Klauengürtel.
„ 68. 1. Kamm.
2. Bemalungsmatrize.
3. Feuerfächer.
4. Mandiokapreſſe.
5. Kiepe.
6. Runder Tragkorb.
7—9. Umhängetaſchen.

Tapirapé.

„ 69. 1. Kamm.
2. Vollaxe.

3—4. Halbreuſe.
5. Kiepe.
6—8. Rechteckige Transporttäſchchen.
9. Elaſtiſche Transporttaſche.

2. Textabbildungen.

Erſter Teil.

Seite
1a—b. Sandzeichnungen Pedros: Tanzmasken 57
2. iooní-Maske. Nach Zeichnung 79
3. Ohrſchmuck der Kayapó 98
a. Holzrolle.
b—c. Holzpflöcke.
d—f. Stäbe mit Muſchelſcheibe und Federaufbau oder Perlengehänge.
4. Trockene Flußſtellen neben und unterhalb von Seen. Tapirapéfluß 117
5. Kartenſkizze des verlorenen Winkels. Tapirapéfluß 118
6. Schildkrötenkäfige der Karajá. Tapirapéfluß. (Nach Photographie gezeichnet.) 119
7. Kartenſkizze des Fiſchſees im Tapirapéfluß 122
8. Baumfigur; ſtellt die weiblichen Geſchlechtsorgane dar. Karajá auf Bananal . 135
9. Kanu-Schabſtelle der Karajá. Inneres von Bananal. (Nach Photographie gezeichnet.) 136
10—11. Ringkampf der Šavajé und Karajá. (Nach Photographie gezeichnet.) 138—139
12. Pflanzung der Karajá auf Bananal. (Nach Photographie gezeichnet.) 145
13. Skizzenbuchzeichnungen: Mond mit Gebirgen (Kröte) 153
14. Skizzenbuchzeichnungen: a. Plejaden (Periquitos). 155
b. der Jaguar ſpringt,
c. den Strauß (α u. β centauri) an.
15. Tongruppe: Karikatur der alten Großmutter. Karajá 155
16a—b. Zauberpfeil mit Bogen. Karajá 156
17. Steinbeil, gefunden bei Caldas Novas 166

Zweiter Teil.

Karajá.

18. Grundplan und Gerüſt der Kurzhütte des Miſchtypus. Karajá 196
19. Grundplan und Querſchnitt der Langhütte des Miſchtypus. Karajá 196
20. Grundplan und Querſchnitt des Hauſes der Šavajé auf Bananal 196
21. Grundplan und Querſchnitt der Langhütte des Miſchtypus. Šavajé in [illegible]. 197
22. Gemuſterte Schlafmatte für Mädchen. Karajá 198
23. Pfeilſtänder im Haus 199
24. Vorratsgerüſt. (Nach Photographie gezeichnet.). 200
25. Gerüſt zum Trocknen der Schildkrötenangelſchnüre 200
26a. Kürbistrocknen 200
b. Kürbisaufbewahren.
27. Grundplan des Dorfes 22, Nordhorde 202
28. Grundplan des Dorfes 7, Südhorde 202
29. Baumwollgürtel kleinſter Mädchen 204
30. Baumwollgürtel kleiner Mädchen 205
31. Baumwollgürtel größerer Mädchen 205
32. Jüngling mit Baſtbinde. (Nach Photographie gezeichnet.) 205
33. Augenſchirm aus Palmblatt 206
34. Tragart des Augenſchirmes. (Nach Photographie gezeichnet.) 206
35. Offener Zylinderhut: a. von der Seite 206
b. von unten.

Seite
36. Ringförmiger Augenſchirm: a. von oben 206
b. von der Seite.
37. Knabe mit abgeſtuftem Haar 209
38. Jüngling mit Schopffederbüſchel und Haarkranz 210
39a–b. Zwei Haarſcheuzen 211
40a–b. Urukukarte in Handelspackung 213
41. Farbnäpfe: a. Löffelcuye 213
b. Halbcuye.
42. Genipapoſtempel: a. einſeitig 213
b. zweiſeitig.
43. Knabe (a) und Mann (b) mit Vollmuſterung 214
44a–b. Zwei Mädchen mit Vollmuſterung 214
45a–c. Oberſchenkelmuſterung 215
46a–d. Stammesbemalung der Karajá: Augenquerband 216
47a–b. Naſenbemalung 216
48a–g. Untergeſichtsbemalung 216
49a–d. Kinnbemalung 217
50. Volle Geſichtsbemalung 218
51. Wundkratzer 218
52a. Tätowierſtempel mit Längsſchnitt und Kreisfläche in natürlicher Größe. . . . 218
b. Tätowiermeſſer aus Stein in natürlicher Größe.
53. Häuptlingstätowierung: a. Mann 219
b. Frau.
54a–b. Knochenlippenpflöcke 220
55a–e. Muſchellippenpflöcke 220
56a–c. Muſchellippenpflöcke 220
57. Spiralig aufgewickelter Holzlippenpflock 220
58a–c. Holzlippenpflöcke der Jünglinge 221
59a–b. Holzlippenpflöcke älterer Hageſtolze 221
60a–d. Holzlippenpflöcke der Männer 222
61. Bemalter Holzlippenpflock 223
62. Steinlippenpflock 223
63. Ohrtulpe mit doppeltem Federkranz 223
64. Kapivarazähne in Aufbewahrungsform 223
65. Verzierte Kürbisſchale 225
66. Ohrroſetten: a. mit Hängefeder 225
b. mit doppelter Federlage.
67. Geſchnitzter Ohrſtab 225
68. Nackenquaſten: a. rot gefärbte der Jünglinge 228
b. ſchwarz gefärbte für Kinder.
69. Schnurrock der Mädchen 228
70. Quaſtenſchnur für den Oberarm 229
71a–b. Tragart der Quaſtenſchnur für die Beine 229
72. Oberarmband mit langem Schnurbehang 229
73. Tragart des Wadenbandes mit Schnurbehang 229
74a–b. Doppelwulſtbänder mit Schnurbehang für den Oberarm. (b gequaſtelt.) . 230
75. Doppelwulſtband mit Schnurbehang als Wadenband 230
76. Trageweiſe der Federhauben 232
77. Befeſtigung der Federn in den Netzen der Federhauben 232
a. je zwei Federn,
b. Roſettenſtäbe.
78. Aufbau des ſteifen Rohrdiadems 234
79. Schematiſche Darſtellung der Befeſtigung des Hinterhauptsrades 235
80. Schematiſche Darſtellung des Aufbaues des Hinterhauptsrades 236

Seite
81. Fingerringe aus Schwanzringen von Chamäleon (a) und Teju-Eidechſe (b). . . 239
82. Straußenfedergürtel 240
83. Pflanzungsgerät der Karajá 243
84. Konſtruktion der Vogelfalle 248
85. Knotenbildung der Fiſchnetze. 250
86. Fiſchſperrnetz. Kinderſpielzeug 250
87. Feuerquirl 252
88. Glimmbaſt 252
89. Kochtopf, gewöhnliche Form 252
90. Doppelbauchiger Kochtopf 253
91. Dreibeiniger Kochtopf 253
92. Mandiokareiber 254
93. Rührlöffel 254
94. Eßcuye 256
95. Flache Eßſchüſſel aus Ton 256
96. Moderne Eßſchüſſel aus Ton 256
97—98. Cuyenlöffel 256
99a—c. Schlagſtein mit Unterlage 256
100. Steinbeil: langes Flachbeil. 257
101. Steinbeil: kurzes Flachbeil 257
102. Steinbeil: Beil mit Schaftrille 257
103. Frucht des Jequitibabaumes, aus der die Tabakspfeifen hergeſtellt werden. . 259
104a—c. Tabakspfeifen aus Jequitibafrucht: a. rohe Form. 259
b. fein zugearbeitet, ohne Rieſe.
c. fein zugearbeitet, mit Rieſe.
105. Nachbildung einer Tabakspfeife in Holz 260
106a—b. Verzierte Tabakspfeife aus Holz 260
107. Tabakspfeife mit Saugrohr. 260
108a—d. Tönerne Tabakspfeifen 260
109. Frucht als Ziel beim Bogenſchießen 263
110. Bogen mit weiß gefärbter Umwicklung, Maisblatt und Federquaſte 263
111. Bogen mit gemuſterter Umflechtung und Federkranz 263
112a—b. Zwei vollſtändige Pfeile 263
113a—i. Pfeile mit Holzſpitzen 265
114a—c. Pfeile mit Bambusmeſſern als Spitze 266
115. Pfeil mit Knochenſpitze 266
116. Pfeil mit Rochenſtachelſpitze 266
117. Knochenſpitze zum Aufſtecken auf Pfeile 266
118. Anſatzſtelle zwiſchen Pfeilſchaft und Spitzenſtiel 268
119a—c. Fiederung: a. ergänztes Ende 268
b. Anſetzen der Federn.
c. Vollſtändige Fiederung.
120a—k. Verzierung des Schaftes zwiſchen den Federn 269
121 a—i. Kerbwickelungen der Pfeile 270
122. Keulenrieſter. 270
123. Keule 272
124. Keule mit umgeflochtenem Griffende 272
125. Kinderkeule 272
126. Lanze 272
127a. Pfeilſchleuder 273
b. Detail des Hakens.
c. Handhabung der Pfeilſchleuder.
128a—b. Karajáruder 277
129. Eindrücken der Rieſe in die Tonwulſt 283

Seite
130. Auflegen der Tonwulſt auf den Rand des Gefäßbodens. . . . 283
131. Brennen des Topfes 283
132. Tonſchale mit vier Auswüchſen am Rand 283
133. Altes Tongefäß 284
134. Embira: a. auf Stab gewickelt 287
b. aufgerollt.
135. Burityfaſerbündel 288
136a—b. Netzknüpfen 288
137. Flechtprobe einer Schlafmatte 288
138. Schema der Schlafmatte 288
139. Hutgeflechtſtreifen: a. vierteilig 290
b. elfteilig,
c. neunteilig.
140. Knochennadel zum Zuſammennähen der Hutſtreifen. . . . 290
141. Korbflechtnadel aus Jaburufederkiel 290
142a—g. Herſtellung der ovalen Doppelſpankörbe 292
a. Verpackung der Flechtſtreifen,
b. einzelner Flechtſtreifen,
c. inneres Oval,
d. Vernähen der Streifen am Oval,
e. das Umknicken der Streifen zur Bildung des Bodens,
f. Querſchnitt,
g. Schnurverſchluß.
143. Bogen zum Zupfen der Baumwolle 293
144a—d. Spindeln: a. mit Knochenwirtel 294
b. mit Wirtel aus weißer Erde.
c. verzierter Tonwirtel,
d. verzierte weiße Scheibe.
145a—c. Netzdeckenherſtellung: a. Flechtapparat 294
b. Aufwicklung der Kette,
c. Durchflechten des Durchſchuſſes.
146. Rahmen zum Gürtelflechten 297
147a—b. Apparat zum Gürtelflechten 297
148a—b. Häkelnadel 297
149. Häkelprobe 297
150. Stäbchen zur Kammfabrikation. . . . 298
151. Erſte Verpflechtung der Kammſtäbchen 298
152. Befeſtigung der Querſtäbchen 298
153a—b. Kreuzfäden an den Schmalkanten der Kämme. . . . 298
154. Anbinden der langen Federn der Federräder an die Holzſtäbchen 300
155. a. Federſtab 300
b. Roſettenſtab.
156. Befeſtigen der Federn nebeneinander durch eine fortlaufende Schnur 300
157. Verbindung der Federn der Aufbewahrungsflügel. . . . 301
158. Faſſung von Hängefedern: a. in kleiner Frucht 301
b. in Thevetiafrucht.
c. in Schneckenhaus.
d. in Klaue.
159. Verſtärken von Federn durch Aneinandernähen zweier halbierter Federn . . 302
160a—b. Kleinſter Kinderbogen mit Pfeil 306
161. Kinderbogen 305
162a—d. Kinderpfeile 306
163. Spitzer Vogelpfeil 306
164a—b. Stumpfe Vogelpfeile: a. Wachskuppe 306

Seite
b. Wurzelende.
165. Pfeil mit aufgeſchobener Nuß . . . 306
166. Kinderruder: a. gewöhnlicher Typus . . . 306
b. bemalt.
167. Kinderſpindel mit Holzwirbel . . . 307
168a—g. Kleines Tongeſchirr für Kinder . . . 307
169a—i. Kleines Spielgeſchirr . . . 308
170a—i. Kleines Spielgeſchirr . . . 308
171a—d. Kinderſpielboote: a. gewöhnlicher Typus . . . 309
b. beſondere Form.
c. halbierter Kürbis.
d. Palmblattſcheibe.
172a—d. Kinderſpielruder . . . 310
173a—c. Gewehrnachbildung: a. einfach . . . 310
b. doppelt.
c. Laufreiniger.
174a—d. Kreiſel . . . 311
175. Brummkreiſel . . . 311
176. Surrſcheibe . . . 311
177a—b. Vexierſchnitzereien . . . 312
178a—b. Kürbistrompeten. (b Flöte mit Reſonanz.) . . . 316
179a—b. Pfeifen: a. Kürbis . . . 317
b. Blatt.
180a—b. Schildkrötenkratzer und deſſen Handhabung . . . 317
181a—b. Kürbisraſſeln . . . 317
182a—b. Regenzauber: a. Zwei Rohrſtäbe . . . 333
b. Zwei Ruten.
183a—b. Augenzauber: a. Zaubermaſſe . . . 333
b. Pinſel.
184a—c. Fieberzauber: a. Fiebermittel in Säckchen . . . 333
b. c. Beſtandteile.
185a—b. Affenpenis. (b Rückſeite der Eichel) . . . 334
186a—c. Zitteraalzauber (a), mit Schutzhülle (b, c) . . . 334
187. Knochen zum Ausbrennen der Wunden . . . 336

Šavajé

188. Plan des Dorfes der Šavajé auf Bananal . . . 354
189a—b. Wundkratzer. (b Rückſeite.) . . . 355
190. Ohrſtab . . . 355
191a—b. Doppelwulſtband mit langem Schnurbehang. (b in Aufbewahrungsform.) 357
192a—c. Aufbau des luſiná-Schmuckes. S. 357.
a. Querſchnitt durch die beiden Flächen und die Mittellage.
b. Befeſtigung der Rohrſtäbchen (Federträger).
c. Verbindung der beiden Flächen miteinander (von der Innenkante aus geſehen).
193a—b. Rührlöffel (b von der Seite) . . . 359
194. Geflochtener Tabak . . . 360
195a—c. Pfeile. a. Anſatzumwicklung . . . 360
b. Fiederung.
c. Holzknaufſpitze.
196a—b. a. Keule . . . 361
b. Griffende eines zweiten Exemplars.
197. Keulenrieſler . . . 361
198. Pfeilſchleuder . . . 361

Seite
199. Ruder 361
200. Waſſertransportkürbis 363
201 a—b. Steinbeile 363
202. Baumwollknäuel in Baſthülle 363
203 a—b. Flechtapparat für Mädchengürtel. (b Rückanſicht.) 363
204. Häkelnadel 363
205. Schwarzes Harz 363
206 a—c. Kinderwaffen: a. Bogen 363
b. Pfeil mit zugeſpitztem Schaft.
c. Pfeil mit aufgeſchobener Nuß.
207 a—d. Spielgeſchirr: a—b. Näpfe 363
c. bemalte Schale.
d. deren Muſter.
208. Kürbisflöte 366

Kayapó.

209. Plan des Dorfes der Kayapó 372
210. Grund- und Aufriß der Hütten der Kayapó 373
211 a—b. Waſſerkürbis. (b Bodenfläche.) 374
212 a—b. 213 a—b. Offene Federcuyen. (b Bodenfläche.) 374
214 a - b. Federcuye mit Wachsverſchluß. (b Bodenfläche.) 374
215 a—b. Federcuye mit Kirbisſchalendeckel. (b Verſchluß.) 375
216 a—b. Federcuye mit geflochtener Deckelkappe. (b Verſchluß.) 375
217 a - b. Penisſtulp. (b Innenanſicht von unten.) 376
218 a—c. Kleinſte Lippenſtäbe 377
219 a—b. Lippenſcheibe. b. Stöpſel 377
220 a—b. Lippenpflöcke mit breitem Mundſtück 377
221 a—c. Lippenpflöcke mit abgeſetztem Mundſtück 377
222. Lippenpflock aus Kriſtall 377
223. Mädchen mit Schnurſchärpe 377
224. Federbefeſtigung der Federkrone 378
225 a—b. Detail des Hinterhauptsdiadems: a. ſchematiſcher Querſchnitt 378
b. Befeſtigung der Federn am Faden.
226. Nackenquaſten aus Baumwollſchnur 381
227. Bauart des Muſchelſcheibenhalsbandes 382
228. Halsband aus überflochtenen Holzſtäbchen 382
229. Halsanhänger 382
230. Schildpattanhänger von vorn und von der Seite 382
231. Tanzlippenſchmuck 383
232. Unterarmband kleinſter Kinder 383
233. Armſtulpe aus Baumwolle 383
234 a—b. Armband mit Schnurüberwicklung: (b Detail der Schnurwicklung.) 384
235—236. Überflochtene Armbänder 384
237 a—d. Bemalung der Glatze (a), bei Kindern (b) und bei Jünglingen (c, d) 385
238 a—b. Geſichtsbemalung 386
239. Feuerquirl 387
240. Bratgrube. (Nach Photographie gezeichnet.) 388
241 a—b. Tabakspfeifen: a. aus Jequitibafrucht 389
b. aus Ton mit Saugrohr.
242 a—b. Steinbeile 389
243. Keulenrieſler 389
244. Rührholz 389
245 a—c. Rundkeulen: a. Kriegskeule 389
b. Kinderkeule,
c. Muſter der Stielumflechtung.

Seite
246a–c. Flachkeulen: a. ſchmale Keule mit Hängeband 390
b. ſcharfe Spitzkeule mit Schnurverzierung und Umflechtung 390
c. Muſter der Umflechtung 389
247. Kayapóbogen 391
248a—c. Querſchnitte von Kayapóbogen. (c Kinderbogen.) 391
249a—h. Kayapópfeile 391
250a—c. Anſatzumwickelungen der Pfeile 393
251. Fiederung 393
252a—i. Verzierungen des Pfeilſchaftes zwiſchen den Federn 394
253a–c. Kerbwicklungen 396
254a—c. Spindeln: a. verzierter Steinwirtel 397
b. verzierter Tonwirtel,
c. Tonſcheibe.
255a—d. Befeſtigung von Federn an Schnuren 398
a. Nackenfieder.
b—c. Hinterhauptsfedern.
d. Straußenfedern als Hinterhauptsfedern.
256a—c. Befeſtigung von Federn an Stäben (a—b) und Schnurenden (c) 398
a. Federhalsquaſte.
b. Roſettenſtab.
c. Nackengeflecht.
257a—b. Federn in Frucht- (a) und Klauenfaſſung (b) 398
258. Verknüpfung nebeneinander geordneter Federn durch eine durch die Fahnen von Kiel zu Kiel gezogene Schnur (Hinterhauptsfedern) 398
259. Raſſelkürbis 400
260. Rohrpfeife 400
261a—c. Zum Tanz geſchmückte Frauen 402

Tapirapé.

262a—b. Tätowierung der Tapirapé-Frauen 405
263. Bemalung eines Tapirapé-Mädchens 405
264. Spindel 405
265. Keule 406
266a—b. Puppe aus weißer Erde 406
267. Der Fiſchzaun am Fiſchſee der Tapirapé, vom Fluß aus geſehen. (Nach Photographie gezeichnet.) 408
268. Schildkrötenkäfig. (Nach Photographie gezeichnet.) 409
269a—c. Bratſtänder vom großen Bratplatz der Tapirapé 410
70a—b. Tapirapépfeile 410

Kartenbeilagen.

1. Überſichtskarte. Maßſtab 1 : 20'000 000.
2. Karte des Rio Araguaya. Maßſtab 1 : 2'000 000.

Bemerkungen zu den Karten.

Für die Überſichtskarte wurden unſere deutſchen Atlanten zugrunde gelegt; die Einzeichnung des Landweges und des Araguaya erfolgte aber auf Grund meiner Aufnahmen, die mit Kompaß und Uhr vorgenommen wurden.

Für den Landweg von Araguaya bis Leopoldina ergeben ſich dabei weſentliche Abweichungen von unſeren deutſchen Karten, während meine Aufnahme mit der braſilianiſchen Karte der Companhia Mogyana (S. Paulo, 1906) beſſer übereinſtimmt. Beſonders er heblich ſind die von mir vorgenommenen Änderungen auf der Strecke Araguary bis Caldas Novas.

Die Flußaufnahme erfolgte von Leopoldina bis Dorf 16 von Süden aus, von da bis Conceição von Norden aus.

Sie ergibt weſentliche Abweichungen gegen unſere Atlanten. Die Entfernungen erſcheinen von Rio das Mortes an nordwärts zu groß; außerdem weicht die Flußrichtung von da an nach Oſten ab. Um meine Aufnahme in die Überſichtskarte einzupaſſen, mußte die Strecke von Rio das Mortes bis Conceição um $^1/_5$ gekürzt und außerdem um etwa 9,5° nach Weſten gedreht werden. In der Spezialkarte des Fluſſes habe ich dieſe Korrekturen nicht vorgenommen. Am engſten ſchließt ſich meine Aufnahme in den Längenmaßen an Ehrenreichs Karte (Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. 27, Blatt 3) an.

Bemerken möchte ich, daß auf unſeren Karten der untere Araguaya vom Nordende der Inſel Bananal bis zum Zuſammenfluß mit dem Tocantins in ſeinen Längenverhältniſſen recht verſchieden dargeſtellt wird, von der Ehrenreichſchen Karte, die auf der in Goyaz exiſtierenden Karte von Moraes Jardim beruht, ſtark abweicht und ſich mehr an Coudreaus Karte anlehrt. Coudreau hat aber den Fluß unter abnormen Verhältniſſen — außergewöhnlich ſtarke Hochflut — befahren.

Regiſter.

(Abkürzungen: Kj. — Karajá; Kp. — Kayapó; S. — Šavajé; T. — Tapirapé.)

Abende: 23, 32, 33, 37, 83, 162.
Abführmittel: 337.
Abmagerung: Kj. 58, 70, 149, 155, 184.
Ablohnung der Camaradas:
  Braſilianer 161.
  Indianer: 109, 111, 113, 129, 146, 153, 159.
Aborte: 200.
Abzeichenſchmuck:
  Armſtulpen: Kj. 226, 275, 298; S. 356.
  Beinſchmuck: Kj. 226—227, 298; S. 356.
  Knabenſchurz: Kp. 379, 399.
  Lippenſchmuck: Kj. 52, 53, 56, 63, 134, 220—24, 279, 282; S. 141, 355; Kp. 98, 376—378, 383; T. 404.
  Mädchenſchnurſchärpe, Kp.: 98—99, 377, 379.
  Ohrſchmuck: Kj. 53, 223—226, 237, 285, 300, 303; S. 141, 355—356; Kp. 98, 378—379; T. 404.
  Standesſchmuck, Kj. 227.
Adam: 11—12, 17, 23, 26, 27, 30, 32, 40, 50, 53, 57, 58, 60, 61, 63, 75, 79, 84, 94, 111, 121, 122, 124, 127, 132, 136, 147, 156, 162, 164, 169.
Affen: 39, 45, 246.
Affenpenis-Zauber: 334.
Aldea: de Pedro III.: 174—175. 190.
  de Salinas: 176, 190—192, 351.
  de Eſtiva: 177.
Aldeamentos, Nova Beira: 174, 351.
  S. Joſé de Moſſamedes: 174, 190, 351.
  Siehe auch Aldea.
Alfredo: Kj. 77, 81, 112, 113, 188.
Angel: 8; Kj. 249, 277, 281.
Anker: Kj. 277.
Anſiedelungen: 24, 28, 31. 33.
  am Araguaya: 35, 41, 43, 51, 67, 83, 84, 86, 167.
Anſtand: 329.
Anſteckende Krankheiten: 338.
Anthropologie, Aufnahmen: 7; Kj.: 52, 180—185; S. 353; Kp. 370—372.
Antonio, Braſilianer: 42, 66, 69, 79, 92, 94, 121, 122, 124, 127, 132, 134, 136, 147, 158, 161, 163; Kj. 105, 107, 108, 111.
Apinages: 173, 175.
Araguary: 5, 12, 13, 15, 18, 91, 167.
Araras: 44; Kj. 245; T. 404.
Arbeitsteilung: Kj. 81, 241—244, 253, 277, 280, 287, 289, 293, 294, 297, 318, 326, 330; Kp. 387.
Arme (Gliedmaßen): Kj. 183; Kp. 371.
Armſchmuck, Baſtquaſtenarmband: Kp. 383.
  Baumwollgehänge: Kj. 228—231; S. 141, 356.
  Baumwollſchnurbinden: Kp. 383.
  Federarmbänder: Kj. 238—239, 303; S. 358; Kp. 383.
  Feſte Bänder mit Fruchtbüſcheln: Kp. 384, 396—397.
  Schnüre mit Anhängern: Kj. 239.
  Stulpen: Kj. 226, 275, 298; S. 356; Kp. 383—384, 397.
Arrudo e Sa, Miguel de: 174, 351.
Arſenkur: 9, 128.
Aruma: 6, 186—187.
Ärzte: Kj. 65, 77, 335.
  Zauberärzte: Kj. 73, 335.
Aſtronomie: 339, 340.
Aufbewahrung von Vorräten ꝛc.: Kj. 59, 199—200, 202—203, 231, 234; S. 137; Kp. 373—375.
Augen: Kj. 181; Kp. 370.
  Augenhaare: Kj. 212; Kp. 385.
  Augenquerband, gemalt: Kj. 215; Kp. 386.
  Augenſchirm: Kj. 206, 207, 290; S. 354.
  Augenzauber: Kj. 334—335.

Ausdauer im Laufen: Kp. 393.
Ausruhſtellung, beim Ringkampf: Kj. 315; S. 366.
  beim Wettlauf: Kj. 313.
Ausrüſtung: 6—10. Siehe auch Beleuchtung, Blechkoffer, ethnologiſche Aufnahmen, Feuerwerk, Glasperlen, Lebensmittel, meteorologiſche Beobachtungen, Phonogramme, Photographie, Proviant, Spielſachen, Steinens Bücher, Tauſchwaren, Tierbilderbücher, Vorſtellung, Wegaufnahmen, Zelt.
Außereheliches Geſchlechtsleben: Kj. 82, 145, 321, 326—327; Kp. 401.
Ausſetzen: Kj. 338.
Ausſtoßen aus dem Stamm: Kj. 328.

Baden: 50, 102, 126; Kj. 220, 338; S. 141, 355; Kp. 386.
Bahnfahrt: 11, 13—15, 167—168, 169.
Bakairi: 186.
Ball: Kj. 312.
Bananal: ſiehe Inſel Bananal.
Bananen: 83.
Barbier: 164.
Barfußgehen: 125, 126, 152.
Barreira: S. Steilufer.
  de S. Anna: 83, 87, 88, 91, 187, 188, 369.
  de S. Izabel Velha: 65, 152, 187, 192.
  dos Tapirapés: 120, 127.
  do Veado: 284.
  Reboginho: 65.
Bart: Kj. 185, 211—212; Kp. 95, 372, 385.
—, künſtlich: Kj. 212.
Baſilio: 17, 23, 26.
Baſtbinde der Frauen: Kj. 39, 55, 107, 207, 287; S. 355.
— um Kopf: Kj. 205, 207.
Baſtmatten zum Schlafen: Kj. 52, 198.
— für ſchwangere Frauen: Kj. 280, 289.
Baſtring, zum Bogenſchießen lernen: Kj. 112, 262, 306.
Baſtverarbeitung: 287—293.
Baumfigur: Kj. 135.
Baumhinderniſſe: 117—119, 122—124, 128.
Baumwollſchmuck:
  Armſchmuck: Kj. 226, 228—231, 275, 298; S. 141, 356; Kp. 383—384, 397.
  Beinſchmuck: Kj. 226—231, 298; S. 356; Kp. 385.
  Gürtel: Kj. 239—240, 296—297, 303; S. 358; Kp. 384.
  Halsſchmuck: Kj. 238.
  Nackenquaſten: Kj. 227, 237; S. 356; Kp. 381, 399.
  Stirnband: Kj. 235—236, 296—297.
Baumwollverarbeitung: Kj. 293—298, 304.
Baumwoll-Zupfbogen: Kj. 62, 293; S. 364.
Bebiano: 77—78, 131.
Bebora: 99, 100.
Begleiter: ſ. Adam, Camaradas.
Begrüßung: Kj. 52, 106.
  Bemalung: Kj. 40, 52, 133, 213, 214; S. 140.
  Empfangszeremonie: S. 140, 365—366.
  Geſchenke: Kj. 52.
Beine: Kj. 183, 184; Kp. 371.
Beinſchmuck, Baumwollbeinbinden: Kp. 385.
  Baumwollgehänge: Kj. 228—231; S. 356.
  Knöchel- u. Wadenbänder: Kj. 226—227, 298; S. 356; Kp. 385.
  auf Reiſen: Kj. 231.
Beleuchtung: 8, 102.
Bella Viſta: 18, 25.
Bemalte Indianer: Kj. 70, 213—215.
Bemalung: Kj. 212—217; S. 355; Kp. 97, 386.
  Stempel: Kj. 213; Kp. 386.
  der Toten: Kj. 330; ſiehe auch Begrüßung, Stammesabzeichen.
Benehmen, Erwachſene: Kj. 52, 54, 68, 72, 134, 137, 141, 144, 149—150, 329.
  Kinder: 55, 329.
Benedikt: 130, 133, 134, 140, 143, 146.
Beſtattung: Kj. 330—331; Kp. 401.
Beſuche in Karajádörfern: 40, 52—56, 57, 58, 59—62, 63, 64, 65, 66, 67—77, 78—82, 83, 110, 111—112, 113—114, 134, 144, 147, 148, 149, 150, 152—153, 154, 155, 156, 157, 158—160.
Bettelei: Kj. 65; Kp. 97.
Beute verteilen, bei Fiſchfang: S. 142, 358.
— bei Jagd: Kj. 247.
Biſchof von Goyaz: 129. 165. 178. 252.
Blattbinde um Kopf: Kj. 59, 159.
Blätter als Kopfſchmuck: Kj. 237.
Blattflechtereien: S. 141.
Blechkoffer: 9, 17, 162.
Blinde: Kj. 336.
Blutrache: Kj. 323—324.
Boa Viſta. 87.
Bogen: Kj. 261—264, 285; S. 360; Kp. 391, 392; T. 404.
  für Kinder: Kj. 305; Kp. 391, 392.
Bogenſchießen lernen: Kj. 112. 262. 306.
  von Füßen aus: Kj. 262, 315.
  Schutz gegen Sehnenrückſchlag: Kj. 275.

Boote, braſilianiſche: 28, 36, 37, 41, 42, 48—49, 50, 86, 92—93, 102—103, 104, 121, 152, 161.
— — ausſchöpfen: 40, 50; dichten: 48, 105; durchſchieben: 117, 124; Fahrten: 43 f., 104 f.; Stange: 49, 83; Verkehr auf Araguaya: 36, 51, 63, 67, 82, 83, 110, 114, 130, 153—154.
— indianiſche: Kj. 72, 73, 114, 276—277, 279, 280; Sitzen im Boot: 276; Feuer im Boot: 252, 276; Meſſen des Bootes: 280; Fahrten: 131, 133, 134—135, 136, 144, 146; Unfall: 157.
S. 362; Kp. 393.
Siehe auch Anker, Bootsſtange, Floß, Hafenplatz, Kanuſchubſtelle, Reiſen, Ruder, Schiffbruch, Unwetter, Waſſerſchöpfgefäß.
— — für Kinder zum Spielen: Kj. 309.
Bootsbau: Kj. 57, 59, 285—286.
Bootsſtange: Kj. 134, 277—285.
Bororo: 187, 320.
Borrachudos: 152.
Brände (Wald- und Camp-): 63, 64, 81, 83, 101, 119.
Campabbrennen wegen Jagd: 128, 247.
Braten und Röſten: Kj. 251—253; Kp. 96, 97, 372, 387—388.
Bratgrube: Kp. 388.
Bratplatz: C. 122, 123, 406, 407.
Bratſtänder: Kj. 251; Kp. 96, 387—388; C. 122, 123, 407, 409, 410, 411; für Schildkröten: Kj. 120.
Brautſtand: Kj. 325.
Brennholz: 49, 50, 252.
Brüche: Kj. 336.
Brücken: 20, 31; Kp. 393.
Brüllaffenſage: Kj. 347—350, 481—482.
Bruſt (Männer und Frauen): Kj. 182; Kp. 371.
Bruſtſchmerzen: Kj. 337.
Bumerang: Kj. 261, 278.
Buritybaſt: Kj. 287, 288.
Buritypalmen: 19, 31, 34.

Cadete Chico: Kj. 52, 56, 158, 344, 353.
Cadete João: Kj. 188.
Caldas Novas: 18, 25, 165, 166.
Camaradas, braſilianiſche: 16, 17, 23, 26, 28, 37, 41—42, 43, 50, 66, 67, 69, 75, 77—78, 84, 92, 102, 104, 112, 113, 124, 127, 162, 164.
— indianiſche: Kj. 56, 78, 80, 84, 92, 94, 104, 114, 121, 126, 129, 130, 131, 132; Kp. 101, 102.
Krankheit: 105, 110, 112. S. a. Manoel, Pedro I.
Streik: 121, 132; Kj. 119.
Schießen: 146.
S. a. Ablohnung, Adam, Antonio, Baſilio, Bebiano, Benedicto, Carlos, Koch, Kuriši, Manoel, Meuterei, Pedro, Streik.
Camp: 19, 44, 46, 89, 95, 96, 123, 124—125, 127, 133, 135.
abbrennen wegen Jagd: 128, 247.
Campinas: 13, 168.
Campininhas: 18, 165.
Candiru: 50.
Canga: 19, 44, 281.
Canoeiros: 63, 65, 152, 180, 182, 181, 188, 194, 320, 342.
Capellinho: 165.
Carapaten: 25.
Cari: Kj. 249, 250.
Carijos: 342.
Carlos: 16, 23, 26.
Carretão: 174 - 175, 190, 192, 351.
Caſtelnau, F. de: 4, 28, 176, 315, 332, 343, 351, 368, 403, 415.
Cavalcanti, Dr. A.: 178.
Chamäleon: Kj. 74, 245, 253.
Chapadão ſiehe Hochebene.
Charaktere: Kj. 107, 111, 112, 113, 114, 130, 148, 157—158.
Chavantes: 41, 86, 88, 92, 174, 175, 177, 188, 190, 191, 244, 251, 320, 341, 351, 352, 368.
Cherentes: 63, 87, 175, 187, 188, 218, 341.
Chicris: 370.
Chirurgie: Kj. 335—336.
Chriſtabend: 168.
Cincinati: Kj. 66, 150, 188.
Cocosnüſſe: Kj. 157, 241, 253.
Collegio Izabel: 35, 113, 177.
Conceição de Itanhaim: 12.
— do Araguaya: 28, 29, 36, 38, 45, 48, 51, 75, 83, 84—85, 86—94, 102, 130, 178, 187, 194, 369.
Corrego Vermelho: 31, 34, 163.
Coudreau: 5, 87, 178, 343, 352, 369, 370, 403, 404, 415.
Criſote: Kj. 81, 110, 188, 322, 324.
Cunha Mattos, Raymundo José da: 176, 342, 361, 368, 403.
Curralinhos: 18.
Cuyaba: 14, 43, 173.
Cyriaki: Kj. 75—76, 105, 129, 188, 193, 322.

Dampferverkehr: 35—36, 177, 178.
Deckfedern, auf Kielen uſw.: Kj. 235, 302.
Delphin: 47—48, 125, 249.
Deutſche: 168.
Diademe: Kj. 233, 234, 302; Kp. 379.
Rohrdiademe: Kj. 234, 302; Kp. 379, 397.
Dialekte: Kj. 343.
Diebſtahl: Kj. 146, 323.
Doppelſpankorb: Kj. 53, 56, 134, 155, 276, 291—293; S. 362.
Dorf: Kj. 59, 188—189, 192—193, 202—204; S. 130, 132, 137, 143, 159, 352—354; Kp. 96—97, 369, 372, 376; T. 404, 406, 407.
— an Tapirapémündung: Kj. 39, 72—74, 106, 113, 129, 188, 193, 322; abweichende Kultur: Kj. 74, 194, 211, 231, 233, 234, 236, 237, 270, 272, 294, 308, 309.
— verlaſſen: dauernd: Kj. 51, 71, 73, 111, 200, 204; S. 137; T. 125; vorübergehend: Kj. 71, 204; Anzeichen: Einpflanzen von Mandioka- und Maisſtengeln in den Sand: Kj. 71, 111, 204, 242.
— verlegen: Kj. 107, 113, 131, 150, 153, 157, 204; S. 137; Kp. 96, 372.
Dorfloſe Strecke am Araguaya: 63—66, 150—153, 189.
Dumbaſinho: 35, 43, 110, 160—161, 177.

Eduardo: 162, 164, 166, 167.
Ehe: Kj. 62, 75, 143, 152, 155, 243, 321 bis 322, 324—327; Kp. 401; Hindernis: Kj. 324; Szenen: Kj. 62, 75, 325—326; ſ. a. Außereheliches Geſchlechtsleben, Heirat, Polygamie, Scheidung, Stellung der Frau, Waiſe, Werbung, Witwen.
Ehrenreich, Dr. Paul: 4, 7, 29, 46, 57, 159, 177—178, 179, 180, 186, 203, 207, 208, 210, 215, 217, 219, 224, 225, 227, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 237, 239, 240, 241, 242, 245, 255, 258, 262, 265, 267, 271—272, 273, 282, 283, 284, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 293, 294, 296, 298, 299, 312, 316, 326, 327, 330, 332, 336, 337, 340, 343, 344, 351, 352, 355, 356, 358, 362, 368, 369, 370, 371, 392, 403, 415.
Ehrlichkeit: Kj. 113, 134, 144.
Eigentum: Kj. 61, 323.
Eiſenwerkzeuge: Kj. 280, 281; S. 362; Kp. 99, 395; T. 122, 409.
Elternliebe: Kj. 41, 328—329.
Embira: Kj. 287, 291, 304.
Empfangszeremonie: S. 140, 365—366.
Enten: 47.
Epilepſie: Kj. 338.
Erbrechen: Kj. 327, 336.
Erde: als Farbe: Kj. 304.
Erdriſſe: 15, 19—20.
Ernährungszuſtand: Kj. 113, 184; Kp. 371; ſ. a. Abmagerung.
Ernte: Kj. 243; Kp. 387.
Erzählungen: Kj. 471—472, 473—477, 478 bis 480.
Eſſen: 50, 164.
Eßgeräte: Löffel: Tuyen: Kj. 255, 256, 286; T. 406; Muſcheln: Kj. 255, 281.
— Schüſſeln: Tuyen: Kj. 255, 256, 286; Kp. 388; Ton: Kj. 256, 256.
Ethnologiſche Aufnahmen: 7, 53, 154.
Exportware: Kj. 56, 254, 255, 280, 284.

Façenda: da Viuva: 163; Lambari: 34; São Joaquim: 157.
Fächer: Feuer-: Kj. 252; Kp. 387.
— Kühl-: Kj. 68, 199, 252, 290.
Fadenſpiel: Kj. 312.
Fähren: 20, 86, 89, 105; Kj. 133, 275.
Farbe: Kj. 304; Genipapo: Kj. 212; Kp. 386; manauſa: Kj. 213, 281, 282, 284; Ruß: Kj. 212, 214; Uruku: 40—41, 51, 204; S. 355; Kp. 386.
— als Altersabzeichen: Kj. 214, 227.
Färben: Kj. 304.
Farbenzuſammenſtellungen: Kj. 302—304; Kp. 400.
Farbnäpfe: Kj. 212, 213, 286.
Federaufbewahrung in Flügeln: Kj. 299; S. 364.
Federbehälter: Kj. 266, 299; Kj. 97, 373 bis 375.
Federzylinder: Kj. 233.
Federhaube: Kj. 232—233, 303; S. 366.
Federhelm: Kj. 150, 237.
Federkopfband: Kj. 234.
Federquaſten: Kj. 303—304.
Federraupe: Kj. 74, 237.
Federreif: Kj. 233; S. 356.
Federroſetten: Kj. 232, 240.
Federſchmuck: Kj. 97, 98; fehlt nördlich der Tapirapémündung: 79, 231.
— Kopfſchmuck: Kj. 74, 150, 231—237, 297, 302, 303; S. 356—357, 380; Kp. 379, 380, 396, 397, 399.
— Halsſchmuck: Kj. 234; Kp. 380—381, 396.
— Armſchmuck: Kj. 238—239, 303; S. 358; Kp. 383.
— Körperſchmuck: Kj. 134, 239, 240; Kp. 385.
Federſtäbe: Kj. 232, 240, 299.

Federtechnik: Kj. 235, 281, 299—304; Kp. 399—400.
Fehden der Karajá, unter ſich: 42, 82, 203, mit fremden Stämmen: 75, 188, 194, 320, 341, 342.
Fettſteiß, Kj.: 52, 183.
Feuer, Erzeugung, Kj.: 65, 160, 262, 286; Kp. 100, 387.
  Fächer: Kj. 262; Kp. 387, 396.
  Übertragung, Kj.: 65, 262; Kp. 409.
  im Boot: Kj. 65.
  S. a. Brennholz.
Feuerwerk, 10, 58.
Fieber: Kj. 337—338.
Fieberzauber: Kj. 334.
Fiederung der Pfeile: Kj. 267—270; S. 360; Kp. 393—395; abweichende, Kj. 268—270, 305—306.
Fingerringe: Kj. 53, 239, 279; S. 358.
Fiſcharten: 248—249.
Fiſchfang: 83, 107—108, 150—151, 152, 155; Kj. 72, 248—251; S. 141, 142, 358; Kp. 96, 100, 386; T. 407—408. Geräte: Kj. 249, 250. Maſſenfang: 120, 250—251. Giftſipofiſcherei: Kj. 120, 250—251; T. 122, 123, 124, 126, 406—409.
Fiſchfangreiſen: Kj. 116, 187, 246.
Fiſchgräte löſen: Kj. 144.
Fiſchnetz: Kj. 120, 250; für Kinder: Kj. 250, 307.
Fiſchotter: 47.
Fiſchreichtum: 45, 248, 358.
Fiſchzaun an Seen: Kj. 120, 250, 251; T. 122, 123, 124, 406, 408, 409.
Flechten: Kj. 79, 154, 159, 289—290, 293, 295—297, 363, 364; Kp. 396, 396—397, 399.
Fledermäuſe 106.
Floß: T. 122, 409.
Flügel, Legationsrat: 169.
Flußufer: 45, 73, 115, ſ. a. Steilufer.
Flußwindungen: 45, 46, 64, 65, 115, 116, 117, 123, 134.
Fonſeca, Joſé Pinto da: 142, 173, 174, 201, 244, 258, 261, 296, 315, 341, 351, 403.
Fotuna: Kj. 70, 71, 147, 152, 158, 188, 242, 322.
Franca: 13, 14.
Franciſco, Pade: 93.
Franſen und Quaſten: Kj. 298; Kp. 379, 381, 383, 399; T. 411.
Frauen, Baſtbinde: Kj. 39, 55, 107, 207, 287; S. 355.
— Raub der: Kj. 120, 188, 320, 404.
  Sprache: Kj. 5, 60, 343—344.
  Stellung: Kj.: 325.
  Tanz: Kp. 101, 401, 402. Tanzplatz: Kp. 376, 402.
Freifahrt: 10, 11, 15.
Fremde: Kj. 323, s. a. Wache.
Friedhof: Kj. 67, 77, 80, 149, 158, 177, 330.
Früchte vergraben zum Nachreifen: Kj. 255.
Furcht vor fremden Stämmen: Braſil. 84, 130, 132; Kj. 66, 188.
Furo de Bananal: 43, 46, 64, 82, 108, 109, 129, 130, 153, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 340, 352.
Furo das Pedras: 75, 342, 345.
Furt: 133.
Fußmärſche: 94—96, 101—102, 123—126, 127—128, 132—133, 137, 144, 146.
Fußſpuren: Kj. 129, 184, 340—341.

Gaia, Diogo Pinto da: 173, 351.
Gariota: 47.
Gebildete Indianer: Kj. 159.
Gebirge: 13, 14, 18, 24, 25, 26, 31, 34, 43, 44, 67, 73, 74, 75, 76, 80, 83, 84, 85, 89, 94, 102, 113, 120, 122, 125, 163, 164, 165, 406.
Geburt: Kj. 327—328. Kp. 401. S. auch Schwangerſchaft, Stillen, Wochenbett.
Geburtshaus: Kj. 201, 327.
Gehen, Fußhaltung: Kj. 184, 275.
  Schwankender Gang: Kj. 52.
Geiſteskrankheiten: Kj. 338.
Geiſtig nicht normal: Kj. 58, 155.
Gelbſucht: Kj. 112, 255, 337.
Gemeinſame Arbeiten: Kj. 201, 322.
Genipapo: Kj. 304; Kp. 386.
Genußmittel: ſiehe Tabak.
Geographiſche Kenntniſſe: Kj. 340.
Gepäck auf Bahn: 167—168, 169. S. a. Laſten.
Ges. 194, 343, 370, 387.
Geſänge ſ. Lieder.
Geſchlechts-Krankheiten: Kj. 338.
Geſchlechtsteile: Kj. 184.
Geſicht: Kj. 181; Kp. 370—371.
Geſichtsbemalung: Kj. 215—217; Kp. 386. T. 405.
Geſichtstypen: Kj. 76, 181; Kp. 371.
Geſtalt: Kj. 181; Kj. 95, 370; ſ. a. kleinwüchſige Perſonen.
Getränke: 8—9, 49, 50; Kj. 56, 67, 148, 257—258; S. 359; Kp. 386, 388; ſ. a. Schnaps.
Gewehr: 8.
Gewehrnachbildung: Kj. 310.

Gewitter ſ. Regen.
Giftſipoſiſcherei: Kj. 120, 250—251; T. 122. 123, 124, 126, 406, 407, 408, 409.
Gil Vilanova: 86—86, 368—369.
Glasperlen: 9, 37, 53, 58, 238, 299.
Glimmbaſt, -holz: Kj. 68, 252; T. 409.
Gorotiré: 88, 90, 370, 401.
Goyabeira: 18.
Goyaz: 14, 18, 19, 26—30, 90, 163—164.
Grabaús: 368.
Grenze zwiſchen Kj. u. T.: 121, 187.
Gruß: Kj. 324.
  Tränengruß: Kj. 107, 108, 111—324; Kp. 95, 324, 402.
Guarani: 12.
Guedes Adolfo: 28, 35, 36, 37, 38. 39, 41, 42, 43, 51, 114, 154, 178.
  in Conceição: 86, 93, 94, 102, 103.
  in Leopoldina: 161, 162.
Gürtel: Federgürtel: Kj. 134, 239, 240.
  Klauengürtel: Kp. 384.
  Mädchengürtel: Kj. 55, 204—207, 296—297; S. 355.
  Tanzgürtel aus Baumwolle: Kj. 239—240, 296—297, 303; S. 358.
  Flechten der Gürtel: Kj. 159, 296—297; S. 363—364.

Haar: Achſelhaar: Kj. 186, 212.
  Augenhaar: Kj. 185.
  Barthaar: Kj. 185; Kp. 95, 372.
  Hauthaar: Kj. 59, 185, 212.
  Kopfhaar: Kj. 52, 186; Kp. 372.
  Schamhaare: Kj. 185, 212; Kp. 372.
Haar, abſchneiden: Kj. 210; Kp. 385.
Haarkranz: Kj. 70, 209, 210; bei Trauer: Kj. 211.
Haar, kurzgeſchoren: Kj. 209; Kp. 96, 384, 385.
Haaröl: Kj. 211; S. 355.
Haarölcuyen: Kj. 211, 286; T. 405.
Haartracht: Kj. 63, 69—70, 209—211; S. 356, Kp. 95, 384, 385; T. 404.
Hafenplatz: S. 135, 136.
Hageſtolz: Kj. 160, 190.
Hahnenkampf: Kj. 313.
Häkchen, -Nadeln: Kj. 297—298; S. 363, 364.
Hals-Anhänger: Kj. 238; Kp. 382, 383.
Halsband: Kp. 382, 383, 397—399.
Hals-Federquaſte: Kp. 381—382.
Halsketten: Thevetia: Kj. 53, 238, 286; als Häuptlingsſchmuck: Kj. 227.
  isiniani: Kj. 53, 238, 287; S. 141, 358.
  Glasperlen: Kj. 52, 238.
Halsſchmuck: Baumwollſchnur: Kj. 238.
Halsſchmuck, Nackenfedern: Kj. 234; Kp. 380—381, 396; ſ. a. Halsanhänger u. ſ.
Hampelmann: 10, 54, 68.
Handel: Wir mit Kj.: 40, 52—54, 59, 61, 63, 66, 70, 73, 74, 78, 79, 150, 156, 246, 278—279.
  mit S.: 140—142; mit Kp. 97, 100, 368.
  Indianer unter ſich: 112, 144, 212, 224, 262, 278, 284, 353, 359, 362.
  Zahlungsmittel: Kj. 264, 279.
  Benehmen beim Handel: Kj. 279—280.
Handelsfahrten: Kj. 82, 106, 108, 129, 187, 246, 267, 277—279.
Hängematte: T. 122, 296, 407.
Harpune: Kj. 249.
Harze: 304.
Häuptlinge: Kj. 70, 321—323, 332; S. 137, 140, 142, 143, 366; Kp. 96, 99, 100, 375, 401.
  Aufgabe: Kj. 201, 243, 321.
  Haus: Kj. 79, 200—201.
  bei Ringkampf: Kj. 314—315; S. 366.
  Stammeshäuptlinge: Kj. 70, 76, 80, 81, 322.
  Tätowierung: Kj. 70, 219, 321.
  Vorrechte: Kj. 247, 322.
Haus: Kj 52, 134, 147, 149, 157, 158, 194—201; S. 137, 196—197; Kp. 96, 97, 372—373, 376; T. 407.
  Aborte: Kj. 200.
  Beſondere Häuſer: Kj. 200, 201.
  Hinrichtung: Kj. 198.
  Geſchloſſene Hütten: Kj. 134, 147, 149, 194, 195.
  Langhütten: Kj. 147, 195.
  Miſchtypus: Kj. 157, 158, 195—198; S. 197.
  Rechtsverhältniſſe: Kj. 201.
  Reinlichkeit: Kj. 200.
  Schlafplatz: Kj. 198—199.
  Vernichtung nach Tod: Kj. 201, 331.
  Vorräte aufbewahren: Kj. 199—200.
  Braſilianiſches: Kj. 27, 35, 36, 84, 88.
Haut: Kj. 59, 184; Kp. 371.
Hautfarbe: Kj. 59, 184, 185; Kp. 95, 371, 372.
Heilungszeremonie: Kj. 335.
Heirat: Kj. 324—325; Kp. 401.
Herd: Kj. 51, 59, 200, 202, 251; S. 200, 354, 359.
Hinterhaupts-Diadem: Kp. 380, 396, 399.
— -Federn: Kj. 243; Kp. 380.
— -Rad: Kj. 234—236, 279, 302; S. 357. Baſtwulſt dazu: Kj. 235, 236. Scheibe dazu: Kj. 235, 236.
— Scheibe: Kp 380, 397.
Hitze: 104, 106, 129, 149, 155, 157, 160.

Hochebene (Chapadão): 14, 15, 18, 19, 24, 25, 26, 30, 31, 43, 44. S. a. Plateau.
Hochflut: 45.
Holzgefäße: Kp. 99, 390, 395, 396.
Honigſuchen: 134—135, 246.
Horn für Maskentänze: Kj. 316.
Hüftſchnur: Kj. 205; S. 354; Kp. 384.
Hühner: Kj. 245; S. 359.
Hunde: 65; Kj. 245; T. 404, 407.
Hundsfiſch: Kj. 48, 248.
Huſten: 337.
  Keuchhuſten: 337.
Hut: 8, 104; Kj. 72, 208, 280, 289—290.
— -Geflechtsſtreifen: Kj. 289—290.

Idealgeſtalt der Indianer: Kj. 183, 184, 185.
Ilh: Kj. 66—69, 70, 130, 148, 185, 188, 258, 318—319, 322, 324.
Imbauvabaſt: Kj. 287.
Indianerſpuren: Kj. 120, 129, 134, 152; T. 121, 122, 123, 128.
Individuelles Gefühl: Kj. 203.
Induſtriepflanzen: Kj. 242.
Inſekten: 9, 50, 51.
Inſeln: 45—46, 82, 83.
Inſel Bananal: 43, 44, 45, 46, 64, 72, 82, 91, 108, 110, 129, 130, 153, 173, 174, 175, 177, 179, 180, 187, 188, 190, 191, 242, 275, 340, 342, 351, 352, 368, 403.
— Flüſſe auf: 133—135, 136, 144, 146.
Inſtituto hiſtorico e geografico braſileiro: 10, 169.
Jaburu: 47.
Jacintho, Padre: 15, 168.
Jacuba: 49, 147, 151, 154, 344.
Jagd: Kj. 64, 247—248; Kp. 100, 386.
— Tiere: Großwild: 246—247. Kleinwild: 247. Vögel: 247. Kp. 386.
— Latein: Kj. 248.
— Zauber: Kj. 248.
Jaguar: 44, 46, 51, 247.
Jahreszeiten: Kj. 339.
Jatoba-Harz: 304.
Jenſeits: Kj. 332.
Jhering, Prof.: 12.
Joanna: Kj. 64, 148, 353.
João Cadete: Kj. 76, 149, 188, 322, 342.
João II: Kj. 39, 73, 77, 131, 188.
João III: Kj. 78, 80, 116, 188.
Joſé: Kj. 71—72, 130, 131, 132, 188, 193, 343.
Jugend, geringe Zahl: Kj. 190.
Jundiahy: 13.
Junggeſellen-Ideal: Kj. 160, 190, 280, 325.
Jungmannſchaft: Kj. 41, 73, 81, 134, 159, 201, 225; Kp. 99, 100, 101, 330.
  Ausbildung bei Häuptling: Kj. 70, 81.
  Nichtstun: Kj. 201.
  ſchläft für ſich: Kj. 201, 328; Kp. 373—375.
  S. a. Hageſtolze, Junggeſellenideal, Ringkampf.
Jurupenſem: 30, 33, 163.

Kabiša: Kj. 39, 41—42, 143, 158, 159, 160, 330, 471.
Kaffeepflanzungen: 13.
Kališa: 370.
Kamm: Kj. 211, 298—299; S. 355; Kp. 385—386, 397; T. 405.
  Auskämmen: Kj. 66, 73, 211.
Kanu-Schubſtelle: Kj. 136, 277.
Kapivara: 45, 247.
— Zähne für Schmuck: Kj. 224, 279, 285.
Karaiben: 6, 187.
Karajá: 4, 5, 6, 29, 35—39, 41, 43, 51, 52, 63, 64, 65, 67, 75, 83, 85, 92, 93, 94, 95, 99, 102, 103, 105, 106—107, 108, 109, 114, 116, 120, 121, 129, 130, 131, 132, 135, 142, 143, 144, 147—148, 149, 152, 156, 158, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180—350, 351, 352, 353, 354, 355, 357, 359, 360, 361, 362, 364, 365, 366, 367, 370, 371, 372, 379, 383—384, 386, 387, 388, 390, 392, 393, 395, 400, 401, 403, 404, 405, 406, 409, 411.
  Anthropologie: 180—185.
  Ehe, Geburt, Erziehung, Tod: 324—331.
  Handel: 278—280.
  Haus und Dorf: 194—204.
  Kleidung: 204—209.
  meiden das Weſtufer nicht: 187.
  Muſik: 315—320.
  Nahrung: 240—261.
  Politiſches: 320—324.
  Rechnen, Aſtronomie, Geographie: 339-342.
  Religion, Maskenweſen, Zauberei, Medizin: 331—339.
  Sagen: 344—350, 473.
  Schmuck: 209—240.
  Spiel und Sport: 304—315.
  Sprache: 342—344.
  Südwanderung: 190—194, 203.
  Technik: 280—304.
  Texte: 471—482.
  Transport und Verkehr: 275—278.
  Waffen: 261—275.
  Wohnſitz, Zahl: 186—194.
  Wörterverzeichnis: 415—467.
Karajá: S. a. Beſuch in Karajádörfern, Dorf an Tapirapémündung, Nordhorde, Südhorde.

Karajá, abſeits vom Araguaya: 85, 186—187, 242.
— am Rio das Mortes: 159, 187.
— Dorf bei S. Maria: 191.
Karajahi: 5, 175, 176, 177, 178, 179—180, 187, 368.
Karahara: Kj. 76, 245. In Sage: Kj. 345—346
Kautſchuk: 36, 84, 85, 87, 89, 90—91, 105.
Kayapó: 4, 5, 29, 38—39, 84—85, 86, 87, 88, 90, 93, 94, 95, 96—101, 177, 178, 181, 186, 188, 193, 194, 233, 243. 267, 271—272, 320, 355, 368—402.
Anthropologie: 370—372.
Haus und Dorf: 372—376.
Hausgeräte 390.
Hiſtoriſches: 368—369.
Kinderſpielzeug: 400.
Kleidung 376.
Kunſt: 401.
Muſikinſtrumente: 400—401.
Nahrung: 261, 386—390.
Name: 370.
Politiſche, ſoziale, bürgerliche Verhältniſſe: 401—402.
Schmuck: 376—386.
Technik: 396—400.
Verkehrs- und Transportmittel: 393—396.
Waffen: 390—393.
Wohnſitz und Zahl: 379—380.
Wörterverzeichnis: 461—469.
— Südliche: 173, 187, 320.
Kerbwicklung als Stammeszeichen: Kj. 270; S. 360.
Keuchhuſten: Kj. 337.
Keule: Kj. 57, 261, 271—272; S. 361; Kp. 389, 390—392.
für Kinder: Kj. 272; T. 404, 405.
— Rieſler: Kj. 271, 285; S. 361; Kp. 389, 390.
— Stöcke: Kj. 271.
Kiepen: Kj. 68, 76, 244, 275—276, 290—291; S. 135, 362; Kp. 96, 99, 144, 394—396, 397; T. 122, 409—410.
Kinder: Kj. 54, 55, 58, 327—329; Kp. 371, 377—378, 385.
Anthropologie: Kj. 181—184; Kp. 371.
Gutes Benehmen: Kj. 55, 329.
Liebe und Gehorſam gegen die Eltern: Kj. 58, 62, 329.
Kindermord: Kj. 327.
Kinderſchmuck: Kj. 209, 221, 224, 329; Kp. 377, 378, 386.
Kinderſpielzeug: Kj. 250, 268—270, 272, 279, 304—313; S. 364—366; Kp. 400.
Tongeſchirr: Kj. 307—309; S. 366.
Kl. Waffen: Kj. 305—306, 364—366; Kp. 400.
Kindertragen: Kj. 55, 276; Kp. 97, 393, 394; S. a. Bälle, Boote, Elternliebe, Fadenſpiel, Gewehrnachbildung, Knaben, Kreiſel, Name, Schwirrholz, Surrſcheibe, Vexierſpiel, Waffen.
Kinematopraph: 7.
Klatſch: Kj. 107.
Klebſtoffe: Kj. 281, 304; S. 364.
Kleidung: 8, 104.
Männer: Kj. 204, 205; S. 354; Kp. 95, 376, 384, 396; T. 404.
Mädchen: Kj. 55, 204—207, 296—297; S. 355.
Frauen: Kj. 39, 55, 107, 207, 287; S. 355; Kp. 95, 376.
zeitweilige: Augenſchirm: Kj. 206, 207, 290; S. 354.
Baſtmatten ſchwangerer Frauen: Kj. 208, 289.
Hut: Kj. 72, 208, 280.
Netzdecke: Kj. 208, 279, 294, 295—296; S. 354—355, 364; T. 404.
Kleinwüchſige Perſonen: Kj. 72, 181; S. 140, 353.
Kletteraffe: 10, 39, 54, 67.
Klettern: Kj. 313.
Knaben: Kj. 61, 63, 65, 74, 75, 81.
Knäuel von Baumwollfaden: Kj. 62, 295; S. 363, 364; T. 404.
Kniewulſt: Kj. 183; Kp. 371.
Knöchelbänder: Kj. 226—227, 298; S. 356; Kp. 385.
Knochenverarbeitung: Kj. 284—285.
Knüpfen: Matten: Kj. 112, 288—289; Kp. 396.
Netze: Kj. 157, 288.
Netzdecke: 234
Koch: 37, 42, 50, 92, 94, 113, 161.
Koch-Grünberg, Dr. Th.: 311.
Kochen: 20—21, 37, 49; Kj. 144, 251, 253 bis 254; Kp. 387; T. 409.
Kochtöpfe: Kj. 120, 252, 253, 283—284; S. 359; T. 409.
Königswald: 225, 241, 242, 247, 286, 315, 326.
Konſervative: Kj. 61, 63, 154.
Kopfband: Kj. 227; Kp. 379.
Kopfbildung: Kj. 181; Kp. 95, 370—371.
Kopfbinde: aus Baſt und Palmblatt: Kj. 206, 207. Bei Krankheit: Kj. 59, 337.
Bei Trauer: Kj. 331.
Kopfſchmuck: Kj. 231—237, 296—297, 302 bis 303; S. 356—358, 380; Kp. 379—380, 397
Körbe: ſiehe Kiepen, Tragkörbe.

Korbflechtnadel: Kj. 290.
Körperbemalung: Kj. 40, 41, 52, 63, 70, 133, 213, 214, 215, 216, 217; S. 140, 355; Kp. 97, 386; T. 405.
  Muſterung als Feſtſchmuck: Kj. 40, 52, 133, 213, 214; S. 140.
  Muſterung als Geſichtsbemalung: Kj. 215 - 217; Kp. 386; T. 406.
  Muſterung als Stammeszeichen: Kj. 215; Kp 386.
  Vollanſtrich: Kj. 41, 70, 209, 213, 214. bei Trauer: Kj. 214; S a. Farbe, Pinſel, bemalte Indianer, Bemalungsſtempel.
Körpergeruch: Kj. 59, 185.
Körpergröße: Kj. 69, 180; S. 140, 180, 353; Kp. 95, 370; T. 405; S. a. kleinwüchſige Perſonen.
Körperpflege: Kj. 220; S. 355; Kp. 386.
  Baden: Kj. 220; S. 141, 355; Kp. 386.
  Einreiben mit wohlriechendem Harz: Kj. 220.
Körperſchmuck: Kj. 209—220; S. 365; Kp. 385—386; ſiehe auch Gürtel, Haartracht, Haarpflege, Körperbemalung, Körperpflege, Tätowieren, Wundkratzen.
  Körper mit weißen Flaumfederchen beklebt: Kj. 239; Kp. 395.
Korumaré: Kj. 72, 132, 133—134, 144, 147, 188, 189, 239, 242, 243.
Krankenbehandlung: Kj. 70, 73, 77; S. a. Sanatorium.
Krankennahrung: Kj. 258, 338.
Krankheit: ich: 30, 31, 102, 103, 105, 126; S. a. Überanſtrengung.
  Camaradas: 51, 67, 77, 106, 110, 112; S. a. Manoel.
  Indianer: Kj. 59, 70, 73, 74, 77, 185, 190; S. 190; Kp. 100.
Kratzer aus Schildkrötenſchale: Kj. 317.
Kreiſel: Kj. 310—312.
Krieg: ſ. Fehde.
Kriegsgefangene: als Dirnen: Kj. 194, 321, 366—367, 404.
  als Sklaven: 40, 41, 159, 194, 321, 404.
  Savajémädchen: 366—367.
  Tapirapémädchen: 40, 41, 159, 194, 404.
  Spracheinfluß: 344.
Krokodile: 45, 47, 50, 51, 109, 116.
  als Spielzeug: Kj. 107, 245.
Kugelbogen: Kj. 261, 274.
Kult: Kj. 68, 157, 192.
Kultur: Beeinfluſſung durch die Braſilianer: Kj. 157, 195—198, 253, 254, 255, 261, 274—275, 280, 281, 284, 312, 354; Kp. 369, 372, 379, 386—388; S. a. Exportware.
Kunſt: Kj. 281; S. 365; Kp. 401; S. a. Blattflechtereien, Tonpuppen, Schnitzereien, Wachsfiguren, Zeichnen.
Kürbiſſe: Gefäße: Kj. 286; Kp. 396.
  Trocknen und aufbewahren: Kj. 200; Kp. 373.
Kuriſi: Kj. 61, 62, 154, 155, 156, 157, 309, 326, 333, 344 ff.

Lachen: Kj. 59—60, 63.
Lack: Kj. 304; S. 364.
Ladung: in den Booten: 48.
Lago: de Café: 155, 189, 192.
  dos Chavantes: 191.
  Luiz Alves: 189, 192.
Landmärſche: Kj. 340.
Lanze: Kj. 57, 247, 261, 272—273, 279, 285, 351; S. 361; Kp. 390; T. 404.
Laſten: 17, 21, 29, 162, 167, 169; auf Bootsreiſe: 37; S. a. Ladung.
Laſtſäcke für Camaradas: Kj. 132, 133.
Laſttiere: 15—16, 17, 18, 25, 31, 33, 94, 163, 167.
Lebensmittel: 23, 24, 29, 37, 38, 42—43, 49, 50, 51, 57, 61, 84, 92, 93, 94—96; S. a. Proviant.
Lebensſchickſal: 62.
Lehren der Mutter: 58.
Leiber: Kj. 182; Kp. 371.
  aufgetrieben infolge Pflanzennahrung: Kj. 70, 182; Kp. 371.
Leopoldina: 5, 28, 30, 31, 35—42, 45, 51, 84, 91, 147, 158, 159, 161, 177, 178, 189, 192, 267, 274, 284, 341, 353.
Leuteverhältniſſe: 88—89, 90, 92—93.
Lieder: Kj. 61, 67, 69, 80, 248, 249, 318 bis 319, 320, 473, 478, 481; S. 141, 367; Kp. 99, 400—401; T. 320.
Lippenſchmuck: aus Holz: Kj. 52, 56, 63, 221—223, 279; S. 141, 355; Kp. 98, 376 bis 378; Spiralig: Kj. 134, 221—222.
  aus Knochen: Kj. 220, 221.
  aus Muſchel: Kj. 220—222, 285; S. 355.
  aus Stein: Kj. 154, 223, 224, 279, 282; Kp. 377, 378; T. 404.
  mit Tukanſchnabel: Kp. 383.
— Keine Scham beim Herausnehmen: Kj. 221.
Löffel: Cuye: Kj. 255, 256, 286; T. 405.
— Muſchel: Kj. 255, 281.
Lügen: Kj. 60, 108.
Lurinaſchmuck: Kj. 231; S. 356—357, 380.

Machado, Dr. Eduardo Olympio: 177.
— Joſé: 174.
Mädchen: Kj. 52, 63, 64, 70, 112, 149.
geſchmückt: Kj. 72, 231.
Mädchenſpiele: 81.
Madrinha: 21.
Magalhães, Dr. Couto de: 177.
Magen- und Darmbeſchwerden, Heilmittel dafür: Kj. 336, 337.
Mahlzeiten: 23, 34, 49; Kj. 256—257.
— Scham beim Eſſen: Kj. 257; S. 359; Kp. 388.
Mandioka: Anbau: Kj. 243; Preſſe: Kj. 254; Kp. 388, 396; Reiber aus Blech: Kj. 80. Reibholz: Kj. 254; S. 358, 359; Zubereitung: Kj. 253, 254.
Manoel: Braſilianer: 42, 66, 67, 69, 92, 94, 110, 113, 161, 162; Kj.: 106, 111.
Marxſen: 169.
Maſern: Kj. 38, 42, 65, 338.
— Epidemie: Kj. 338, 351; Kp. 369—370.
Maskenhütte: Kj. 57, 60, 61, 81, 82, 198, 201, 203, 332; S. 137, 140—142, 198, 354; Kp. 376.
Maskentanz: Kj. 5, 60, 78, 79, 82, 155, 331—332; S. 141, 367; Kp. 400.
Maſſe: Kj. 280, 340.
Matten: Kj. 122, 198, 288—289; Kp. 396.
Matto Groſſo: 4, 14, 43.
Maultiertropa: 14, 20—21, 27, 28, 31, 37, 161—162, 163, 164, 166, 167; S. a. Laſttiere.
Mauxl: 39, 40, 41, 42, 64, 158, 160, 338 bis 339.
Medikamente: 9—10, 154, 279, 335—338.
Medizinalpflanzen: 242.
Menezes, João Manoel de: 175.
Meteore: Kj. 340.
Meteorologiſche Beobachtungen: 7, 23, 51, 73, 105.
Meuterei: 42, 77—78, 86.
Meyer, Dr. Hermann: 4, 6, 186, 187.
Milchſtraße: Kj. 340.
Militär: 41, 55, 90.
— Poſten: 65, 175, 177, 351.
- Schutz: 28.
Miſſion: 5, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 103, 369.
Miſſionar, engliſcher: 164.
Mißliebige Leute: 323 - 324.
Moden: Kj. 37, 53, 231—232, 238.
Mond: Kj. 339—340.
Moraes Jardim: 177, 352, 368, 403.
— Dr. Joaquim Leite: 177.
Morgen: 24.
Mörſer: Kj 254; S. 358; Kp. 388.
Moskitos: 33, 34, 46, 50, 51, 63, 66, 74, 116, 119, 124, 128, 129, 130, 132, 135, 168.
Entſtehung nach Sage: 347.
— Netz: 8, 51, 119, 124.
— Schutz: Kj. 198, 208, 210, 213.
Muſcheln: Kj. 221, 254, 255, 281, 285; Kp. 395—396.
Muſik: Kj. 315—320; S. 365; Kp. 400—401.
— Inſtrumente: Kj. 61, 315—318, 351; S. 365; Kp. 400—401.
— Liebe: Kj. 7, 52, 315, 318—319; S. a. Pfeifen, Kratzer, Kürbishorn, Lieder, Phonogramme, Raſſel, Trompete.
Muskelentwicklung: Kj. 181, 182, 183; Kp. 371.
Mutum: 45, 152, 245, 247.
— Sage: Kj. 473, 480—481.

Nabelbruch: Kj. 336.
Nächte: kalt: 39, 49, 50, 51, 387.
Nachtlager: 31, 32, 49—51.
unruhig durch Tiere: 15, 22, 24, 32, 34, 36, 51, 125—128, 163.
Pouſohöfe: 21—22, 24.
Ranchos: 22.
Nackenfedern: Kj. 234; Kp. 380—381, 396.
— geflechte: Kp. 381.
— Quaſten: für Kinder: Kj. 227, 237; S. 356.
— — für Jünglinge: Kj. 227, 381, 399.
Nähnadel aus Knochen: Kj. 281, 284, 289.
Nahrung: Kj. 240—261; S. 358—360; Kp. 386—390.
Eſſen: Kj. 255—257.
Genußmittel: Kj. 258—261.
Getränke: Kj. 257—258.
Speiſeverbote: Kj. 258.
Wirtſchaftsformen: Kj. 240—241; S. 358.
S. a. Braten, Fiſche, Fiſchfang, Feuer, Herd, Jagd, Jagdtiere, Kochen, Nahrungspflanzen, Pflanzung, Tabak, Tierhaltung.
Nahrungsmittel: Aufbewahrung und Zubereitung: Kj. 251—255.
Erwerb der pflanzlichen N.: Kj. 241—244.
Erwerb der tieriſchen N.: Kj. 244—251.
kaufen: 149, 154, 156—157, 158, 161.
Mangel: 101, 126, 129, 130, 142, 143, 147, 150, 153, 155.
verdorbene N.: 160.
Nahrungspflanzen: angebaute: Kj. 241—243; Kp. 387.
wildwachſende: Kj. 241.
Name: Kj. 328; Kp. 401.
Naſchold: 12, 168.

Netzdecke: Kj. 198, 208, 279, 294, 295—296; S. 354—355, 364; T. 404.
— Knüpfapparat: Kj. 134.
Netzknüpfen: Kj. 157, 288.
Nordhorde der Kj.: 66, 71, 180, 181, 188, 192, 193, 210, 211, 259, 262, 275, 284, 324, 343, 367, 415.
Nova Beira: 174, 351.

Oaguaſſu-Palmfieder: Kj. 289—290.
Ochſenauſtriebe: 161, 163, 167.
— wagen: 14, 15, 19, 20, 27, 31, 166, 167.
Oeckinghaus: 26, 28, 30, 163, 164.
Ohrſchmuck: Kj. 53, 223—226, 237, 285, 300, 303; S. 141, 355—356; Kp. 98, 378—379; T. 404.
— Ohrroſette: Kj. 53, 225, 285, 300, 303; S. 141, 355—356.
— Stab: Kj. 53, 225—226, 285; S. 141, 355–356.
— Tulpe: Kj. 53, 223, 224, 237, 300, 303; S. 141, 355—356.
Ottufrüchte: Kj. 149, 150, 241.

Paez Leme: 41.
Para: 87, 90, 91
Pauliſtas: 18, 167.
Pedro I: Kj. 56, 57—58, 60, 61, 62, 65, 66, 67, 69, 70, 72, 73, 77—78, 82, 92, 107, 112, 113, 152, 153, 158, 328, 329, 338, 344.
Pedro II: Kj. 120, 129, 130.
Pedro Manco: Kj. 4, 177, 192, 345, 353.
Penisſchnur: Kj. 204; S. 354.
Penisſtulp: Kp. 95, 376, 396; T. 404.
Periquittos: Kj. 112, 245; S. 359.
— als Sternbild: Kj. 153, 340.
Pfeffer: Kj. 242, 256.
Pfeifen: K. 316; S. 365; K. 400.
Pfeil: Kj. 247, 249, 261, 264, 271, 279, 285. 305; S. 360—361; Kp. 391—396; T. 411.
 für Kinder: Kj. 305—306; S. 364—365.
 mit abweichender Fiederung: Kj. 268—270, 305.
Pfeilrohr: Kj. 64.
Pfeilſchleuder: Kj. 261, 273–274; S. 142, 361, 362; T. 404.
 in Sage: Kj. 348.
Pfeilſchüſſe: Heilmittel: Kj. 335, 336.
— Zauber: Kj. 334.
Pfeiltauſch bei Beſuch: Kj. 264.
Pfeilvorratsſtänder: Kj. 199.
Pfeil als Zahlungsmittel: Kj. 264.
Pflanzung: Kj. 110—111, 133, 145—146, 242—243; S. 135, 144, 358; Kp. 95, 101, 386; T. 404, 407.
Pflanzungsgerät: Kj. 243.
Phonogramme: 7, 17, 37, 39, 80, 100.
— Aufnahmen: Kj. 37, 55—56, 61, 67, 69, 76, 80, 94, 148, 159, 318—319; S. 367; Kp. 94, 99—100, 400—401.
— Wiedergabe europäiſcher Muſik: Kj. 52, 55, 61, 67, 70, 71, 73, 74, 76, 318; Kp. 99.
— Wiedergabe indianiſcher Muſik: von Karajáliedern: Kj. 61, 71, 73, 74, 80, 159; Kp. 99.
— Wiedergabe der Kayapólieder: Kj. 107; Kp. 99.
Photographie: Kj. 6, 37, 41, 55, 61, 68, 70, 76, 82, 110, 146, 155, 279; S. 141, 142; Kp. 100.
Piedade: 175.
Piki: Kj. 241, 253
Pilot: 84
Pintado: 249.
Pinſel, zum Bemalen: Kj. 213.
Piranha: 8, 48, 50, 109, 144, 248—249.
— Gebiß als Meſſer: Kj. 281.
Pirarara: 48, 248.
— Geſang: Kj. 80, 248, 319.
Pirarucu: 48, 114; Kj. 248, 250; S. 142.
Pires, Antonio de Campos: 173.
Plan Alto: 25.
Plateau: 165, 166, 167. S. a. Hochebene.
Plejaden: 340.
Pocken: Kj. 338.
Politiſche Verhältniſſe: Kj. 320—324; S. 365–367; Kp. 401—402.
 ſ. a. Bettelei, Blutrache, Diebſtahl, Eigentum, Fehde, Frauenraub, Fremde, Furcht, Gebildete Indianer, Gemeinſame Arbeiten, Grenze, Gruß, Häuptling, Klatſch, Konſervative, Kriegsgefangene, Mißliebige Leute, Reiche, Standesunterſchiede, Totſchlag, Wache.
Polygamie: Kj. 152, 322, 325; Kp. 401.
Poncho: 8, 104, 164.
Porto Franco: 86, 88, 89, 93, 102.
Porzellanteller als Halsanhänger: Kj. 238, 329.
Poſt: 27, 154.
Pouſo Alto: 21, 165, 166.
Preiſe: 88, 89, 279.
Prieſter: 332.
Proviant: 8—9, 29, 31, 37, 42–45, 51, 87, 92, 102, 146, 148, 151, 155—157, 278.
 ſ. a. Lebensmittel.
Pubertätsweihen: Kj. 332.
Puppen, Holz: Kj. 68.
 Ton: Kj. 40, 58, 62, 158, 185, 213, 278, 283, 309; T. 405—406.

Puppen als Spielzeug: 10, 39, 54, 68, 78, 82.
Purucarus: 370.

Rancho ſ. Nachtlager.
Raſſeln: Kj. 317—318; S. 366; Kp. 400.
Rauchen: Kj. 53—54, 259, 261.
Rauchſäule: 147, 150.
Rechnen: Kj. 339.
Regen und Gewitter: 13, 15, 17, 22—23, 30, 32, 35, 104, 109, 110, 111, 112, 124, 127, 128, 129, 131, 135, 136, 144, 150, 151, 152, 157, 158, 160, 161, 163, 164, 166, 167.
Regenbogen: Kj. 340
— zauber: Kj. 154, 157, 333, 348.
— zeit: 151, 163.
— — Dörfer: Kj. 59, 80, 204; T. 126.
Rehe: 44, 125, 152; Kj. 246; Kp. 386.
Reiber aus Piraracugaumen: Kj. 254, 285.
Reiche Leute: Kj. 324.
Reinlichkeit der Hausumgebung: Kj. 68, 200; S. 140; Kp. 96, 100, 376.
Reiſebegleitung, indianiſche: Bezahlung: Kj. 279.
Reiſende Indianer: Kj. 64, 72, 82, 152.
Reittiere: 16, 31.
Religion: Kj. 331.
Revolver: 8, 76, 79.
Riberão Preto: 14, 168.
Ringer, beſter: Dorrechie: Kj. 226, 314.
Ringkampf: Kj. 81, 138—140, 239, 313—315, 351; S. 366.
— Ausruhſtellung: Kj. 315, 366. Geſchrei: Kj. 81; S. 137, 140, 365, 366. Häuptling beim R.: Kj. 314—315; S. 366. Beſter Ringer: Kj. 226, 314.
Rio Araguaya: 4, 5, 19, 28—29, 30, 31, 35, 43—48, 43—86, 64, 76, 130.
— Flußbett: 44. Flußebene: 31, 34, 44, 46, 116.
— ſ. a. Bootverkehr.
Rio Bananal: 84.
Rio Corumba: 18, 20, 24, 167.
Rio Criſtallino: 43, 45, 51, 66, 152, 158, 187.
Rio Crixá: 43, 58, 154, 189, 191, 192.
Rio das Arraias: 89, 90, 94, 95, 101, 369.
Rio das Mortes: 6, 43, 44, 45, 65, 66, 86, 150, 173, 177, 187, 188, 191, 337, 341, 342.
Rio das Velhas: 15.
Rio de Peixe: 43, 45, 51, 160, 175, 176, 189.
Rio de Janeiro: 10—11, 169.
Rio dos Bugres: 30, 31, 164.
Rio Ferreiro: 30, 31, 32, 165.
Rio Fresco: 85, 91, 370.
Rio Grande: 14.
Rio Inaja: 91, 369.
Rio Itacayuna: 44.
Rio Kuluene: 6.
Rio Matrinchan: 31, 33.
Rio Meia Ponte: 18, 20, 25, 166.
Rio Paranahyba: 18, 20, 167.
Rio Paranayuba: 6.
Rio Pau d'arco: 44, 90, 369.
Rio Pinguella: 34.
Rio Tapirapé: 5, 6, 29, 43, 44, 45, 51, 65, 73—74, 84, 91, 104, 109, 110, 113, 114—129, 178, 187, 188, 191, 192, 193, 248, 250, 278, 281, 282, 340, 342, 368, 403, 404, 406, 407.
Rio Tocantins: 18, 26, 41, 44, 176, 188, 342.
Rio Uruhú: 18, 26, 165.
Rio Veriſſimo: 18, 20, 24.
Rio Vermelho: 19, 26, 30, 35, 39, 43, 175, 176, 177, 187, 189, 190.
Rio Xingu: 5, 6, 44, 123.
Rochen: 50.
Roſettenſtäbe: Kj. 300, 303; Kp. 399.
Roter Hund: 13.
Ruder: 48, 49; Kj. 104, 122, 271, 276—277; S. 361, 362.
— Art des Ruderns: Kj. 80, 276. Geſang: Kj. 276. Kinderruder: Kj. 306—307, 309.
Rufino: Dr. Theotonio R. de Segurado: 108—109, 176, 203, 238, 330, 368.
Rührlöffel: Kj. 254, 258; S. 359; Kp. 390.
Rundbeete für Mandioka: Kj. 133, 145—243.

Sachverſtändige: für Eiſenwaren: Kj. 54, 279.
— für Glasperlen: Kj. 53, 238.
Sadismus: Kj. 160, 338—339.
Sage: Kj. 344—350, 471, 473, 477—478, 480—482.
— erzählen: Kj. 154, 156.
ſ. a. Schöpfungsſage, Mutumſage, Brüllaffenſage.
Salinas: 175, 177, 179, 190—191, 192, 368.
Salz: 155.
— mangel: 126, 131, 151; Kj. 110, 255, 337.
Sambioá: 5, 66, 85, 173, 175, 176, 177, 178—179, 181, 186, 188, 194, 195, 198, 202, 207, 224, 225, 231, 238, 271—272, 277, 295—296, 315, 332, 343, 345, 363, 368, 370, 392.
Sammeln von Honig: Kj. 134, 135, 246.
von Nahrungspflanzen: Kj. 241.

Sammeln von Eiern: Kj. 245—246.
Sanatorium: Kj. 77, 338.
Sandbänke: 35, 46, 49—50, 64, 115, 117, 122, 136.
Sandbeſſen, Sand: Kj. 110, 256, 337.
  Kohle: Kj. 255.
  Tonkugeln: Kj. 255.
Sandflöhe: 9.
Sandſtellen: ſiehe Trockenſtellen.
Santa Izabel do Morro: 67, 149, 177, 191, 330.
Santa Maria: 5, 35, 41, 75, 77, 82, 84, 86, 104, 105—106, 107, 108, 175, 177, 178, 186, 187, 191, 368.
Santa Maria Velha: 86.
Santa Thereza: 10.
Santos: 5, 91, 169.
São Antonio: 165.
São Joſé: 43, 45, 57—58, 84, 113, 155—157, 177, 189, 191/192, 194, 284, 330, 337, 341.
São Joſé de Moſſamedes: 174, 190, 351.
São Paulo: 5, 11—13, 168.
Šavajé: 4, 5, 29, 66, 67, 69, 71, 81, 92, 107, 109, 129—130, 132, 135, 137—143, 148, 171, 176, 177, 178, 179, 186, 188, 190, 193, 194, 195, 225, 231, 242, 258, 265, 270, 272, 274, 275, 278, 291, 294, 295—296, 305, 314, 315, 318, 320, 321, 343, 345, 351—367, 370, 380, 390—396, 411, 458—460.
— Anthropologie: 180, 181, 353. Haus und Dorf: 196—197, 354. Hiſtoriſches: 351. Kinderſpielzeug: 364—365. Kleidung: 354—355. Kultur: 354. Kunſt: 365. Maskenhütte: 198. Muſikinſtrumente: 365. Nahrung: 358—360. Name: 353. Netzdecke: 208. Politiſches und Soziales: 365—367. Schmuck: 217, 355—358. Technik: 362—364. Transport und Verkehr: 362. Waffen: 360—362. Wörterverzeichnis: 458—460. Zahl: 353.
— weſtlich vom Araguaya: Kj. 159, 187, 353.
— bei Südhorde der Karajá: 55, 157, 158, 189, 193, 195, 199, 353, 357—358, 365, 367.
Schamgefühl: als Camaradas: Kj. 81, 82, 140, 141, 257, 324.
— beim Eſſen: Kj. 209, 257; S. 359; Kp. 388.
— ſexuelles: Kj. 204, 208.
Scheidung: Kj. 155, 325, 326.
Scheitel: Kj. 69, 209, 210.
[illegible]: Kj. 69, 209, 210; Kp. 388.
Schiffahrt auf Araguaya: 175, 177, 178.
Schiffbrüche: Kj. 278.
Schildkröte: 47, 50, 245—246.
— Angelſchnur: Kj. 199—200, 277, 281. Bratſtänder: Kj. 120. Eier: 47, 50. Eſſen: 64. Fang: Kj. 64; als Haustiere; Kj. 77, 245. Käfige: Kj. 120, 246; T. 409.
  ſ. a. Tararuga, Tracaja.
Schiſchá: 43, 51, 53, 55, 56, 71, 152, 154, 157, 159, 189, 191, 192, 193, 194, 196, 254, 255, 258, 280, 284, 286, 290, 330, 331, 338, 353.
Schlafen: Kj. 124, 198; Kp. 96, 97, 99, 127, 373, 375.
Schlafmatten: Kj. 198, 276, 280, 289; Kp. 100, 373, 396.
Schlagſteine: Kj. 256, 282.
  alte Steinbeile: Kj. 256, 257, 282; S. 362, 363; Kp. 389—390.
Schlangenbiß: 10; Kj. 336.
Schmuck: Kj. 209—240; S. 355—358; Kp. 376—386; T. 404, 405.
  Abzeichenſchmuck: Kj. 220—227; S. 355 bis 356; Kp. 376—379.
  Armſchmuck: Kj. 238—239; S. 358; Kp. 383.
  Baumwollſchmuck: Kj. 227—231; S. 356.
  Fingerſchmuck: Kj. 239; S. 358.
  Halsſchmuck: Kj. 237—238; S. 358; Kp. 380—383.
  Hüftſchmuck: Kj. 239—240; S. 358; Kp. 384—385.
  Kopfſchmuck: Kj. 231—237; S. 356—358; Kp. 379—380, 383.
  Körperſchmuck: Kj. 209—220, 239; S. 355; Kp. 385—386.
Schmuckloswerden des Alters: Kj. 40, 53, 63, 210, 223, 328.
Schmuckpflanzen: Kj. 242.
Schnaps: 9, 56, 67, 146, 258.
Schneckenhäuſer, 46, 135, 228.
Schnitzerei: Kj. 153.
Schnupfen: Kj. 337.
Schnurrock: Kj. 228, 285; S. 356.
Schnurſchärpe: Kp. 98—99, 377, 379.
Schopf, — Federbüſchel: Kj. 210.
Schöpfungsſage: Kj. 56, 296, 345.
Schule: 36—37, 38.
Schulfeier: 168.
Schultern: Kj. 181—182; Kp. 371.
Schürze der Knaben: Kp. 379, 399.
Schutzzauber: Kj. 275, 334.
Schutzwände gegen die Sonne: Wände: Kj. 40, 69, 75, 201—202, 289, 290.

Schutzwände gegen die Sonne: Dächer: Kj. 68, 152, 202.
— Lager bildend: Kj. 205.
Schwangerſchaft: Kj. 327. Baſtmatten der Frauen: Kj. 208, 289.
Schwimmen: Kj. 313.
Schwirrholz: Kj. 312.
Seen: 45, 116—117, 118, 122, 125, 127, 128, 153.
  auf Bananal: 46, 129, 130, 136—137, 144, 351, 352, 353.
Segel: 106.
Seife: Kj. 220.
Seilerei: Kj. 298; Kp. 399.
Senke vor Tapirapégebirge: 120, 125, 127.
Serra: de Santa Rita: 18, 43.
  dos Cayapós: 369.
  dos Criſtaes: 18, 24.
  Dourada: 18, 26, 30, 166.
Siebe: Kj. 254, 293; modern: Kj. 254.
Signalſprache: Kj. 61, 64, 316.
Silva e Souza, Luiz Antonio de: 176, 351, 403.
Silveira, João de Godoy Pinto da: 178, 405.
Sitze: Lehnſeſſel: Kp. 376.
  Schemel: Kj. 68, 199, 285.
  Sitzbalken: Kp. 376.
Sitzweiſe: Kj. 68, 199.
Sonnenfinſternis: Kj. 339—340.
Speiſe: Kj. 60, 66, 254; S. 140, 142.
Speiſeverbote: Kj. 247, 258.
Spielſachen: Hampelmann: 10, 54, 68.
  Kletteraffe: [illegible] 39, 54, 67.
  Ringkämpfer: 10.
  Schreipuppe: 10, 39, 54, 68, 78, 82.
Spindel: Kj. 62, 285, 294; S. 364; Kp. 397 bis 398; T. 405.
  für Kinder: Kj. 307.
Spinnen: Kj. 62, 293—296.
Spinola, Dr.: 177.
Sport: Kj. 261, 262, 274, 313—315.
  ſ. a. Bogenſchießen, Hahnenkampf, Klettern, Pfeilſchleuder, Ringkampf, Schwimmen, Tänze, Tauchen, Wettlauf.
Sprache: Kj. 5, 342—344, 416—457; S. 367, 458—460; Kp. 461—469; T. 404, 469.
— aufnahmen: Kj. 7, 40, 60, 61, 72, 108, 342, 471; Kp. 99, 369.
— der Frauen: Kj. 5, 60, 343—344.
  ſ. a. Sprechweiſe, Dialekte.
Sprechweiſe: Kj. 66, 74, 344, 481—482.
Stäbchenſieb: Kj. 254, 282, 293; S. 359.
Stammesabzeichen: Bemalung: Kj. 218; Kp. 386.
Stammesabzeichen, Tätowierung: Kj. 70, 218—219, aufgemalt 219; T. 404, 406.
Stammeshäuptlinge: Kj. 70, 76, 80, 81, 322.
Standesunterſchiede: Kj. 324.
Standlager: 121, 124, 126, 132, 146.
Steilufer: 35, 45, 116, 118, 125, 151, 152, 153.
Steinbearbeitung: Kj. 281, 282; Kp. 378, 395.
Steinbeile: Kj. 256, 257, 281, 282, 287; S. 362, 363; Kp. 389, 390, 399.
— von Caldas Novas: 166.
Steinen, v. d.: 4, 6, 20; Bücher: 10, 66, 71.
Steinlippenpflock: Kj. 224.
Steinſchleuder: Kj. 261, 274—275.
Sternbilder: Kj. 153, 340.
Sternſchnuppen: Kj. 340.
Stillen: Kj. 328; Kp. 401.
Stirnband: Kj. 235, 236, 296, 297.
Stirnfedern: Kj. 235, 236—237, 302; S. 358.
Stirntragband: Kj. 275, 276.
Straßen: 18, 19, 20, 30—31, 89, 91, 94, 95, 165.
Strauß: 14, 44.
Straußeier: 149, 150, 246.
Streik der Camaradas: 121, 132; Kj. 119.
Stromſchnelle ſ. Traveſſão.
Strömung: 47, 49.
Sturm: 67, 69, 71, 84, 85, 132, 147, 148, 150, 151, 157.
Südhorde der Karajá: Kj. 66, 69, 70, 71, 153, 180, 189, 190—192, 198, 210, 212, 216, 225, 224, 259, 262, 274, 278, 280, 324, 343, 354, 367, 370, 418.
Südwanderung der Karajá: Kj. 189—196, 203.
Sümpfe: 33, 34, 44, 64, 337.
Surrſcheibe: Kj. 312.
Suyá: 342, 370, 387.

Tabak: Kj. 53, 219, 258—261, 286; S. 359; Kp. 388—390.
  Goyaner: 149, 166, 279.
— Handel: Kj. 144, 259, 359.
— Pfeife: Kj. 219, 259, 260, 261, 286; S. 359; Kp. 388—390.
Tageseinteilung: Kj. 339.
Tänze: Kj. 315; Frauentanz: Kp. 101, 401, 402.
  Tanzplatz: Kp. 376, 402.
  woriko-Tanz: Kj. 148, 318.
  ſ. a. Maskentänze, Tanzmasken.
Tanzlippenſchmuck: Kp. 383.
Tanzmasken: Kj. 57, 60, 61, 78, 80, 82, 142, 273; S. 367.

Tanzmaskennachbildungen: Kj. 158, 222, 223; S. 367.
Tanzzeit: Kj. 60, 331.
Tapir: 44, 108, 128, 246, 386.
Tapirapé: 4, 5, 6, 29, 39, 40, 67, 73, 74, 75, 76, 92, 105, 113, 114, 115, 120, 122 bis 123, 125–126, 128, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 181, 188, 251, 270, 272, 274, 282, 295–296, 318, 320, 321, 365, 368, 370, 403—411.
— Fehde mit Kj.: 115, 320, 404; Handel mit Kj.: 5, 120, 126, 262, 278, 404, 407; Kultureinfluß auf Kj.: 196; Netzbeutel: 298; Steinlippenpflöcke: 224; Wörterverzeichnis: 409.
Tartaruga: 47, 294.
Tartarugaeier: 124, 126—127, 129.
Tätowieren: Steinmesser: Kj. 218, 219, 281, 282.
— Stempel: Kj. 218.
Tätowierung: Häuptlings-: Kj. 70, 219.
Stammes-: Kj. 70, 218—219, aufgemalt 219; T. 404, 405.
Tauchen: Kj. 373.
Tauschwaren: 9, 37, 102, 143, 238, 279; s. a. Glasperlen, Tabak.
Technik: Kj. 290—304; S. 362—364; Kp 395—400.
Selbsterzeugung: Kj. 264, 289, 295.
Vorratserzeugung zum Verkauf: Kj. 280, 286, 289; Kp. 395, 397.
S. a. Arbeitsteilung, Bastverarbeitung, Baumwollverarbeitung, Bootbau, Eisenwerkzeuge, Exportware, Farbstoffe, Federtechnik, Flechten, Fransen und Quasten, Hölzer, Holzgefäße, Industriepflanzen, Klebstoffe, Knochenverarbeitung, Knöpfen, Kulturbeeinflussung, Kürbisgefäße, Weben, Muscheln, Steinbearbeitung, Tongefäße, Töpferei.
Temperatur: mittags: 22, 30, 37, 49, 65, 93, 101, 103, 129.
Nachts: 12, 22, 30, 37, 51, 93, 103.
Nächte kalt: 55, 95, 96, 100, 101.
Texte: Kj. 471—473.
Tiere: 15, 22, 24, 25, 27, 33, 36, 44, 45, 46—47, 50, 51, 116.
in Auffassung der Indianer: Kj. 345.
Tierbilderbücher: 10, 56, 62, 71, 143.
Tierhaltung: Kj. 52, 57, 64, 74, 76—77, 107, 112, 244—245, 281; S. 140, 364—369; Kp. 97; T. 404, 407.
Einheimische Tiere: Kj. 76, 77, 107, 112, 245, 281; S. 369; T. 404.
Fremde Tiere: Kj. 245; S. 369; T. 404, 407.
Tierhaltung, Vögel der Federn wegen: Kj 281; S. 369.
S. a. Araras, Chamäleon, Hühner, Hunde, Karakara, Krokodile, Mutum, Periquitos, Schildkrötenkäfig, Vogelkäfig.
Tobsucht: Kj. 338.
Tod: Kj. 201, 329—330; Kp. 401; S. a. Totenbehandlung, — urne, Trauer.
Tolde: 48.
Tonessen: Kj. 337.
Tonfiguren, s. Puppen.
Tongefäße: Kj. 281—282, 285—294; S. 362; S. a. Kochtöpfe.
Tongeschirr zum Spielen: Kj. 148, 307, 308 bis 309; S. 365.
Töpferei: Kj. 68, 281—294; S. 362; Kp. 395; T. 404.
— Zusatzmittel: Kj. 282.
Totemismus: Kj. 258, 324, 332.
Totenbehandlung: Bemalung: Kj. 330; Wache: Kj. 330; S. a. Bestattung, Friedhof, Totenurne.
Totenklage: Kj. 68, 158—159, 331.
Totenkult: Kj. 232.
Totenurne: Kj. 67, 149, 285, 330—331. Kp. 401.
Totschlag: Kj. 323.
Tracajá: 47.
Tracajáeier: 106.
Trahiras: 174.
Tränengruß: Kj. 107, 108, 111, 324; Kp. 95, 324, 402.
Tragkörbe, -taschen etc.: Aufbewahrungskörbchen: Kj. 291.
Doppelspankörbe: Kj. 53, 56, 134, 155, 276, 291—293; S. 362.
Rundkorb an Stirnband: Kj. 290, S. 362; Kp. 395.
Spitzovaler Korb: Kj. 291; S. 362.
Tragcuyen: Kj. 276.
Tragsäcke: Kj. 124, 276, 289; S. 362.
Tragtaschen: Kj. 276, 291; S. 362; Kp. 396; T. 410—411.
Transport- und Verkehrsmittel: Kj: 53, 55, 56, 64, 68, 72, 75, 76, 80, 82, 104, 114, 122, 124, 132, 133, 134, 135, 136, 144, 152, 155, 160, 244, 252, 271, 275, 276, 277, 278, 279, 285, 289, 290, 291 bis 293, 306, 307, 309; S. 136, 136, 361, 362, 363; Kp. 96, 97, 99, 144, 393, 394, 395, 397; T. 123—126, 406, 407, 409, 410, 411.
S. a. Boot, Brücke, Fähren, Kiepe, Kindertragen, Reisende Indianer, Stirntragband, Tragkörbe, -taschen, usw.

Unterkunftshütte, Verkehr, Waſſertransportgefäß, Wege.
Trauer: Kj. 331; Abzeichen: Kj. 188—189, 207, 211, 214, 226, 331.
  Haus verbrannt: Kj. 331.
  Totenklage: Kj. 331.
  Trauerzeit: Kj. 331.
Träume: Kj. 332.
Traverſieren: 49.
Traveſſão: 5, 35, 37, 44, 85, 104, 121, 161.
  Calderão: 86, das Piranhas: 84, das tres Portas: 84, 85, de Santa Maria: 83, 91, 106; de Sta. Maria Velha: 85, 87, 104, 282, 368; Kayapó: 84.
Trindade: 165.
Trockenſtellen: 117, 118, 119, 122, 125, 128.
Trompeten: Kj. 315, 316, 351; S. 365; Kp. 400.
Tuberkuloſe: Kj. 337.
Tumanahu: Kj. 80, 108, 111, 129, 188, 322.

Uberaba: 11, 14, 167—168.
Überanſtrengung: 101, 102, 124, 127, 128.
Unfälle: 32, 34.
Unterkunftshütten: Kj. 132, 133, 136, 144, 275.
Unverheiratete: Abzeichen: Kj. 226, 231.
  S. a. Hageſtolze, Jungmannſchaft, Witwen.
Unwetter überſtehen: Kj. 160, 278.
Urheimat: Kj. 75, 348.
Urubu: 44, 47.
Uruku: Kj. 122, 212, 278, 304; auf Wunden: Kj. 335.
Uſch[illegible]ng: 85, 370.

Vasconcellos, Antonio José Cabral de Almeida e V.: 174, 351.
Vegetation: 14, 19, 25, 26, 31, 45, 106, 125, 163.
Verkehr: auf Rio Araguaya, ſiehe dort.
  Auf Straßen: 21, 163, 166.
  Zwiſchen Kj. und S. 132, 136.
— pläne 167—168.
Verlaſſene Dörfer, ſiehe Dorf.
Verlorener Winkel: 118.
Verträge mit Indianern: Kj. 56, 66, 67, 69, 72, 130.
Verwundete: Kj. 321.
Vexierſchnitzeſel: Kj. 312—313.
Viehherden: 14.
Villa Real, Thomaz de Souza: 175, 405.
Vogelfalle: Kj. 247—248.
Vogelhandel und -transport: Kj. 144, 244.
Vogelkäfig: Kj. 76, 244.
Vogelpfeil: Kj. 247, 305.
Vogelrupfen: Kj. 248.
Vorräte: Kj. 105, 109, 114.
  gering in den Dörfern: Kj. 243—244, 251; S. 142, 359—360; Kp. 387; ſ. a. Schildkrötenkäfige.
Vorratsgerüſt: Kj. 51, 59, 199—200, 202 bis 203; Kp. 97, 273.
  Oberboden: S. 354.
Vorſicht nötig: Kj. 76, 79—80.
Vorſtellung: 39, 54, 58, 61, 64, 67—68, 70, 73.
Vorſtöße zu den Šavajé: 66, 67, 69, 71, 72, 108 - 110, 130.

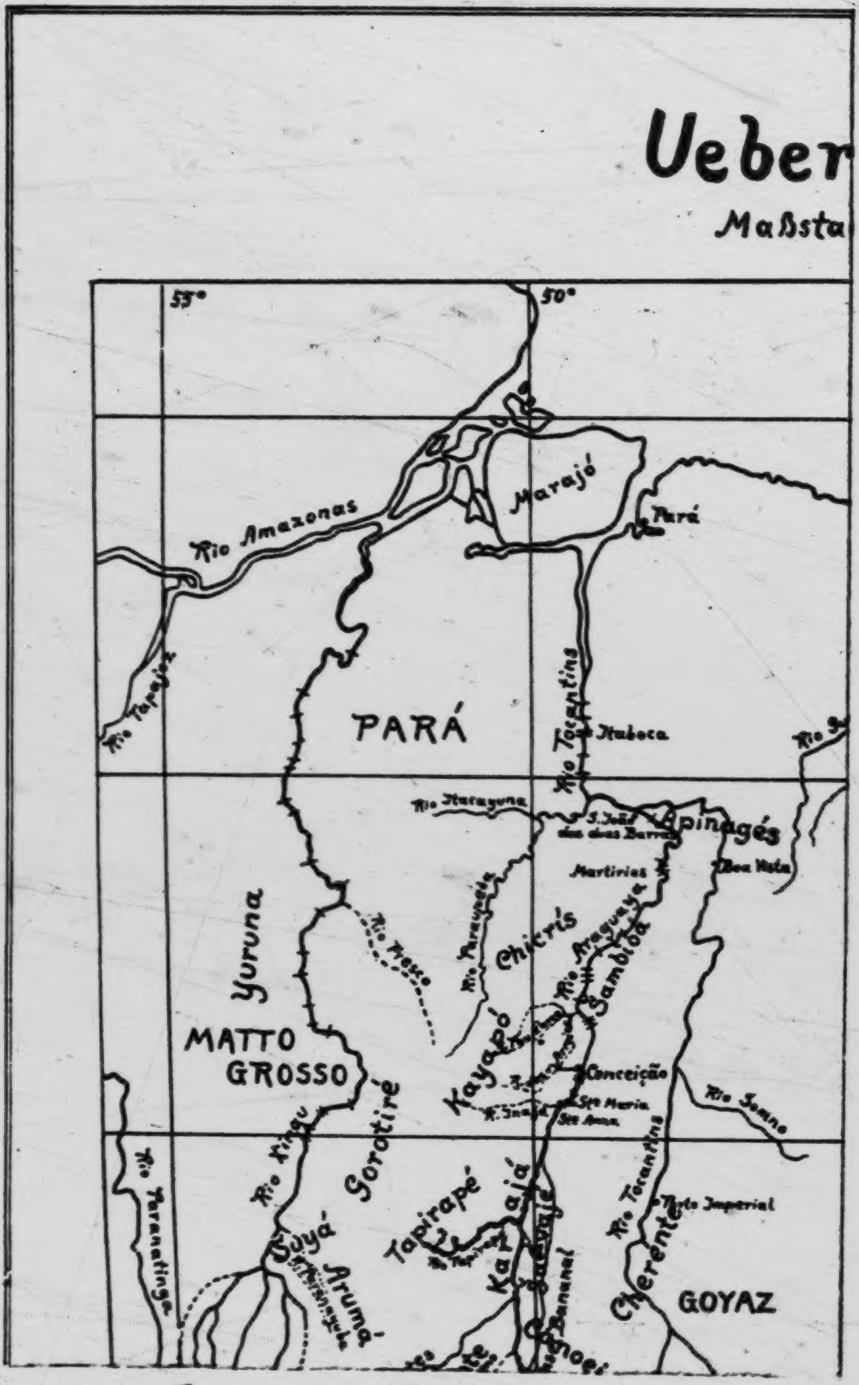
Wache: Kj. 67, 70, 71, 74, 76, 108, 148, 323.
Wachs: Kj. 246, 281, 304.
Wachsfiguren: Kj. 81—82, 150.
Wadenbänder: Kj. 226—227, 290; S. 356; Kp. 385.
  anhäkeln: Kj. 157.
Waffen: Kj. 57, 64, 112, 247, 249, 261—264, 265—266, 267—270, 271—272, 273, 274, 275, 279, 285, 305, 306, 351; S. 142, 360, 361, 362, 364—366; Kp. 97, 99, 386, 389, 390, 391, 392—395; T. 404, 405, 411; ſ. a. Bogen, Bumerang, Keule, Kugelbogen, Lanze, Pfeilſchleuder, Steinſchleuder.
Waiſe: 169; Kj. 326.
Walalá: 35, 82, 161, 162.
— Häuptling: Kj. 82, 83, 106—107, 188.
Wald: 25, 26, 30, 44, 75, 94, 96, 115, 116, 118, 120, 123, 127, 135, 137, 163, 168.
Wandern: Kj. 51, 107, 108, 113, 116, 189; S. 109; T. 126.
Wanderlager: Kj. 35, 63—64, 65, 69, 82, 105, 106, 108, 152—153, 203.
Waſſer, Araguaya: 47, 49, 75, 97, 112, 160.
— aus Sümpfen: 125, 126.
  Tapirapé: 123.
Waſſerfall: 121, 126, 340.
Waſſergraben: 125, 126, 127.
Waſſerkühlgefäß: 49, 56, 112.
Waſſerlianen: 127.
Waſſermangel: 94, 95, 97, 101, 102, 120, 125, 126, 127, 406, 407.
Waſſerſcheide Parana zu Amazonas: 18, 26, 166.
Waſſerſchöpfgefäß für Boote: Kj. 277.
Waſſerſuchen: Kj. 340.
Waſſertransportgefäße: Kj. 133, 275; S. 362, 363; T. 97.
Weben ſ. Flechten.

Weg: Kj. 133, 135, 275; Kp. 96, 97, 393; T. 122, 126, 406, 407.
Wegaufnahmen: 7, 23, 31, 37, 73, 105, 122.
Weiden: 22, 25, 31, 37.
Wein: 165.
Werbung: Kj. 325.
Wettlauf: Kj. 159, 313.
Wildſchwein: 45, 127; Kj. 246; Kp. 386.
Witwe: Kj. 243, 325, 326.
Wochenbett: Kj. 327.
— der Männer: Kj. 327; Kp. 401.
worizo-Tanz: Kj. 148, 318.
Wunden ausbrennen: Kj. 335—336.
Wundkratzer: Kj. 217, 218, 336; T. 358; Kp. 386.
Wundmittel: Kj. 336.

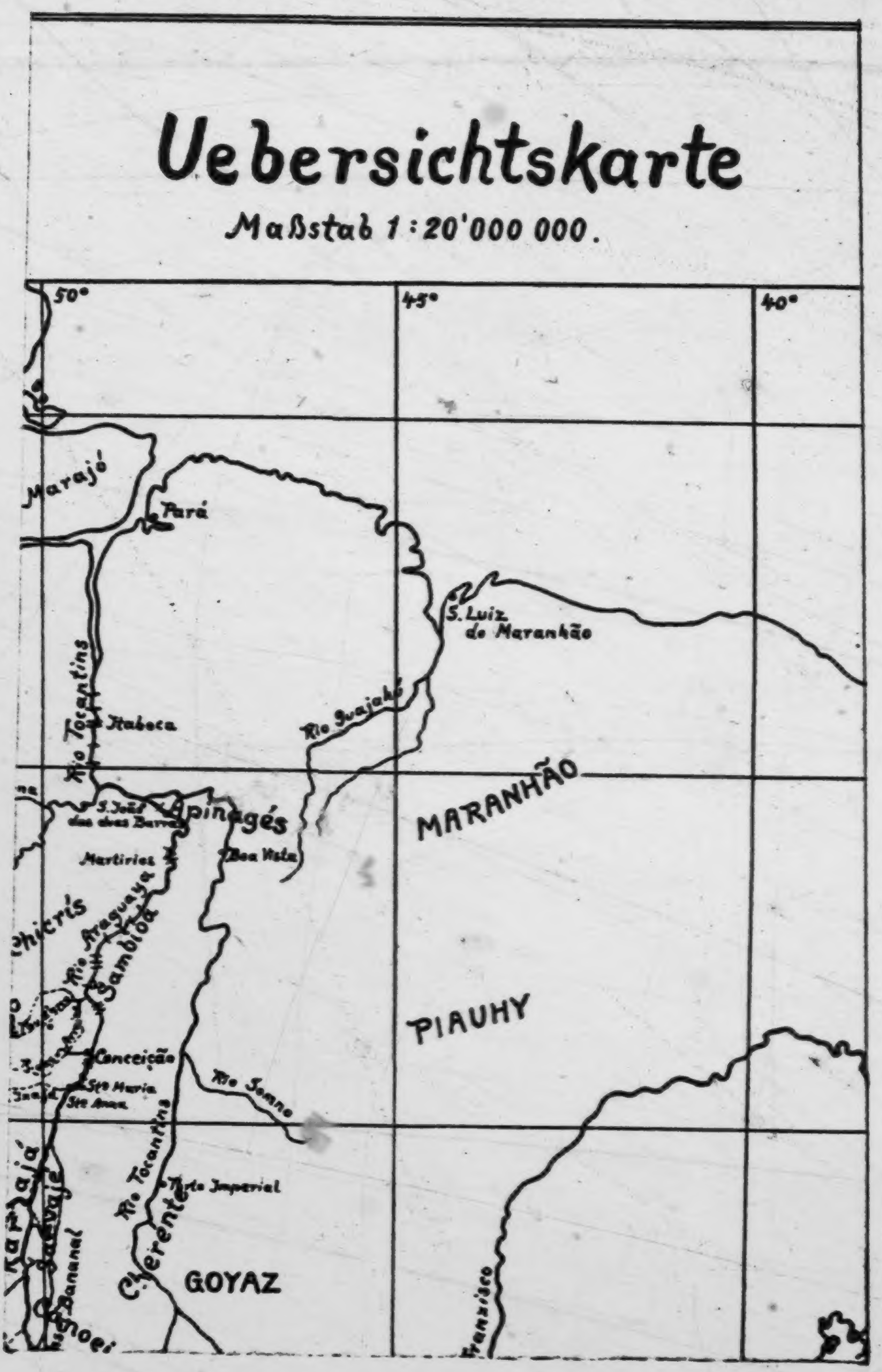
Xinguexpeditionen: 4. 177, 188.
Xinguindianer: 86, 114, 118, 142, 273, 274, 342, 411.

Yuruna 186.

Zählen: Kj. 111, 311, 339.
Zahnſchmerzmittel: Kj. 337.
Zauberarzt: Kj. 73, 336.
Zauberei: Kj. 42, 164, 166, 167, 278, 332—335, 348.
S. a. Affenpenis-, Augen-, Fieber-, Regen-, Schuß-, Zitteraalzauber, Zauberpfeil.
Zauberpfeil: Kj. 166, 334.
Zehenbildung: Kj. 184.
Zeichnen: Kj. 40, 58, 68, 71, 74, 76, 78, 80, 82, 153.
Zelt: 7, 31, 60, 86, 167.
Ziernarben: Kj. 217—218.
Zitteraalzauber: Kj. 334—336, 348.
Zodiakallicht: 65.
Zopf: Kj. 63, 69, 210.


Ueber
Maßsta
53°
50°
Marajó
Pará
Rio Amazonas
Rio Tapajoz
PARÁ
Rio Tocantins
Itaboca
Rio Itacayuna
S. João das duas Barras
Apinagés
Martirios
Boa Vista
Yuruna
Rio Fresco
Rio Parauapeba
Chicris
Rio Araguaya
Sambioá
Kayapó
Conceição
Sta Maria
Sta Anna
R. Inajá
Rio Tocantins
Rio Somno
MATTO GROSSO
Gorotiré
Rio Xingu
Rio Paranatinga
Suyá
Arumá
Tapirapé
Karajá
Javahé
Bananal
Canoeiros
Porto Imperial
Cherente
GOYAZ

[End Map A-1]

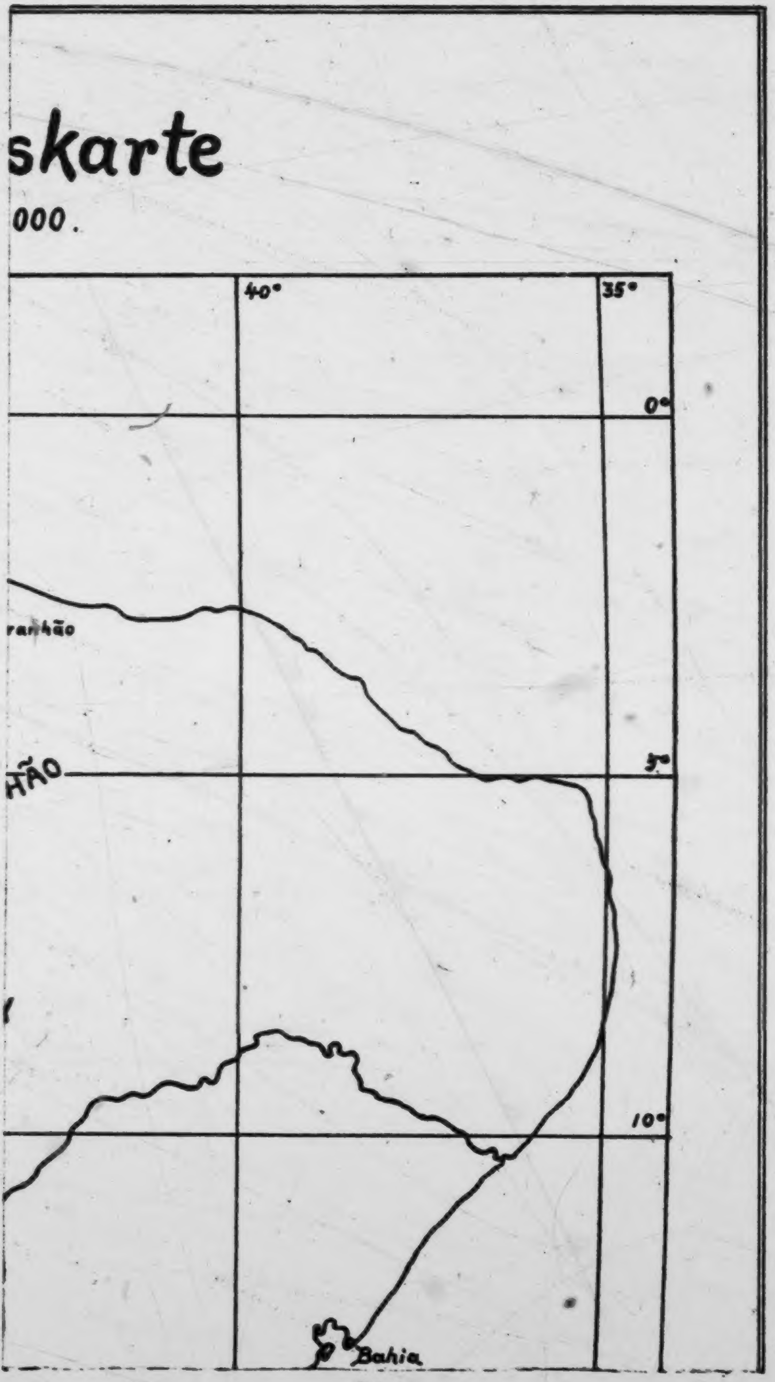


Uebersichtskarte

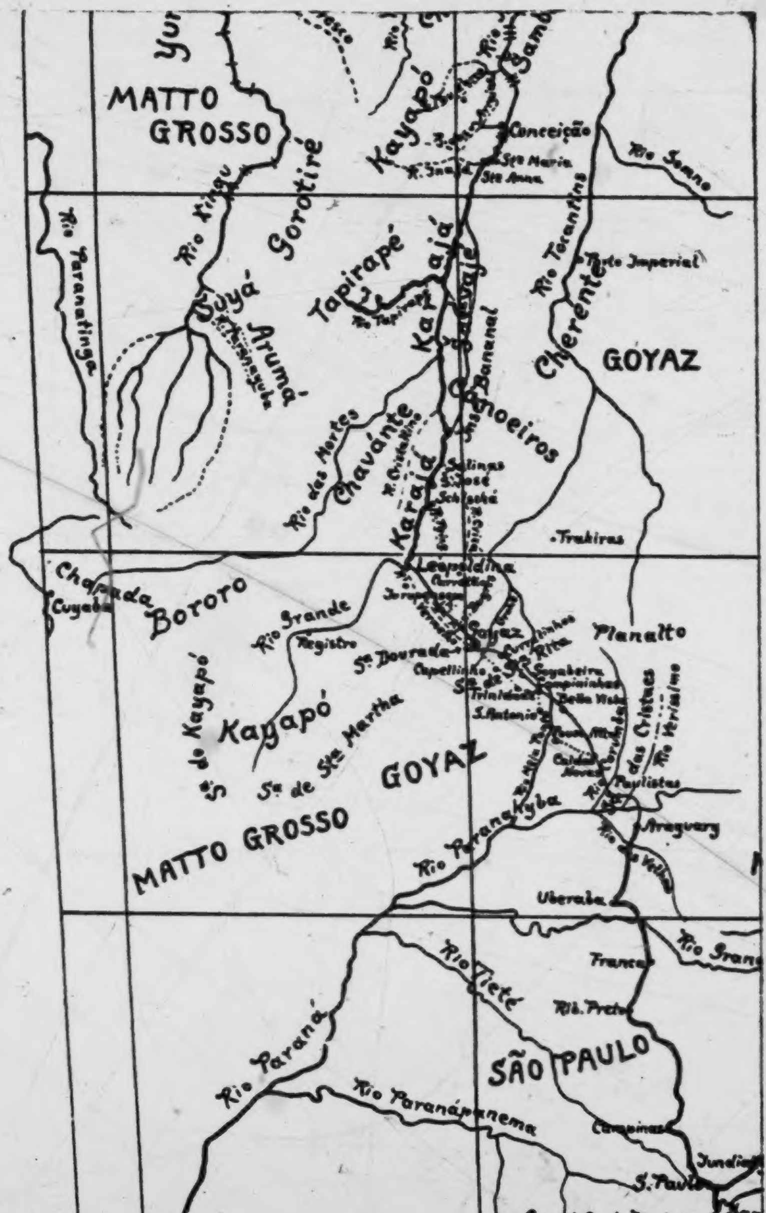
Maßstab 1:20'000 000.

50°
45°
40°
Marajó
Pará
S. Luiz do Maranhão
Rio Tocantins
Itabeca
Rio Guajahú
MARANHÃO
S. João das duas Barras
Apinagés
Boa Vista
Martirios
Chicris
Rio Araguaya
Sambioá
Conceição
Sta Maria
Sta Anna
Rio Somno
PIAUHY
Rio Tocantins
Porto Imperial
Cherente
GOYAZ
Karajá
Javahé
Bananal
Canoeiros
Francisco

[End Map A-2]

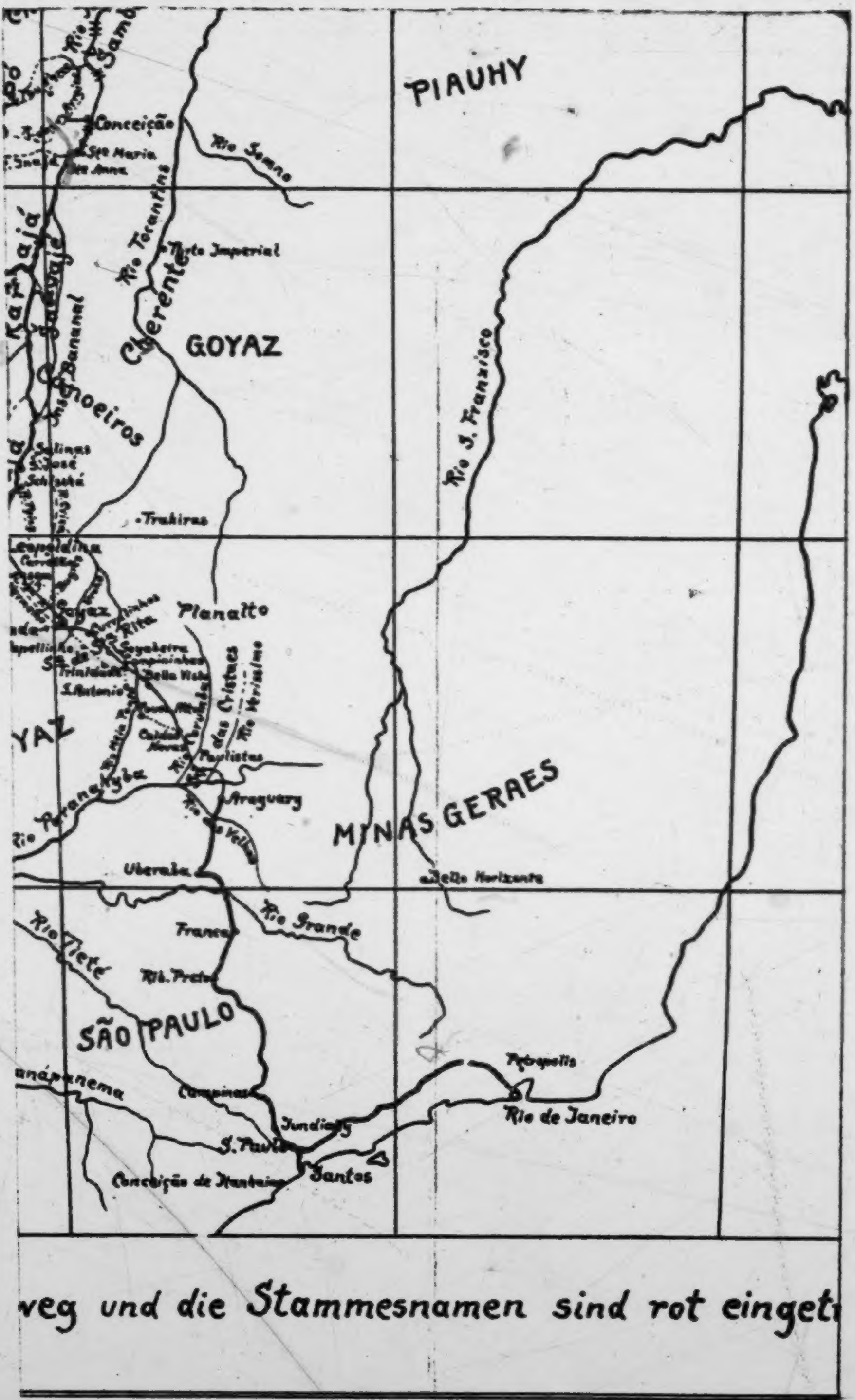

skarte
000.
40°
35°
0°
5°
10°
ranhão
HÃO
Bahia

[End Map A-3]

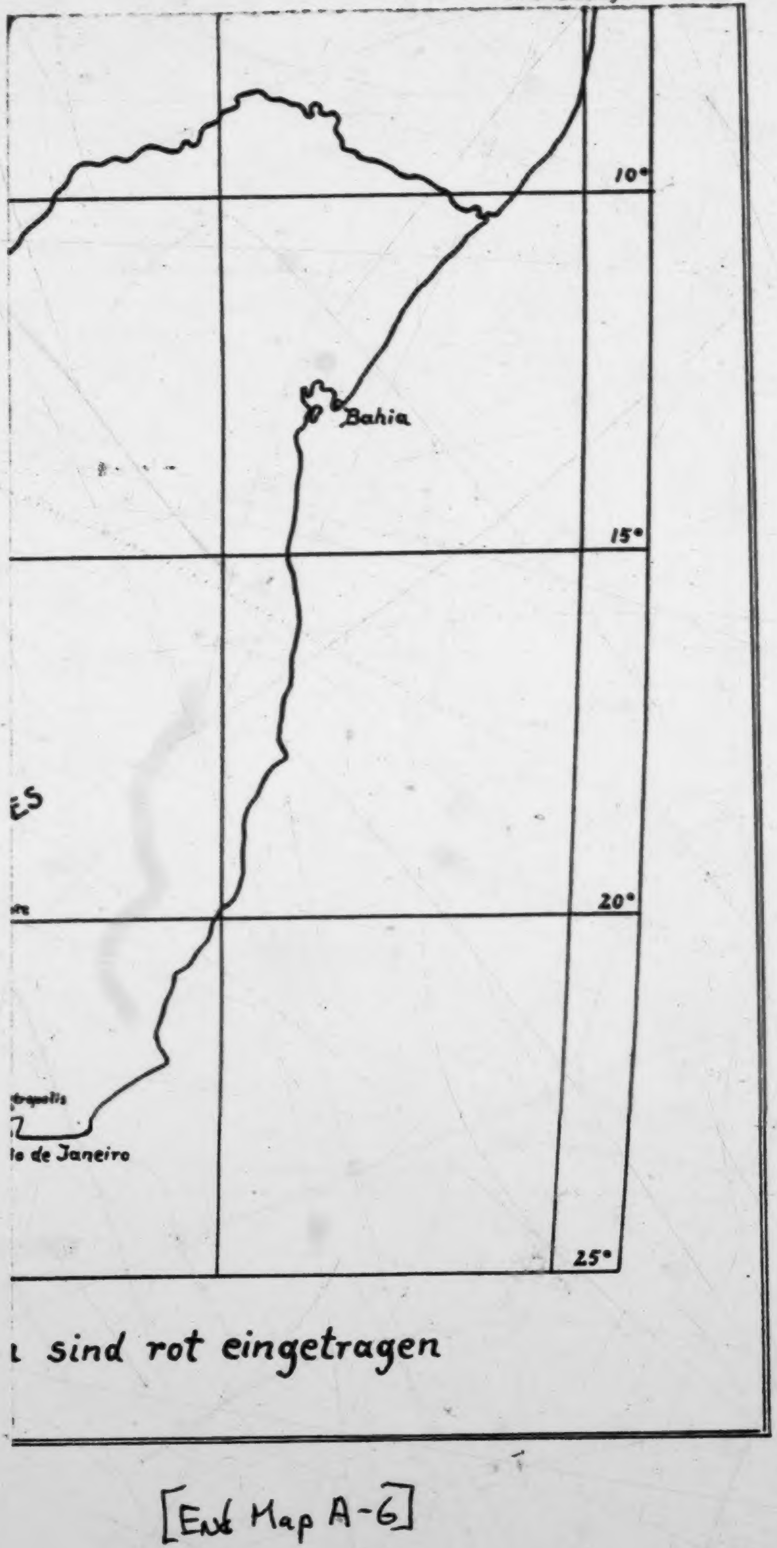

MATTO GROSSO
Yur
Kayapó
Conceição
Rio Somno
Sta Maria
Sta Anna
Rio Xingu
Gorotiré
Rio Paranatinga
Tapirapé
Karajá
Porto Imperial
Rio Tocantins
Suyá
Arumá
Cherente
GOYAZ
Bananal
Canoeiros
Rio das Mortes
Chavánte
Salinas
S. José
Karajá
Trahiras
Chapada
Cuyabá
Bororo
Leopoldina
Rio Grande
Registro
Goyaz
Planalto
Sa Dourada
Capellinha
Trindade
S. Antonio
Bella Vista
Rio das Velhas
Rio Verissimo
Serra de Kayapó
Kayapó
Sa de Sta Martha
GOYAZ
MATTO GROSSO
Rio Paranahyba
Paulistas
Araguary
Rio das Velhas
Uberaba
Rio Grande
Franca
Rio Tieté
Rib. Preto
Rio Paraná
SÃO PAULO
Rio Paranápanema
Campinas
Jundiahy
S. Paulo
Conceição de Itanhaim

Der Reiseweg und die Stam

[End Map A-4]

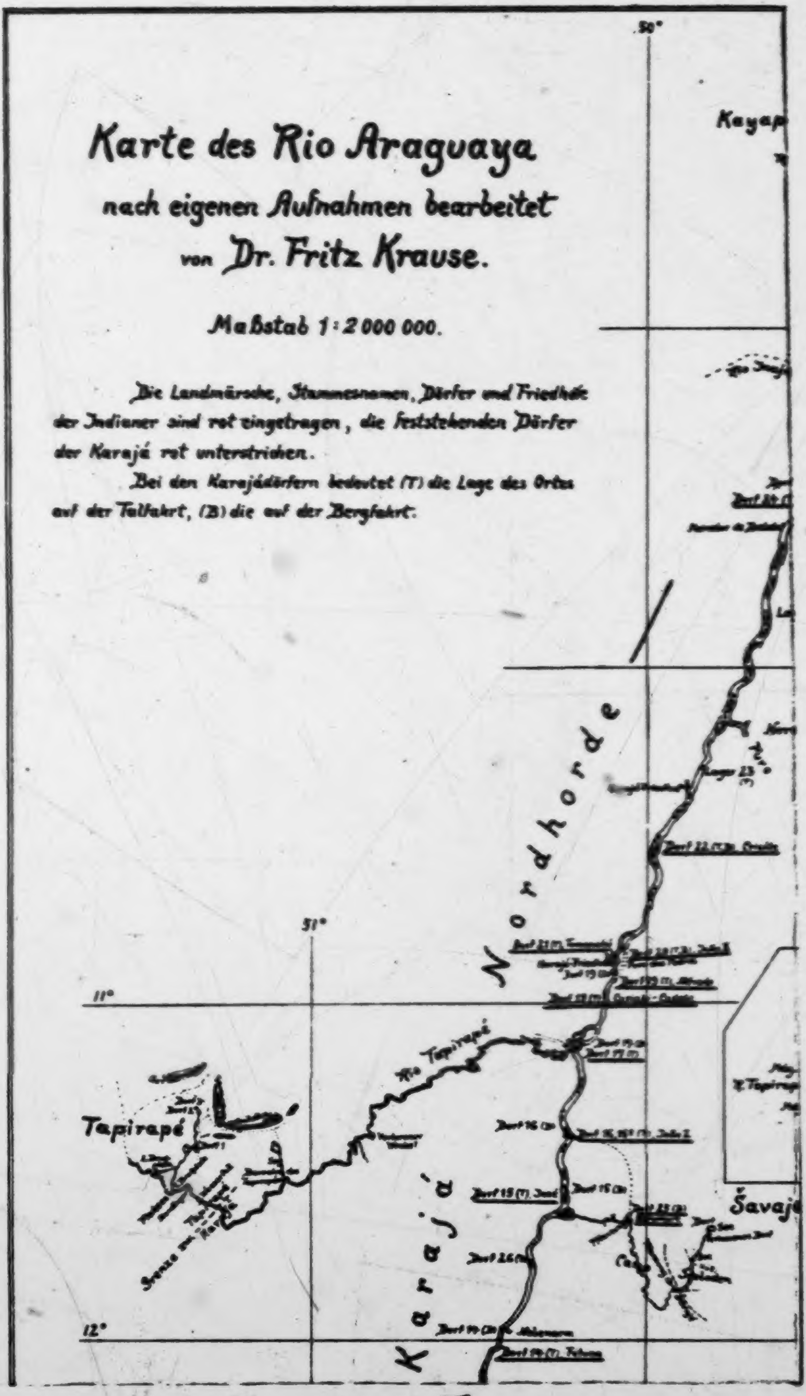

PIAUHY
GOYAZ
MINAS GERAES
SÃO PAULO
Conceição
Sta Maria
Sta Anna
Rio Somno
Rio Tocantins
Porto Imperial
Cherente
Karajá
Bananal
Canoeiros
Salinas
S. José
Trahiras
Rio S. Franzisco
Leopoldina
Goyaz
Rita
Planalto
Trinidade
S. Antonio
Bella Vista
Paulistas
Araguary
Rio Paranahyba
Uberaba
Rio das Velhas
Bello Horizonte
Rio Grande
Franca
Rib. Preto
Rio Tieté
Paranapanema
Campinas
Jundiahy
S. Paulo
Santos
Conceição de Itanhaém
Petropolis
Rio de Janeiro
weg und die Stammesnamen sind rot einget

[End Map A-5]


10°
15°
20°
25°
Bahia
ES
tropolis
io de Janeiro

ı sind rot eingetragen

[End Map A-6]



Karte des Rio Araguaya
nach eigenen Aufnahmen bearbeitet
von Dr. Fritz Krause.

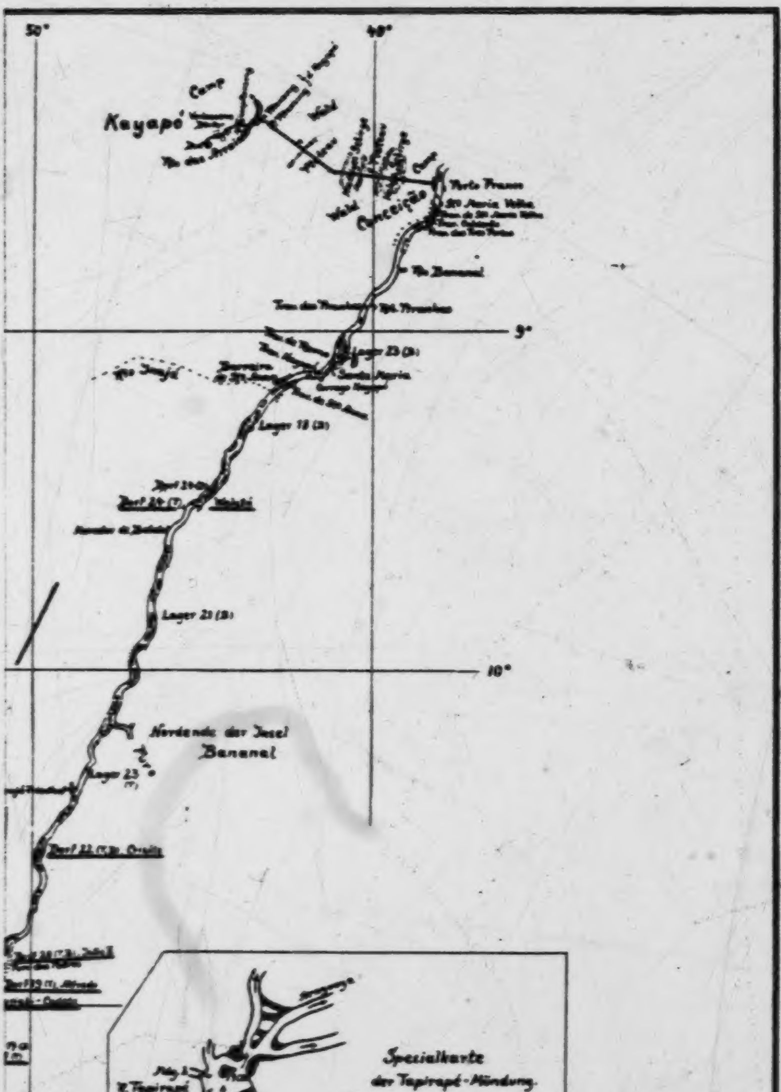
Maßstab 1:2 000 000.

Die Landmarken, Stammesnamen, Dörfer und Friedhöfe der Indianer sind rot eingetragen, die feststehenden Dörfer der Karajá rot unterstrichen.

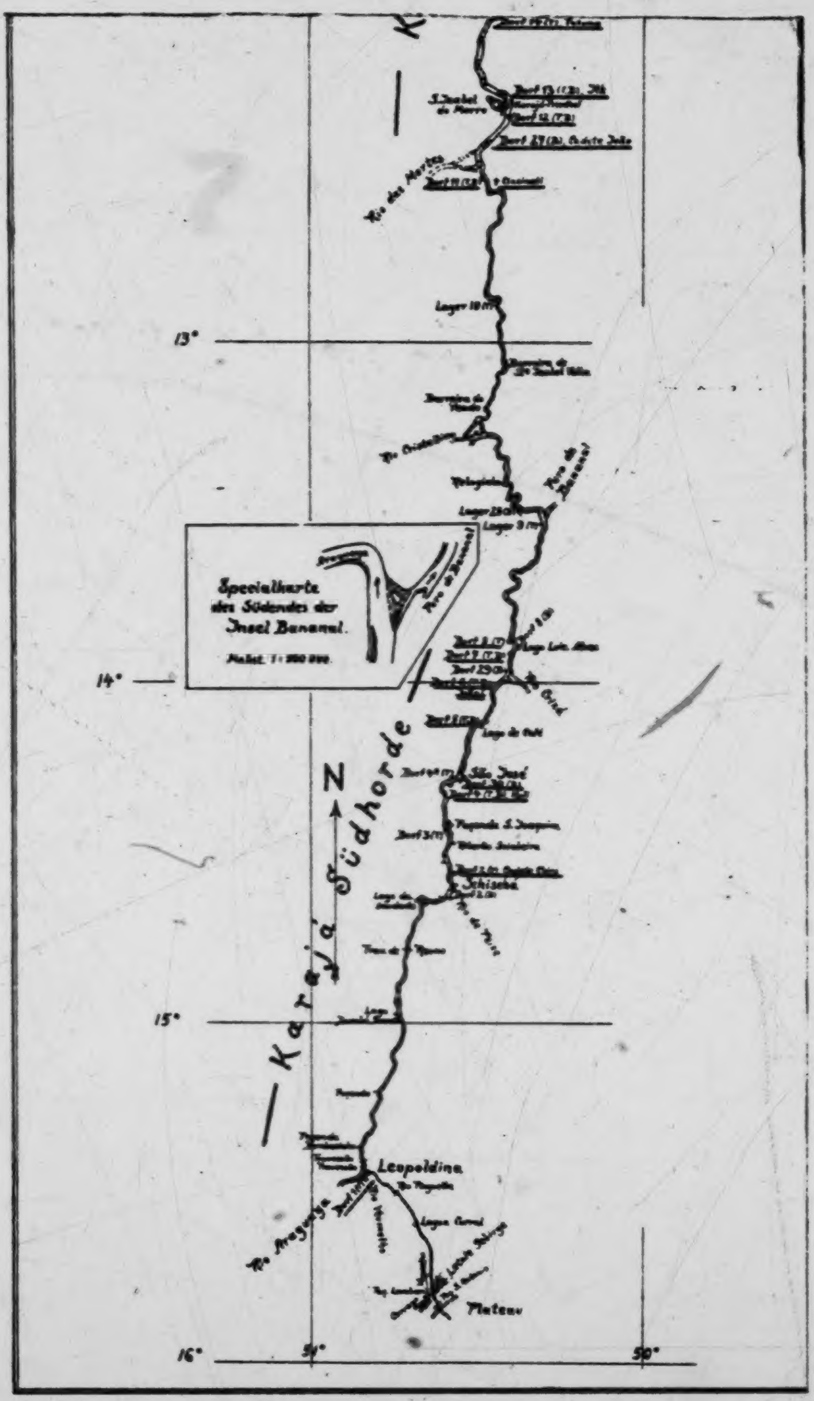
Bei den Karajádörfern bedeutet (T) die Lage des Ortes auf der Talfahrt, (B) die auf der Bergfahrt.

50°
51°
11°
12°
Kayap
Nordhorde
Karajá
Rio Tapirapé
Tapirapé
Šavajé
Dorf 22 (T)
Dorf 16 (B)
Dorf 15 (T)
Dorf 15 (B)
Dorf 26 (B)

[End Map B-1]


50°
48°
Camp
Kayapó
Wald
Porto Franco
Conceição
9°
Lager 23 (3)
Santa Maria
Lager 18 (3)
Walde
Lager 21 (3)
10°
Nordende der Insel
Bananal
Lager 23 (7)
Šavajé
Specialkarte
der Tapirapé-Mündung.
R. Tapirapé

[End Map B-1]


Karajá Südhorde
N
Specialkarte des Südendes der Insel Bananal.
S. Isabel do Morro
Rio das Mortes
Dorf 12 (T.3)
Rio Cristalino
Furo do Bananal
Dorf 29 (3)
Lago de Café
São José
Dorf 3 (T)
Schiseba
Leopoldina
Rio Vermelho
Rio Araguaya
Plateau
13°
14°
15°
16°
51°
50°

[End Map B-3]